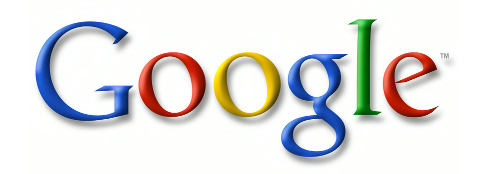
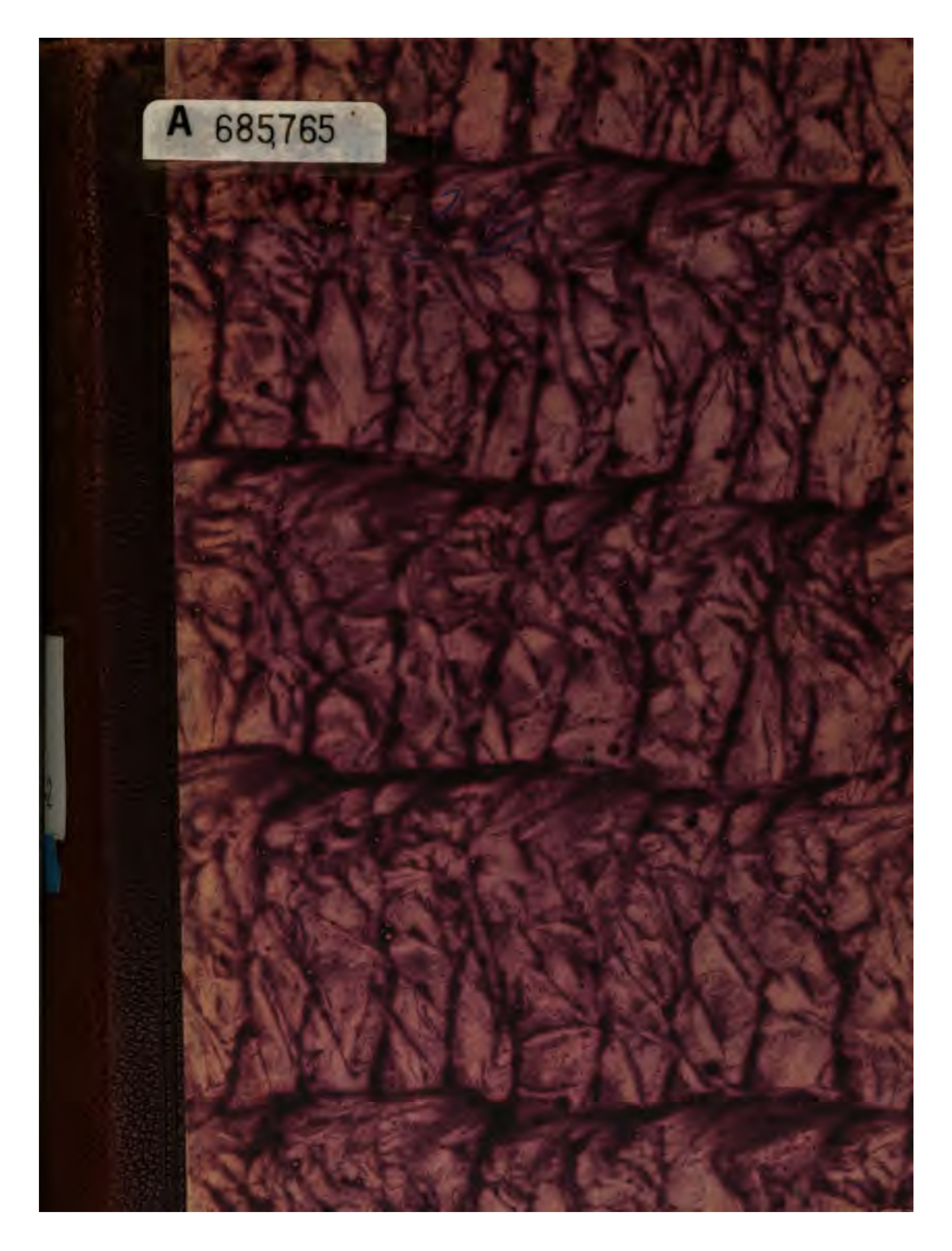
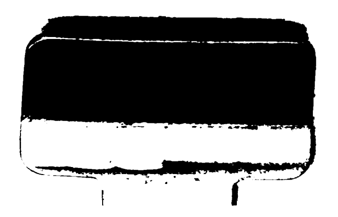

Google


A 685765


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES·SCIENTIA·VERITAS
1817



Geschichte Böhmens und Mährens

Von

Bertold Bretholz

Erster Band

Das Vorwalten des Deutschtums bis 1419



Reichenberg
Paul Sollors' Nachf. G. m. b. H.
1921

Verlags-Nr. 184.

Druck von Gebrüder Stiepel Ges. m. b. H. in Reichenberg.

Vorwort.

„Ein Volk, das nicht weiß, woher es kommt,
weiß auch nicht, wohin es geht."

Dieser Ausspruch eines neueren deutschen Geschichtsforschers, der unseren Verhältnissen ferne stand, eignet sich gleichwohl in unserer Zeit als Einbegleitung einer Heimatgeschichte, deren erstem Bändchen binnen Jahresfrist noch ein zweites und drittes folgen sollen.

Sie ist aus Vorträgen entstanden, die ich über Aufforderung des Brünner Lehrerinnenvereins vor einem allgemeinen Hörerkreis im Jahre 1920 gehalten habe. Die Behandlung dieses Gegenstandes in der einen und anderen Art, als Vorlesung oder in Buchform, lag mir schließlich nicht fern. Hatte ich doch, von Einzelarbeiten zur böhmischen und mährischen Geschichte abgesehen, schon zweimal den Versuch gemacht, eine Gesamtgeschichte dieser Länder zu schreiben. In den Jahren 1893 und 1895 erschienen die zwei ersten Hefte meiner „Geschichte Mährens", die aber nur bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, bis 1197, reichten. Hier angelangt, stieß ich auf Schwierigkeiten, die zu überwinden mir damals nicht möglich war. Die unmittelbare Fortsetzung hätte sich nämlich mit der sogenannten deutschen Kolonisation in Mähren im 13. Jahrhundert beschäftigen müssen, d. h. mit der Einwanderung und Festsetzung von Deutschen in diesem Land. Diese Frage schien mir eine genauere Behandlung zu verdienen, als sie bis dahin in den heimischen Geschichtsbüchern erfahren hatte. Ich hielt es für meine Aufgabe, die mehr in allgemeinen Betrachtungen sich ergehenden Schilderungen durch bestimmte sachliche Angaben zu ergänzen, das wesenlose Bild durch Vorführung tatsächlicher Vorkommnisse nach Ort und Zeit zu beleben. Allein alles noch so aufmerksame Durchforschen der Quellen führte zu keinem Ergebnis. Ich fand keine einzige Nachricht, die auf eine Einwanderung fremder deutscher städtischer oder bäuerlicher Kolonisten nach Mähren im 13. Jahrhundert oder vorher schließen ließ. Ich wandte mich der Geschichte Böhmens zu, in dem Glauben, dort die Belege für die so allgemein verbreitete Ansicht finden zu müssen und dann wenigstens durch Rückschlüsse die Entwicklung in Mähren einigermaßen aufhellen zu können. Noch einmal wurde in jahrelanger Arbeit die Durchsicht

aller einschlägigen Quellenwerke vorgenommen, — wieder ohne Erfolg. Dadurch geriet die Darstellung der mährischen Geschichte ins Stocken; wie wenn man beim Bau auf weichenden Boden gerät und sich erst festen Grund schaffen muß.

Es war für mich nur ein geringer Trost, als mir mein ehemaliger Lehrer, Professor Büdinger in Wien, dem ich gelegentlich meine Verlegenheit vortrug, nur ganz kurz erklärte: dort bin auch ich stecken geblieben; er meinte damit seine „Österreichische Geschichte", von der nur der erste Band im Jahre 1858 erschien, in dem das Kapitel „Böhmen" schon bei 1055 abbricht. Auch die letzte auf gründlicher Forschung beruhende „Geschichte Böhmens" von Univ.-Prof. V Novotný in Prag (in tschechischer Sprache), deren erster Band 1912 erschienen ist, schließt mit dem Jahre 1197 und hat seither noch keine Fortsetzung erhalten. Jeder ernste Forscher muß hier, vor der Darstellung der Geschichte Böhmens oder Mährens im 13. Jahrhundert, auf eine Schranke stoßen, die seiner Arbeit Einhalt gebietet und zur Überprüfung der bisherigen Auffassung zwingt.

Eben als ich mich mit diesen Fragen beschäftigte, erhielt ich die Aufforderung, mich an einem großgedachten Geschichtswerk über Böhmen zu beteiligen, das der Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen plante, das aber dann nicht zustande kam. An der mir zugewiesenen Arbeit hielt ich jedoch fest, und habe sie auch im Jahre 1912 als „Geschichte Böhmens und Mährens bis zum Aussterben der Premysliden (1306)" herausgegeben. Hier habe ich zuerst meine Grundanschauungen über den Verlauf der böhmisch-mährischen Geschichte bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts, also mit Einschluß des sogenannten Kolonisations-Zeitalters, darzulegen versucht. Dieser Band war ursprünglich gedacht als erster Teil einer bis in die neueste Zeit reichenden Geschichte beider Länder. Allein da mein Standpunkt nicht die Zustimmung des Vereinsausschusses fand, trotzdem das Buch als „Festschrift" zur Feier des 50jährigen Bestandes dieses Vereines erschienen war, mußte die Fortführung des Werkes unterbleiben. — Ich habe gleichwohl nicht aufgehört, sowohl diese älteste Periode weiter durchzudenken, als auch an der folgenden zu arbeiten. Und so traf mich denn der Auftrag, der mir vor einigen Jahren zuteil wurde, eine Geschichte Böhmens der neueren Zeit, seit 1526, zu verfassen, deren erster Band 1920 erschienen ist, ebensowenig unvorbereitet, wie der

Wunsch meiner Hörerschaft, meine Vorträge in Form einer vollständigen kurzgefaßten Geschichte Böhmens und Mährens herauszugeben, deren Beginn hier vorliegt.

Wenn ich auch mit Rücksicht auf die Leserkreise, für die das Buch berechnet ist, stets darauf bedacht war, keine nur für „Fachgenossen" berechnete Arbeit zu liefern, so halte ich es doch für Pflicht jedes wissenschaftlich Arbeitenden, den Leser zu sich emporzuziehen und nicht, unter dem Vorwand „gemeinverständlich" sein zu wollen, ihn so bescheiden als nur möglich einzuschätzen und ihm nur einen Abklatsch und Auszug aus älteren Werken vorzulegen. Es scheint mir notwendig, den Leser, wer immer es sei, mit dem ganzen Getriebe unserer böhmisch-mährischen Geschichtschreibung und Geschichtsforschung in den Hauptzügen bekannt zu machen, ihn in die ungelösten Fragen einzuweihen, ihm einen Behelf an die Hand zu geben, sich über den geschichtlichen Verlauf ein eigenes Urteil bilden zu können. Hiezu sollen auch die Anmerkungen dienen, die ich an den Schluß des Buches verlegt habe.

Ich kann nach den früheren Erfahrungen kaum annehmen, daß meine Ausführungen, die von allen bisherigen Schilderungen böhmisch-mährischer Geschichte weit abweichen, allgemeine Zustimmung finden werden, am wenigsten in jenen wissenschaftlichen Kreisen, die auf die Richtigkeit ihrer alten Anschauungen pochen, „weil sie doch überall stehen." Ein Goethe'sches Xenion lautet: „Liegt der Irrtum nur erst wie ein Grundstein unten am Boden, — immer baut man darauf nimmermehr kommt er an Tag." Aber ich darf vielleicht die Bitte aussprechen, die Fragen, die ich mir aufzuwerfen und auch der Hauptsache nach zu beantworten erlaubt habe, und die für das ganze deutsche Volk von Bedeutung sind, zu prüfen und rein wissenschaftlich weiter zu verfolgen. Denn hier konnten doch nur gleichsam die Grundmauern für den Aufbau der heimischen Geschichte gelegt werden. Darnach muß sich nun, wenn meine Anschauung richtig ist, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, Sozial- und Verfassungsgeschichte, vor allem aber unsere Orts- und Stadtgeschichte von den ältesten Zeiten an ganz neu gestalten. Eine große Arbeit für viele, nicht für einen allein.

Brünn, am 9. Juli 1921. B. Bretholz.

Inhaltsübersicht.

Erster Abschnitt.

Übersicht über die Quellen und die Geschichtschreibung.

Die Geschichte eines Staatswesens oder eines seiner Glieder während seines ganzen Bestandes oder in einem bestimmten Zeitabschnitt seiner Entwicklung zu erzählen, ist nur möglich, wenn „Quellen“ zur Verfügung stehen, d. h. schriftliche Überlieferungen und Aufzeichnungen im weitesten Sinn des Wortes. Sie bilden gleichsam den unentbehrlichen Rohstoff, der erst unter Anwendung verschiedener Methoden der Verarbeitung zum eigentlichen Geschichtswerk unterworfen werden muß.

Wenn wir uns also vornehmen, die Geschichte Böhmens und Mährens, die seit jeher mannigfache Beziehungen zueinander haben, von den ältesten bis auf unsere Zeiten darzustellen, so wird es zum besseren Verständnis nicht überflüssig sein, zuerst, wenn auch nur in allgemeinsten Umrissen, klarzulegen, welche Hauptquellen hiefür vorliegen, wann und wo sie entstanden sind, wie wir sie bewerten und welche Bearbeitung sie bisher erfahren haben.[1]

Gehen wir dabei von der neueren und neuesten Zeit aus, so ist wohl bekannt. wie reich da im allgemeinen die geschichtlichen Quellen fließen und wo sie zu suchen sind: Akten, Urkunden, amtliche Berichte, Zeitungen, Briefschaften, Tagebücher, Denkwürdigkeiten liegen in Ämtern, Registraturen, Archiven, Bibliotheken, Schrift- und Bildwerke aller Art finden sich in Museen, öffentlichen und nichtöffentlichen Sammlungen, in Kirchen und auf Friedhöfen, auf den Plätzen und Straßen, in einzelnen Häusern.

Allein diese Behelfe sind naturgemäß wie nach Inhalt und Form so auch nach innerem Wert sehr verschieden. Man wird, um es an einem Beispiel klarzumachen, einen Zeitungsartikel, selbst einen größeren Aufsatz von berufener Seite über Kaiser Franz Josef I. von Österreich anders einschätzen, als etwa eine

Selbstbiographie, wenn sie vorhanden wäre, und diese anders als seine Briefschaften, wenn sie gesammelt vorlägen; und wieder ganz andere Bedeutung hätten Berichte und Aufzeichnungen von Personen, die mit ihm in unmittelbarem Verkehr standen. Aber auch Bilder und Denkmäler, Münzen und Medaillen, die ihn darstellen oder auf sein Leben und Wirken Bezug haben, wird man nicht übersehen dürfen. All das sind Quellen zur Geschichte dieses Fürsten, daraus man, wenn man sie alle besäße und kennte, ein klares und wahres Bild seines Lebens und seiner Zeit zu schaffen vermöchte. Allerdings, in solcher Reichhaltigkeit stehen uns geschichtliche Quellen nur äußerst selten zur Verfügung.

Ganz ebenso verhält es sich, wenn man anstatt der Geschichte einer Persönlichkeit die eines Landes schildern will. Je mehr verschiedenartige Quellen vorliegen, desto reicher und zuverlässiger kann die Darstellung sein. Aber auch auf diesem Gebiete ist der sogenannte embarras de richesse, die Überfülle, die in Verlegenheit versetzt, nur für die allerneueste Zeit vorhanden.

Wie die Menge und Buntheit des Baum- und Blumenwuchses abnimmt, in je höheres Gebiet wir hinaufsteigen, so erschöpft sich auch der Reichtum und die Mannigfaltigkeit an geschichtlichen Quellen, je weiter wir in der Zeit zurückgehen. Wie rasch verschwinden die regelmäßigen Zeitungen, wie selten werden, wenn man nur ein, zwei Jahrhunderte nach rückwärts schreitet, Bauten, Bilder, Denkmäler, wie spärlich im allgemeinen Briefe, Rechnungen, Geschäftsbücher, Familienpapiere. In Wahrheit rechnet der Geschichtschreiber in unseren Ländern nur mit drei großen Gruppen von Quellen: Akten, Urkunden, Chroniken. Und auch diese verteilen sich ungleich auf die verschiedenen Zeitabschnitte und haben für den Forscher verschiedenartige Bedeutung.

Ämter hat es immer gegeben, wo es ein geordnetes Staatswesen gab, und sie haben wohl auch zu jeder Zeit Aufzeichnungen besessen, die man gemeiniglich als Amtsakten oder Amtsbücher bezeichnet. Aber selbst bei dem höchsten und wichtigsten Amt im Lande Mähren, bei der Statthalterei, die sich aus einem der ältesten Ämter, der Landeshauptmannschaft, herausgebildet

hat, ist aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege fast nichts mehr vorhanden; alles verloren, zugrunde gegangen! In Böhmen dürfte bei der gleichen Behörde, soweit bisher bekannt, der Anfang des 16. Jahrhunderts die Grenze bezeichnen. — Eine für die Landesgeschichte so wichtige Quelle, wie die Landtagsakten, reichen in beiden Ländern nicht über das Jahr 1526 zurück, und doch wissen wir, daß Landtage oder ähnliche Landesversammlungen bei uns auch früher, nachweislich schon im 12. Jahrhundert abgehalten wurden. Aber Akten, schriftliche Aufzeichnungen über die dort verhandelten Gegenstände und gefaßten Beschlüsse fehlen; sei es, daß sie im Laufe der Zeit irgendwie der Vernichtung anheimgefallen sind, sei es, daß man damals nichts schriftlich aufgezeichnet hat, sondern daß nur mündlich verhandelt wurde. Es ist nämlich eine eigentümliche Wahrnehmung, daß die Menschen des früheren Mittelalters auf schriftliche Aufzeichnungen noch nicht solches Gewicht legten, wie späterhin. Sie haben sich lieber auf ihr Gedächtnis verlassen; das konnte wenigstens nicht wie ein Schriftstück gefälscht werden. Auch waren wohl selbst viele der im öffentlichen Leben wirkenden Personen dazumal noch des Schreibens unkundig. Das schriftliche Zeugnis hatte für sie daher nur geringen Wert.

Besser als Amtsakten und -bücher aller Art haben sich die Urkunden im engeren Sinne des Wortes erhalten, d. h. amtliche Schriftstücke, die an eine bestimmte äußere Form gebunden waren und zur Beglaubigung eines geschichtlichen Ereignisses oder auch eines geschäftlichen Abkommens zumeist rechtlicher Natur dienten. Man stellte Urkunden aus über Käufe, Schenkungen, Vermächtnisse, verliehene Rechte und Freiheiten, man wählte die Urkundenform nicht minder bei Friedensschlüssen, Staatsverträgen u. a. m. Doch auch diese geschichtlichen Zeugnisse sind einerseits zeitlich beschränkt und anderseits nicht immer bedingungslos hinzunehmen. In unseren Ländern reichen sie lange nicht soweit zurück, wie etwa in dem Böhmen benachbarten Bayern, geschweige denn in Westdeutschland, Italien, Spanien, Frankreich. Die älteste Originalurkunde eines böhmischen Herzogs, die wir kennen, stammt aus dem Jahre 1057 und betrifft Schenkungen an die Kirche in Leit-

meritz. Dann vergeht fast ein ganzes Jahrhundert, bevor wieder — um 1148 — ein derartiges Stück, diesmal für die Olmützer Kirche auftaucht. In Abschriften nach verloren gegangenen Originalen hat sich etwas mehr erhalten. Die große Masse dieser Quellengattung beginnt aber erst im 13. Jahrhundert und bildet in diesem und den folgenden, vornehmlich bis zum Auftreten der Akten, eine wichtige Fundgrube für geschichtliche Nachrichten.[2] Nur darf man dabei nicht außer acht lassen, daß gerade Urkunden häufig gefälscht wurden, so daß man bei ihrer Benützung vorsichtig zu Werke gehen muß. Das erklärt sich zum Teil daraus, daß Urkunden als Erzeugnisse der Ämter und Kanzleien nicht wie die Akten zurückbehalten, sondern den Parteien ausgefolgt wurden, somit der Verfälschung, Nachahmung und anderen Veränderungen leichter ausgesetzt waren.

Doch auch abgesehen von den Mängeln, die beiden Quellengruppen, Akten und Urkunden, anhaften, wäre es nicht leicht, einzig und allein mit ihrer Hilfe Geschichte zu schreiben. Denn ein Akt oder eine Urkunde bezieht sich zumeist nur auf eine einzige, jeder Akt, jede Urkunde gewöhnlich auf eine andere Tatsache, die noch dazu für die allgemeine Geschichte des Landes ziemlich belanglos sein kann. Geschichte soll aber eine zusammenhängende Darstellung der wichtigsten Ereignisse eines ganzen Zeitabschnittes, ein Bild der steten Entwicklung bieten. Diese Aufgabe erfüllt in weit höherem Maße die dritte Quellenart, die sogenannten Chroniken oder Zeitgeschichten.

Es hat wohl zu allen Zeiten und überall Menschen gegeben, die sich bemühten, Ereignisse, die sie miterlebten oder über die sie von anderen Kunde erhielten, im Gedächtnis zu behalten und weiter zu berichten oder, wenn sie dessen fähig waren, niederzuschreiben; oft ganz schlicht, knapp, tabellenartig ohne sichtbaren inneren Zusammenhang, manchmal ausführlicher und künstlerischer gestaltet. Solche Schriftwerke reichen sehr weit zurück, spielen, um von noch früheren Zeiten hier abzusehen, bei Griechen und Römern eine große Rolle und heißen dort Annalen oder Chroniken (Jahrbücher oder Zeitbücher), weil sie gewöhnlich all das verzeichnen, was Jahr für Jahr vorgefallen ist. Im Mittelalter wird diese Art Geschichte zu schreiben

zumeist in Klöstern und Kirchen von den Geistlichen, als den wenigen Schreibkundigen und eigentlichen Vertretern der Wissenschaft, ausgeübt. In der Karolingerzeit sind Chroniken im Frankenreich schon recht häufig; von dort verbreiten sie sich in den folgenden Jahrhunderten überallhin nach Deutschland. In diesen fremden Chroniken des 8. bis 11. Jahrhunderts finden sich auch schon Nachrichten über Böhmen und Mähren zu einer Zeit, da hier der Boden für solche geistige Arbeit noch fast ganz brach liegt.[3] Bei uns beginnt diese Quellenart erst im 12. Jahrhundert.

Im Jahre 1125 ist achtzigjährig ein Geistlicher der Prager Domkirche mit Namen Cosmas gestorben, somit um 1045 geboren, den man als den „böhmischen Herodot", als den Vater der böhmischen Geschichtschreibung bezeichnet.[4] Er war kein Böhme, sondern von polnischer Herkunft; Cosmas ist wohl nur sein geistlicher Name. Einer seiner Vorfahren adeliger Abstammung kam als Gefangener 1039 nach Prag, vielleicht ist ihm Cosmas später freiwillig dahin gefolgt. Dieser genoß seine Erziehung in Lüttich, einer damals berühmten Schule, auf der er vielleicht noch 1074 weilte. Als Dekan der Prager Domkirche entschloß er sich, eine Geschichte des Landes Böhmen zu schreiben. Nicht nur eine Chronik der Zeit, die er selber miterlebt hatte, sondern auch der früheren Jahrhunderte, wie er sagt: von der ersten Einwanderung der Menschen in dieses Land. Er besaß, wie er selber angibt, einige ältere auf die Geschichte Böhmens und Mährens bezügliche Quellen, die aber verloren gegangen sind. Doch erklärt er offen, daß er glaubwürdige schriftliche Zeugnisse nur bis 894 zurück gekannt habe. Darüber hinaus in die weitere Vergangenheit könne er sich nur auf „fabulose Berichte alter Leute" stützen und müsse es dem Leser überlassen zu beurteilen, ob sie als „wirklich oder erfunden (facta an ficta)" anzusehen seien.

Das ist also die älteste Chronik von Böhmen, die für die Zeit von 894 bis 1125, also für 231 Jahre glaubwürdige und für den Abschnitt vor 894 sagenhafte Geschichte des Landes darbieten will.[5] Damit soll aber nicht gesagt sein, daß es eine durchaus zuverlässige und vollständige Geschichte Böhmens sei,

was uns Cosmas hinterlassen hat. Auch Cosmas war nur ein irrender Mensch und ein mit Vorurteilen und Fehlern — vielen Fehlern — behafteter Schriftsteller, dessen Buch man mit prüfendem Blick lesen und wo es möglich ist, mit anderen Quellen vergleichen muß. Allein er hat das große Verdienst, zum ersten Male das, was er erlebt und erfahren hat, in übersichtlicher, leicht lesbarer Form, natürlich in lateinischer Sprache, zusammengestellt zu haben. Er wurde das Vorbild für andere Chronisten, die seine Arbeit fortgesetzt haben. Und so schließt sich an Cosmas' Chronik eine wenn auch kleine Reihe solcher böhmischer Annalenwerke an, zumeist von Klostergeistlichen verfaßt, die gleichsam Buch geführt haben über die Vorkommnisse in ihrer Heimat wenigstens für die kurze Zeit ihres Lebens. Allerdings jeder von seinem Standpunkt aus, zunächst mit sehr beschränktem Gesichtsfeld, auf den rein äußerlichen Verlauf viel mehr Gewicht legend, als auf die innere Entwicklung, einseitig und befangen, so daß der Geschichtsforscher auch hier fortwährend mit scharfer Sonde prüfen muß, was mehr, was weniger glaubwürdig ist. In geschichtlich bewegten Zeiten, wie etwa während der Hussitenkriege, unter den großen Königen Georg von Podiebrad, Ferdinand I., im Dreißigjährigen Krieg mehren sich solche zeitgenössische Berichte und machen wenigstens kurze Abschnitte quellenreich. Oft wiederum sickern sie kaum und versiegen zeitweilig wohl auch gänzlich.[6] Zum Glück werden die heimischen Quellen vielfach durch wertvolle fremde ergänzt.

Allein zu zusammenfassenden Geschichtswerken, wie dies Cosmas für seine Zeit als erster versucht hat, ist es in Böhmen und Mähren äußerst selten gekommen. Das empfand als schwere Unterlassung niemand geringerer als der böhmische König und deutsche Kaiser Karl IV., der, ein Schüler der Pariser Universität, selber Geschichtschreiber und mit der Geschichtsliteratur anderer Länder vertraut, Böhmen auch nach dieser Richtung so gern auf die Höhe anderer Staaten gehoben hätte. Und vor allem bedauerte er und glaubte es als eine Lücke ansehen zu müssen, daß man die Geschichte Böhmens nur bis zum Ende des 9. Jahrhunderts genau kannte, nicht auch weiter

zurück bis in die frühesten Zeiten der Menschheit. Er meinte, die Schuld daran liege an der ungenügenden Vorbildung der heimischen Geschichtschreiber, und betraute einen hochgelehrten vielgereisten Minoriten und Professor der Bologner Universität, Johannes aus dem florentinischen Adelsgeschlechte der Marignola, mit der Aufgabe, die alten und neuen unklar (obscure) zusammengeschriebenen Chroniken Böhmens umzuarbeiten und die Geschichte des Landes bis auf die Zeiten Adams zurückzuverfolgen. „Aus Liebe zum Kaiser" unterzog sich Marignola, wie er selber gesteht, der Arbeit, vollendete sie wohl auch, aber mit dem Bewußtsein, ihr nicht gewachsen gewesen zu sein. „Ich bin", sagte er gleich in der Vorrede, „in einen mir unbekannten Wald von Menschen und Namen geraten, die meine florentinische Zunge nicht einmal aussprechen kann." Sein Werk bot nichts Neues, wohl aber das Alte mit vielen Fehlern, Irrtümern und Phantastereien. Etwas besser fiel ein ähnlicher auch von Karl IV. angeregter Versuch eines heimischen Chronisten, des sogenannten Pulkawa, aus, der eine böhmische Chronik von den frühesten Zeiten bis 1330 in lateinischer Sprache zusammenstellte und davon auch, wie es scheint, eine tschechische Übersetzung besorgte. Nur fehlt ihr jeder selbständige Wert. Es ist nichts als eine trockene Zusammenfügung einiger älterer Quellen, die wir auch heute noch besitzen. Vielleicht hätte die „Geschichte Böhmens (Historia Bohemiae)", die dann nach Jahrhundertfrist 1458 Aeneas Silvius (Papst Pius II.) verfaßt hat, von der wir noch in anderem Zusammenhang sprechen werden, trotz ihrer Fehler die geschichtliche Forschung in Böhmen anregen und in neue Bahnen lenken können, wenn dieses Werk im Lande besser bekannt geworden wäre und damals hier mehr Sinn für Heimatgeschichte geherrscht hätte.

Bevor Silvius, ein gebürtiger Italiener aus dem Hause der Piccolomini, zur päpstlichen Würde emporgestiegen war, hatte er sich nämlich längere Zeit am Hofe Kaiser Friedrichs III. in Wien aufgehalten, von wo aus er wiederholt Gelegenheit fand, in Beziehung zu Böhmen zu treten. Er lernte das Land aus eigener Anschauung auf Reisen und

politischen Sendungen kennen, verkehrte hier mit Angehörigen katholischen und hussitischen Bekenntnisses; er verfolgte aus nächster Nähe die Entwicklung in Böhmen, die zum Königtum des hussitischen Barons Georg von Podiebrad führte. Im gleichen Jahre 1458 bestieg dieser den böhmischen, wie jener den päpstlichen Thron. Aeneas Silvius erschien Böhmen als ein Staatswesen, das in jenem Zeitalter die meisten Kriege, die meisten Katastrophen, die meisten Wunder (miracula) aufzuweisen habe. Und da er sich schon früher als Geschichtschreiber betätigt hatte, faßte er den Plan, die Geschichte dieses Landes zu schreiben, „in der es vieles gebe, was im allgemeinen zu kennen sehr nützlich sei." Wiewohl ihm nur die Gegenwart bemerkenswert erschien, zog er es doch vor, die Geschichte von allem Anfang an zu erzählen. Kurz vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl hat er sie handschriftlich fertiggestellt und dem Könige Alfons von Kastilien und Navarra gewidmet. Allein erst ein Jahrzehnt nach seinem Tode — er starb 1464 — gelangte sie zum ersten Male zum Druck. In Böhmen wurde sie erst am Ende des 16. Jahrhunderts bekannter.

In Böhmen selbst war nach den Hussitenkriegen die Geschichtschreibung allmählich ins Stocken und gegen Ende des Jahrhunderts völlig in Verfall geraten. Wie der Luxemburger Karl IV., so stellte etwa zwei Jahrhunderte später König Ferdinand I., der 1526 den böhmischen Thron bestiegen hatte, neuerdings fest, daß die heimische Geschichtschreibung stark vernachlässigt werde. Er äußerte sich einem hohen Prager Geistlichen gegenüber dahin, daß das böhmische Volk die Wissenschaft zumeist verachte . . ., wirkliche Arbeit auf wissenschaftlichem Gebiete, besonders jenem der Geschichte, „dem Spiegel der Vergangenheit und Lehrmeister für die Zukunft" unterlasse. Er hatte mit diesem Vorwurf nicht unrecht. Denn als eben damals einer der ersten Lehrer der Prager Universität, Matthäus Kollin, von einem ihm befreundeten Literaturmäzen aufgefordert wurde, eine Geschichte Böhmens zu verfassen, antwortete er ganz ungehalten: „Du legst mir eine Last auf, größer als sie meine Arme tragen können. Wie sollte ich über Dinge schreiben, die mir unbekannt

sind und mit tiefer Finsternis bedeckt? Denn wer kann sagen, wo die Wiege unseres Volkes gestanden hat, welche Kriege unsere Vorfahren geführt haben, welches die Anfänge der einzelnen Adelsfamilien gewesen sind, wann dieser und jener Fürst gelebt hat?" Als ob damals, in der Zeit des blühendsten Humanismus, die ganze Geschichtsliteratur Böhmens von Cosmas angefangen vergessen und versunken gewesen wäre![7]

Was Wunder, wenn angesichts solcher Geringschätzung von seiten der Gelehrten sich Unberufene dieser dankbaren Aufgabe unterzogen, um sie in unverantwortlicher Weise für eigene und Parteizwecke auszunützen.

Im Jahre 1541 erschien die berüchtigte „Chronik von Böhmen", verfaßt von dem zum Katholizismus übergetretenen utraquistischen Geistlichen Wenzel Hajek von Libotschan. Sie begann mit den ältesten Zeiten und reichte bis zum bedeutungsvollen Jahre 1526, dem Regierungsantritt der Habsburger in Böhmen, umfaßte also die ganze Geschichte des Landes, war in tschechischer Sprache abgefaßt, mit Holzschnitten geschmückt, sehr umfangreich, wurde in großer Auflage durch den Druck verbreitet, sollte also in wahrem Sinne des Wortes ein Volksbuch werden. In Wirklichkeit gereicht weder das Werk noch dessen Verfasser — „ein zank- und ränkesüchtiger katholischer Würdenträger," so kennzeichnet ihn ein neuerer Forscher — dem tschechischen Schrifttum zur Ehre. Es genügt hier anzuführen, daß Palacky erklärt hat, bei diesem Chronisten „alles, was den Wert des Historikers heben kann", zu vermissen, und das Buch nicht „anders als mit Widerwillen" gelesen zu haben. Andere Gelehrte haben diese Chronik offen als „das Werk raffiniertesten Fälschertums" hingestellt. Die Fälschung besteht nach Palacky darin, daß Hajek Sagen in historisches Gewand kleidete, daß er überall, wo seine Quellen versagten, die Erzählung aus eigenem ergänzte und ausmalte, daß er Quellen frei erfand, um sich auf sie zu berufen, und daß er sich eine Zeitrechnung ausklügelte, die ganz willkürlich erscheint. Die Geschichte einer Anzahl zu seiner Zeit lebender Adelsfamilien hat er, um ihnen zu schmeicheln, mit genauen Jahreszahlen und Nachrichten ver-

sehen und bis in die Urzeit zurückverfolgt. Schloß Cosmas die beglaubigte Geschichte Böhmens mit 894 ab, alles Vorangehende als bloße Sage ohne jede Zeitangabe schildernd, so wußte Hajek noch für zweieinhalb Jahrhunderte zurück fast zu jedem Jahr wichtige geschichtliche Ereignisse zu verzeichnen bis 644, in welchem Jahr er die Tschechen in Böhmen einwandern ließ. Er hat mit einem Worte die ganze böhmische Geschichte sachlich und zeitlich in größte Verwirrung gebracht und durch Fabeleien, die man in seiner Darstellung von wahrer Geschichte nicht mehr unterscheiden konnte, entstellt.

Allein das wurde zunächst kaum erkannt. Hajek hat zu Lebzeiten Ruhm und Dank in vollstem Maße geerntet, seine Chronik ist für zwei und ein halbes Jahrhundert das gelesenste Geschichtenbuch in Böhmen gewesen, wurde schon 1596 ins Deutsche übertragen, man verlieh ihm den Ehrennamen eines „böhmischen Livius". Noch 1775 sprach man von ihm als dem „Lieblingsschriftsteller unserer Nation". Aber eben damals ließ es sich der gelehrte Piarist Gelasius Dobner (1719—1790), der deutscher Familie entsprossene große tschechische Patriot,[8] angelegen sein, in einem umfangreichen Werke die Wertlosigkeit der Hajek'schen Chronik an den Tag zu bringen, indem er ihre Fehler im einzelnen nachwies.[9] Zum mindesten in der Wissenschaft war dieser böhmische Geschichtschreiber seither entthront.

Aber nun mußte die ganze böhmische Geschichte des Mittelalters von neuem aufgebaut werden. Mehrere Schriftsteller machten sich daran, namentlich Martin Pelzel, der uns als Geschichtschreiber Böhmens noch in einem späteren Kapitel beschäftigen wird, Josef Pubitschka, Johann Mehler u. a.[10] Obwohl alle drei, um ihre Bücher in die breiteren Schichten des Volkes zu bringen, statt der bisher üblichen lateinischen oder tschechischen Sprache die deutsche anwandten und die Erzählung bis auf ihre Zeit weiterführten, kann man ihre Werke doch nur als Kompilationen bezeichnen, die die geschichtlichen Ereignisse nach alter chronistischer Weise äußerlich aneinanderreihten, ohne sie aber innerlich zu verknüpfen, ohne tieferen Gehalt und ohne jeden Reiz der Darstellung.

Derjenige, der sich diese größere Aufgabe stellte und sie auch für die Zeit bis 1526 durchführte, war erst Franz Palacky, ein Mährer, Böhmens bekanntester Geschichtschreiber.

Er war als Kind eines tschechisch-evangelischen Schullehrers in Hotzendorf (Ostmähren) am 14. Juni 1798 geboren. Seine Jugend fällt in die Zeit, die man als die der „Wiedergeburt des Slawentums" bezeichnet, in der auch tschechische Sprache und Literatur zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht wurden. Der junge Palacky wurde schon in Preßburg, wo er das Gymnasium besuchte, in diese Bewegung hineingezogen, noch mehr, als er 1823 nach Prag kam. Er trat hier alsbald in den gelehrten Kreis, der sich um den Grafen Franz von Sternberg und dessen Bruder Kaspar, einen Freund Goethes und Alexanders v. Humboldt, gebildet hatte und wurde bald selber ein Führer im geistigen Leben Prags.

Palackys Hauptgebiet, mit dem er sich bei seiner Vielseitigkeit am meisten beschäftigte, wurde die durch Hajek so sehr geschädigte Geschichte des böhmischen Volkes im Mittelalter. Um sie zu heben, begründete er eine eigene deutsche und tschechische Zeitschrift, die nach seiner Äußerung den Zweck haben sollte, „das alte Böhmen in das neue Europa einzuführen und ihm da das Heimatsrecht zu erringen". Hier begann er, da er gleichzeitig die reichen böhmischen Adelsarchive zu durchforschen Gelegenheit hatte, mit geschichtlichen Aufsätzen und Quellenveröffentlichungen. Dann aber trat er 1836 mit seiner „Geschichte von Böhmen" hervor, die zuerst nur in deutscher Sprache erschien und 1867 mit dem fünften Teil, der, wie schon früher bemerkt, bis 1526 reichte, abgeschlossen wurde.[11] Sie wäre wohl ohne die mühselige vorangegangene kritische Arbeit Dobners kaum möglich gewesen.[12] Besonders der erste Band, der die Urgeschichte und die Zeit der Herzöge bis zum Jahre 1197 behandelt, stützte sich vielfach auf jenes große Annalenwerk des gelehrten Piaristen.

Allein das ist doch nur die eine Seite der Palackyschen Geschichtschreibung, daß er alle Fabeln und Fälschungen Hajeks über Bord geworfen hat, die Dobner bereits nachgewiesen hatte. Dieser Lichtseite steht eine Schattenseite gegenüber. Zwischen

Dobner und Palacky lag eine für die böhmische Geschichte ungemein gefährliche Klippe, ein Abgrund: die vermeintliche Auffindung eines bislang scheinbar verborgenen Schatzes zur ältesten böhmischen Geschichte, von dem niemand vorher auch nur die leiseste Ahnung besaß, nicht einmal Dobner, der gründlichste und gewissenhafteste Kenner der böhmischen Geschichtsquellen, insbesondere für die Zeit bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts.

Eben in jener Zeit der slawischen Renaissance, da das ganze geistige Leben bei den Slawen überhaupt, bei den Tschechen im besonderen wieder aufzuleben begann, da auf Anregung deutscher Denker und Forscher sich heimische Gelehrte um ihre Sprache, Literatur, Geschichte, Volkstum bemühten, wurden in Böhmen überraschende handschriftliche Quellenfunde gemacht, die einzig in ihrer Art schienen. Am 16. September 1817 fand Wenzel Hanka, den man in Prag als Poeten und Schriftsteller wohl kannte — er war 1791 in einem Dorfe bei Königinhof als Bauernsohn geboren — im Kirchturm von Königinhof ein kleines Päckchen mit zwölf Pergamentblättern in Duodezformat und zwei schmalen Blattresten, geschrieben scheinbar von einer Hand des 13. Jahrhunderts, aber mit ihrem Inhalt in viel frühere Zeit zurückreichend: es war die so berühmt gewordene „Königinhofer Handschrift". Sie wurde ins Prager Nationalmuseum gebracht, wo sie noch jetzt aufbewahrt wird. Und gleich im nächsten Jahr 1818 fand man auf noch seltsamere Weise vier Oktavpergamentblätter, die sogar Schriftzüge des 9. Jahrhunderts zu zeigen schienen: — die sogenannte „Grüneberger Handschrift" nach dem angeblichen Fundort Schloß Grüneberg bei Nepomuk. Andere ähnliche Funde in der nächsten Zeit können hier übergangen werden.[13]

Und was enthielten diese wenigen Blätter, die man als die letzten Reste ehemals umfangreicher Handschriften ansah? Gedichte in tschechischer Sprache. Die kleinere Hälfte, etwa ein halbes Dutzend, war lyrischen Charakters, Minnelieder; die übrigen neun dagegen episch, historische Lieder voll der wichtigsten Erinnerungen aus der ältesten Geschichte des Landes. Eines führt den Titel „Libuschas Gericht" und behandelt unter

sehr freier Zugrundelegung einer von Cosmas erzählten Sage die Fehde zweier böhmischer hochadeliger Brüder „um des Vaters Erbe", die vor der Landesmutter selbst durch die versammelten „Kmeten, Lechen und Wladiken" entschieden werden soll. Das Bruchstück eines anderen Gedichtes „Der Landtag" umfaßt bloß neun kurze Zeilen, aber gerade sie bringen über das alttschechische Familienleben beim Absterben des Oberhauptes Aufschlüsse, wie man sie in der ganzen geschichtlichen Literatur in solcher Bestimmtheit vergebens suchen würde. — Die Schilderung des Kampfes zweier böhmischer Helden Záboj und Slawoi gegen den fremden Ludiek, der nicht ohne Absicht an den im karolingischen Hause beliebten Namen Ludwig mahnt, ist ohne jede Anlehnung an die heimische Sage vollkommen frei erfunden, spielt mit heidnischen Vorstellungen („legt den Göttern Speisen hin", „und nur eine Gattin sei erlaubt für die Pilgerfahrt durchs ganze Leben"), deutet eine Befreiung von schwerer Knechtschaft an („doch ein Fremder kommt und dringt ins Erbe ein, gibt in fremder Sprache dort Befehle") und zaubert eine Ruhmeszeit hervor, von der die geschichtlichen Quellen keine Ahnung haben. — Knüpft dann eines der Gedichte, wie „Jaromir und Udalrich", das die Vertreibung der Polen aus Prag im Jahre 1004 beschreiben will, an geschichtliche Ereignisse an, so sucht es seine allgemeine Unsachlichkeit zu verschleiern hinter scheinbar sachlichen Angaben: „eilig folgen ihm die acht Wladiken, den Wladiken vierthalbhundert Krieger", „. . . schlagen sie die Trommeln, stoßen lauten Schalles in die Hörner", „. . . in starker Faust die Fahne" usf.

Mit einem Worte: Geschichte und Mythologie, Rechts- und Kriegswesen, Verfassung und Verwaltung, das ganze innere Staats- und Volksleben in der Urzeit, auch vor 894, dem Cosmasschen Grenzjahr glaubwürdiger Überlieferung, erhielten durch diese Gesänge eine so eigenartige Belichtung, daß man erst jetzt die ganze Vergangenheit richtig zu erkennen vermeinte und in den Schilderungen der Gedichte die scheinbar wichtigsten Ergänzungen zu den bis nun bekannten geschichtlichen Quellen sehen zu müssen glaubte.

Es ist leicht zu verstehen, daß diese Poesien, als sie 1819 im tschechischen Text mit deutscher Übersetzung in Druck erschienen, überall, besonders in deutschen literarischen Kreisen bis hinauf zu Goethe, Fouqué und den Brüdern Grimm, das größte Aufsehen erregten, unter den tschechischen Patrioten aber begeisterte Freude. Hatten die Griechen ihren Homer, die Deutschen das Nibelungenlied, andere Völker einen Cid, Ossian, Igor oder wenigstens wie die Serben alte Volkslieder, so hatte das tschechische Volk von nun an die Königinhofer und die Grüneberger Handschrift, nationale Gesänge aus frühester, zum Teil noch slawisch-heidnischer Zeit, noch dazu mit unverkennbarer antideutscher Richtung, woraus man auf uralte Gegensätze dieser benachbarten Völker schließen konnte. Und dabei bildeten die gefundenen Blätter nur bescheidenste Reste ehedem zweifellos umfangreicher Werke. Waren doch einige Gedichte der Königinhofer Handschrift ausdrücklich bezeichnet als das 26., 27. und 28. Kapitel eines dritten Buches. Was mochten die übrigen Kapitel des 3. Buches, was das ganze 1. und 2. Buch enthalten haben, wieviel weitere Bücher noch nachgefolgt sein? Was konnte bei planvoller Forschung noch alles zum Vorschein kommen, wenn bloße Zufälle solche Entdeckungen in Kirchtürmen und Schlössern ans Tageslicht brachten?

Nur ein Wermutstropfen fiel in diesen fast überschäumenden Freudenkelch. Der größte damals in Prag lebende Sprachforscher, der Slawist Josef Dobrowsky, der sich durch die Königinhofer Handschrift noch hatte täuschen lassen, erklärte die Grüneberger sofort nach ihrem Erscheinen als eine moderne Fälschung und wies auch schon auf die vermutlichen Fälscher hin, auf Hanka und (irrigerweise) Josef Jungmann. Er, ein tschechischer Patriot, wie es keinen besseren gab, scheute sich nicht, den Fund zu bezeichnen als „ein offenbar von einem noch lebenden Hyperböhmen zusammengeflicktes Machwerk“. Alle persönlichen und wissenschaftlichen Verunglimpfungen, die er hiefür zu erdulden hatte, brachten ihn von seiner Überzeugung nicht mehr ab. Allein er drang in Böhmen nicht durch und auch in Deutschland blieb seine Stimme merkwürdigerweise ungehört. Solange Dobrowsky lebte, besaß er wohl einen kleinen Anhang;

als er aber 1829 starb, wagte es niemand, gegen die Fälschungen aufzutreten. Der Anhang verlor Halt und Stab, vornehmlich in Prag, und der Glaube an die Echtheit der Handschriften obsiegte auf der ganzen Linie. Bedenken, die der Preßburger Professor G. Palkowitsch 1832, ernste Mahnungen, die der gelehrte südslawische Bibliothekar B. Kopitar in Wien 1839 aussprach, blieben unbeachtet oder wurden als „barocke" Einfälle „geistreicher Unkritik" hingestellt. Waren doch mittlerweile die Gedichte fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden und hatten nirgends Anstoß erregt.

Erst in den fünfziger Jahren erhoben sich in deutschen Gelehrtenkreisen begründete Zweifel gegen die Echtheit der Handschriften, es entstand ein wissenschaftlicher Streit zunächst zwischen deutschen und tschechischen Forschern, der um so weniger zu einem Ergebnis führen konnte, als er von Anfang an in das politisch-nationale Fahrwasser geriet. In den achtziger Jahren wurde aber die nie zur Ruhe gekommene Frage von tschechischen Gelehrten nochmals aufgegriffen. Vornehmlich der Slawist Johann Gebauer und der Soziologe und Philosoph Thomas Masaryk, der nachmals der erste Präsident der tschechischen Republik werden sollte, bestritten entschieden die Echtheit, widerlegten mit anderen Mitarbeitern jeden von den Verteidigern vorgebrachten Einwand, bis nach langem beispiellos heftigem Kampf die Wahrheit den Sieg davontrug. Wenn man auch die Nachhutscharmützel berücksichtigt, kann man sagen, daß es um die Jahrhundertwende, um 1900, in allen ernsten Kreisen als erwiesen galt, daß Hanka, vielleicht mit Beihilfe einiger Freunde, beide „Handschriften" und noch andere sechs Stücke gefälscht hat, daß ihnen auch nicht die mindeste wissenschaftliche Bedeutung zukommt, und daß sie vor allem für die älteste Geschichte Böhmens vollkommen unverwertbar sind.

Aber bis zur Mitte des Jahrhunderts, bis 1850, war man insbesondere in der tschechischen Gelehrtenschaft von der Echtheit aller dieser Schriftstücke fest überzeugt und betrachtete die Lieder mit als die zuverlässigsten Quellen zur ältesten Geschichte Böhmens.

Unter solchen Einwirkungen, in dieser Luft, durchtränkt und durchglüht gleichsam von dem Glauben an eine gewaltige und großartige Vergangenheit des tschechischen Volkes, ist Palackys „Geschichte von Böhmen“ entstanden. Solange Dobrowsky lebte, neigte Palacky auf dessen Seite und bezweifelte wie jener wenigstens die Echtheit der historisch bedeutsamer scheinenden Grüneberger Handschrift. Nach Dobrowskys Tod wurde er aus einem Saulus ein Paulus oder eigentlich umgekehrt, und gab im Jahre 1834 die kurze Erklärung ab: „Ich habe mich von der Echtheit überzeugt.“[14] Zwei Jahre später, 1836, erschien der erste Band der böhmischen Geschichte. Gleich in der Einleitung machte er „die Kenner“ aufmerksam auf jenes Kapitel seines Buches, das sich mit „Böhmens Volksleben im Heidentum“ beschäftigt, und bezeichnete als dessen Quellen: „wenige zufällige Andeutungen bei alten Schriftstellern und Bruchstücke alter Volksgesänge aus jener Zeit.“ Nun, die alten Schriftsteller sind keine heimischen, sondern byzantinische und fränkische, deren Nachrichten für diesen Zweck ganz belanglos sind. Erübrigen also nur die Volksgesänge, womit die gefälschten Handschriften gemeint sind, auf die sich Palacky denn auch fast ausschließlich stützt. Er betont, wie wichtig „für die Kenntnis der inneren Zustände Böhmens“ das Gedicht von Libuschas Gericht sei, er nennt es ein andermal „die klassische Stelle“ für den Nachweis der Vorrangstellung, welche einige adlige Familien in Böhmen, „die Lechen“, besaßen, „vielleicht schon von der ersten Erwerbung des Landes her.“ Die gefälschten Gedichte sind die Unterlage für seine Darlegungen über Herzogsgewalt und Ständeunterschiede, über Landtagswesen und Religionssystem, über Rechtsverfassung und häusliche Zustände.

Man wird daher sagen dürfen: Der Geist, in dem der erste Band der Palackyschen Geschichte Böhmens abgefaßt ist, ist der Geist der Grüneberger und Königinhofer Handschrift. Auf dem ersten Bande ruht aber der zweite, auf diesem der dritte und so fort.

Es ist das Urteil eines neueren Literarhistorikers, daß diese Poeme „das falsche wissenschaftliche Bild — ein gar zu pracht-

volles Bild — des tschechischen und slawischen Altertums" hervorgerufen haben. „Manchen," so fährt er fort, „vortrefflichen wissenschaftlichen Werken, wie Palackys Geschichte von Böhmen, sind sie der gefährlichste Stein des Anstoßes geworden und haben am meisten die Kraft ihrer wissenschaftlichen Autorität abgeschwächt." „Verhängnisvolle Irrlichter der tschechischen Kulturentwicklung!" ruft er aus. „Ihre literarischen Falsa hat wohl jede Literatur, aber nirgends haben sie das ganze literarische und öffentliche Leben so verwirrt wie bei uns Tschechen!"[15]

In diesem ernsten Urteil ist nur die eine Behauptung unzutreffend, daß Palackys Abhängigkeit von den Fälschungen die „wissenschaftliche Autorität" seiner „Geschichte von Böhmen" abgeschwächt hätte. Noch 1894 erklärte der bekannte deutschböhmische Geschichtsforscher Julius Lippert: „Palacky ist der Schöpfer der böhmischen Geschichtsauffassung von heute; . . . seine Darstellung wurde für die nachfolgenden Geschichtschreiber und Dichter die maßgebende, im allgemeinen die populäre, und in Wissenschaft und Schule bei uns gleichsam die offizielle."[16] Doch nicht nur „bei uns", sondern, muß man wahrheitsgemäß hinzufügen, auch in Österreich und Deutschland und überall. In Einzelheiten trat man ihm entgegen, in den Hauptfragen unterlag man seinem Banne.

Das zeigt sich in der älteren Geschichte vornehmlich in der bis zum heutigen Tage allgemein herrschenden irrigen Auffassung von der Entstehung des Deutschtums in Böhmen und Mähren durch eine Kolonisation; das zeigt sich in der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Böhmen und dem Deutschen Reich während des ganzen Mittelalters.

Wenn Palacky als „den Hauptinhalt und Grundzug der gesamten Geschichte Böhmens", wie er — allerdings nur in der tschechischen Ausgabe seines Werkes — selber erklärt hat, den „Kampf mit dem Deutschtum" ansieht,[17] wenn ihm, wie er es ein andermal ausdrückt, „der Schlüssel zur gesamten Geschichte der Böhmen (d. h. Tschechen) in dem vom 9. Jahrhundert an bis zu Ende des 11. immer neu aufgereizten Nationalhaß zwischen Deutschen und Slawen liegt,[18] und wenn

diese Auffassungen auch in der deutschen Geschichtsliteratur bis heute noch fortleben, so gehen sie in allererster Linie auf die Einwirkungen der falschen Handschriften zurück.

Wie ganz anders hat der große böhmische Humanist Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein den Verlauf der böhmischen Geschichte, das Verhältnis zwischen Deutschland und Böhmen gesehen. Im Jahre 1507 schrieb er einem Freunde: „Einstmals, da Deutschland unter den Ottonen, Heinrichen und Friedrichen blühte, da wuchs auch unsere Macht ins unendliche und Böhmen galt als einer der edelsten Teile eures Reiches, jetzt aber, da euer Staatswesen wankt, wanken wir nicht nur auch, sondern brechen völlig zusammen."[19]

Leider hat die humanistische Richtung bei uns nicht, wie es anderwärts der Fall war, eine neue Zeit eingeleitet, sondern völlig versagt. Eine Folge der Ohnmacht und Rückständigkeit der böhmischen Geschichtschreibung in einer Periode allgemeinen geistigen Aufschwungs war ihre Auslieferung in die Hände eines Mannes von der Gewissenlosigkeit eines Hajek. Wir wissen, daß es dann zweieinhalb Jahrhunderte bedurfte, bevor durch Dobner, wie ein bekannter Ausspruch lautet, „dem Lügen in der Geschichte Böhmens ein Ende gemacht wurde." Aber nur für kurze Zeit. In anderer vielleicht noch verhängnisvollerer Weise haben Hankas Fälschungen die böhmische Geschichte auf Abwege und Irrwege geführt; nicht mehr wie früher in Einzelheiten, wohl aber in der Auffassung ganzer geschichtlicher Epochen.

Dies ist in allgemeinen Umrissen der Entwicklungsgang der böhmischen Geschichtschreibung von den frühesten Zeiten angefangen und ihr Stand zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Drei große Zeitabschnitte, die durch drei Namen gekennzeichnet werden, haben wir zu unterscheiden vermocht: der erste, der rein chronistische, der unter dem Einfluß Cosmas' stand, reichte vom Beginn des 12. Jahrhunderts bis zum Beginn der Neuzeit; Hajek beherrschte dann mit seiner die Chronik in Fabel umwandelnden Geschichte die Neuzeit bis ans Ende des

18. Jahrhunderts; Palacky schließlich schuf im 19. Jahrhundert die nationale Geschichtsdarstellung, gestützt auf die von ihm für echt angesehenen gefälschten Handschriften. Die größeren Werke über böhmische und mährische Geschichte, die nach Palacky, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden sind,[20] stehen mehr oder weniger in ihren Grundanschauungen unter seinem Einfluß. So verdienstlich jedes einzelne von ihnen ist, indem es auf dem Felde der Kleinarbeit über das unmittelbar vorangegangene wesentlich hinausgeschritten ist, den inzwischen neu eröffneten Quellenstoff verarbeitet und die letzten Forschungsergebnisse verwertet hat, — die Abhängigkeit von den Palacky'schen Ideen über die Geschichte Böhmens ist ihnen allen eigen.

Vielleicht rechtfertigen diese Darlegungen auch, wie notwendig eine neue Bearbeitung der böhmisch-mährischen Geschichte sein dürfte, unbeeinflußt von der, wie es Lippert genannt hat, offiziellen Geschichtsauffassung des 19. Jahrhunderts, gestützt allein auf die zuverlässigen Quellen und zeitgenössischen Berichte.

Zweiter Abschnitt.

Kelten und Germanen auf böhmischem Boden.

Cosmas, der älteste Geschichtschreiber Böhmens, verfolgt die Geschichte des Landes bis zur Einwanderung der „Böhmen" und ihrer Niederlassung am Berg Rip zwischen den Flüssen Eger und Moldau. Aber er schöpft nicht aus historischer Überlieferung, sondern knüpft an die biblische Erzählung von Sintflut und Turmbau zu Babel an. Für ihre Vermessenheit, so stellt er es dar, wurden die Menschen von Gott in die weite Welt getrieben, dort irrten sie umher, vermehrten sich und verbreiteten sich über die Erde, bis ihre Nachkommen nach vielen Jahrhunderten auch in diesen „Teil Germaniens" kamen, der noch keinen Namen hatte, weil er noch nie vorher bewohnt gewesen war. Aber weil der Älteste, der an der Spitze seiner Gefolgschaft — „man weiß nicht von wieviel Köpfen" — zuerst diesen Boden betrat, „Bohemus" hieß, benannte man nach ihm das Land „Bohemia" (Böhmen). An dieser primitiven Erklärung der ersten Besiedlung des Landes vermochten auch Cosmas' nächste Nachfolger nichts zu ändern. Denn der gelehrte Johannes von Marignola, der es auf Geheiß Kaiser Karls IV. hätte besser machen sollen, wußte auch nur, daß „die Slawen und Böhmen" zwar nicht von Cham, wie manche annehmen, sondern sicher von Japhet abstammen, also nicht vom zweiten, sondern vom dritten Sohn des Noah, daß der Name „Slawen" sich ableite von Elysa, was die Sonnigen, Lichtvollen, Ruhmreichen bedeute, der Name Böhmen von einem gewissen Boyam, und ähnliche Phantastereien. Man besaß eben keine Quellen, um es anders, besser darzustellen.

Da kam gegen Ende des Mittelalters in die damalige Welt ein neuer sie erhellender Geist durch den Humanismus, durch die Wiederauffindung der griechischen und römischen Schriftsteller. Denn die Humanisten beschäftigten sich wie mit den klassischen Kunstwerken, so auch mit den antiken Geschichtschreibern. Und siehe da! Diese Verkünder griechisch-römischer

Macht und Größe sprachen auch von unserer Heimat, Cäsar und Strabo, Livius und Tacitus, Schriftsteller, deren Lebenszeit in das erste Jahrhundert vor und nach Christi Geburt gehört. Nicht in Einzelheiten ergingen sie sich; keine inhaltsreichen Schilderungen und bunten Bilder waren es, die aus diesen neuen Quellen zum Vorschein kamen, sondern bloß kräftige ins Große gehende Umrißlinien. Hatte man bis nun nach Cosmas annehmen müssen, daß die damals in Böhmen ansässige Bevölkerung sich hier als erste und älteste niedergelassen habe, so erfuhr man jetzt, daß in Böhmen und Mähren vor dieser schon andere Völkerschaften seßhaft waren.

In der „Böhmischen Geschichte" des Aeneas Silvius, die 1475 in Rom und etwa 1486 wahrscheinlich in Nürnberg gedruckt erschien, also zu einer Zeit, da Böhmen einen ausgesprochen national-slawischen Staat darstellte, wurde nicht ohne einen gewissen Hohn gegen das „altweiberhafte Geschwätz (anilia deliramenta)" der heimischen Geschichtschreibung über das Urslawentum zum ersten Male der Satz ausgesprochen, daß das Land ehemals deutsch gewesen sei und erst später die Slawen hier eingezogen wären.[1] Seine Ansicht stützte Silvius durch den Hinweis auf eine Stelle aus der Geographie des Strabo (gest. um 20 v. Chr.), ein Werk, das eben erst um 1450 wieder gefunden und bald auch durch den Druck verbreitet worden war.

Noch klarere Vorstellungen von der Urgeschichte Böhmens entwickelte dann, nicht ganz ein Jahrhundert später, der Olmützer Bischof und Humanist Johannes Dubravius in seiner 1552 erschienenen „Geschichte von Böhmen", deren Wert als Abklatsch Hajeks sonst sehr gering anzuschlagen ist. Er kennt und nennt vor den Slawen nicht nur germanische Stämme in Böhmen, sondern vor diesen ein noch älteres Volk, die Kelten, und begründet seine Behauptung mit der berühmten Stelle aus Tacitus' „Germania", die, 98 n. Chr. verfaßt, auch erst wieder in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bekannt geworden war, daß das Land Böhmen seinen altehrwürdigen Namen noch von den keltischen Bojern trage, wenn auch die Besiedler gewechselt haben.[2]

Mit diesen wichtigen Feststellungen, die man also der humanistischen Geschichtsforschung und den klassischen Schriftwerken verdankte, waren die Anfänge beglaubigter Volksgeschichte in Böhmen im Vergleich mit der mittelalterlichen Kenntnis eines Cosmas oder Marignola um viele Jahrhunderte, um ein ganzes Jahrtausend zurückgeschoben: von 894 nach bis hundert Jahre vor Christi Geburt. Denn man erfuhr aus diesen und anderen Quellen weiter, daß sich um das Jahr 114 vor Chr. gerade hier in Böhmen oder wenigstens an dessen Grenzen der erste weltgeschichtliche Kampf zwischen Kelten- und Germanentum abgespielt habe, von dem die Geschichte zu melden weiß. Als nämlich die germanischen Kimbern aus dem hohen Norden heranziehend, verstärkt durch andere Völker, die sich ihnen auf dem Marsche angeschlossen hatten, auf die Bojer stießen, wurden sie von ihnen, wahrscheinlich im Erzgebirge, abgewehrt und mußten auf anderem Wege als durch Böhmen gegen Süden zu gelangen trachten.[3]

Hier an der böhmischen Waldmauer im Norden wurde der „erste Wellenschlag" der großen germanischen Völkerwanderung, wie man bekanntlich diesen Kimbernzug bezeichnet, gebrochen. Aber schon der zweite Angriff germanischer Stämme auf diese boische Wallburg war von vollem Erfolg begleitet. Er ging von den Markomannen und ihnen verwandten Völkern aus, die alle dem weitausgebreiteten Stamm der Sueben angehörten und damals nördlich und südlich des Mainflusses saßen. Im Zusammenhang mit schwersten Angriffen, denen die Kelten im letzten vorchristlichen Jahrhundert in allen ihren mitteleuropäischen Sitzen, in den Alpen, in der ungarischen Ebene und an der unteren Donau ausgesetzt waren, ist auch ihr böhmisches Bohlwerk angegriffen worden und gefallen. Oder wie es ein römischer Geschichtschreiber bezeichnend ausdrückt: „Der bis zu dieser Zeit ungekannte und unbetretene herzynische Wald ist geöffnet worden".[4]

Den Verlauf dieses Kampfes im einzelnen kennen wir nicht. Wir wissen nur etwas von seinem Endergebnis. Um das Jahr 9 vor Chr. sind Markomannen unter der Anführung eines Feldherrn oder Herzogs namens Marbod vom Westen

kommend in Böhmen eingedrungen und haben sich im Lande festgesetzt. Zu gleicher Zeit, vielleicht etwas früher, haben sich auch Quaden, ein anderer suebischer Stamm, unter Führung des Tudrus in Mähren niedergelassen, neben oder an Stelle der keltischen Kotiner, je nachdem man annehmen will, daß diese ältere Bevölkerung, ebenso wie die Bojer, ganz oder nur teilweise das von ihnen bislang bewohnte Gebiet aufgeben mußte. Und rings umher saßen bald andere germanische Völker, an der unteren Nab und am Regen zurückgebliebene markomannische Stämme, die sich Naristen (oder Waristen) nannten, zu beiden Seiten der Elbe die suebischen Hermunduren,[5] nördlich von ihnen Langobarden und Semnonen, östlich die Lugier, etwa an der Oder in Schlesien, in der Nähe die Marsingen, vielleicht am Ostabhang des Riesengebirges. Sie alle und noch einige andere Völkerschaften hatte Marbod durch Kriege oder Verträge an sich gefesselt und sich als König der Markomannen zum Haupt eines ersten großen germanischen Bundesstaates gemacht, dessen Mittelpunkt Böhmen war. In seiner Residenz mit Namen Marobudum, das man wohl irrig in einem Burgwall bei Stradonitz (Ger.-Bez. Rakonitz, westlich von Prag) wiedergefunden zu haben glaubt, führte er fürstliches Leben ein, nach römischem Muster, das ihm von einem längeren Aufenthalt am kaiserlichen Hof bekannt war.[6] Er hielt eine Leibgarde von 70.000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern, unterhielt aber auch rege Handelsbeziehungen zum römischen Reich. So gefährlich erschien bald dieser Germanenkönig im Böhmerland den Römern, daß Kaiser Augustus im Jahre 6 nach Chr. sich entschloß, ihn anzugreifen. Zwei Heere, etwa 150.000 Mann, wurden ausgesandt; das eine unter dem Statthalter in Germanien L. Sentius Saturninus sollte vom Westen, das andere unter Augustus' Adoptivsohn, dem späteren Kaiser Tiberius, vom Süden her in Böhmen eindringen. Sie standen nur noch einige Tagemärsche von den Grenzen des Marbodschen Reiches entfernt, als ein unverhofft ausbrechender, vielleicht von Marbod in Pannonien geschickt angezettelter Aufstand gegen das Römerreich die ganze Unternehmung zum Stillstand brachte. Mit Marbod mußte rasch Friede ge-

schlossen werden, dem ein Freundschaftsbündnis folgte, damit Rom bei seinen weiteren Kämpfen wenigstens von dieser Seite vor Angriffen geschützt sei.

Und Marbod hat den Vertrag gehalten. An dem gewaltigen Befreiungskriege, den drei Jahre später, 9 nach Chr., der zweite germanische Völkerbund unter dem Cheruskerfürsten Arminius gegen die römische Herrschaft im westlichen Deutschland unternahm, und der in der berühmten Varusschlacht im Teutoburger Walde seinen glanzvollen Höhepunkt erreichte, hatte Marbod trotz Bitten und Mahnungen Armins nicht teilgenommen. Mehr noch: dem Rachezug des Germanicus gegen die Cherusker in den Jahren 15 und 16 hatte Marbod aus seinen böhmischen Wäldern untätig zugesehen. Der Abfall mehrerer Völkerschaften, die bisher zu ihm gehalten hatten, vornehmlich der Langobarden und Semnonen, war die Folge dieser unnatürlichen völkischen Gleichgültigkeit Marbods gegen das Schicksal der gesamten Germanen. Ein Kampf zwischen Armin und Marbod, zwischen Cheruskern und Markomannen, den führenden Völkern der zwei großen deutschen Staatenbünde, erwies sich als die einzige mögliche Lösung dieser unleidlichen Verhältnisse. Angesichts der kampfbereiten Heere mußte sich Marbod von Armin „einen feigen Flüchtling schelten lassen", der sich fern von Schlachten in den Schlupfwinkeln des herzynischen Waldes verstecke und bei den Römern um ein Bündnis bettle, einen Trabanten des Cäsar, den man mit nicht minderer Erbitterung zu verjagen trachten müsse, wie man Quintilius Varus vernichtet habe.

Nach kurzem Kampfe, dessen Fortführung die Fahnenflucht in seinen Reihen unmöglich machte, zog sich Marbod in sein Land zurück. Noch versuchte er, vom Kaiser Tiberius Hilfe zu erlangen. Dieser lehnte aber jede kriegerische Unterstützung mit der Begründung ab, daß auch Marbod den Römern gegen die Cherusker keine Hilfe geleistet habe. Man sieht, in welchem Sinne die Römer das Freundschaftsbündnis, das sie mit Marbod zu schließen gezwungen worden waren, nach wenigen Jahren verstanden wissen wollten. Marbods Stellung war völlig untergraben, sein Königtum auch bei den Markomannen

nicht länger haltbar. Der von ihm früher einmal vertriebene Gotone Katwalda griff ihn mit Heeresmacht an und verleitete die markomannischen Großen zum Abfall, so daß Marbod kein anderer Ausweg übrigblieb, als in Rom um eine Zufluchtstätte zu bitten.

Damals geschah es wohl zum ersten und einzigen Male, daß im römischen Senate vom Lande Böhmen und einem böhmischen König gesprochen wurde. Kaiser Tiberius ergriff selber das Wort. In längerer Rede, deren bedeutsamer Inhalt aus Tacitus' Worten trotz aller Rhetorik klar ersichtlich wird, führte er aus: Nicht Philipp von Mazedonien sei den Athenern, nicht König Pyrrhus von Epirus oder Antiochus von Syrien den Römern so gefährlich gewesen, wie Marbod von Böhmen. Er schilderte die Größe des Mannes, die ungestüme Macht der ihm untertänigen Völkerschaften, wies nach, wie nahe dieser Feind dem Reiche sei, und führte im einzelnen aus, was er zu dessen Vernichtung unternommen habe. Dadurch bewirkte er, daß man Marbod in Ravenna ein Asyl bot, als Warnung für die Sueben, sagt Tacitus, dem wir den ganzen Bericht verdanken, „sollten sie einmal übermütig werden". Achtzehn Jahre verbrachte Marbod noch in dieser freien Gefangenschaft und — „ergraute, wobei er von seinem Ruhm viel einbüßte, weil er das Leben allzusehr geliebt". So schließt der berühmte römische Geschichtschreiber seine nicht leicht verständliche Charakteristik dieses ersten Böhmenkönigs, von dem uns die Geschichte meldet.[7]

Der erste Versuch, von Böhmen aus ein weit über seine heutigen Grenzen reichendes Staatswesen zu schaffen, hatte keinen dauernden Erfolg. Die auf Marbod folgenden Könige, die über die Markomannen herrschten, den Gotonen Katwalda, den Hermunduren Vibelius, den Quaden Vannius, ereilte nach kürzerer oder längerer Regierung das gleiche Schicksal wie Marbod. Sie mußten ihren Gegnern weichen und im römischen Reiche als Flüchtlinge ihr Leben beschließen.

Mögen auch diese dynastischen Kämpfe nicht ohne Wirkung auf die politische Gestaltung des böhmischen Markomannenstaates gewesen sein, eine Gefahr für seinen Bestand bedeuteten

sie wohl nicht. Übrigens wurden nach einiger Zeit die alten Fürstenhäuser doch wieder eingesetzt, sowohl bei den Markomannen als bei den Quaden, denn Tacitus versichert, daß bis auf seine Zeit — er starb 117 n. Chr. — Könige aus dem eigenen Volke, dort „das alte Geschlecht des Marbod", hier „jenes des Tudrus", herrschten, und daß erst von da angefangen beide Völker, Markomannen und Quaden, unter fremde Fürsten gerieten, die ihre Macht Roms Unterstützung verdankten. Nur sagt er uns nicht auch, durch welche Vorkommnisse diese Veränderungen hervorgerufen wurden, noch welchen Stämmen die neuen Fürsten angehörten. Und die spätere Überlieferung wird so dürftig, daß Markomannen und Quaden in den römischen Geschichtsquellen nur noch genannt werden, wenn sie den Römern irgendwie zu schaffen gaben. Das geschah einmal im Dakerkrieg unter Kaiser Domitian (81—96), als die Markomannen im Bunde mit dem Dakerfürsten Decebalus, dessen Reich sich zwischen den Karpathen und der unteren Donau ausbreitete und im Westen vielleicht unmittelbar mit dem der Quaden und Markomannen zusammenstieß, den Römern manche Niederlage bereiteten. Sodann nach fast siebzigjähriger Unterbrechung im großen Markomannenkrieg unter Kaiser Mark Aurel (165—180), dessen oft wunderbarer Verlauf auf der den Namen dieses Kaisers tragenden Säule zu Rom bildlich dargestellt erscheint.[8]

Dieser Krieg entstand in natürlicher Rückwirkung jener Jahrzehnte zuvor im Gebiete östlich der Elbe begonnenen neuen Bewegungen germanischer Völker, die dann auf die westlicher sitzenden Stämme drückten und sie über den Grenzstrom der Donau ins römische Reich hinüber zu drängen drohten: auf die Markomannen unter einem König Bellomar, auf die Quaden unter König Furtius und später unter Ariogasus, auf Hermunduren, Langobarden, Jazygen und andere. So gefährlich der Krieg anfangs für Rom zu werden schien, es gelang dem Kaiser schließlich doch, das Völkergemisch aufzuhalten. Ja es hatte den Anschein, als ob Rom zum Angriff übergehen, auch hier altgermanischen Boden erobern und seiner unmittelbaren Herrschaft unterwerfen würde. Hätte nicht der Tod des

Kaisers diesen Plan verhindert, so wäre das ganze Markomannen- und Quadenland nördlich der mittleren Donau, also auch Böhmen und Mähren, in eine römische Provinz unter dem Namen „Marcomannia" umgewandelt worden, wie es schon beschlossene Sache war. Mark Aurels Sohn und Nachfolger Kaiser Commodus konnte sich zu diesem letzten Schritt, durch den der Krieg erst einen wirklichen Abschluß gefunden hätte, nicht mehr entschließen.

Vom Standpunkte unserer Landesgeschichte ist es lebhaft zu bedauern, daß die Schilderungen, die sich von diesen Kämpfen erhalten haben, nach der topographischen Seite hin so unbestimmt sind, daß alle Vermutungen über den Schauplatz einiger wichtiger Ereignisse, von denen in den schriftlichen oder bildnerischen Quellen die Rede ist, mit äußerster Vorsicht aufgenommen werden müssen. Das linke Donauufer von Regensburg bis tief nach Ungarn hinein war jedenfalls das eigentliche Kampffeld. Allein die große Ausdehnung des Krieges, an dem zwanzig und mehr deutsche Stämme teilgenommen haben, sowie seine lange Dauer berechtigen gewiß zu der Annahme, daß auch das Land bis tief nach Böhmen und Mähren hinein und vielleicht noch darüber hinaus in Mitleidenschaft gezogen wurde. Der im ganzen für Rom günstige Ausgang des Krieges macht es unwahrscheinlich, daß in den Siedlungsverhältnissen im Norden der Donau größere Änderungen vor sich gegangen seien, wenn auch eine Ausbreitung der Markomannen und Quaden bis an den Strom damals oder kurz zuvor eingetreten sein dürfte. Für ein Preisgeben Böhmens oder Mährens durch die daselbst bisher ansässigen Völker ist nirgends in den Quellen auch nur der leiseste Anhaltspunkt zu finden; auch wäre hiefür nach der Lage der Dinge kaum die Möglichkeit gegeben gewesen. Vielmehr kamen die Völker nun erst in längerer Friedensperiode zu regerer kultureller Entwicklung und wirtschaftlichem Schaffen in ihrer fruchtbaren Heimat. Diese Tätigkeit aber auch nur in allgemeinen Zügen zu kennzeichnen, dazu fehlen fast alle Behelfe, will man nicht gemeingermanische Verhältnisse staatlicher Organisation und völkischer Lebensführung, wie man sie allerdings aus ver-

schiedenen Quellen kennen lernt, auf einen einzelnen besonderen Stamm übertragen. Da Böhmen und Mähren nicht zur römischen Provinz „Marcomannia" geworden war, bekümmerten sich die römischen Geschichtschreiber nicht weiter um diese entlegenen Gebiete, am wenigsten um ihre innere Entwicklung. Wiederum, wie schon früher, wird in der Folgezeit ihrer nur gedacht, wenn es sich um kriegerische Verwicklungen mit ihnen handelt, einmal um die Mitte des 3. Jahrhunderts, zwischen 253 und 260, und dann wieder ein Säkulum später, 357. In diesen Jahren sind es Markomannen und Quaden, die sich gemeinsam gegen die Römer wandten; um 374 werden Quaden allein genannt. Immer aber erfahren wir bloß die Tatsache, ohne jedwede Einzelheit.

Die letzte derartige, wenn auch noch unbestimmtere Nachricht gehört dem Ende des 4. Jahrhunderts an, erhält aber aus anderem Grunde Bedeutung. Eine Markomannenkönigin Fritigil[9] hört von einem römischen Christen, der in ihr Land kommt, daß in Mailand ein Bischof Ambrosius lebe, der sich durch besondere Frömmigkeit auszeichne. Sie übersendet ihm Geschenke und bittet um Belehrung im Glauben. Der Bischof erfüllt ihre Bitte, schickt ihr eine Art Katechismus und flicht in das Schreiben, das er an sie richtet, den Wunsch ein, Fritigil möge auf ihren Gemahl, dessen Name nicht angegeben wird, einwirken, daß er Rom den Frieden wahre, der somit damals durch die Markomannen irgendwie gefährdet gewesen sein muß. Fritigil entschließt sich daraufhin, selber nach Mailand zu ziehen, um den Bischof zu sprechen, trifft ihn aber nicht mehr am Leben, da er kurz vor ihrer Ankunft, am 4. April 397, gestorben war. Das berichtet seine Lebensbeschreibung. Mit Recht hat man gefragt, ob es wahrscheinlich sei, daß Fritigil sich damals allein zum Christentum bekannt haben sollte; ob nicht vielmehr ein Teil des markomannischen Volkes schon bekehrt war, so daß die frühesten Anfänge des Christentums in Böhmen auf das erste dort ansässige germanische Volk, die Markomannen, zurückgehen würden. Eine gewisse Stütze fände diese Vermutung in dem Funde eines Kreuzchens in einem nordböhmischen Markomannengrab.[10]

Es ist nicht die einzige wichtige Frage aus der späteren Geschichte der Markomannen, auf die man vorläufig keine bestimmte Antwort zu geben vermag.

Bis zum heutigen Tag wird in den Lehrbüchern vielfach angenommen, daß die Markomannen eine wichtige Rolle beim Hunnenzug um die Mitte des 5. Jahrhunderts gespielt hätten. Allein wie es sich nicht nachweisen läßt, daß Attila seinen Weg durch Böhmen genommen und die dort wohnenden germanischen Völker mit sich gerissen habe, ebenso entbehrt die oft wiederkehrende Behauptung, daß die Markomannen in der Schlacht auf den katalaunischen Feldern (451) ganz oder fast ganz aufgerieben worden seien,[11] jeder glaubwürdigen Unterlage, geht nur zurück auf eine unbestimmte Angabe eines späteren Chronisten aus dem 8. Jahrhundert, die sich mit allen gleichzeitigen Berichten im Widerspruch befindet.

Es ist vielmehr eine ganz eigentümliche Erscheinung, wie uns dieses Volk im Verlauf des 5. Jahrhunderts gleichsam unter den Augen entschwindet. Man wird der von namhaften Vertretern germanischer Völkergeschichte ausgesprochenen Ansicht, daß die Markomannen wie im 3. und 4. auch noch im 5. Jahrhundert sich in Böhmen hielten, gewiß zustimmen,[12] wenn man dafür auch nur allgemeine Gründe anführen kann. Wir erfahren nämlich nicht, daß sich die Markomannen in gewaltigen Kämpfen, wie andere germanische Völker, verblutet hätten und zugrunde gegangen wären; und ebensowenig, daß das Volk aus seinen alten Sitzen ausgewandert sei oder verdrängt worden wäre; denn das vereinzelte Vorkommen markomannischer Scharen in Pannonien oder in Italien zu verschiedenen Zeiten erklärt sich durch Abwanderung überschüssiger Teile vom Gesamtvolke. Hier gilt wohl das Wort Jakob Grimms: daß für die Fortdauer eines Völkersitzes solange die Vermutung streitet, bis das Gegenteil bestimmt erwiesen ist.[13] Auch die tschechische Geschichtschreibung gibt jetzt zu, daß die früher übliche Annahme der völligen Preisgebung des Landes durch die Markomannen weder der Quellenüberlieferung entspricht, noch auch völkergeschichtlich wahrscheinlich
Es ist von dieser Seite die Meinung ausgesprochen

worden, daß vielleicht dieses Volk, das einstmals mächtig, gefürchtet und kriegerisch gewesen, später durch langwierige Kriege, schwere Niederlagen, Abtrennung einzelner Zweige, Abgabe kriegerischer Kontingente an Rom wesentlich gelichtet und geschwächt worden sei und sich auf ein beschränkteres Gebiet seiner ursprünglichen Siedelung zurückgezogen habe.[14]

Das mag so oder anders gewesen sein. Tatsache ist, daß Böhmen vom Beginn des 5. Jahrhunderts ein Land ohne erkennbare Geschichte ist. Die historischen Quellen versagen und versiegen für längere Zeit, aber wohl kaum, weil das Land zur menschenleeren Wüste geworden ist, sondern weil die in jener Periode an sich armselige Geschichtschreibung diese fernen Gebiete nicht mehr erfaßte.

Wenig vermögen zur Aufhellung die unbestimmten Nachrichten beizutragen, die auf einen kürzeren oder längeren Aufenthalt der Langobarden[15] und wahrscheinlich auch noch anderer germanischer Völker in Böhmen und Mähren hindeuten, die in markomannischer Herrschaftszeit rings um Böhmen saßen. Sie sind zeitlich und sachlich zu wenig klar überliefert, um sich historiographisch verwerten zu lassen. Das für Böhmen bodenständige germanische Volk bleiben die Markomannen, wie für Mähren die Quaden. Verschiebungen und Mischungen mögen stattgefunden haben, insbesondere als nach dem Untergang des weströmischen Reiches (476) auf den Böhmen und Mähren benachbarten Gebieten neue Staatswesen von deutschen Völkerschaften begründet wurden, von Franken, Schwaben, Thüringern, Sachsen, Bayern, in denen sich ältere germanische Stämme fortpflanzten.

Eben mit dem Aufkommen der Bayern sucht man das Verschwinden der Markomannen in Verbindung zu bringen.

Zu Beginn des 6. Jahrhunderts, um 520, taucht zum ersten Male und fortan öfter der deutsche Stamm der Bayern in den Sitzen zwischen Lech, Inn und Alpen auf. Aus der ältesten Namensform, die sich in den Quellen findet, „Baioarius“, hat man geschlossen, daß dieses Volk in Beziehung stehen müsse zu dem Lande „Baja“ oder „Bajas“, das nichts anderes sein könne als Böhmen (Boiohemum),

die Heimat ehemals der Bojer, dann der Markomannen. Von dieser sprachlichen Ableitung ausgehend wurde dann weiter gefolgert, daß die böhmischen Markomannen zu Beginn des 6. Jahrhunderts ihre Heimat verlassen und gemeinsam mit anderen germanischen Stämmen den bayrischen von den Römern bereits aufgegebenen Boden besiedelt hätten.[16] Mochten auch späterhin über die Herkunft der Bayern andere Vermutungen aufgestellt worden sein,[17] die älteste fand denn doch bis zum heutigen Tage die meisten und namhaftesten Anhänger, trotz mancher Bedenken, die gegen sie auftauchten. Nicht das unwichtigste wurde erst jüngst wieder von einem der entschiedensten Vertreter der Bayern-Markomannentheorie vorgebracht, dahin lautend, daß es „völlig dunkel" sei, was die Markomannen zum Verlassen Böhmens in jener Zeit bestimmt haben könnte.[18]

Es läge gewiß nahe, die Erklärung hiefür aus der weiteren Entwicklung Böhmens zu schöpfen und auf die Niederlassung der Tschechoslawen in diesem Lande, anderer slawischer Stämme in der östlichen Nachbarschaft hinzuweisen, wenn man damit nicht auf das zweite Problem stieße, das die Heimatsgeschichte dieser Zeit der Forschung darbietet.

Fassen wir die bisherige Entwicklung zusammen: Nach einer keltischen Periode, die mangels aller Quellen in ihrer Bedeutung kaum recht erfaßbar, geschweige darstellbar ist, die nur eine Reihe keltischer Namen im Lande bis zum heutigen Tage hinterlassen hat,[19] setzt in Böhmen und Mähren kurz vor Beginn der christlichen Zeitrechnung die Herrschaft germanischer Völker ein, vornehmlich der suebischen Markomannen und Quaden. Sie währt mehrere Jahrhunderte fort und nimmt von Anfang an einen Zug ins Große, sucht Böhmen zum Stützpunkt einer germanischen Völkerverbindung zu machen, um sich der römischen Weltmacht erwehren zu können. Das gelingt; aber die von Rom geschürte Zwietracht unter den Germanen selbst wirft den aufstrebenden Markomannenstaat jäh aus seiner führenden Stellung zurück. Böhmen hörte sehr bald auf, einen der Brennpunkte germanischer Völkerpolitik zu bilden. Erst nach fast anderthalb Jahrhunderten

erhob sich das Markomannenreich zu neuer Macht und trat wieder an die Spitze zahlreicher germanischer Stämme, um dem römischen Reich, mit dessen Grenzen es entlang der ganzen mittleren Donau zusammenstieß, entgegen zu treten und auf dessen Boden landbedürftigen Germanen neue Heimat zu verschaffen. Aber am Ende dieses langwierigen Krieges, dem das Markomannenvolk als das führende den Namen gegeben hat, war es trotz allen Heldenmutes nahe daran, politisch zu unterliegen, sein eigenes Land Böhmen mit den Nachbargebieten in eine römische Provinz umgewandelt zu sehen. Vielleicht nur ein Zufall, der plötzliche Tod des römischen Imperators, hat diese welthistorische Wendung verhindert.

Kriege mit den Römern sind auch in der Folgezeit die einzigen Anlässe, daß uns von den Markomannen in großen Zwischenräumen noch Kunde wird; aber nicht aus eigenen Aufzeichnungen, denn solche sind von Markomannen und Quaden nicht ausgegangen oder nicht erhalten, sondern nur aus römischen Berichten. Sobald diese aufhören, wird es ruhig von dem alten Markomannenvolk.

Wie ein Kampf- und Arbeitsleben schließlich im bescheidenen Altenteil endet, um jüngeren aus dem eigenen Blute entsprossenen Kräften neben sich Raum zu gönnen, so scheinen die Markomannen und Quaden nach einem halben Jahrtausend Ringens und Schaffens langsam vom Schauplatz welthistorischer Tätigkeit zurückgetreten zu sein und sich gleichsam in neu auftretenden germanischen Völkern verjüngt zu haben. Von Auswanderung, völliger Vernichtung, von der man so oft spricht, hört man in den Quellen nichts. Die Markomannen und Quaden und manche ihrer Nachbarn gehören zu jener Gruppe von Westgermanen, die im Gegensatz zu den unsteteren Ostgermanen in ihrer einmal errungenen Heimat wurzelten und an ihr festhielten.[20] Vielleicht haben sie mitgeholfen, im 5. und 6. Jahrhundert in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft den neuen deutschen Bayernstaat aufzurichten. Das schließt keineswegs aus, daß sie in ihrer alten Heimat Böhmen fortgelebt haben. Wir besitzen ja so wenig

Einblick, wie sich Bayern, Franken, Thüringer, Sachsen aus älteren germanischen Völkerschaften herausgebildet haben.[21] Jedenfalls bot das Land Böhmen stets Raum genug, um neue Völker, die sich auf ihren Wanderungen den Weg dahin bahnten, unbehindert in sich aufzunehmen.

Eine bestimmte Antwort über das Ende der Markomannen in Böhmen oder der Quaden in Mähren nach Zeit und Art ermöglichen die Quellen nicht. Man kann nur die Möglichkeiten, die sich vor Augen stellen, erwähnen und gegen einander abwägen. Halten wir daran fest, daß Völker ohne Kampf und Not ererbten Besitz nicht aufgeben — und für Markomannen und Quaden zeigt sich eine solche Notwendigkeit niemals — dann ließe sich nach der zuletzt angedeuteten Entwicklung eine Brücke schlagen von dem alten Germanenvolk, das Jahrhunderte lang hier gesessen und von dessen Auszug oder Untergang keinerlei Kunde vorliegt, hinüber zu dem deutschen Volke, das nach Generationen wieder auf böhmischem Boden sitzt und dessen Aufkommen daselbst bisher so unvermittelt erschien und so künstlich erklärt werden mußte.

Dritter Abschnitt.

Die slawische Einwanderung. — Das Aufkommen des premyslidischen Hauses. — Das großmährische Reich. Bis 906.

Nach Kelten und Germanen sind Slawen das dritte und letzte Volk, das sich auf böhmischem und mährischem Boden niedergelassen hat. Wann und von wo sie dahin gekommen sind, welche Umstände ihr Vordringen veranlaßt haben, konnte schon Cosmas nicht in Erfahrung bringen, sodaß er sich damit half, an die biblische Erzählung anzuknüpfen. Und bis zum heutigen Tage ist man insbesondere über die erste und für uns wichtigste Frage zu keinem gesicherten Ergebnis gekommen, soviel sich auch die Forschung im 19. Jahrhundert darum bemüht hat. Man kann wohl sagen, daß alle denkbaren Möglichkeiten bereits erwogen und mit mehr oder weniger Wissenschaftlichkeit vertreten worden sind. Man hat von der Autochthonie der Slawen in unseren Ländern gesprochen, d. h. daß sie hier überhaupt nie eingewandert seien, sondern die Urbevölkerung darstellen; dann davon, daß Bojer und Markomannen, die hier saßen, nicht Völker keltischer und germanischer, sondern slawischer Rasse gewesen seien. Man hat Slawen neben Kelten und später neben Germanen in bestimmten Teilen des Landes zu gleicher Zeit siedeln lassen wollen. Es gab und gibt Forscher, die die Einwanderung der Slawen in die vorchristliche Zeit verlegen zu müssen glauben, und wiederum solche, die dieses Ereignis in eines der Jahrhunderte nach Christi Geburt setzen; und fast für jedes Säkulum vom ersten bis zum siebenten haben sich Vertreter gefunden. Der Zeitpunkt wurde bald unbestimmt gelassen, bald genauer, ja sogar bis aufs Jahr genau festzustellen versucht. Es sind u. a. genannt worden: 58 vor Chr. G., dann 180 nach, 480, 534, 644.[1]

Diese Fülle einander widersprechender Ansichten erklärt sich aus dem Fehlen jedweder Quellennachricht, die auf die richtige

Spur führen könnte, so daß der Mutmaßung Tür und Tor geöffnet ist. Der Standpunkt, den die neueste Geschichtsschreibung in Böhmen diesem Problem gegenüber einnimmt, erscheint in dem Satze ausgesprochen: „Auf die Frage, wann die Tschechoslawen in ihren jetzigen Wohnsitzen auftreten, hat die Geschichte . . . nur die einzige mögliche Antwort: vor dem 6. Jahrhundert nach Chr. G. findet sich hier von ihnen keine Erwähnung". Diese Feststellung erfährt aber noch eine Einschränkung durch das nachfolgende Zugeständnis, daß das erste sichere Datum ihrer Ansässigkeit in Böhmen sogar erst in das 7. Jahrhundert falle, allein derart sei, daß man die Einwanderung denn doch schon in das 6. zurückverlegen dürfe.[2] — Doch auch diese Schlußfolgerung ist willkürlich, denn sie geht von der Voraussetzung aus, daß ein bestimmtes geschichtliches Ereignis in unmittelbarem Zusammenhang mit Böhmen stehe, was vorerst zu beweisen wäre.

Ein fränkischer Chronist, der Fortsetzer des sogenannten Fredegar, der etwa 660 sein Werk begann, erzählt nämlich, daß im Jahre 624 ein Franke namens Samo aus dem senonagischen Gau (vielleicht Sens in der Champagne) mit mehreren Kaufleuten zu den Slawen, „die man Winden (Vinedos) nennt", gezogen sei. Als er dahin kam, fand er sie in Kämpfe mit den Awaren verwickelt, half ihnen mit Rat und Tat und zeichnete sich dermaßen aus, daß sie ihn zu ihrem „König" machten. In der Folgezeit unternahm er selber Kriege wie gegen die Awaren so gegen die Franken, denen dieses Slawenland dienstbar war, schuf ein großes Reich, hatte 12 windische Frauen, zeugte mit ihnen 22 Söhne, 25 Töchter und starb nach 35 jähriger glücklicher Regierung, also um 660, worauf sein Reich wieder zerfiel. — Wo lag dieser slawische Staat des Franken Samo?

Es ist eine vorzüglich auf Pelzel[3] und Palacky zurückgehende Annahme, daß damit nur das tschechische Böhmen gemeint sein könne, obwohl sich dafür bei Fredegar nicht der mindeste Anhaltspunkt findet und eine andere Quelle ausdrücklich Kärnten, das eigentliche Windenland, als Samos Herrschaftsbereich bezeichnet.[4] Bei Pelzel war es, wie er deut-

lich erkennen läßt, der Wunsch, „den Ruhm und die Tapferkeit unserer Voreltern in den ältesten Zeiten“ auf eine bestimmte Tat festzulegen, was ihn auf diesen Gedanken führte. Palacky aber machte Samo, „dieses glänzende Meteor“, zum ersten Böhmenherzog und Böhmen zum Mittelpunkt des von ihm geschaffenen Reiches, weil er, irregeführt durch die gefälschte Königinhofer und Grüneberger Handschrift, sich einen slawischen Staat im 7. Jahrhundert überhaupt nirgends anders denken konnte als in Böhmen. Und von da an herrscht diese Ansicht fast allgemein bei allen folgenden tschechischen und deutschen Geschichtschreibern bis in die allerneueste Zeit, zum mindesten in der Form, daß Böhmen mit zum Reiche Samos gehört haben müsse. Daraus folgerte man dann weiter in falschem Kreisschluß, daß die Tschechen doch wohl spätestens im 6. Jahrhundert nach Böhmen eingewandert sein müßten, wenn Samo schon im zweiten Viertel des 7. über sie geherrscht habe.[5]

In Wirklichkeit fehlt es aber an jeder Handhabe, Samo mit Böhmen in Verbindung zu bringen. Von Kämpfen zwischen Awaren und den von ihnen durch Mähren getrennten Völkerschaften in Böhmen hat sich in den Quellen nirgends eine Spur erhalten. Der Schwerpunkt des awarischen Reiches lag im Tiefland zwischen Donau und Theiß. Von Kärnten und Friaul her wurde in den Jahren 795 und 796 der vernichtende Schlag gegen sie geführt. Die böhmische Vorgeschichte, wie sie Cosmas bietet, kennt keine Gestalt, die auch nur im entferntesten an Samo erinnerte, obwohl sein Lebenslauf für Sagenbildung wie geschaffen erscheint,[6] keine Ereignisse, wie sie Fredegar im Zusammenhang mit Samo berichtet. Man wird das Vorkommen von Slawen in Böhmen im 7. Jahrhundert nicht schlechtweg leugnen, aber von einer Machtstellung, wie sie Samos Herrschaft voraussetzen würde, kann nicht die Rede sein. Selbst noch während des ganzen 8. Jahrhunderts fehlt jeder quellenmäßige Beleg für die Ansässigkeit der Slawen in Böhmen oder Mähren; erst zu Beginn des 9. lassen sie sich unzweifelhaft dort nachweisen. Das besagt natürlich nichts über die Zeit ihrer Zuwanderung, die ebenso Jahrzehnte wie Jahrhunderte zuvor erfolgt sein kann.[7] Wir tappen hier voll-

kommen im Dunkeln und können nur wenig Tatsächliches feststellen.

Die böhmische Ursage bietet, wenn man ihren Kern herausschält, nicht nur keinerlei Hinweis auf den Bestand eines slawischen Großstaates auf böhmischem Boden in so früher Zeit, sondern läßt vielmehr eine ganz andere Entwicklung des slawischen Volkes in diesem Gebiete erkennen: ein langsames Zufließen und Festsetzen in kleinen Gruppen, ein allmähliches Zusammenwachsen zu größeren Verbänden. Sie zeigt uns als Schauplatz der ältesten Geschichte nicht ein ganzes Land mit einem einheitlichen geschlossenen Volk,[8] sondern einzelne Gaue (pagi) mit kleinen Stämmen (tribus), die nebeneinander und unabhängig voneinander bestehen. Bald bilden die größeren Flußläufe die natürlichen Grenzscheiden zwischen ihnen, bald breiten sie sich zu beiden Seiten eines Flüßchens oder Baches aus. Derjenige Gau, der in der Zukunft der wichtigste werden sollte, mit dem Mittelpunkte Prag, liegt eingeschlossen von der Beraun, Moldau, Elbe und Eger. Südlich der Beraun nennt Cosmas einen Gau Stebezna, östlich der Moldau den Gau Bechin. An ihn schließt sich nördlich der Leitmeritzer Gau rechts der Elbe und am linken Ufer zwischen der Eger und Biela der Beliner mit dem Hauptort Stadiz.

Es ist durch nichts erwiesen, daß diese Gaueinteilung von den eingewanderten Slawen begründet wurde. Wir wissen vielmehr, daß gerade bei den suebischen Völkern, zu denen die böhmischen Markomannen und mährischen Quaden gehörten, schon zu Cäsars Zeiten die Gaueinteilung mit eigenen Gauvorstehern bestand. Die Slawen fanden also bei ihrer Einwanderung diese Organisation bereits vor, in die sie sich einfügen konnten und die ihnen dennoch die Erhaltung ihrer eigenen Geschlechter und Geschlechterverbände neben den deutschen Sippen ermöglichte, ebenso wie die Erlangung der Vorherrschaft in dem einen und anderen Gau.

Diese Gaue vereinigten sich allmählich teils auf friedlichem, teils auf kriegerischem Wege zu größeren Gebilden, für die Cosmas den Namen Provinzen anwendet. Für beide Entwicklungsarten bietet seine Erzählung der Vorgeschichte Belege

dar. Die Vermählung der letzten Erbin im Prager Gau, Lubossa, mit dem Gauherrn in Stadiz Premysl, d. h. der Bedächtige, Überdenkende, dieses Konnubium mit der Berufung des Tüchtigeren zur Herrschaft im Nachbargau, hat die Sage erhalten und in ihrer Weise ausgeschmückt. Die Vergrößerung des Gebietes durch gewaltsame Eroberung zeigt Cosmas an einem andern Fall.

Eine zweite Gruppe von ebenfalls fünf Gauen, die bereits zu einer Provinz geeint erscheinen, lag westlich von der Prager rings um den Hauptort Saaz. Dessen zweiter Name — wir sehen, wie dasselbe Gebiet entsprechend der doppelten Besiedlung auch zwei topographische Namen trägt — war Luka (die Wiese), darnach die dort ansässige slawische Bevölkerung die Luczanen hießen. Zwischen diesen Luczanen unter einem Herzog Wlastizlaw, „kriegliebend, tapfer und überaus listig", und dem auf der Burg „Lewigradec" (bei Prag) residierenden Neklan, dem das Volk der „Böhmen" unterstand, kam es nach zahlreichen früheren Zusammenstößen zum Entscheidungskampf. Es ist bezeichnend für die Entwicklung, daß Cosmas in der Vorzeit eben nur dem Prager Gau und dessen Bevölkerung den uralten von den Bojern abgeleiteten Namen „Böhmen" zuweist. Von hier aus erfolgte die Ausweitung des Begriffes auf immer größere Gebiete, die allmählich in „Böhmen" aufgehen. Der Kampf endete mit dem Siege der Böhmen, dem aber die Nachbargaue Belin und Leitmeritz damals schon Gefolgschaft leisteten. Doch war es nicht der Herzog Neklan, „furchtsamer als ein Hase und schneller auf der Flucht als ein Pardel", der den Sieg errang, sondern sein Feldherr, der den Gattungsnamen „Tyro" (der Krieger) führt. Mit der Einziehung des ganzen Saazer Gebietes, nachdem dessen jugendlicher Erbe von seinem „Erzieher" namens During (der Thüringer) meuchlings ermordet worden war, erweiterte sich „Böhmen" bereits um ein gewaltiges Stück gegen Westen hin. Auch in der sagenhaften Gestalt des Erziehers During im Saazer Gaugebiet haben wir keine eigentliche Person zu sehen, sondern Hinweise auf uralte Beziehungen dieses nordwestböhmischen Landes zu dem einstmals so großen Reiche der Thüringer.

Die weitere Entwicklung und der Ausbau der Prager Provinz entzieht sich unserer Kenntnis. Erst zu Beginn des 9. Jahrhunderts, 805, erhalten wir Kunde von einem Kriegszug Karls d. Gr. gegen „Slawen" in Böhmen. Es ist zugleich, wie schon angedeutet wurde, der früheste quellenmäßige Beleg für ihr Vorkommen in unserem Lande.[9] So wichtig diese Unternehmung auch gewesen zu sein scheint, da Karl seinen gleichnamigen Sohn damit betraute, so besitzen wir doch nur von fränkischer Seite kurze unzulängliche Nachrichten darüber; sie nennen den Herzog, der an der Spitze der Slawen stand, Lech, wiederum kein Eigen-, sondern ein Gattungsname. Die heimische Überlieferung, Cosmas, hat die Erinnerung daran nicht erhalten. Er übergeht überhaupt die ganze Geschichte Böhmens im 9. Jahrhundert, die in den fremden Quellen schon vollste Beachtung findet, mit auffallendem Schweigen. Er weiß nichts von der Zuweisung Böhmens durch Kaiser Ludwig den Frommen, Karls d. Gr. Sohn und Nachfolger, an seinen Sohn Ludwig den Deutschen, als dieser in der Reichsteilung von 817 das ostfränkische oder bayrische Königreich erhielt; nichts von dem Erscheinen slawischer Gesandtschaften aus Böhmen und Mähren mit Geschenken vor dem Kaiser auf dem Hoftag zu Frankfurt im November 822; nichts von der Taufe von vierzehn Herzögen aus Böhmen in Regensburg im Jahre 845;[10] nichts von den fünf oder sechs uns mit Namen bekannten böhmischen Herzögen, die sich 872 gegen die Franken erhoben; und nichts auch von der böhmischen Gesandtschaft zu den wichtigen von Ludwig d. D. 874 zu Forchheim geführten Verhandlungen mit dem Mährenherzog Zwentibald. Cosmas kennt eine Geschichte Böhmens erst von dem Zeitpunkt an, da sich gegen Ende des 9. Jahrhunderts die Prager Herzöge zu einer Vormachtstellung wenigstens in einem Teile Mittel- und Westböhmens erhoben, durch den Übertritt Boriwois zum Christentum, angeblich im Jahre 894. Das war ein so wichtiger Wendepunkt in der Geschichte des ganzen Gebietes sowie des Herzogshauses, daß dieses Ereignis in der Erinnerung haften blieb, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde, bis Cosmas davon hörte und damit die be-

glaubigte Geschichte des ganzen Landes am richtigsten zu beginnen meinte. Alles frühere, die Kriege, die innere Entwicklung, selbst die Reihe der älteren Gauvorsteher, die er als Vorgänger der geschichtlich beglaubigten Prager Dynastie aufzählt, verschwimmt bei ihm, soweit es nicht ganz der Vergessenheit anheim gefallen ist, in Sage und Mythe. Es schien dem geistlichen Berichterstatter nicht der Mühe wert, die Geschichte heidnischer Regenten, die nur „dem Fressen und Schlafen ergeben waren, roh und unwissend wie das Vieh dahinlebten," der Nachwelt zu überliefern. Mit dieser wenig ehrerbietigen Charakterisierung scheint zugleich angedeutet zu sein, daß man diese Herzöge zu Cosmas' Zeit nicht als Ahnen Boriwois ansah; wie denn auch Cosmas bei der Nennung der ersten acht, Premysl, Nezamysl, Mnata, Vogen, Unezlau, Crezomysl, Neklan und Gostiwit keinerlei Verwandtschaftsverhältnis angibt. Erst beim letzten erklärt er: „Gostiwit zeugte Boriwoi." Dessen Geschlecht aber, das nachmals seinen Stammbaum an den sagenhaften Premysl aus Stadiz anknüpfte und sich nach ihm die Premysliden nannte, die siegreiche Dynastie, legte erst recht kein Gewicht darauf, die Erinnerung an eine Zeit wach zu erhalten, in der sie einerseits noch heidnisch war und andrerseits im günstigsten Fall ihren Rang mit vielen Gleichgestellten teilte. Sie sorgte für die Erhaltung der Überlieferung erst von dem Augenblick an, als ihre Herrschaft über ein ansehnliches Stück des Landes fest begründet war und vor allem auch durch Anerkennung von seiten des deutschen Reiches gleichsam eine höhere Weihe erhalten hatte. Wir erfahren nämlich aus einer fränkischen Quelle, den wichtigen Annalen des Klosters Fulda, daß im Jahre 895 anläßlich einer Reichsversammlung in Regensburg vor Kaiser Arnolf alle Herzöge der Böhmen erschienen, deren vornehmste (primores) aber Spitignew und Wratislaw (Witizla) waren.[11] Sie kamen dahin, um die alte Verbindung mit dem bayrischen Königtum, aus der sie der Mährerherzog Zwentibald gerissen hatte, wieder herzustellen. Aus Cosmas aber wissen wir, daß Spitignew und Wratislaw die Söhne Boriwois waren, also die dritte Generation im Herzogtum Prag. Die gegenseitigen

Beziehungen wurden in freundschaftlichster Weise wieder erneuert. Bayern übernahm fortan den Schutz über alle Herzogtümer in Böhmen, an deren Spitze aber die beiden Prager Brüder standen. An dem Geschlecht Gostiwits lag es nun, unter dem Schilde des bayrischen Königtums die bereits errungene Stellung in Böhmen weiter auszubauen.

Auch von der wechselvollen Geschichte Mährens in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts und den Einflüssen und Einwirkungen dieses Landes auf Böhmen spricht Cosmas wohl mit Absicht nicht, um die Gebundenheit Böhmens in jener Zeit wie nach der fränkisch-bayrischen so nach der mährischen Seite hin nicht berühren zu müssen. Daß ihm die Vorgänge in Mähren nicht unbekannt waren, darf man gewiß annehmen, da er selber Quellen nennt, ein Privileg der mährischen Kirche und einen sogenannten „Epilog (Schlußbericht) zur Geschichte des Landes Mähren", die noch in seiner Zeit allgemein bekannt gewesen sein sollen. Auch gibt er von dem Mährerherzog Zwentibald, den er Zuatopluk nennt, eine kurze mit Sagen ausgeschmückte Charakteristik.

Auf den ersten Blick mag es auffallend erscheinen, daß der mährische Schwesterstaat eine andere und raschere politische Entwicklung genommen hat als Böhmen. Der Slawen in Mähren geschieht in den fränkischen Quellen zum ersten Male im Jahre 822 Erwähnung, und zwar unter dem Namen „Marvani", „Marahenses" u. ähnl., d. h. Mährer, Marchanwohner. Auch sie haben also keinen besonderen Völkernamen, sondern man bezeichnet sie nach dem Lande, in welches sie eingewandert sind. Der erste Fürst, der unter ihnen genannt wird, ist Moimir, in der Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen, des Sohnes Karls des Großen, kurz vor 840. Über seine Herkunft, über sein Emporkommen und über den Umfang seines Gebietes ist uns nichts überliefert. Wenn man das einstmals hochberühmte Zisterzienserkloster Welehrad, eine landesfürstliche Gründung aus dem Jahre 1202, als Moimirs Residenz erklären wollte, so entbehrt diese Ansicht jeder geschichtlichen Begründung, ist bloß gelehrte Vermutung und ehrfürchtiger Glaube; wenn auch zugegeben werden muß, daß

der Mittellauf der March, in deren unmittelbarer Nähe Welehrad liegt, und das Gebiet westlich und östlich bis zu den nächsten größeren Flußläufen der Schwarza einer-, der Wag anderseits, den Kern der Herrschaft Moimirs gebildet haben dürfte. Sein östlicher Nachbar war Herzog Pribina, dessen Fürstentum in Neutra seinen Mittelpunkt hatte. Während der schwächlichen Regierung Kaiser Ludwigs d. Fr. (814—840), der diesen fernen Gebieten wenig Aufmerksamkeit zuwandte, gerieten Moimir und Pribina in Streit, Moimir blieb Sieger, zog Pribinas Land ein, den dann allerdings die Franken durch eine neue Herrschaft am Plattensee entschädigten (etwa 836). In die ersten Regierungsjahre K. Ludwigs d. D., der 843 im Vertrag von Verdun das ostfränkische Reich mit Bayern als Hauptland erhielt, fällt aber auch schon ein erster Abfallsversuch Moimirs. Er hatte zur Folge, daß der deutsche König im August 846 selbst gegen die mährischen Slawen zog, Moimir absetzte und ihm dessen Neffen Rastiz (Rastislaw) zum Nachfolger gab. Zehn Jahre später (855) begann der Kampf zwischen diesem neuen mährischen Herzog und den Franken, erneuerte sich immer wieder aus uns unbekannten Ursachen, bis es 864 K. Ludwig gelang, Rastiz nach einem erfolgreichen Angriff auf dessen Feste „Dowina" (vielleicht Maidenburg a. d. Thaya), zu der man von Tuln an der Donau aus gelangt war, zum Gelöbnis der Treue und des Gehorsams „für alle Zeit" zu bringen. Fünf Jahre später, 869, stand Rastiz, wie es scheint, an der Spitze eines weit ausgebreiteten Slawenaufstandes, konnte zwar nicht im Felde besiegt werden, erlag aber 870 den Ränken seines mit den Franken verbündeten Neffen Zwentibald (Swatopluk),[12] der das Neutraer Teilreich selbständig verwaltete. Gefangennahme, Auslieferung an den Grafen der bayrischen Mark, Karlmann, den Sohn K. Ludwigs d. D., Stellung vor ein aus Deutschen und Slawen zusammengesetztes Gericht während der Reichsversammlung in Regensburg (Nov. 870), Verurteilung zum Tode wegen Hochverrats, Begnadigung zur Blendung und Einkerkerung in einem nicht genannten deutschen Kloster war Rastiz' trauriges Schicksal.

Das mährische Fürstentum erhielt aber nicht Zwentibald; es wurde vielmehr in eine fränkische Provinz umgewandelt, die von bayrischen Grafen verwaltet wurde, wie die angrenzende Ostmark, Pannonien oder die böhmische Mark in Bayern. Sei es nun, daß ein ähnlicher Plan auch betreff des Neutraer Landes ins Auge gefaßt wurde und auf den Widerspruch Zwentibalds stieß oder eine Verstimmung aus anderen Ursachen eintrat, die Franken bemächtigten sich auch des zweiten Mährerherzogs, Zwentibalds, und brachten ihn an den Hof des Prinzen Karlmann, wo er in freier Haft leben konnte. Bald gewann er aber Karlmann so vollkommen für sich, daß dieser keine Scheu trug, ihn an die Spitze eines fränkisch-bayrischen Heeres zu stellen, das in Mähren ausgebrochene Unruhen unterdrücken sollte. Dort angekommen, wandelte sich jedoch Zwentibald aus einem scheinbaren Freund in einen offenen Feind Karlmanns, übernahm die Führung der aufständischen Mährer, vernichtete das ihm anvertraute fränkische Heer bis auf wenige, die sich durch Flucht retten konnten, und vertrieb die bayrischen Grafen aus dem Lande. „Die ganze aus den früheren Siegen gewonnene Freude der Noriker verwandelte sich in Trauer und Schmerz", klagt der Annalist. Von da an schien Zwentibalds Leben dem Kampfe gegen die Franken und der Aufrichtung eines großen selbständigen Staates geweiht zu sein. Herbste Niederlagen erlitt Karlmann und sein Heer 871 und 872, bis ans Donauufer konnte der Mährerfürst unbehindert seinen Gegner verfolgen. Erst Verhandlungen, die König Ludwig d. D. mit Abgesandten Zwentibalds etwa im Juni 874 in Forchheim führte, ermöglichten es, zu einem Frieden zu gelangen; vielleicht um den Preis, daß man von seiten des Reiches Zwentibald volle Freiheit ließ, seine Herrschaft über die anderen Nachbargebiete auszudehnen. Seither mag der mährische Herzog sein Land ausgestaltet haben zu jenem „Großmähren" (*ἡ μεγάλη Μοραβία*) wie sein Reich in einer Schrift des griechischen Kaisers Konstantin Porphyrogenitus, die 952 verfaßt wurde, genannt erscheint; die wirklichen Grenzen insbesondere gegen Osten und Norden kennen wir nicht.

Aber auch mit dem fränkischen Reich erneuerte sich der Krieg, jedoch, wie es scheint, nur aus mittelbaren Ursachen. Der Umstand, daß Bayern nach dem Tode seiner drei letzten Könige aus karolingischem Hause, Ludwigs d. D. (876) und seiner beiden Söhne Karlmann (880) und Ludwig d. J. (882), seine Selbständigkeit einbüßte und unter Kaiser Karl III. mit Westfranken vereinigt wurde, erschütterte die Stellung und das Ansehen der Deutschen in der östlichen Welt. In der Ostmark selbst entstanden wirre Zustände und böse Verwicklungen. Eine heftige Fehde zweier Grafengeschlechter, die um die Herrschaft in diesem Nachbarland Mährens stritten, bot Zwentibald den Anlaß, sich in diese Verhältnisse einzumischen und einer der beiden feindlichen Parteien seine mächtige Unterstützung zu verleihen. Die andere suchte Schutz bei Arnolf, Karlmanns Sohn, der die bayrisch-fränkischen Marken Karantanien und Pannonien verwaltete. Das führte zum mährisch-fränkischen Krieg der Jahre 883 und 884, der von Zwentibald mit besonderer Grausamkeit geführt worden zu sein scheint. Die fränkischen Annalen schildern das Elend der heimgesuchten Gebiete in düstersten Farben: die Ostmark und Pannonien, „das einst so glückliche", wo die Salzburger Kirche in jahrzehntelanger Arbeit ein bedeutsames deutsches Kulturwerk geschaffen hatte, lagen verwüstet da; die Bevölkerung bestand, wie es heißt, aus Krüppeln, Frauen und Kinder waren getötet oder in die Gefangenschaft geschleppt. Die Quelle versichert, daß Zwentibald unmenschlich und grausam „nach Art eines Wolfes" gewütet und alles Land mit Feuer und Schwert verwüstet habe. Sein Heer sei so groß gewesen, daß der Vorbeimarsch an einem Orte vom Morgen bis zum Abend gewährt habe. Erst das Erscheinen Kaiser Karls III. am Ende des zweiten Jahres hätte dem blutigen Kampfe ein Ende gemacht. In einem nicht genannten Orte im Wiener Wald (Mons Comianus) in der Nähe des Tulnerbaches erschien der Mährerherzog vor dem Reichsoberhaupte, leistete den Lehenseid und schwor, bei des Kaisers Lebzeiten nie wieder ins Reich einzufallen. Die Zugeständnisse, die aber Zwentibald gemacht werden mußten, nennt uns die fränkische Quelle nicht. Wich-

tiger für die Folgezeit wurde die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Zwentibald und Arnolf. Im folgenden Jahre (885) wurde ein Friede geschlossen, den Arnolf wünschen mußte, da er sich schon damals mit dem Gedanken trug, Karl III. zu entthronen. Als er sich dann wirklich 887 in Frankfurt die deutsche Königskrone holte, die Karl hatte niederlegen müssen, war er von einem bedeutenden Heere begleitet, in dem sich nebst Bayern auch Slawen befanden. Ein freundschaftliches Verhältnis bestand auch noch 890, als König Arnolf etwa im März in Omuntesberg, einem kaum zu bestimmenden Ort auf österreichischem Boden, mit dem Mährerherzog schwerwiegende Verhandlung pflog. Ein westfränkischer Chronist will wissen, daß Zwentibald, der „König der mährischen Slawen", wie er hier benannt wird, damals das „Herzogtum der Böhmen" übertragen erhielt, trotzdem diese den Franken „die versprochene Treue in unverletztem Vertrage bewahrt hatten". Welchen Glauben man auch dieser fernen Quelle zuschreiben will, Tatsache ist, daß zwei Jahre später, 892, zwischen Zwentibald und Arnolf ein neuer Krieg ausbrach. Der deutsche König bot eine ungeheure Macht auf: Franken, Bayern, Alamannen; ein slawischer Fürst Brazlaw, der unter fränkischer Oberhoheit im Gebiet zwischen Drau und Sau herrschte, unterstützte ihn; die wilden Ungarn, die schon bei den Kämpfen des Jahres 862 als Teilnehmer genannt werden, tauchten wieder auf; und schließlich gelang es noch, den Bulgarenfürsten Wladimir, dessen Reich seit langem in einem gewissen Gegensatz zu „Großmähren" gestanden hatte, zu bestimmen, den Mährern den Salzeinkauf in seinem Lande zu sperren, ein Hinweis auf die Bedeutung wirtschaftlicher Verhältnisse, wie ihn die Quellen jener Zeit nur äußerst selten darbieten. — Der Mährerherzog widerstand diesen Angriffen von vielen Seiten zwei Jahre lang, erzielte selbst nach den Schilderungen der ihm feindlichen Berichterstatter glänzende Siege über die Heere des bayrischen Königs, scheint aber im Krieg des Jahres 894 den Schlachtentod gefunden zu haben.

Das harte Urteil, das insbesondere der Fuldaer Annalist, will sagen: die höfische Quelle, der „Reichshistoriograph", über

Zwentibald fällt, der leidenschaftliche Haß, mit dem er dessen Nachruf schreibt, bilden einen Beweis, welchen Eindruck das Auftreten dieses tapferen und kriegstüchtigen Fürsten in Bayern und im ganzen Frankenreich gemacht hat.

Diesem politischen Kampf der beiden Moimiriden Rastiz und Zwentibald gegen das Karolingertum in den östlichsten Marken des Reiches, Ostmark und Pannonien, ging zur Seite ein zeitweilig mit nicht minderer Erbitterung geführter religiöser Krieg, der sich an die Namen der mährischen Apostel Cyrill und Method knüpft.

Ob Moimir schon Christ war, läßt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden.[18] Zum mindesten hat zu seiner Zeit die bayrische Kirche durch das Passauer Bistum in Mähren eine rege missionäre Tätigkeit entfaltet, wie Regensburg in Böhmen und Salzburg in Pannonien (Westungarn). In einem geschichtlichen Überblick über die Beziehungen Bayerns zu Mähren in früherer Zeit, der Papst Johann IX. (898—900) unterbreitet wurde, heißt es: die Mährer seien vormals den bayrischen Königen, dem bayrischen Volke und den bayrischen Bischöfen unterworfen gewesen, der Passauer Bischof habe sich, ohne Widerstand zu finden, wann immer dahin begeben, habe mit seinen „Landsleuten" und wer sonst sich dort befand, Synoden abgehalten und alle kirchlichen Obliegenheiten daselbst erfüllt, ebenso wie die bayrischen Grafen in öffentlichen Gerichtssitzungen Recht gesprochen, Strafen verfügt und Steuern eingehoben haben, ohne auf irgendwelches Hemmnis zu stoßen. Wenn sich diese Schilderung der Verhältnisse, wie anzunehmen ist, auf die Zeit Moimirs bezieht, dann haben sie sich alsbald sehr zu Ungunsten der bayrischen Geistlichkeit geändert. Im Jahre 852, also sechs Jahre nach Moimirs Entthronung, unter dessen Nachfolger Rastiz, sprach man auf einer Mainzer Synode von dem „rohen Christentum des mährischen Volkes". Dann hören wir von dem gleichzeitigen Wirken deutscher, italienischer und griechischer Geistlicher, deren Streitigkeiten um die Vormachtstellung im Lande zur Festigung des Glaubens im Volke gewiß nicht beigetragen haben werden. Am wichtigsten aber war wohl die Verquickung der kirchlichen mit den politischen

Verhältnissen, durch die die Stellung der deutschen Priester oft schwer beeinträchtigt wurde.

Es geschah kurz vor dem Ausbruch des Krieges mit K. Ludwig d. D. im Jahre 864, daß Rastiz sich nach Konstantinopel wandte und dort um geistliche Lehrer bat, die, wie es heißt, dem mährischen Volke den wahren Glauben in seiner Sprache beizubringen vermöchten. Ob der Erfolg griechischer Missionäre in Bulgarien, denen es zur selben Zeit gelang, den dortigen Fürsten Bogoris zum Christentum zu bekehren und, wenn auch nicht ohne Zwang, viele seiner Untertanen zu taufen, irgendwelchen Einfluß auf Rastiz' Entschluß hatte, bleibt dahingestellt. Vielleicht war die politische Wendung, die damals im Bulgarenreich eintrat, indem man eine längere Periode der Feindseligkeit gegen das Frankenreich abschloß und zu ihm in freundschaftliche Beziehungen trat, für den Mährerherzog Anlaß, seinerseits nach neuen Bundesgenossen auszuspähen, was durch Einleitung kirchlicher Annäherung versucht werden sollte. Ging doch schon im Jahre 863 im Frankenreiche das Gerücht, das der Fuldaer Hofchronist verzeichnet, K. Ludwig d. D. wolle gemeinsam mit den Bulgaren den Mährerherzog bekämpfen.

Rastiz' Bitte in Konstantinopel hatte den Erfolg, daß ihm zwei griechische Lehrer, die ähnliche Missionen schon anderwärts durchgeführt hatten, Söhne eines hohen kaiserlichen Beamten in Thessalonich (Saloniki), Konstantin und Method zugeschickt wurden. Sie besaßen nicht nur Kenntnis der slawischen Sprache, die ihnen in Mähren zugute kommen konnte, sondern der ältere Bruder Konstantin, der auch schon zum Priester geweiht war, hatte sich daran gemacht, das neue Testament, mit dem Johannesevangelium beginnend, in die slawische Sprache zu übersetzen. Zu diesem Zwecke hatte er, ein zweiter Ulfilas, unter Zugrundelegung des griechischen Alphabets eine eigene Schrift erfunden, die man die „Glagolitika" und in ihrer späteren Ausbildung die „Kyrillika" nennt.

Als die Brüder in Mähren ankamen, hatten sich hier die politischen Verhältnisse, die zu ihrer Berufung Anlaß gegeben hatten, wieder gewandelt oder waren in einer Wandlung be-

griffen. Der mährisch-fränkische Krieg von 864 hatte mit einem Erfolge des deutschen Königs geendet, Rastiz hatte sich zu einem Frieden bequemen müssen, das Wirken der bayrischen Geistlichkeit fand keine Erschwerung mehr. Konstantin und Method konnten zwar ihre Tätigkeit beginnen, gewannen auch Schüler, stießen aber auf den entschiedenen Widerstand der im Lande weilenden deutschen und lateinischen Priesterschaft, die vor allem den Gottesdienst in slawischer Sprache, wie ihn die Griechen einzuführen suchten, für unvereinbar erklärten mit der allgemeinen Kirchenordnung, die nur das Hebräische, Griechische und Lateinische für die Verkündigung des Evangeliums zuließ. Dieser Widerstand und die Unmöglichkeit für Konstantin, eigene Kirchen zu weihen, Jünger zu ordinieren, mit einem Worte ein wirkliches slawisches Kirchenwesen einzurichten, ließ ihre ganze Arbeit vergeblich erscheinen. Hilfe konnte nur vom päpstlichen Stuhl in Rom kommen. Konstantin entschloß sich dahin zu reisen, seinen Bruder und seine tüchtigsten Schüler, unter denen Gorazd, ein gebürtiger Mährer, an erster Stelle genannt wird, mitzunehmen. In den ersten Wochen des Jahres 868, kurz nachdem P. Hadrian II. am 14. Dezember 867 den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, erschienen die Slawen in Rom. Sie wurden nicht nur mit vollen Ehren empfangen, sondern erreichten nach Ablegung des Glaubensbekenntnisses, das als vollkommen der römischen Kirche entsprechend befunden wurde, vom Papste ein Zugeständnis seltenster Art: die Verwendung der slawischen Sprache im Gottesdienst, das nach einem Ausspruch von berufenster Seite „nie ein Abendländer erreicht hätte".[14] Der weltgeschichtliche Kampf zwischen Rom und der morgenländischen Kirche, der damals durch das Auftreten des berühmten Patriarchen von Konstantinopel Photius gegen den Papst in Rom entfacht worden war, spielt in diese Entwicklung der mährischen Dinge mit hinein.

Zu einer Rückkehr nach Mähren konnte sich aber Konstantin nicht mehr entschließen. Krankheit hielt ihn, wie es scheint, davon ab. Er zog sich in das römische Kloster San Clemente zurück, nahm den Mönchsnamen Cyrill an und verschied dort am 14. Februar 869, etwa ein Jahr nach seiner Ankunft in Rom. Die Fortführung seines Werkes ging auf Method über,

der schon bei Lebzeiten seines Bruders die Priesterweihe vom Papste erlangt hatte, ebenso wie einige Jünger Konstantins. Doch auch Method ging zunächst nicht nach Mähren, wohl der politischen Lage, wie sie sich damals in diesem Lande gestaltet haben mag, Rechnung tragend. Schon früher, spätestens auf der Fahrt nach Rom, hatten Konstantin und Method freundschaftliche Beziehungen zu Kozel, Pribinas Sohn und Nachfolger im Fürstentum am Plattensee, angeknüpft. Zu ihm begab sich Method noch 869, kehrte aber alsbald nach Rom zurück, wo ihm P. Hadrian, um einer Bitte Kozels zu willfahren, den Titel eines Erzbischofs „von Sirmium" verlieh. Jetzt erst öffneten sich ihm auch wieder die Grenzen Mährens, um so mehr, als sich Rastiz zum neuen letzten Kampfe gegen die Franken rüstete. Allein in seinen bald darauf erfolgten Sturz wurde auch der Erzbischof hineingezogen. Wie über Rastiz auf einer Reichsversammlung in Regensburg abgeurteilt wurde, so wurde Method im November 870 vor ein Synodalgericht bayrischer Geistlicher gestellt. Die Hauptanklage ging dahin, daß er in ein fremdes Bistum eingedrungen sei. „Wenn ich mich überzeugen könnte, daß es euch gehört, würde ich weichen, — doch es gehört dem heil. Petrus", lautete seine Entgegnung, d. h. er berief sich auf seine Einsetzung zum Erzbischof durch den Papst. Wie die Verhältnisse aber damals lagen, konnte ihm der Papst zunächst keine Hilfe gegen seine Gegner zuteil werden lassen. Er konnte es nicht einmal hindern, daß nach ungemein stürmischer Verhandlung Method, der in zorniger Rede seine Gegner, Erzbischof Adalwin von Salzburg und die Bischöfe Ermanrich von Passau und Anno von Freising, angriff, schuldig gesprochen und in einem deutschen Kloster zwei und ein halbes Jahr in harter Gefangenschaft gehalten wurde. Erst der Rückschlag in der politischen Entwicklung Mährens, Zwentibalds erfolgreiche Erhebung gegen Karlmann, brachte ihm Befreiung. Der neue Papst, Hadrians II. Nachfolger Johann VIII., der am 14. Dezember 872 gewählt worden war, schickte wohl auf Wunsch Zwentibalds und Kozels einen eigenen Gesandten nach Deutschland, den Bischof Paul von Ancona, der Methods Freilassung beschleunigte, ihn in seine mährisch-pannonische Diözese geleitete und dort wieder einsetzte.

Method kehrte in ein kampfdurchwühltes Land zurück, das für ruhige geistliche Arbeit wohl kaum den richtigen Boden darbot, um so weniger, als auch in dem nächsten Jahre der fränkisch-mährische Krieg weitertobte. Erst der Forchheimer Friede vom Sommer 874 schuf eine neue Lage. Allein er hatte auch die Wirkung, daß nunmehr die deutsche Geistlichkeit ihre frühere Machtstellung in Mähren zurückgewann und den Kampf gegen Method von neuem aufnahm. Auch ließ wohl die Erinnerung an die Ereignisse des Jahres 870, in welchem Zwentibalds Verrat nicht nur Rastiz, sondern auch Method ins Unglück gestürzt hatte, sich nicht so leicht vergessen machen. Sie stand wie ein Gespenst zwischen dem Herzog und seinem Erzbischof und verhinderte ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten. Zwentibald wehrte nicht, daß Method abermals bei der Kurie verdächtigt wurde, er lehre nicht im Sinne der römischen Kirche. Er wurde neuerdings durch ein päpstliches Schreiben vom 14. Juni 879 nach Rom berufen, um sich gegen die neuen Anschuldigungen seiner Gegner zu verantworten. Und wiederum, wie vor einem Jahrzehnt, trug er scheinbar den vollen Sieg davon. Die berühmte Bulle P. Johanns VIII. vom Juni 880, die Method vielleicht eigenhändig dem Herzoge überbrachte, schien bestimmt, das mährische Kirchenwesen neu und fest zu gestalten. Sie bestätigte vor allem für das inzwischen bedeutend erweiterte Reich Zwentibalds Method in der Würde eines Erzbischofs, dem das schon bestehende Bistum in Neutra mit dem „Alamannen" Wiching an der Spitze und ein zweites alsbald neu zu errichtendes unterstellt wurden. Dem Erzbischof und seinen beiden Suffraganen blieb die Fortbildung der Kirchenverfassung belassen. Ihnen sollten alle Kirchen und die gesamte Geistlichkeit des Landes ohne Unterschied der Nationalität, „jedwedes Volkes, das innerhalb der Grenzen deiner Provinz lebt", heißt es im Papstbrief, unterstehen; sie sollten neue Bistümer errichten dürfen, wann und wo sie es notwendig erachteten. Dem Fürsten war eine Mitwirkung bei der Nennung der Bischöfe sowie bei der Wahl ihrer Sitze gesichert. Die slawische Sprache im Kirchendienst wurde zwar gestattet, aber nur für jene Schichten der Bevölkerung, die die lateinische nicht verstünden; dem Herzog und den Hohen im Lande blieb es frei-

gestellt, den Gottesdienst ausschließlich in lateinischer Sprache zu hören.

Trotz der ersichtlichen Mühe, die sich der Papst gab, das großmährische Reich in kirchlicher Beziehung unter Berücksichtigung der deutschen und slawischen Ansprüche, die sich hier geltend machten, zu festigen und die Gegensätze zu beseitigen, wollte das Werk nicht gedeihen. Schon 880 herrschte neuer Zwiespalt zwischen Method und Wiching einer-, Method und Zwentibald andererseits. Noch einmal griff P. Johann VIII. mit starker Hand ein und sicherte durch ein Schreiben an den Erzbischof vom 23. März 881 dessen Stellung. „Wir jubeln in Gott", heißt es da gleich zu Beginn, „und lassen nicht ab, ihm unermeßlichen Dank zu sagen, daß er dich immer mehr in seinen Befehlen entflammt und zum Nutzen seiner heiligen Kirche mild aus allen Widerwärtigkeiten reißt." Zugleich wurden die Umtriebe des Bischofs Wiching scharf verurteilt, und auch der „apostolischen Briefe" an den „ruhmvollen Fürsten Sphentopulch" wird gedacht, durch die Method diesem aufs neue empfohlen wurde.

Wie die nächsten Jahre für den Erzbischof verliefen, da sein päpstlicher Beschützer bereits am 15. Dezember 882 starb, ob in Ruhe oder Kampf, ob er dauernd in Mähren verblieb oder ob jene großen Reisen, von denen seine Lebensbeschreibungen sprechen, in diese Zeit fallen, ist nicht mehr festzustellen. Am 6. April 885 ist er auf mährischem Boden gestorben und in „seiner Kathedralkirche", womit die Hauptkirche einer Bischofstadt gemeint sein dürfte, deren Standort aber nicht genannt wird, begraben worden.

Ohne den starken Halt durch eine so kraftvolle Persönlichkeit, wie es Method war, ließ sich aber das Werk der beiden Slawenapostel in Mähren nicht aufrecht erhalten. Method hatte den Mährer Gorazd, wahrscheinlich den im Papstbrief von 880 in Aussicht genommenen zweiten Landesbischof, zu seinem Nachfolger bestimmt, der an Wiching und der übrigen deutschen Geistlichkeit entschiedene Gegner besaß. Auch hatte es Gorazd versäumt, sich in gleichem Maße wie sein Vorgänger die Unterstützung der römischen Kurie zu sichern. Der neue Papst Stephan V. (seit September 885) nahm in dem neu ent-

brannten Streite zwischen den deutschen und slawischen Geistlichen in Mähren einen ganz anderen Standpunkt ein als ehedem Johann VIII. Er beorderte eine eigene Gesandtschaft an den „König Zuentopulk", einen Bischof Dominicus und zwei Priester Johann und Stephan, die den Fürsten über eine Reihe dogmatischer Fragen, z. B. auch über die zwischen Rom und Konstantinopel strittige Grundfrage des „Filioque" (ob der heilige Geist von Gott Vater allein oder von Vater und Sohn ausgehe), unterrichten sollten. Was die Anwendung der slawischen Sprache bei der Messe und gewissen kirchlichen Handlungen betrifft, so erklärte sie Papst Stephan für einen Mißbrauch, und zieh Method offen des Vertrauensbruches, denn er habe Papst Johann geschworen, sich ihrer nie mehr zu bedienen. Nur nach der Lesung des Evangeliums in lateinischer Sprache dürfe dessen Erklärung für die, die nur des Slawischen mächtig seien, auch in dieser zweiten Sprache erfolgen. Die eigenmächtige Einsetzung Gorazds zum Nachfolger Methods erklärte der Papst für ungültig und forderte dessen Erscheinen vor dem päpstlichen Stuhl.

Dazu kam es nicht mehr. Es begann eine Verfolgung der slawischen Priester, Gorazd und sein ganzer Anhang sollen zunächst eingekerkert worden sein und verließen später mit Bewilligung des Herzogs die Heimat. Im Lande des Bulgarenfürsten, des alten Nebenbuhlers der mährischen Herzöge, fanden sie Aufnahme, dorthin brachten sie auch die slawische Bibelübersetzung Konstantins, die Method fortgesetzt hatte, dort fand sie ihre weitere Ausgestaltung zur kirchenslawischen Literatur im späteren Mittelalter.

Bischof Wiching erfreute sich aber nur wenige Jahre seines Sieges über die slawische Geistlichkeit in Mähren. Bei Ausbruch des letzten Krieges zwischen Zwentibald und Arnolf im Jahre 892 mußte auch er weichen; er wurde des Kaisers Kanzler.

Die Doppelregierung der Söhne Zwentibalds, Moimirs II. und Zwentobolchs, führte schon im Jahre 896 zu einem Bruder- und Bürgerkrieg in Mähren, in welchen Kaiser Arnolf auf Bitten mährischer Gesandter zu Gunsten des jüngeren eingriff. Ein bayrisches Heer befreite ihn aus der Gewalt Moimirs und nahm ihn „aus Mitleid" mit sich (Sommer 899). Und wie

Moimir politisch in die Fußtapfen seines großen Vaters zu treten strebte, so bemühte er sich, auch kirchlich dem Lande seine einstige Stellung zurückzugewinnen. Er wandte sich an Papst Johann IX. (898—900) und bat um Ernennung eines Erzbischofs für Mähren, also um Erneuerung der selbständigen mährischen Kirche, die mit dem Tode Methods wohl zugrunde gegangen sein dürfte. Allein wie ehemals, da Method im Auftrage Papst Johanns VIII. das pannonische Erzbistum übernommen hatte, die Salzburger Kirche gegen die päpstliche Entscheidung in einer eigenen Denkschrift über die „Bekehrung der Bayern und Carantanen"[15] aufgetreten war, so erhoben sich jetzt sämtliche bayrische Bischöfe, die von Freising, Eichstädt, Säben, Regensburg und Passau, geleitet von ihrem Metropoliten, Erzbischof Theotmar von Salzburg, um mit allem Eifer die Wiedererrichtung der mährischen Nationalkirche zu vereiteln und in einer Beschwerdeschrift den Papst von ihren älteren und begründeteren Rechten zu überzeugen. Hier weisen sie vor allem darauf hin, daß ihre Ansprüche zurückreichen bis in die älteste Zeit, „als die Mährer zum ersten Male von ihnen im Christenglauben unterwiesen und aus Heiden zu Christen gemacht worden waren". Die Christianisierung sei also von Bayern ausgegangen.

Wichtig ist sodann in ihrer Darlegung die Stellungnahme gegenüber dem Bischofssitz in Neutra. Sie trennen dieses Gebiet nicht nur kirchlich, sondern auch politisch von Mähren. Das sei nicht das alte Mährerland, und Passau könne keine Ansprüche darauf erheben. Der Herzog habe es im Krieg erobert, und dann erst sei die Christianisierung erfolgt, indem sich Zwentibald vom Papste selbst den Bischof für dieses Gebiet in der Person Wichings erbeten habe. Sie wenden sich dann bezeichnenderweise der genauen Abwägung ihrer Vorzüge gegenüber jenen der Slawen zu und erwidern die Beschwerden, die man gegen sie vor dem Papst erhoben hatte, mit umso heftigeren Anklagen über die Verheerungen der Slawen in Pannonien und über deren Verbindung mit den heidnischen Ungarn. Denn schon türmte sich die Nähe und Macht dieses wilden Stammes für beide Völker als die große Sorge auf, die

vom Osten herannahte. Das auch kulturgeschichtlich merkwürdige Aktenstück schließt dann mit folgenden Worten: „Wenn uns die vorgenannten Slawen beschuldigen, mit den Ungarn den katholischen Glauben verletzt zu haben, bei Hund, Wolf oder anderen verruchten Dingen Eide geschworen und Frieden geschlossen und durch Geld veranlaßt zu haben, daß sie nach Italien abziehen, so würde, wenn zwischen uns vor Gott . . . und vor Euch, dessen apostolischem Stellvertreter, geurteilt würde, ihre Falschheit zu Tage treten und unsere Unschuld erwiesen werden. Weil nämlich die Ungarn die Unsern, die weit von uns entfernt wohnen, unaufhörlich bedrohten und durch allzu große Verfolgung schädigten, schenkten wir ihnen — nicht Geld, sondern nur unsere linnenen Kleider, um ihre Wildheit einigermaßen zu bändigen . . . Sie (die Slawen) haben jenes Verbrechen, das einmal begangen zu haben sie uns fälschlich beschuldigen, durch viele Jahre selbst begangen. Sie nahmen eine beträchtliche Zahl von Ungarn bei sich auf, schoren sich nach deren heidnischer Sitte das Haupthaar und ließen jene über uns Christen los. Ja, sie kamen auch selber herüber, machten die einen zu Gefangenen, erschlugen die anderen, und die dritten ließen sie wie wilde Tiere in Kerkern vor Hunger und Durst umkommen. Unzählige aber schleppten sie mit ins Elend. Vornehme Frauen und ehrenwerte Männer brachten sie in Knechtschaft; die Gotteshäuser steckten sie in Brand und die Gebäude zerstörten sie, so daß in ganz Pannonien, unserer größten Provinz, kaum eine Kirche noch zu finden ist, was auch Eure Bischöfe wohl bestätigen könnten, wenn sie gestehen wollten, wie viele Tage sie hindurchreisten und das Land ganz verwüstet sahen . . . Und nach so vielen Schandtaten werden ihnen jetzt noch Wohltaten zuteil und sie treten als falsche Ankläger auf, die stets Verfolger der Christen waren. Wollte wirklich jemand in der ganzen Welt versuchen, es zu beweisen, daß wir gefehlt und uns der Billigkeit und Gerechtigkeit widersetzt haben, so trete er offen auf, und man wird erkennen, daß er hintergangen hat und daß wir in dieser Sache rein sind.

Deshalb bitten und beschwören wir Euch, niemandem, der über uns irgend welche Verdächtigungen vorbringt, Glauben zu schenken, bevor die Lage es nicht ermöglicht, daß wegen dieser Sache Euer Abgesandter bei uns oder der unsere bei Euch erscheine."

Die weitere Entwicklung kennen wir nicht, sondern wissen nur noch, daß zwischen Herzog Moimir II. und Kaiser Arnolfs Nachfolger, Ludwig dem Kind, im Jahre 901 zu Regensburg Friede geschlossen wurde. Er kam zu spät. Einige Jahre noch mochten die Bayern die immer neuen Einfälle der Ungarn abwehren oder ablenken. Am 5. Juli 907 unterlag aber der bayrische Heerbann geführt von dem Grafen Liutpold von der Ost- und böhmischen Mark in einer furchtbaren Schlacht an unbekanntem Ort. Liutpold, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freising und Brixen, die Blüte des bayrischen Adels fiel in diesem Kampf. Die Zeitgenossen hatten das Gefühl, als ob der bayrische Stamm nahezu vernichtet worden sei.

Ärger noch traf das Schicksal Mähren. Es wurde — so berichtet ein fränkischer Chronist ganz kurz im Jahre 907 oder 908 — „von den Ungarn bis auf den Grund verwüstet."

Die Moimiriden hatten nur die Schranken gesehen, die sich ihrer politischen Entfaltung vom Westen her durch die Franken entgegensetzten, nicht aber die Gefahren, die ihrem ganzen Bestande vom Osten her drohten. Das brachte ihren kühnen Bau so rasch zu Falle. Für mehr als ein Jahrhundert verschwindet der Name Mährens fast völlig aus der geschichtlichen Überlieferung.

Vierter Abschnitt.

Das Herzogtum der Premysliden in der Zeit der sächsischen, bayrischen und staufischen Kaiser. Bis 1212.

Es hat ganz den Anschein, als ob erst der Untergang des großmährischen Reiches Raum geschaffen habe für das Emporkommen neuer Staatswesen, vor allem des premyslidischen auf böhmischem Boden. Schon die Kriege zwischen den Moimiriden und den ostfränkischen (bayrischen) Königen und Grafengeschlechtern haben in Böhmen das politische Leben angeregt und gestärkt, sicherlich in viel höherem Maße als es unsere Überlieferung erkennen läßt. Denn Cosmas geht bekanntlich über die böhmische Geschichte im 9. Jahrhundert mit auffallendem Stillschweigen hinweg, wiewohl man aus mancher seiner Bemerkungen ersieht, daß ihm die Entwicklung in dieser Zeit nicht unbekannt war. Und die fränkischen Quellen bringen zumeist nur kurze mit kriegerischen Ereignissen zusammenhängende Nachrichten, weil ihnen die inneren Vorkommnisse in Böhmen allzuferne lagen.

Es deutet schon auf politische Beziehungen zwischen Böhmen und Mähren hin, wenn wir erfahren, daß ein Teil des fränkischen Heeres, das nach dem Krieg mit Rastiz im Jahre 846 durch Böhmen heimzog, hier schwere Verluste erlitt. Und in den nächsten drei Jahren, bis 849, wiederholten sich zwischen den fränkisch-bayrischen Grenzgrafen und den böhmischen Herzogen die Fehden und Kämpfe immer von neuem. Nach kurzer Ruhepause, wie es scheint, brachen sie 855 nochmals aus und führten 857 zur Vertreibung eines böhmischen Herzogs Sclavitag, des Sohnes Wiztrachs, aus seinem Herrschaftsgebiet, dessen Lage nicht festzustellen ist.[1] Daß der Flüchtling bei Rastiz in Mähren freundliche Aufnahme fand, spricht wiederum für Zusammenhänge zwischen beiden Ländern. An dem allgemeinen Slawenaufstand von 869 waren auch böhmische Herzöge beteiligt. Deutlich erkennbar sind dann die

Rückwirkungen, die der große mährische Befreiungskampf unter Zwentibald im Sommer 871 auf Böhmen hatte. König Ludwig d. D. mußte noch im Oktober oder November dieses Jahres, um einem drohenden Einfall böhmischer Herzöge nach Bayern zuvorzukommen, die „Grenzhüter“ Bischof Arn von Würzburg und Graf Rudolt mit Heeresmacht über die Grenze schicken. Daß es bei dieser Gelegenheit, wie wir hören, dem Bischof Arn und den Seinigen gelang, einen Hochzeitszug der mährischen Slawen zu überfallen, die „die Tochter eines böhmischen Herzogs“ in ihr Land führten, beweist uns, daß die Beziehungen zwischen den Fürstengeschlechtern hüben und drüben über das rein politisch-militärische Gebiet hinausgingen.

Im folgenden Jahre 872 wurde der Erzbischof Luitbert von Mainz an der Spitze eines fränkischen Heeres gegen Böhmen entsandt, während gleichzeitig Thüringer und Sachsen nach Mähren zogen. Wir kennen die teils slawisch, teils deutsch klingenden Namen jener Herzöge in Böhmen, die damals die Unruhen hervorriefen; sie lauten: Zwentislan, Witislan, Heriman, Spoitimar, Moislan, Goriwoi (Boriwoi?); wo aber ihre Herrschaften lagen und welchen Teil Böhmens diese umfaßten, erfahren wir nicht.

An den wichtigen Verhandlungen, die dann im Mai oder Juni 874 der deutsche König mit den Abgesandten Zwentibalds im bayrischen Forchheim führte, um den Friedenszustand zwischen Mähren und den fränkischen Grenzmarken wieder herzustellen, scheinen auch Boten böhmischer Herzöge teilgenommen zu haben, wenn es auch in der fränkischen Quelle nur ganz kurz heißt: der König „hörte sie an und fertigte sie ab“. Dem Forchheimer Vertrag folgten aber jene zwei Jahrzehnte, in denen der Mährerherzog zu seiner höchsten Macht emporstieg und sein Reich die größte Ausdehnung gewann. Aus der langjährigen Unterstützung, die Zwentibald bei den böhmischen Herzögen gefunden hatte, leitete er nunmehr das Recht der Oberhoheit über sie ab, das ihm nicht verwehrt werden konnte. Es ist eine Äußerung des sonst so verschwiegenen Cosmas, daß Kaiser Arnolf, der allerdings erst seit 887 regierte, „nicht nur Böhmen, sondern auch andere Gebiete, nach der böhmischen Seite hin bis zur Eger, nach der

ungarischen bis zur Gran" dem Mährerherzog übergeben habe. Allein diese Abhängigkeit währte nur solange, als Zwentibald lebte. Seinen Tod benützten die Böhmenherzöge, um sofort das Band, das sie an Mähren knüpfte, zu zerreißen und die „Gemeinschaft" mit Bayern wieder herzustellen. Denn, wie eine fränkische Quelle versichert, lange vor ihrer Preisgebung an Zwentibald hätten sie „den deutschen Königen Treue versprochen und in unverletztem Vertrag auch bewahrt". Jetzt waren es, wie wir wissen, „alle Herzöge in Böhmen", die im Juli 895 in Regensburg erschienen und an ihrer Spitze „als die ersten" die Prager Fürsten Spitignew und Wratislaw. Sie unterwarfen sich, d. h. sie versprachen im Namen aller anderen Treue, Gehorsam, Tribut und Kriegsdienst, der deutsche König sicherte ihnen Schutz und Hilfe gegen innere und äußere Feinde zu.

Auf dieser Grundlage, durch festen Anschluß an Bayern, das unter Arnolf seine führende Stellung im Ostfrankenreiche wieder zurückerlangt hatte, konnte nun der Aufstieg des Prager Fürstenhauses beginnen: jenes merkwürdigen Herrschergeschlechtes, das seine wahre Abstammung so gut zu verschleiern verstand, daß es später seine Herkunft herleiten konnte von den ältesten Sagengestalten der böhmischen Geschichte: Lubossa und Premysl. Welches immer aber seine eigentliche Herkunft sein mag, seine weitere Entwicklung verdankte es diesem wichtigen politischen Schritt, das durch die Wirren des 9. Jahrhunderts gelockerte uralte Band zwischen Böhmen und Bayern von neuem gefestigt zu haben; sich selber aber machte es zum Träger dieses Freundschaftsbundes. Gewiß keine leichte Aufgabe. Der Aufstieg der jungen Dynastie war weder glatt noch mühelos, und mehrmals in den ersten beiden Jahrhunderten schien es, als ob die Premysliden vor einem Abgrund stünden, in den sie versinken müßten.

Ihr Anschluß an das bayrische Karolingerhaus vollzog sich zu einem Zeitpunkt, da dieses seinem Ende bereits entgegenging. Schon 911 starb der letzte deutsche Karolinger Ludwig „das Kind", das Reich in voller Auflösung zurücklassend. Die von Karl d. Gr. geschaffene Reichseinheit drohte zu zerfallen. Die einstmaligen deutschen Herzogtümer der Bayern.

Sachsen, Franken, Lothringer, die er für immer vernichtet zu haben meinte, lebten wieder auf und ebenso der Kampf unter ihnen um die Vormachtstellung.

Für den jungen premyslidischen Staat entstand die schicksalsschwere Frage, wie er sich zu diesen neuen Verhältnissen im Reich stellen, ob er Annäherung nach der einen oder anderen Seite suchen oder gar nach dem Vorbild der Moimiriden nach voller Unabhängigkeit streben wolle. Am nächsten lag ihm wohl der Anschluß an Bayern. Denn dieses nachbarliche Herzogtum war für Böhmen während der karolingischen Zeit geradezu der Inbegriff und die Verkörperung des deutschen Königtums geworden. War doch das seit 843 mit nur kurzer Unterbrechung von 882 bis 887 stets gesondert bestehende ostfränkisch-deutsche Reich „in gewissem Sinn ein Reich der Bayern gewesen, gelegentlich auch nach ihm genannt worden",[2] Regensburg, die Residenz dieser deutschen Könige, galt den Böhmen als politischer und kirchlicher Ziel- und Brennpunkt. Und nun tauchte das uralte bayrische Herzogtum, das aus der Erinnerung des Volkes noch kaum geschwunden sein konnte, in neuer Blüte auf: im Geschlecht der Liutpoldinger, das auf dem Boden der karolingischen Grafenverwaltung emporgekommen war. Liutpold, von dem es seinen Namen führt, besaß unter Kaiser Arnolf die Grafenwürde in drei Grenzmarken und stand auch zu ihm in verwandtschaftlichen Beziehungen. Wenn Liutpold in einer königlichen Urkunde von 903 als „Herzog der Böhmen" bezeichnet wird, so dürfte das mehr zu bedeuten haben, als daß er, wie man annimmt, damals Markgraf in dem an Böhmen grenzenden Nordgau war.[3] Auch sonst nennen ihn die Chronisten wiederholt „Herzog (dux)", ein Titel, der in karolingischer Zeit in Bayern nicht vorkommt, dagegen für die Teilfürsten in Böhmen üblich ist. Nach Liutpolds Tode, der ihn im Kampf mit den Ungarn 907 ereilte, folgte ihm sein Sohn Arnolf in allen seinen Würden und Ämtern. Ihm verdankte Bayern, daß es trotz der furchtbaren Niederlage, die es erlitten hatte, nicht so völlig zugrunde ging wie Mähren. Sein Mut und seine Tatkraft dem wilden Feinde gegenüber mußten in ganz Bayern um so mehr Anerkennung gewinnen, als ihm von dem jungen König Ludwig

d. K., den man nach dem Westen des Reiches gebracht hatte, und von dessen Regierung wenig Unterstützung zuteil wurde. Als dann nach Ludwigs Tod der Frankenherzog Konrad die Nachfolge im Reich antrat (911), versagte ihm der Bayernherzog die Anerkennung und behauptete sich trotz zeitweiliger schwerer Bedrängnis bis zu Konrads Tod (918) „in voller Macht". Und ebenso ist Bayern auch dem neuen Königtum des sächsischen Herzogs Heinrich I. (919—936) anfangs „fremd geblieben". Erst im Jahre 921 nach einer erfolgreichen Belagerung Regensburgs durch König Heinrich I. gelobte Arnolf Anerkennung, „aber Bayern blieb ein Reich für sich".

In diese Kämpfe Bayerns wurde Böhmen hineingezogen; und so schwer war hier die Rückwirkung dieser Gegensätze zwischen Bayern und dem neu sich bildenden Deutschen Reich, daß im Premyslidenhaus eine gefährliche Zwietracht eintrat: der berühmte Bruderkrieg zwischen Wenzel und Boleslaw. Sie waren Söhne des früher genannten Herzogs Wratislaw, der am 13. Februar 921, vielleicht im bayrisch-sächsischen Krieg, gestorben ist. Wenzel, der ältere Bruder, war beim Tode des Vaters noch ein Kind von etwa zehn Jahren, so daß eine vormundschaftliche Regierung eintrat, in die sich die Großmutter Ludmilla und die Mutter Drahomir teilten. Sehr bald entzweiten sie sich, nicht zuletzt deshalb, weil Ludmilla, den premyslidischen Überlieferungen getreu, die Erziehung des Thronerben in christlich-bayrischem Geiste geführt wissen wollte. Ein Priester der Regensburger Kirche, namens Michael, der nachmals (941) dort Bischof wurde, soll Wenzel wie einen „geliebten Sohn" erzogen, dieser ihn als seinen „geistlichen Vater" betrachtet haben. Allein dieses treue Festhalten der Premysliden an Bayern und dessen Herzogshaus in einer Zeit, da dieses seine Selbständigkeit gegenüber dem neuen Königtum doch nicht ganz behaupten konnte, fand im böhmischen Fürstentum nicht allgemeine Zustimmung. Es bildete sich eine Partei, die man die nationale nennen könnte. Nicht Anschluß an das zur deutschen Königswürde emporgestiegene sächsische Herzogtum suchte sie, sondern vielmehr Unabhängigkeit vom Reiche überhaupt. Und für diese Politik der Loslösung, wie von Bayern so von Sachsen, gewann man die Fürstin Drahomir „von dem

verhärteten Volk (durissima gens) der Lutizen aus der Provinz Stodor, deren Herz für den Glauben weniger empfänglich war als ein Stein" — so schildert sie Cosmas —, und ihren jüngeren Sohn Boleslaw, der in Bunzlau, östlich von Prag, eine eigene Herrschaft innehatte. In diesem Familienzwist wurde zuerst, am 15. September 921, die greise Ludmilla auf Anstiften ihrer Schwiegertochter von gedungenen Mördern erdrosselt. Um diese Tat zu rächen und die bayrische Partei mit ihrem jugendlichen Oberhaupt Wenzel zu schützen, zog der Bayernherzog Arnolf im Jahre 922 nach Böhmen, wie wir wohl annehmen dürfen, da die Quellen über den Grund der Unternehmung nichts angeben.

Äußerlich wurde denn auch die Ruhe für einige Jahre hergestellt, aber im Innern gärte es fort. Möglich daß Unruhen in benachbarten slawischen Gebieten, bei den Hevellern im Brandenburgischen, bei den Daleminziern im Meißnischen, die dem deutschen König etwa seit 927 viel zu schaffen gaben, das in Böhmen glimmende Feuer auflodern machten. Am 28. September 929 anläßlich eines Kirchweihfestes in Bunzlau, an dem Wenzel von seinem Bruder eingeladen teilnahm, wurde er von diesem und einigen Mitverschworenen niedergestochen.[4] Man hatte Boleslaw in den Ohren gelegen und ihm zugeraunt: dein Bruder will dich töten, komm ihm zuvor, wir stehen zu dir und wollen dich lieber als Herrscher!

Es läßt sich verstehen und bedarf keiner wie immer gearteten anderweitigen Erklärung, daß der Bayernherzog Arnolf, diesmal unterstützt vom deutschen König Heinrich I., mit dem er bereits in gutem Einvernehmen stand, sofort, noch im Jahre 929, nach Böhmen aufbrach, um den Aufruhr im Lande zu dämmen. Binnen kurzem wurde der neue Böhmenherzog zur Unterwerfung gezwungen. Aber nur für wenige Jahre. Der Tod König Heinrichs I. im Jahre 936, der Tod Arnolfs im folgenden Jahre, die großen Schwierigkeiten, denen der neue deutsche König Otto I., der Sohn Heinrichs I., allenthalben im Reiche begegnete, insbesondere auch bei dem neuen Bayernherzog Eberhard, Arnolfs Sohn, ermöglichten es Boleslaw, die politische Richtung, die er 929 einzuschlagen versucht hatte, mit größerem Erfolge wieder aufzunehmen. Während der ersten

vierzehn Jahre der Regierung Ottos I., von 936 bis 950, scheint Böhmen, soweit es unter der Herrschaft des Premysliden stand, seine Unabhängigkeit vom Deutschen Reich behauptet zu haben; vielleicht mit einer kurzen Unterbrechung im Jahre 946, in dem nach einer abgerissenen Nachricht in einer sächsischen Quelle Otto I. während einer Jagd „Geiseln Boleslaws" seinen Leuten zeigen konnte.

Man kann zusammenfassend sagen: die Umwälzungen in Deutschland seit dem Zusammenbruch der Karolingerherrschaft, die Auflösung der alten Ordnung, der Gegensatz zwischen dem sächsischen und bayrischen Hause spalteten das premyslidische Haus in zwei feindliche Lager. Die Elemente, die mit Wenzel an dem herkömmlichen Zusammengehen mit Bayern festhalten wollten, mußten unterliegen, als Bayern seinen anfänglichen Widerstand gegen das neue sächsische Königsgeschlecht aufgegeben hatte. Diesem Beispiele zu folgen, Heinrich I. oder Otto I. die gleichen Rechte einzuräumen, wie früher den bayrischen Königen, dazu hatte Boleslaw I. und sein Anhang keine Veranlassung; bestanden doch zwischen Premysliden und dem sächsischen Fürstenhaus bisher keinerlei freundschaftliche Beziehungen. Die Gelegenheit, vom Deutschen Reich volle Unabhängigkeit zu erlangen, lag nahe. Und die allgemeinen Schwierigkeiten, denen das sächsische Haus im Reiche selbst begegnete, konnten Boleslaw in seinem Wagnis nur bestärken. Es mochte zweifelhaft scheinen, ob sich Otto I., bedrängt von inneren und äußeren Feinden, alsobald gegen den Premysliden würde wenden können. So behauptete denn Boleslaw, solange Otto I. dringendere Aufgaben zu lösen hatte, das Feld, wenn auch nur in der Abwehr. Als aber der König seiner Gegner in Deutschland Herr geworden war, vor allem die vier großen Herzogtümer Franken und Lothringen, Schwaben und Bayern an sich gefesselt hatte und sich nun mit der gesamten Macht des deutschen Reiches gegen die äußeren Feinde wenden konnte, war Boleslaws weiterer Widerstand aussichtslos. „Er zog es vor", nach den Worten Widukinds, des gleichzeitigen sächsischen Geschichtschreibers, „sich solcher Majestät zu unterwerfen, als das äußerste Verderben zu erleiden; er stellte sich unter die Fahnen, gab dem Könige Rede und Antwort und erhielt zuletzt

Verzeihung". Es ist das Urteil eines neueren tschechischen Historikers, daß Boleslaw die nationale Selbständigkeit seines Volkes in Frage gestellt hätte, wenn er nicht rechtzeitig die Politische preisgegeben hätte.[5]

Mit dem Jahre 950 war dieser Versuch eines ersten Unabhängigkeitskampfes der Premysliden gegenüber dem deutschen Königtum zu Ende. Boleslaw I. trat in ein ähnliches Verhältnis zu dem deutschen Herrscher aus sächsischem Hause, wie es früher zwischen seinen Vorgängern und den bayrischen Königen karolingischen Stammes bestanden hatte. An der berühmten Lechfeldschlacht am 9. August 955 gegen den gemeinsamen gefährlichen Feind, die Ungarn, nahm Boleslaw oder wenigstens eine böhmische Legion mitten im deutschen Heer teil. Ebenso an den späteren Unternehmungen Ottos I., wie gegen slawische Stämme an der unteren Elbe, so gegen andere Gegner des Reiches.

Doch hielt das neue Band zwischen Premysliden und Ottonen nur so lange fest, als die älteren Beziehungen zu Bayern dadurch nicht berührt wurden. Es zu lockern, gaben sich Otto I. und dann sein Sohn Otto II. (973—983) alle Mühe. Als nach langen schwierigen Verhandlungen, die noch in Ottos I. Regierungszeit zurückreichen, 973 oder 974 in Prag ein Bistum errichtet wurde, wurde es entgegen den uralten kirchlichen Beziehungen Böhmens zu Regensburg nicht der bayrischen Erzdiözese angegliedert, sondern dem ihm bisher fremden und so fernen Erzbistum Mainz. Und zum ersten Bischof Prags wurde nicht, wie es natürlich gewesen wäre, ein bayrischer Geistlicher erkoren, sondern der Sachse Thietmar. Boleslaw II., der seinem Vater 967 in der Regierung nachgefolgt war, hatte sich diesen Beschlüssen des deutschen Hofes gefügt, um die wertvolle Erhöhung seines Herzogtumes in kirchlicher Hinsicht nicht gänzlich einzubüßen. Als aber unmittelbar darnach, noch 974, zwischen dem Bayernherzog Heinrich dem Zänker und Kaiser Otto II. ein Krieg ausbrach, der mit Unterbrechungen noch bis in die Regierungszeit Ottos III. (983—1002) dauerte, stellte sich der Böhmenherzog sofort entschlossen auf die bayrische Seite. Er blieb auch trotz der schweren Verfolgungen und kriegerischen Bedrängnisse, die er

von kaiserlicher Seite zu erdulden hatte, dem Herzoge treu. Erst als alle Gegensätze zwischen Bayern und dem Kaiserhof beigelegt waren, hat auch er im Jahre 985 Frieden geschlossen, — um binnen kurzem aus anderem Anlaß der Regierung des minderjährigen Otto III. neue Schwierigkeiten zu bereiten.

Die premyslidische Herrschaft erstreckte sich damals noch lange nicht über ganz Böhmen. Wann sie im Westen und Südwesten die bayrische Grenze erreichte, wissen wir nicht. Aber fast ganz Süd- und Ostböhmen, von Netolitz im Süden, links der Moldau, bis Leitomischl im Osten an der mährischen Grenze, und Glatz im Norden gehörte im 10. Jahrhundert einem Fürstengeschlecht, das man nach seinem letzten Oberhaupt Slawnik die Slawnikinger nennt. Slawnik, der seinen Wohnsitz in Libitz (westlich von Nimburg) hatte, war mit dem sächsischen Königshause verwandt, vielleicht mütterlicherseits ein Enkel Heinrichs I., seine Frau Adelburg (slawisch Strezislawa genannt) entstammte gleichfalls „edlem Geschlechte". Wir sehen, daß in dieses Gebiet Böhmens die Beziehungen von Sachsen her führen, wie in das westliche die Bayerns. Allein darüber hinaus wissen wir von der Geschichte dieses Hauses nichts; begreiflich, denn die Premysliden konnten nicht wünschen, daß die Taten anderer Herrengeschlechter in Böhmen verewigt werden. Es ist bezeichnend, daß Cosmas ausdrücklich erklärt: „Obwohl viel merkwürdiges aus Slawniks Leben bekannt ist, wollen wir doch nur einiges wenige davon berichten . . .". Die Rücksicht auf die regierende Familie hemmte seinen Griffel.

Nach Slawniks Tod im Jahre 981 setzte alsbald die Verfolgung dieses sächsisch gesinnten Fürstengeschlechtes durch die Premysliden ein, als diese gewahr wurden, daß Kaiser Otto II. sich seiner gegen sie, die Unterstützer der bayrischen Verschwörung, bedienen wolle. Einer von den sechs Söhnen Slawniks, Woitiech, war für den geistlichen Beruf bestimmt. Auf der damals berühmten Magdeburger Schule unter der Aufsicht des dortigen Erzbischofs Adalbert, einer Stütze der Ottonen in Deutschland, hatte er seine kirchliche Ausbildung erhalten; nach ihm nannte er sich auch fortan Adalbert. Man kann es verstehen, daß der Kaiser darauf Gewicht legte, den Prager

Bischofssitz, als er Ende 981 erledigt war, mit einem ihm verwandtschaftlich nahestehenden gebürtigen Böhmen zu besetzen. Auch schien es, als ob seine Wahl anfangs allgemeine Zustimmung gefunden hätte. „Wen denn anders“, soll die Versammlung in Lewy-Hradetz am 19. Februar 982, die zur Nennung des geeigneten Bewerbers berufen war, erklärt haben, „als unseren Landsmann Adalbert, dessen Taten, Adel, Reichtum, Lebenswandel so wohl zu dieser Ehre stimmen“. Allerdings kennen wir seine Geschichte mehr aus verherrlichenden Legenden, als aus historischen Berichten. Gleich die ersten Jahre seiner Tätigkeit in Prag waren voll ernster Kämpfe, die sein geistlicher Biograph aus seiner strengen Anschauungsweise in kirchlichen und sittlichen Dingen zu erklären sucht. Er verließ 988 seinen Bischofssitz und zog nach Rom, um dort ein mönchisches Leben zu führen. Nach etwas mehr als vierjähriger Abwesenheit mußte er im Herbst 992 nach Prag zurückkehren, „auf ausdrücklichen Wunsch Herzog Boleslaws II.“, behauptet seine Lebensbeschreibung, man möchte eher meinen, nach dem Willen der kaiserlichen Regierung, der sich der Böhmenherzog diesmal noch fügen mußte. Er nahm zwölf römische Mönche mit sich, um nächst Prag in Brewnow das erste Benediktinerkloster in Böhmen zu begründen. Allein er verblieb in seiner Diözese nur wenige Jahre, dann eilte er wieder in das ferne Kloster auf dem römischen Aventin. Aber weder die Liebe seines Abtes, noch die schwärmerische Freundschaft Kaiser Ottos III. für diesen böhmischen Verwandten konnten ihm dauernden Aufenthalt an der ihm liebgewordenen Stätte ermöglichen. Der Mainzer Metropolit, Erzbischof Willigis, der zugleich die Reichsgeschäfte leitete, glaubte Adalberts in Prag nicht entraten zu können und bestand auf dessen Rückkehr. Adalbert zögerte, irrte in der Welt umher, verweilte Wochen und Monate beim jugendlichen Kaiser, suchte Unterschlupf beim Polenkönig Boleslaw Chrabri, zu dem sich schon früher auch einer seiner Brüder begeben hatte. Erst von hier aus ließ er in Prag anfragen, ob seine Heimkehr noch erwünscht sei. „Keiner ist, der ihn noch aufnähme, auch nicht ein einziger“, soll die Antwort gelautet haben. Adalbert empfing sie entgegen seinem gewohnten Ernst mit „freudigem Lachen“ und rief:

„O guter Jesu, du hast die Fesseln gebrochen". Er widmete sich der einzigen priesterlichen Tätigkeit, die ihm noch übrig blieb, der Bekehrung der Heiden. Im Lande der Preußen hat er dann am 23. April 997 durch die Lanze eines heidnischen Priesters den längst ersehnten Märtyrertod gefunden.

Den wahren Schlüssel zu diesem tragischen Geschick des Sprößlings aus dem Slawnikingerhause gibt die Nachricht, daß anderthalb Jahre zuvor, am 28. September, dem Wenzelstag, 995 das ganze Geschlecht ausgerottet wurde: durch einen gräulichen Überfall in Libitz und Ermordung aller Familienmitglieder, die sich dort aufhielten, durch Verfolgungen, Hinrichtungen und andere Gewalttaten gegen Verwandte und Anhänger in Prag. Das große Slawnikingerreich in Böhmen fiel nun den Premysliden zu, vielleicht die letzte noch unabhängige Herrschaft im Lande, deren Geschichte Cosmas wohl gekannt, aber kaum andeutungsweise überliefert hat. Es hielt ihn davon wohl der nämliche Grund ab, der ihn auch bestimmte, jede Schuld an der Libitzer Gewalttat vom regierenden Fürsten abzuwälzen; Boleslaw wäre damals nicht „selbständig" gewesen, sondern hätte unter der Leitung „der Grafen" gestanden, während aus anderen Quellen seine unmittelbare Teilnahme an diesem Kampfe gegen das nachbarliche Herzogshaus deutlich hervorgeht. Ebenso vorsichtig und zurückhaltend spricht Cosmas über die Geschichte Bischof Adalberts, so daß kein Makel auf Boleslaw fällt, mit keinem Worte erwähnt er, was wir aus einer sächsischen Chronik wissen, daß Adalberts Nachfolger, der Sachse Theodag von Boleslaw III., der seinem gleichnamigen Vater 999 in der Regierung gefolgt war, aus dem Lande gejagt wurde.

Solche feindliche Stellungnahme gegen die Ottonen, die sich wie ein roter Faden durch die Politik aller drei Boleslawe zieht, mußte ihnen schließlich verhängnisvoll werden. Boleslaw III. hat an der Wende des Jahrhunderts, in demselben Jahre, da Kaiser Otto III. das Grab Adalberts in Gnesen „mit seinen Tränen netzte", seine ganze Herrschaft, die angeblich über Böhmen und Mähren hinaus bis nach Krakau reichte, verloren — an Polen.

Dem aufstrebenden premyslidischen Herzogtum war schon im 10. Jahrhundert ein gefährlicher Nebenbuhler erwachsen, das

polnische Reich, das in den Niederungen zwischen Oder und Warthe entstanden war, in Gnesen seinen politischen Mittelpunkt hatte und südwestlich bis an das heutige Schlesien reichte, wo es dem böhmischen Reich benachbart war. Noch unter Boleslaw I. und Boleslaw II. bestanden freundschaftlichste Beziehungen zu den polnischen Herzögen. Boleslaws I. Schwester Dubrawa heiratete Mesko I. von Polen; durch sie, die 977 starb, soll er und ein Teil des Volkes dem Christentum gewonnen worden sein. Schon 968 wurde in Posen ein Bistum gegründet, früher als in Prag, wo sich die Verhandlungen jahrelang ergebnislos hingezogen hatten. Zwei Jahre vor Meskos Tod, 990, entstand aber „grimmige Feindschaft“ zwischen den beiden Schwägern, die sich auf Meskos Sohn und Nachfolger, den kriegstüchtigen Boleslaw I. Chrabri übertrug. Er hat unter Otto III., genauer gesprochen unter dem Geistlichen- und Frauenregiment, das an dessen statt im Reiche schaltete, seine Macht unermeßlich erweitern können. „Gott verzeihe es dem Kaiser, daß er einen Abhängigen zu einem Herrn gemacht hat“, lautet der Stoßseufzer eines gleichzeitigen sächsischen Chronisten, Thietmars von Merseburg. Man erließ ihm den schuldigen Tribut, machte sein Land durch Errichtung eines Erzbistums in Gnesen frei von dem Einfluß des Magdeburger Metropoliten, dem es bisher unterstanden hatte, wehrte nicht einmal der polnischen Eroberung deutschen Grenzlandes zwischen Oder und Elbe. Und schließlich stellte man den Polen auch nichts in den Weg, als sie sich des premyslidischen Reiches in seiner Gänze bemächtigten. Zu Beginn des Jahres 1003 residierte der Pole in Prag, das ihn „durch seine Fröhlichkeit, wie ganz Böhmen durch seine Annehmlichkeit gelockt hatte“. Der Böhmenherzog Boleslaw III. wurde seines Augenlichtes beraubt und irgendwohin nach Polen in Gefangenschaft gebracht. Sein ältester Sohn Jaromir war zu Hause von den „Seinen“ gemartert und für Lebenszeit zum Krüppel gemacht worden, der jüngere Udalrich aber lebte fern von der Heimat am Hofe des Bayernherzogs Heinrich II. Die Premysliden schienen ihr Erbe verloren zu haben.

Aber nun bewährte sich die auf mehr als ein Jahrhundert zurückreichende Freundschaft zwischen Premysliden und Bayern.

Der genannte Heinrich II., der Sohn jenes Heinrichs des Zänkers, der an Boleslaw II. einen geradezu aufopfernden Helfer gegen die Ottonen besessen hatte, war nach Ottos III. Tode (23. Januar 1002) zur Würde eines deutschen Königs emporgestiegen. Kaum hatte er seine Herrschaft im Reiche gefestigt, stellte er den beiden letzten premyslidischen Brüdern Jaromir und Udalrich ein deutsches Heer zur Verfügung, mit dessen Hilfe es ihnen gelang, die Polen aus Böhmen zu vertreiben. Am 8. September 1004 weilte dann Heinrich II. selber — es ist die erste bestimmte Nachricht von dem Aufenthalt eines deutschen Königs in Prag — auf der Burg Wischehrad als Freund und Beschützer der wieder eingesetzten Premysliden.

Und nun erst, da böhmisches Herzogtum und deutsches Königtum den eine Zeitlang verlorenen Weg freundschaftlicher Beziehungen wieder zueinander gefunden hatten, begann der gewaltige Aufstieg Böhmens und seines regierenden Hauses bis zu jenem Höhepunkte, da ein Premyslide glaubte, auch selber nach der deutschen Königskrone greifen zu können. Dieser Aufstieg fällt in eine Zeit, da auch das Deutsche Reich unter bayrischen und staufischen Königen zur höchsten Machtentfaltung gelangte. Dieses Zusammenfallen zweier Blüteperioden von seltener Pracht und Dauer scheint den Beweis zu erbringen, daß Böhmen und Deutschland gegenseitig aufeinander angewiesen seien, daß die Entwicklung in dem einen nicht ohne nachhaltige Wirkung auf das andere bleiben könne. Irrungen zwischen beiden traten auch später noch ein, wurden aber rasch beigelegt. Die erste war zugleich die schwerste.

Der kühne Gedanke eines Boleslaw Chrabri, Polen und Böhmen in einem Staatswesen zu vereinigen und aus beiden ein slawisches Großreich zu schaffen, das Deutschland im Süden und Osten umfaßte, wurde von dem Sohne Udalrichs, Herzog Bretislaw I. (1034—1055) von der böhmischen Seite her wieder aufgenommen. Wie jener benützte er einen Zeitpunkt tiefen Niedergangs des polnischen Reiches und seines Fürstenhauses, um nicht nur die ehedem von Böhmen losgerissenen Länder, insbesondere Mähren, zurückzugewinnen, sondern ganz Polen zu erobern. Bis ins Herz des Landes, bis nach Gnesen, konnte er vordringen, ohne Widerstand zu finden. Von dort holte er

nun die Gebeine des Slawnikingers Adalbert, des zweiten Prager Bischofs, den Deutschland und Italien schon seit einem Menschenalter als Heiligen verehrten, heim, um ihn im Prager Dom in feierlicher Weise beizusetzen. Im Sommer 1039 war Bretislaw Herr von ganz Böhmen und Polen.

Konnte das Deutsche Reich eine Vereinigung dieser Ländermacht in der Hand der Premysliden sich vollziehen lassen? Wie sich 1004 Heinrich II. der entthronten Premysliden angenommen und sie nach Böhmen zurückgeführt hatte, so trat jetzt Heinrich III. (1039—1056) als Beschützer des Polenprinzen Kasimir auf, dessen Mutter Richeza dem sächsischen Königshause entstammte. Zwischen Heinrich III. und Bretislaw entstand aber in begreiflicher Nachwirkung dieses deutsch-polnischen Bündnisses Feindschaft und Krieg. Trotz der Heftigkeit, mit der er zwei Jahre lang von beiden Seiten geführt wurde, endete er mit der Wiederherstellung des alten Treueverhältnisses. Bretislaw erkannte zuletzt, daß ein Widerstand Böhmens trotz mancher glänzender Siege von seiner Seite auf die Dauer ausgeschlossen war; hatte doch ein Teil seines Adels und Heeres ihn im entscheidenden Augenblick im Stiche gelassen. Anderseits lag es gewiß nicht im Sinne der deutschen Kaiserpolitik, die Verhältnisse in Böhmen von Grund aus zu ändern. Gegen Anerkennung der Lehenshoheit des Reiches, wie sie bis nun bestanden hatte, erhielt Bretislaw, der im Oktober 1041 vor dem deutschen König Heinrich III. in Regensburg erschien, seine Herrschaft im alten Umfange zurück.

In der nächsten Generation, unter Bretislaws Sohn und zweitem Nachfolger Wratislaw I. (1061—1092) gestalteten sich die Beziehungen zwischen Böhmen und dem Reich bereits so innig, daß deutsche Dichter von der „nie verletzten Treue und der in Kriegen und durch viele Triumphe erprobten stolzen Tapferkeit der Böhmen" sangen; daß Kaiser Heinrich IV. (1056—1106) des Böhmenherzogs aufopfernde Mithilfe bei allen Reichskriegen, insbesondere in Italien, im Mai 1085 auf einer Reichssynode in Mainz durch Verleihung der Königskrone, allerdings zunächst nur für dessen Person, lohnte; eine Auszeichnung, die der Mainzer Erzbischof dem Papste mit der Be-

merkung zur Kenntnis brachte: „Darin stimmen alle überein, daß er, wenn man ihm höhere Ehre und Gunst hätte erteilen können, auch dieser vollauf würdig gewesen wäre". Man kann solche Urteile von Zeitgenossen über diesen Premysliden wohl verstehen, wenn man seine unbedingte Treue gegenüber dem unglücklichen schwer verfolgten Kaiser vergleicht mit dem Abfall so vieler deutscher Fürsten. Und dieses Verhältnis zu Heinrich IV. konnte der Böhmenkönig fast bis ans Ende seiner Regierung aufrecht erhalten, ohne dabei der Achtung des Papstes Gregors VII., Kaiser Heinrichs größten Feindes, verlustig zu gehen, der ihm nur einmal den Verkehr mit dem gebannten Kaiser väterlich verweisend vorhielt. Es scheint nicht bloße Schmeichelei gewesen zu sein, wenn der Bischof Lambert von Krakau an König Wratislaw einmal schrieb: „Es gibt keinen Fürsten und keinen Mächtigen, dessen Gunst und Entgegenkommen du nicht erlangen könntest".

Nur in seinem eigenen Lande hatte er mit mannigfachen Widrigkeiten zu kämpfen und in seiner Familie gab es fast ununterbrochen Zwist, bald mit seinen Brüdern, bald mit seinem Sohne, bald mit seinen Neffen. Das hängt zusammen einerseits mit der ungeregelten Erbfolge, mit dem Widerstreit zwischen Seniorat (das Recht des Familienältesten) und Primogenitur (das Recht des erstgeborenen Sohnes), andererseits mit dem Gegensatz zwischen Böhmen und den mährischen Herzogtümern.

Herzog Bretislaw hatte mit der deutschen Judith, der Tochter des Grafen Heinrich von der böhmischen Mark in Bayern, der ersten sicher bezeugten deutschen Prinzessin auf dem premyslidischen Herzogthron, fünf Söhne. (Siehe die Stammtafel.) Als er 1055 starb, hinterließ er dem ältesten von ihnen, Spitignew (1055—1061), das Herzogtum Böhmen zu alleinigem Besitz, dem nächsten Wratislaw die Znaimer, Konrad die Brünner, Otto die Olmützer Provinz und Jaromir sollte bei der nächsten Erledigung das Prager Bistum übernehmen. Überdies bestimmte er, daß der jeweils in Böhmen regierende Herzog eine Art Oberherrschaft über alle übrigen Familienmitglieder ausüben sollte. Nur die Frage des Erbrechts in weiterer Folge scheint unentschieden geblieben zu sein. Der Übergang der böhmischen Herzogswürde von Spitignew auf Wratislaw, den

wir in dieser Stellung schon kennen gelernt haben, vollzog sich ruhig, weil Spitignew keine Söhne hinterlassen hatte. Aber schon während der Regierung Wratislaws erhob sich die Frage, ob nach seinem Tode sein ältester Sohn Bretislaw (Primogenitur) oder der älteste Bruder Konrad (Seniorat) berechtigteren Anspruch auf den Thron Böhmens besäße. Vielleicht nur die kurze Regierung Konrads (Jan. bis Sept. 1092) verhinderte, daß darüber ernster Kampf ausbrach. Fortan spielt aber das Erbfolgerecht mächtig hinein in die innere Politik Böhmens. Von 1095 bis 1125, also binnen dreißig Jahren, regierten fünf Premysliden, von denen zwei durch Ermordung, einer durch Entthronung ihre Herrschaft einbüßten. Beinahe kein Regierungsantritt vollzog sich ohne schwere Wirren, jeder regierende Herzog war zeitlebens von Mitgliedern des engsten Familienkreises, Brüdern, Vettern, angefeindet, bedroht, das Land und Volk in sich gespalten.

Unter solchen Verhältnissen waren die deutschen Könige oft gezwungen einzugreifen und auch mit Heeresmacht den einen oder anderen Premysliden zu unterstützen. Die bedeutendste derartige Unternehmung geschah im Jahre 1125/26, als der neue deutsche König Lothar von Supplinburg in den Kampf der beiden Bewerber um den erledigten böhmischen Thron, Sobieslaw-Udalrich von der böhmischen und Otto II. von der mährischen Linie, zu Gunsten Ottos eingriff. Am 18. Februar 1126 erlitt er bei Kulm an der böhmisch-sächsischen Grenze eine furchtbare Niederlage, bei der der größte Teil des deutschen Heeres in Eis und Schnee zugrunde ging und auch Otto fiel. Aber zwischen dem siegreichen Böhmenherzog und dem deutschen König wurde noch auf dem Schlachtfeld Friede und Freundschaft geschlossen, so fern lag es Sobieslaw-Udalrich, an dem Verhältnis des Landes zum Reiche etwas ändern zu wollen. Er hatte nur für seine dynastischen Rechte gekämpft, und als sie von Lothar anerkannt wurden, blieb er fortan — er starb 1140 — nach dem Ausspruch eines heimischen Chronisten „der treueste Freund des Reiches". Und ein gleiches, wenn nicht noch innigeres Verhältnis bildete sich nach kurzer anfänglicher Verstimmung zwischen Herzog Wladislaw II. (1140—1175) und Kaiser Friedrich Rotbart (1152—1190). Der einstmalige Treu-

bund zwischen Wratislaw und Heinrich IV. erfuhr eine volle Wiederholung und Erneuerung. Wie damals wurde auch jetzt der Premyslide durch den Titel und die Würde eines böhmischen Königs ausgezeichnet (1158), allerdings wieder nur für seine Person. Wie Wratislaw stellte auch jetzt Wladislaw dem Kaiser seine Völker für die großen kriegerischen Unternehmungen zur Verfügung: zuerst nach Polen, dann aber nach Italien, gegen Mailand 1154, gegen Rom 1161, 1162, 1167. Überall haben die Böhmen mitgekämpft und zu den großen Erfolgen Friedrichs beigetragen, allerdings sich auch bei den Zeitgenossen wegen ihrer Raubsucht und Plünderungswut einen verhaßten Namen gemacht.

Eine höchst beachtenswerte Ergänzung und Kräftigung erfuhren diese freundschaftlichen Beziehungen der Fürsten beider Länder noch durch die Bande innigster Zuneigung, die sich zwischen den bedeutendsten Bischöfen im premyslidischen Staat und den deutschen Kaisern ausbildete. Von Adalbert und Otto III. wurde früher gesprochen. Bischof Jaromir-Gebhard von Prag (1067—1090), der Bruder Wratislaws, mit dem er mehr als einmal in heftigsten Zwist geriet, war von 1077 bis 1084 deutscher Reichskanzler am Hofe Kaiser Heinrichs IV., das will sagen: nicht nur der offizielle Leiter der Reichskanzlei, sondern auch erster politischer Berater des Königs und Mitlenker der Reichsangelegenheiten. Man kann wohl behaupten, daß nie zuvor und kaum jemals wieder die Premysliden eine so angesehene und einflußreiche Stellung im Reiche innegehabt haben, wie zu Zeiten Heinrichs IV. Kaiser Konrad III. (1137—1152) wiederum fand an dem Olmützer Bischof Heinrich Zdik (1126—1151)[6] ein solches Gefallen, daß er sich ihn, wie er ausdrücklich erklärte, „ob seines makellosen Glaubens in allen Dingen, die sich auf die Verehrung Gottes beziehen, vor allen Bischöfen des Reichs zum Lehrer und gleichsam zum Vermittler auserkoren habe". Und gleiche Verehrung zollte diesem Bischof Papst Lucius II. (1144—1145), der ihm in einem Briefe bezeugt, daß er ihn schon vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl „in aufrichtigster Zuneigung" geliebt habe und ihn fortan „nur umso eifriger lieben und wie nur möglich ehren wolle". Er berief ihn nach Rom, „da wir in mehreren geistlichen Angelegen-

heiten deines Rates bedürfen". Und als ihn sein Nachfolger Eugen III. zum Kaiser entlassen mußte, schrieb er diesem: „Sehr gerne hätten wir diesen frommen und gottgefälligen Mann einige Zeit in großer Ehre und Liebe bei uns behalten, weil wir aber erkannt haben, daß er dir nötig ist, senden wir ihn an deine Hoheit zurück". Ganz ähnlich gestaltete sich auch das Verhältnis zwischen Kaiser Friedrich Rotbart und König Wladislaws II. getreuem Bischof Daniel, von dem eine gleichzeitige Quelle erklärt, daß er am Hofe des Kaisers „gerne gesehen und brauchbar war".

Dieses einträchtige Zusammenwirken so mächtiger Glieder im Reich und in Böhmen, das auch diesem Lande zu nicht geringem Nutzen gereichte, wurde aber immer von neuem gestört und beeinträchtigt durch die inneren Kämpfe der Premysliden untereinander, die, je weiter die Verästelungen gediehen, umso heftiger und häufiger sich entwickelten, insbesondere nach König Wladislaws II. Tod (18. Januar 1175) unter Friedrich Rotbart. Der Kaiser hielt sich für berechtigt und fähig, diesem steten Zwiespalt zwischen böhmischen und mährischen Premysliden durch eine ebenso wichtige als tiefeinschneidende Entscheidung ein Ende zu machen. Wie er schon 1156 Österreich aus dem großen bayrischen Herzogtum ausgeschieden und selbständig gemacht hatte; wie er 1180 wiederum von Bayern, aber auch von Sachsen kleinere Herrschaften abgetrennt hatte, so sollte nunmehr auch Mähren von Böhmen losgelöst werden und fortan als reichsunmittelbare Markgrafschaft ein eigenes staatliches Leben führen (29. Sept. 1182). Die uralte von Cosmas schon überlieferte Bestimmung, daß „das mährische Land und seine Herren stets unter der Herrschaft des Herzogs von Böhmen stehen", sollte kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit endgültig aufgehoben sein. Der Znaimer Herzog Konrad-Otto, dem auch die Provinzen Brünn und Olmütz zugefallen waren, der aber überdies Ansprüche auf den böhmischen Thron erhob, den er schon früher einmal kurze Zeit besessen hatte, mußte sich mit der Stellung eines reichsunmittelbaren Markgrafen von Mähren zufrieden geben; ein anderer Premyslide, Friedrich, König Wladislaws II. Sohn, wurde in Böhmen, daraus er kurz zuvor verjagt worden war, wieder eingesetzt. Solange Friedrich Rot-

bart regierte und eine Zeitlang darüber, blieb diese Verfügung in Kraft. Aber sie befriedigte weder die böhmischen noch die mährischen Premysliden. Beide sahen sich in ihren Ansprüchen auf das ganze Reich verkürzt. Es kam, während Kaiser Heinrich VI. fern in Italien weilte, zu neuen Mißhelligkeiten und Kämpfen, bis endlich am 6. Dezember 1197 — kurz vorher am 28. September war der Kaiser in Messina gestorben — die beiden Brüder Premysl Otakar I. und Wladislaw im Angesichte ihrer kampfbereiten Heere eine Einigung in dem Sinne schlossen, daß jener als Herzog in Böhmen, dieser als Markgraf in Mähren selbständig regieren sollte, beiden aber, um die schwer zu deutenden Worte des Chronisten zu wiederholen, „wie ein Sinn so auch eine Herrschaft zu eigen sein möge".[7]

Der neue deutsche König Philipp von Schwaben, der 1198 den Thron bestieg, mußte sich mit dieser Entwicklung der Dinge in Böhmen umso mehr zufrieden geben, als er die Hilfe der Premysliden in dem ihm bevorstehenden schweren Kampf mit seinem Gegenkönig Otto von Wittelsbach benötigte. Er sicherte sie sich, indem er Premysl Otakar I. am 8. September 1198, als er selber (in Mainz oder Boppard) gesalbt und gekrönt wurde, gleichfalls zum König von Böhmen weihen ließ. Zum dritten Male hatten die Premysliden diese höchste Würde errungen. Würden sie sie nunmehr dauernd behaupten können?

Premysl Otakars I. Stellung in dem großen Thronkampf Philipps mit Otto, sein Verhältnis zu dem Staufer, der ihn erhöht hatte, war lange nicht mehr so klar und entschieden, wie das seiner Vorgänger zu Kaiser Heinrich IV. oder Friedrich Rotbart. Von deren unbedingter Treue und Zuverlässigkeit kann bei ihm nicht mehr die Rede sein. Er hat vielmehr zwischen Philipp und Otto je nach den Zeitumständen geschwankt, er hat den Lockungen und Mahnungen der päpstlichen Partei willig Gehör geschenkt. Es ging ihm aber alles, so kühn und waghalsig er auch seine innere und äußere Politik betrieb, zum Glück aus. Als er sich von Philipp ab und Otto zuwandte, hat ihm auch dieser die Königswürde bestätigt. Und als er sich 1211 von dem mit dem Papste, seinem früheren Beschützer, zerfallenen Otto endgültig lossagte und sich dem neu auftretenden Gestirn, dem jungen Hohenstaufen Friedrich II., dem

Sohne Kaiser Heinrichs VI., anschloß, sicherte er sich den höchsten Preis, den er zunächst vom Kaiser erlangen konnte. Zu Basel, am 26. September 1212, erhielt er eine Urkunde unter goldenem Siegel (Bulle), die die feierliche Bestätigung seiner königlichen Würde für ihn und seine Nachfolger enthielt, also zum ersten Male erblich, mit der ausdrücklichen Anerkennung: „in Anbetracht der glänzenden Beweise von Ergebenheit, die das ganze Volk der Böhmen von altersher dem römischen Reiche gegeben, und weil sein berühmter König ihn von Anbeginn mit anderen Fürsten, eigentlich vor ihnen, zum Kaiser gewählt habe". Böhmens Verhältnis zum Reich wurde neu geregelt; die bisherigen Geldleistungen und sonstigen Verpflichtungen gegen den kaiserlichen Hof wurden aufgehoben; nur noch zur Entgegennahme der königlichen Abzeichen (Regalien), zum Besuch der Hoftage in Bamberg, Nürnberg, Merseburg und zur Entsendung von 300 Bewaffneten zur Kaiserkrönung in Rom oder Zahlung von 300 Mark sollten in Zukunft die böhmischen Könige verpflichtet sein. Vier Jahre darnach, am 26. Juli 1216 empfing Premysl Otakar I. von Kaiser Friedrich II. zu Ulm eine zweite goldene Bulle, durch die die Einsetzung seines Sohnes Wenzel zum Nachfolger in Böhmen von Kaiser und Reich anerkannt wurde. Die Primogenitur, die Erbfolge des ältesten Sohnes war hiemit gesetzlich festgelegt, das Seniorat endgültig beseitigt. Indem Wenzel zugleich mit des Kaisers Geschwisterkind Kunigunde, der Tochter Philipps von Schwaben, der Enkelin Friedrich Rotbarts verlobt wurde, hatte Premysl Otakar wohl alles erreicht, was sein Herz und sein hoher Sinn für sich und sein Haus begehren konnte.

Die Zeit war gekommen, wo Böhmen, mit Hilfe des deutschen Kaisertums im Innern gefestigt, kein Spielball mehr einander entgegenwirkender Kräfte, unter der Führung eines mächtigen Hauses seine eigenen Bahnen gehen konnte, ohne befürchten zu müssen, durch fremde Einflüsse aus diesen geworfen zu werden.

Und welches war nun die Richtung, die das premyslidische Königshaus fortan in seiner inneren und äußeren Politik einschlug?

Fünfter Abschnitt.

Die premyslidische Königszeit. 1212—1306.

Im Schlepptau der deutschen Reichs- und Kaiserpolitik waren die premyslidischen Herzöge vorwärts gekommen. Ob der deutsche Kaiser gegen Polen oder andere Slawen, gegen Magyaren oder sich auflehnende deutsche Fürsten, gegen Mailand, Rom oder Neapel kämpfte, die Premysliden leisteten ihm Gefolgschaft und Kriegsdienst gegen alle und jeden. Deutsche Fürsten lehnten sich auf gegen die deutschen Könige, verweigerten ihnen Heeresfolge, Anerkennung, setzten sie ab, erhoben Gegenkönige, — die premyslidischen Herzöge, insbesondere seit Wratislaw I., folgten willig, wenn die deutschen Kaiser riefen. Diese Erscheinung erklärt sich wohl daraus, daß das eigene Schifflein der Premysliden von innerer Meuterei bedroht, Schiffbruch hätte erleiden müssen, wenn es nicht an das stolze Kaiserschiff angeklammert geblieben wäre. Auf diese Weise erklärt sich der gewaltige Aufstieg der Premysliden. Mit der endgültigen Erhebung Böhmens zum erblichen Königtum standen sie an Würde und Ansehen über allen deutschen Regentengeschlechtern. In Bayern, Sachsen, in Thüringen und am Rhein, in Lothringen und Brandenburg gab es nur Herzöge oder Grafen. Böhmens Herr führte den Titel eines Königs, wie das Oberhaupt des ganzen Reiches, der deutsche König selber.

Wenn man berücksichtigt, welche Strenge in der Rangordnung dazumal eingehalten wurde, dann kann man verstehen, was es bedeutete, wenn Kaiser Friedrich II. im Jahre 1230 in einem Schreiben den jungen böhmischen König selbst den geistlichen Fürsten voranstellte, oder wenn der Papst in einem Brief an die Erzbischöfe von Salzburg und Regensburg 1230 ihn unter den weltlichen Fürsten an erster Stelle nennt, von anderen Auszeichnungen, die ihm zuteil wurden, abgesehen. Und diesen Rang hatte der Sohn dem Vater zu verdanken, der sein Verhältnis zu den letzten Staufen ausgenützt hatte, um sein eigenes

Haus zu sichern. Nach außen hin machte es scheinen, besonders als die deutsche Königstochter 1228 wirklich in Prag als Wenzels Gemahlin einzog, als ob ein neuer Treubund festester Art zwischen Böhmen und dem Reich geschlossen sei. In einem kaiserlichen Privileg vom Juli 1231 ließ sich Wenzel bestätigen, daß er ein „Nacheiferer und Nachahmer der väterlichen Ergebenheit gegen den Kaiser (Friedrich II.), gegen dessen geliebten Sohn, den deutschen König (Heinrich) und gegen das Reich sei".

Für die Zeit seit 1212 trifft dieses Urteil über Premysl Otakar I. auch zu. Die Risse liegen weiter zurück; wie denn überhaupt dieser Fürst zwar einer der tatkräftigsten und zielbewußtesten unter allen Premysliden war, aber persönliche Treue und politische Uneigennützigkeit sehr hintansetzte. Er hat seine Ehe mit seiner ersten Gemahlin Adele von Meißen nach mehr als zwanzigjähriger Dauer gelöst, sie tyrannisch behandelt und auch die mit ihr erzeugten Kinder verstoßen. In der kurzen Zeit von 1198 bis 1202 hat er seine Haltung gegenüber den beiden deutschen Gegenkönigen Philipp von Schwaben und Otto von Wittelsbach dreimal geändert. Vielleicht war es ihm nur auf diese Weise möglich, seine Stellung zu behaupten und vor allem seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Und dieser war groß. Schon im Jahre 1197, als er gegen seinen Bruder in den Kampf um das ihm entrissene böhmische Herzogtum eintrat, soll er erklärt haben, lieber sterben zu wollen, als ohne Sieg zurückzukehren. Dieser Zug von Entschlossenheit hat ihm auf seinem weiteren Weg vielfach geholfen. Otakar hat Böhmen errungen und es nicht nur trotz aller Widerwärtigkeiten behauptet, sondern zu ungeahnter Macht und Höhe fortentwickelt.

Sein Sohn, der schon genannte König Wenzel I., der 1205 geboren noch bei Lebzeiten des Vaters 1228 den Thron bestieg und nach dessen Tode (15. Dezember 1230) allein regierte, war eine ganz anders geartete Natur. Er legte Wert auf die vom Vater überkommene Macht und Stellung, neigte aber zu einem ruhigen, mehr zurückgezogenen Leben mit wenigen Begleitern in eigens für ihn erbauten Kastellen und Häusern. Er hätte gerne Krieg und politischen Kampf gemieden; es war ihm nicht beschieden. Fast seine ganze Regierungszeit ist erfüllt von inneren und äußeren Streitigkeiten, zeitweise sehr ernster Art.

Vom Vater übernommen hat er die Feindschaft mit dem benachbarten Herzogtum Österreich unter dem kriegsfreudigen Friedrich dem Streitbaren. Wiederholt beigelegt, durch Friedensschlüsse und Familienverträge scheinbar beendigt, brach dieser böhmisch-österreichische Kampf immer wieder, auch unter Wenzel aus. Er wurde von böhmischer Seite mit unsicherem Erfolg geführt, insbesondere weil Wenzels jüngerer Bruder Premysl als Markgraf von Mähren wiederholt zu Friedrich hielt. Auch nach Premysls frühem Tode (16. Oktober 1239) wurde der Krieg fortgeführt und endete erst, als Herzog Friedrich, „der letzte Babenberger", am 15. Juni 1246 in einem Kampfe gegen Ungarn fiel. Aber nun wurde Wenzel in einen noch schwereren hineingetrieben, in den großen weltgeschichtlichen letzten Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum, den Gregor IX. (1227—1241) und dann Innozenz IV. (1243—1254) gegen Friedrich II. führten.

Kaiser Friedrich II., Friedrich Rotbarts Enkel, war seinem ganzen Wesen nach kein Deutscher mehr, er war ein Sizilianer, also von jener eigenartigen orientalisch-südländischen Mischkultur, die sich von der romanisch-germanischen so stark abhob. Die Erhebung auf den deutschen Thron, den nach dem Tode seines Oheims Philipp von Schwaben (1208) der Welfe Otto IV. vier Jahre lang unangefochten innehatte, verdankte er, der früh Verwaiste, seinem Vormund Papst Innozenz III., als dieser sich mit dem Kaiser überwarf. Friedrich selber hätte nicht daran gedacht, das Erbe seiner Väter noch einmal zu erringen. Nie vorher hatte er deutschen Boden betreten, selbst die deutsche Sprache beherrschte er notdürftig; niemand in Deutschland kannte ihn. Jetzt verstehen wir, warum er dem Böhmenkönig soviel Dank wußte, daß dieser ihn auf Veranlassung des Papstes als erster anerkannt hatte, gleichsam den übrigen deutschen Fürsten den Weg weisend. Nur dreimal während seiner langen Regierung hat er in Deutschland geweilt: 1212, um sich die Krone zu erwerben und zu sichern, bis 1220, dann 1235—1236 für vierzehn, 1237 für acht Monate. Sein Reich blieb Sizilien und Italien. Und nur wegen dieser Länder geriet er in Gegensatz zum Papsttum. Er hatte sich verpflichten müssen, im Falle seiner Krönung zum deutschen Kaiser auf das sizilische König-

reich zu verzichten, den Königstitel für dieses Land abzulegen. Als der Papst ihn daran mahnte, glaubte Friedrich, sich gegen seine Ehre und gegen seine höchsten Pflichten zu vergehen, wenn er das vorzeitig in einer Zwangslage gegebene Versprechen erfüllte. Daraus entstand der Streit, der in ein grausames, von beiden Seiten mit wildestem Ingrimm geführtes Ringen um die Obmacht in Italien ausartete.

Deutschland ist in diesen Kampf, der auf italienischem Boden schon seit 1225 tobte, erst nach 1245 hineingezogen worden, nachdem Papst Innozenz IV. auf dem Lyoner Konzil (Juni) den Kaiser für abgesetzt erklärte. Aber eine kaiserfeindliche Partei gab es schon längere Zeit auch in Deutschland. An ihrer Spitze stand der Herzog Otto II. von Bayern, zu dem König Wenzel die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt. Es kann daher nicht überraschen, wenn man vernimmt, daß auch Wenzel schon im Jahre 1240 deutlich zu dieser päpstlichen Partei im Reiche hinneigte. Doch gelang es dem Kaiser, den Böhmen noch einmal zurückzugewinnen; vielleicht weniger durch Versprechungen, die er ihm in Hinsicht auf Vergrößerung seines Reiches machte, als vielmehr durch eine Mahnung an ihr persönliches Verhältnis, in einem Schreiben, das in die Worte ausklang: er (Friedrich) rufe Gott zum Zeugen an, daß er nie einen Menschen auf dieser Welt mehr geliebt, niemandes Ehre und Nutzen mehr gefördert habe, was Wenzel selber wissen müßte, wenn er sich die Vergangenheit in Erinnerung rufen wollte.[1]

Es war das Schwanenlied der ererbten Freundschaft zwischen Hohenstaufen und Premysliden. Wenzel hat noch eine Zeitlang gezögert, hat versichert, sich neutral zu halten, aber seit 1246 ist er eine der Hauptstützen des Papsttums im Kampfe gegen den Kaiser. Und der ihn vornehmlich auf diese für ihn und sein Haus gefährliche Bahn der Abhängigkeit von der Kurie gebracht hat, war ein deutscher Geistlicher aus einem der bedeutendsten deutschen Fürstenhäuser, Graf Bruno von Schauenburg, den Innozenz IV. entgegen dem Willen des ganzen Bistums im Juli 1245 zum Bischof von Olmütz ernannt hatte, um im Reiche König Wenzels einen sicheren Parteigänger zu haben.[2] Welch ein Wandel gegenüber den Zeiten der kaisertreuen böhmischen Bischöfe Adalbert, Gebhard, Daniel! — Anderthalb Jahre

dauerte es, bevor dieser dem Lande und seinem Bistum völlig fremde Oberhirt sich den Eintritt in seine Diözese erzwang. König Wenzel stürzte durch diese Abkehr vom deutschen Kaisertum sein Land in furchtbare Kämpfe, denn die überwiegende Mehrzahl war noch staufisch gesinnt, anfangs auch sein Sohn und voraussichtlicher Nachfolger Premysl Otakar (II.), und es dauerte geraume Zeit, bis die römische Partei, geführt vom deutschen Bischof Bruno, sich hier durchsetzte.

Eben als die ganze böhmisch-mährische Politik durch ihr unmittelbares Eingreifen in den Weltkampf zwischen Kaiser und Papst einen völligen Umschwung erfuhr, geriet das premyslidische Reich in die große Gefahr, von einem ganz fremden Feind, der aus dem fernen Osten herangezogen kam, überrannt zu werden, von den Tataren oder Mongolen.

König Wenzel I. führt in der heimischen Literatur bekanntlich den Ehrennamen eines Tatarenbezwingers und ältere Geschichtsbücher sind voll der Heldentaten, die damals das böhmische Heer gegen dieses wilde asiatische Volk vollführt hat, am Hosteiner Berg, vor Olmütz und anderwärts. Leider spielen hier wiederum arge Urkundenfälschungen aus dem 19. Jahrhundert, sagenhafte Überlieferungen infolge historischer Verwechslungen und die Volksphantasie eine verhängnisvolle Rolle.[3] Schält man den geschichtlichen Kern heraus, so ergibt sich etwa folgender wahrhafter Verlauf der Ereignisse.

Vom Osten vorbrechend gelangte zu Beginn des Jahres 1241 ein Heereszug der Mongolen bis nach Schlesien, wo sich ihm der dortige Herzog Heinrich, ein Schwager König Wenzels, mutig entgegenstellte. Die ungeheure Gefahr, die seinem Lande drohte, seit Monaten voraussehend, hatte er sich an alle Fürsten, an Kaiser und Papst um Hilfe gewandt, und der Kaiser seinerseits hatte nicht nur das ganze Reich, sondern auch die Könige von England und Frankreich um raschen Beistand angerufen. Der am meisten und zu allererst Bedrohte war natürlich der Böhmenkönig. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß er gerüstet hat und ausgezogen ist. Aber wie er selbst in einem Briefe nachher schrieb, habe sich Herzog Heinrich zu früh in die Schlacht bei Liegnitz am 9. April 1241 eingelassen, bevor das

böhmische Heer zur Stelle war, — „und wurde erbärmlich erschlagen". Wenzel behauptet weiter, daß die Tataren seinem Anmarsche, der den Zweck hatte, den gefallenen Herzog und die Niederlage der Schlesier zu rächen, nicht standgehalten hätten, daß sie vielmehr, „kaum daß sie unser Vorhaben und unseren Plan erkannten", die Flucht ergriffen und in Eilmärschen nach Mähren und von dort nach Ungarn abzogen.

So mag wohl auch damals die Lage beurteilt worden sein. Allein in Wirklichkeit war die Abänderung der tatarischen Marschrichtung nicht veranlaßt durch die Furcht vor einem Zusammenstoß mit dem Heere König Wenzels, sondern durch innere Vorgänge im mongolischen Lager. Zwei Tage nach der Liegnitzer Schlacht, am 11. April, hatte ein zweites Tatarenheer in Ungarn am Flusse Sajo (rechter Nebenfluß der Theiß) einen zweiten großen Sieg errungen und viel Beute dabei gewonnen. Um sie zu teilen, wurden die Anführer des schlesischen Heeres nach Ungarn gerufen und folgten mit ihren Streitkräften diesem Beschlusse. Von diesem Augenblicke an war die Gefahr, die Wenzel mit Recht „für die ganze Christenheit" befürchtet hatte, beseitigt. Während Wenzel die böhmische Nordostgrenze deckte, schob sich das Tatarenvolk der Oder und March entlang nach Ungarn zu. Aber nicht „fluchtartig", wie der König behauptete, vielmehr dauerte der Durchzug an die vierzehn Tage. Gewiß hat Mähren, besonders der Osten, dabei schwer gelitten. Aber irgend ein bestimmtes Kriegsereignis, eine Schlacht, ein Zusammenstoß, ein Abwehrversuch wird von den gleichzeitigen Quellen nicht überliefert. Man kann nur sagen: der Tatareneinfall in Mähren stellt sich dar als ein Verwüstungszug, der rasch vorüberging, als eine gefährliche Flut, die sich aber von selber schon an der äußersten Ostgrenze brach, ohne tiefer in das Land einzudringen. Für jeden Fall war es ein welthistorisches Ereignis, das schon die Zeitgenossen mächtig aufregte und in der Erinnerung haften blieb. Und eben diese Erinnerung hat mit dem Mongolenzug all das Elend verknüpft, das in den nächsten Jahren durch andere Kämpfe über das mährische Land hereinbrach, die zusammenhängen mit einem anderen Ereignis von höchster Wichtigkeit, mit dem Aussterben der

Babenberger in Österreich und in der Steiermark. Der große Kampf um das babenbergische Erbe, an dem Böhmen in allererster Linie beteiligt war, begann.

Der Premysliden Augenmerk war schon lange auf das Land „nördlich der Donau" gerichtet. Schon 1084 hatte sich König Wratislaw, der treue Anhänger Kaiser Heinrichs IV., Hoffnungen auf die Erwerbung der Ostmark gemacht, die nicht in Erfüllung gingen. Jetzt, beim Erlöschen der Babenberger im Mannsstamm hatten die Premysliden die besten Aussichten, denn König Wenzels Sohn Wratislaw, der bereits die Markgrafschaft Mähren verwaltete, war mit der einen der beiden babenbergischen Erbinnen, Gertrude, Herzog Friedrichs des Streitbaren Nichte, vermählt. Er wurde auch wirklich nach dessen Tode als Herzog von Österreich anerkannt, die Verbindung Mährens mit Österreich und Steiermark schien sich in ruhigster Weise vollzogen zu haben und eine erledigte Sache zu sein. Da starb Wratislaw nach einer Regierung von wenigen Monaten am 2. Januar 1247. Nun erhoben der Kaiser, Ungarn, Böhmen Ansprüche und der eigentliche Kampf um das Erbe setzte ein. Fünf Jahre wurde ein wütender Krieg geführt, in dessen Verlauf der gefährlichste Bewerber, der Kaiser Friedrich II. 1250 starb. Sein Sohn und Nachfolger, der neue deutsche König Konrad IV. aber räumte das Feld, indem er schon im Jahre 1251 Deutschland verließ, um für das unteritalische Erbe des Vaters einen aussichtslosen Kampf zu beginnen. Sein Gegenkönig Wilhelm von Holland, der schon 1247, noch bei Lebzeiten Friedrichs II., von der päpstlichen Partei gewählt und am 1. November 1248 auch in Aachen gekrönt worden war, schenkte der Babenbergerfrage keine Beachtung. Unter solchen Verhältnissen blieb der zweite Sohn Wenzels, Premysl Otakar (II.), der damals, wie sein verstorbener Bruder, Markgraf von Mähren war, Sieger. Am 21. November 1251 zog er in Wien ein. „Bald gab es", so schreibt ein österreichischer Chronist nicht ohne Übertreibung, „keinen Winkel, der seiner Herrschaft widerstrebt hätte". Und da er sich überdies mit der zweiten babenbergischen Erbin, Margaretha, einer um viele Jahre älteren Wittfrau, am 11. Februar 1252 in

Hainburg vermählte, wurde seine Stellung in den neuen Fürstentümern sogar legitim. Allein König Bela IV. von Ungarn gab sich mit dieser Lösung der Frage nicht zufrieden und begann den Krieg von neuem. Er bediente sich dabei der Kumanen, eines heidnischen Räubervolkes, das durch die Mongolen aus seinen Wohnsitzen an der unteren Donau nach Ungarn gezogen und zwischen Theiß und Donau angesiedelt worden war. Diese Kumanen ließ nun Bela anderthalb Jahre in Steiermark, Österreich, Mähren plündern, rauben, so daß diese Länder damals die schwersten Leiden auszuhalten hatten. Die Verwüstungen in Mähren, im ganzen Gebiete bis nach Olmütz und Brünn infolge der kumanischen Einbrüche in den Jahren 1252 und 1253 haben dann auf die Sagenbildung über den Tatareneinfall von 1241 eingewirkt.

Premysl Otakar war diesem wilden Kampf auf die Dauer nicht gewachsen. Er hätte sich gegen Bela nicht behaupten können, wenn ihm nicht in seiner Not ein mächtiger Beschützer zu Hilfe gekommen wäre: Papst Innozenz IV., der in Mähren, wie schon dargelegt wurde, in der Person des Olmützer Bischofs Bruno einen glänzenden Vertreter besaß. Um den Preis, daß Premysl Otakar, der Sohn einer Staufin, der bisher sogar gegen den Vater und die ganze päpstliche Partei in Böhmen und Mähren auf der Seite der Staufer ausgeharrt hatte, sich endgültig von ihr lossagte, vermittelte der Papst einen Frieden, der zunächst die premyslidischen Länder von den ungarisch-kumanischen Bedrückern befreite.

Wir kennen den Wortlaut des Schwures, den der Premyslide zuerst am 17. September 1253 in Krems vor den Bischöfen von Freising, Regensburg, Passau und vielen Geistlichen, dann zum zweiten Male in Prag am 8. November vor geistlichen und weltlichen Großen in die Hand des päpstlichen Legaten, der eigens zu diesem Zwecke abgesandt worden war, leisten mußte. Er lautet: „Unter unserem Eide geloben wir eurer Väterlichkeit nach Laut dieser Urkunde, daß wir und die unsrigen mit unsern Ländern, Burgen, Städten und nach unserm ganzen Vermögen der römischen Kirche und ihrem jeweiligen Oberhirten, sowie Wilhelm, dem illustren König der Römer, solange er in Gunst

und Ergebenheit der römischen Kirche verharren wird, beistehen werden. Wir werden ihn treu und aufrichtig unterstützen und uns auf sein Verlangen, so bald es uns möglich sein wird, zu ihm begeben, von ihm die Regalien entgegennehmen und ihm dienstbare Huldigung leisten. Und all das, was wir hier gelobt und beschworen haben, werden wir rein, aufrichtig und ohne Falsch während der ganzen Zeit unseres Lebens einhalten."[4]

Nach diesem Opfer, wenn es für ihn ein solches war, nach diesem Verzicht auf politische Selbständigkeit in doppelter Hinsicht, dem Papste und dem von diesem anerkannten deutschen Könige gegenüber, wurde dann der endgültige Frieden mit Ungarn am 3. April 1254 in Preßburg abgeschlossen, in dem der mährische Markgraf zwar nicht mehr die Steiermark, die an Bela IV. fiel, aber wenigstens Österreich behalten durfte. Da aber mittlerweile König Wenzel I. am 22. September 1253 gestorben war, besaß Premysl Otakar II. bereits das väterliche Erbe: Böhmen. Es ist jener Fürst, den schon die Zeitgenossen als den „goldenen König" priesen, den die heimische Geschichtschreibung als den größten Premysliden feiert, dessen Leben und Sterben durch große deutsche Dichterwerke verewigt wurde.

Das Urteil über ihn muß aber anders lauten, wenn wir seine politische Tätigkeit rein historisch betrachten.[5] Er begann sie als Prinz damit, daß er sich 1248, im Alter von ungefähr achtzehn Jahren — seine Geburtsdaten sind merkwürdigerweise nicht genau überliefert — von einer mit der Haltung seines Vaters unzufriedenen Partei auf den Schild erheben ließ, um nach dem ersten Mißgeschick sie im Stiche zu lassen, reuig zurückzukehren und als Gnade entgegenzunehmen, was mit den Waffen zu erobern er sich zu schwach erkannte. Nur „auf feindlichen Rat" habe er sich gegen den Vater erhoben, erklärte er später in einer Urkunde vom 10. Juli 1254. Auch seine oft gerühmten militärischen Eigenschaften erscheinen in Wirklichkeit während der ganzen Regierungszeit recht bescheiden. Die Feldzüge, die er als Prinz unternahm, schlugen alle fehl. Von der Prager Burg floh er und hielt sich verborgen, während seine Anhänger einen Verzweiflungskampf zu Ende führten. Die späteren Kriege gegen Bayern, gegen Ungarn verliefen oft

recht fraglich, so sehr sie auch von seinen Lobrednern als Siege gepriesen wurden. Ein Makel an seinem Charakter bleibt es immerdar, daß er zu einer Zeit, da das Haus der Premysliden außer ihm keine männlichen Sprossen mehr besaß, eine Ehe einging, die er doch nur als politisches Geschäft betrachtete. Natürlich hatte er neben seiner legitimen Gemahlin, der Babenbergerin Margaretha, die nach dem Altersverhältnis seine Mutter hätte sein können, eine zweite Gefährtin, die ihm bis 1260 bereits drei Kinder geschenkt hatte. Bald gab er, der politischen Lage Rechnung tragend, beide Frauen preis, um ein zweckmäßigeres drittes Band knüpfen zu können.

Der hervorstechendste Zug in seinem ganzen Wesen ist aber sein blinder Gehorsam gegen das Papsttum von dem Augenblick an, da er sich ihm eidlich verschrieben hatte. Die Kurie hat ihm schwere Verpflichtungen auferlegt; er hat sie alle erfüllt. Sie hat ihm manch sehnlichen Wunsch abgeschlagen, ihn hingehalten; er hat sich darein gefügt. Bei jedem wichtigeren Schritt ist es zuerst die Wohlmeinung, das „beneplacitum" des Papstes, das er einholt. Dessen Wünsche und Aufträge hat er ohne Zaudern durchgeführt. Schon im Jahre nach der Thronbesteigung unternahm er auf Innozenz' IV. Geheiß einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen, der ihn bis an den Ort führte, der nach ihm „Königsberg" genannt wurde und später zu einer bedeutenden Stadt erwuchs. Er beendete die weite Fahrt sofort, als ihm die Nachricht von dem am 7. Dezember 1254 erfolgten Tode des Papstes zukam. Er eilte heim, in dem Glauben, daß dieses Ereignis vor allem in Deutschland politische Veränderungen zur Folge haben könnte. Denn die Frage der Wahl eines geeigneten Oberhauptes im Reich stand schon damals auf der Tagesordnung. Der im Jahr 1247 gegen Kaiser Friedrich II. gewählte deutsche König Wilhelm von Holland galt doch nur als ein Geschöpf von Innozenz' Gnaden. Die Reichsfürsten dachten wohl auch an eine Neuwahl und es gibt Anhaltspunkte dafür, daß Otakar sich schon damals (1254) Hoffnungen machte, zu dieser Würde emporsteigen zu können. Als er aber aber gewahr wurde, daß der neue Papst Alexander IV. an Wilhelm festhielt, zog er sich

sofort von jeder Mitwirkung an diesen Plänen zurück. Dasselbe Schauspiel einer Rücksichtnahme bloß auf die Wünsche und Entschlüsse der Kurie bemerken wir an Otakar wieder, als die Wahl der beiden deutschen Gegenkönige Richard von Cornwall und Alfons von Kastilien 1257 vor sich ging, und ebenso bei den von den deutschen Fürsten ausgegangenen Anregungen einer Neuwahl in den Jahren 1262 und 1268.

Doch auch bei den großen kriegerischen Unternehmungen des Königs spricht nicht selten die Kurie ein entscheidendes Wort mit. Als nach allerlei Unstimmigkeiten und Verwicklungen zwischen Otakar II. und Herzog Heinrich von Bayern, an denen der päpstliche Stuhl mit die Schuld trug, 1266 der Krieg zwischen ihnen ausbrach, war es schließlich das Machtwort Papst Klemens' IV., das Otakar zwang, im Mai 1267 die weitere Verwüstung des bayrischen Landes einzustellen, da die Kurie gedroht hatte, „Berauber der Kirchen und Störer des christlichen Volkes" durch kirchliche Strafe zu zügeln. — Noch viel deutlicher zeigt sich in den Kriegen mit Ungarn Otakars Abhängigkeit vom Papste. Der Vermittlung Innozenz' IV., die zum Preßburger Frieden von 1254 geführt hatte, wurde schon gedacht. Sechs Jahre später, 1260, war der damals geschlossene Freundschaftsvertrag bereits wieder in Brüche gegangen. Am 12. Juli d. J. war die erste Marchfeldschlacht geschlagen worden, die zu Otakars Gunsten ausgegangen war, nicht zuletzt weil Belas IV. Sohn, der „wilde Stephan", sich durch sein unvernünftiges Gebaren Adel und Volk der Steiermark, die er verwaltete, entfremdet hatte. Otakar rühmte sich in einem eigenen Schlachtbericht an Papst Alexander IV., daß er „das Königreich Ungarn leicht hätte unterwerfen", ja sogar „zur dauernden Knechtschaft herabdrücken können". Er begnügte sich aber im Friedensschluß mit Steiermark, weil er sich dem päpstlichen Willen fügen mußte, und suchte durch Vermählung mit Belas IV. Enkelin, Kunigunde von Halitsch (28. Oktober 1261), freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Aber nach Belas Tod (1270) eröffnete Stephan V. den Kampf um das durch seine Schuld verloren gegangene steirische Land und bedrängte Otakar so schwer, daß er am 3. Juli 1271 einen raschen Frieden

abschließen mußte. Er brach ihn, als König Stephan im August des folgenden Jahres starb und nur einen minderjährigen Sohn Ladislaus hinterließ. Das böhmische Heer rächte die früheren Greueltaten der Ungarn durch furchtbares Wüten und Morden in deren Lande. Da griff aber Papst Gregor X. gleichsam als natürlicher Beschützer des jungen ungarischen Königs ein. Seinen Bitten, überhaupt von einem Angriff abzustehen, hatte Otakar kein Gehör geschenkt. Als aber der Papst, kaum daß der Krieg im Juli 1273 begonnen hatte, die deutsche Königsfrage in ernste Verhandlung zog, brach Otakar die ungarische Unternehmung sofort ab, verzichtete auf alle Eroberungen, um sich die Gunst des Papstes in dieser für ihn wichtigsten Angelegenheit nicht zu verscherzen.

Eroberungen mit dem Schwerte sind dem Böhmenkönig nur wenige geglückt. Mehr Erfolg hatte er auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen, für die er in dem Olmützer Bischof Bruno einen besonders begabten Berater besaß. Ihm verdankte er, daß er der länderreichste Fürst seiner Zeit wurde, in „neun Landen" — Böhmen, Mähren, Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, windische Mark, Portenau und Eger — sich Herrscher bezeichnen konnte. Es lag ein Schein von Wirklichkeit in den Worten, mit denen ihn sein Kämmerer Andreas im Jahre 1272 zum ungarischen Krieg anspornte: „Welcher Sterbliche kann mit deiner Macht auf Erden verglichen werden?" — Dazu kam sein ungeheurer Reichtum an Edelmetall dank der böhmischen Bergwerke. Schon das Einkommen seines Vaters schätzte man in Deutschland auf 100.000 Mark, während man das des Brandenburgers und des Kölner Kurfürsten nur auf 50.000, das des Herzogs von Bayern auf 20.000, das der Erzbischöfe von Mainz und Trier auf 7000 und 3000 und das des Herzogs von Sachsen nur auf 2000 anschlug. Von Otakar aber schrieb ein deutscher Chronist: er habe Türme voll Gold und Silber angesammelt.

Es hätte vom Machtstandpunkt ihm nicht als Anmaßung ausgelegt werden können, daß ihm die deutsche Königskrone am ehesten gebühre. Man kann nicht nachweisen, daß er sich jemals offen um sie beworben habe, aber der Gedanke beherrschte ihn

seit 1254 ohne Unterlaß. Seine stillen Hoffnungen und die heimlichen Flüsterungen von Höflingen und Schmeichlern erfuhren aber eine bittere Enttäuschung, als am 1. Oktober 1273 der „dürftige" Graf Rudolf von Habsburg zum deutschen König erwählt wurde.[6] Nach Otakars Überzeugung „zum Schaden des Reiches und zu seinem Nachteil", wie er selber dem Papste schrieb, weshalb er sich auch der Wahl enthalten habe. Und in einem zweiten, vielleicht nur formelhaften Schreiben beklagte er sich über „die Fürsten Deutschlands, denen die Macht zusteht, die Könige zu wählen", weil sie seine Rechte mißachtet hätten. Er malte den „beklagenswerten Zustand" des Reiches aus, das jetzt einem „gewissen wenig geeigneten Grafen" anvertraut an „Personen" gelangt sei, „die die Unberühmtheit verbirgt, die aller Machtfülle entbehren und von der Last drückender Armut gequält seien". Der päpstliche Stuhl dürfe es nicht dulden, die Welt nicht auf sich nehmen, daß die höchste Würde „Niedrigen und Schwachen übertragen werde, da hiedurch jene Macht, der der Araber gedient, der Inder untertan war, der Italer gehorchte und der Hispaner zuwillen gewesen, und der die ganze Welt in Ergebenheit gehuldigt habe, das deutsche Königtum, der Mißachtung preisgegeben werde. Das Reich selbst rufe daher den päpstlichen Stuhl um Schutz, nach ihm verlange es in seiner großen Bedrängnis, seinem Urteil sich unterwerfend bitte und flehe es, erbarme dich, mildester Vater!"

Zu spät. — Die Gründung einer mitteldeutschen Großmacht aus den böhmischen, österreichischen Ländern und dem Deutschen Reich wäre vielleicht möglich gewesen, wenn der Böhmenkönig sein Ziel auf anderem Wege verfolgt, nicht nur die Gunst der Kurie, sondern auch die der deutschen Fürsten zu erlangen versucht hätte. Vielleicht wäre damals eine solche Gründung nicht zum Nachteil Deutschlands und deutschen Volkstums ausgegangen. Wurde doch erst kürzlich die Vermutung ausgesprochen, daß der deutschen Königskrone, wenn sie Otakar II. und seine Nachfolger getragen hätten, dank ihrer Macht „der alte Glanz" zurückgegeben worden wäre.[7] — Dagegen ließ sich ein friedliches Nebeneinander Deutschlands

unter einem neuen Königshaus und des durch Österreich verstärkten Böhmen unter dem uralten Premyslidengeschlecht kaum erwarten.

Schon im Herbst 1276 schien es zum Kampf zwischen Rudolf und Otakar kommen zu sollen. Man lag vollkommen gerüstet und kriegsbereit vor den Mauern Wiens. Da dürfte es Bischof Bruno, „dem treuen Überreder“, gelungen sein, seinen Herrn und König zu einem verlustreichen Frieden zu bestimmen, um eine größere Gefahr von ihm abzuwenden. Am 21. November 1276 im Lager Rudolfs vor Wien lieferte Otakar alles aus, bis auf seine zwei Erbländer Böhmen und Mähren. Und auch diese nahm er vom König als Reichslehen und leistete ihm dafür den Treueid. Rudolf und sein Gefolge hatten den Eindruck, Otakar vollziehe die Handlung des Kniefalls „mit gebrochenem Mute“. Sehr bald mußten sie sich überzeugen, daß im Herzen des Böhmenkönigs und seines Anhangs ein herber Stachel zurückgeblieben war, der jeden zwischen den beiden Nachbarreichen ausbrechenden Zwist bis zur äußersten Gefahr eines neuen Krieges steigerte.

Gegen Ende 1276 mußten über die richtige Auslegung einiger strittiger Artikel des Friedensvertrages zwischen den Vertretern beider Könige neue Verhandlungen eingeleitet werden, die umso schwieriger verliefen, als sie begleitet waren von heftigen Kämpfen an der mährisch-österreichischen Grenze zwischen den Anhängern Rudolfs und Otakars. Aber den ernsten Bemühungen des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den Rudolf, und Bischof Brunos, den Otakar an die Spitze ihrer Bevollmächtigten gestellt hatten, gelang es, am 6. Mai 1277 in Wien ein vorläufiges Abkommen zu treffen, das die Unklarheiten des vorjährigen Friedensschlusses beseitigen und die inzwischen entstandenen Mißhelligkeiten ausgleichen sollte. Es wurde dann nach neuerlichen Verhandlungen am 12. September in Prag in einen förmlichen Friedensvertrag umgewandelt. Man wollte dadurch, wie es in der Urkunde ausdrücklich heißt, „eine noch festere und reinere Grundlage für den Frieden und die Eintracht“ beider Fürsten und ihrer Länder schaffen. Besonders das Verhältnis des Böhmenkönigs

zum Deutschen Reich, das sich während des Interregnums begreiflicherweise vielfach verwischt haben mochte, wurde von neuem festgestellt. Allem voran steht die Anerkennung der landeshoheitlichen Rechte Otakars, wie sie seine letzten Vorfahren besaßen. Beide Herrscher verpflichteten sich weiters zu gegenseitiger Hilfe gegen alle Anfechter ihrer Stellung. Für des Reiches Notdurft wäre aber Otakar zur Unterstützung nur verpflichtet, wenn er vom römischen König hiezu aufgefordert würde und auch dann nur in dem Maße, wie es ihm gezieme (prout nos decuerit); darüber hinaus, d. h. mit größerer Heeresmacht, nur gegen entsprechende Vergütung, wie sie auch anderen Fürsten zuteil werde. An einer Romfahrt des deutschen Königs zum Empfang der Kaiserkrone sei der Böhmenkönig, wenn er dazu aufgefordert würde, verpflichtet persönlich teilzunehmen, oder doch bei rechtmäßiger Verhinderung für würdige Stellvertretung zu sorgen. Dagegen entband Rudolf Otakar gnadenweise für eine bestimmte Zeit vom üblichen Besuch angesagter Hoftage. Wie schon bei allen früheren Vereinbarungen versprach Otakar allen jenen, die aus seinen beiden Ländern in der vergangenen Kriegszeit Rudolf beigestanden, bei seinem Eid seine Gnade und völliges Vergessen; nur wenn sie sich fortan etwas gegen ihn zuschulden kommen ließen, unterlägen sie gleich anderen Untertanen den Landesgesetzen; — um nur einige der wichtigsten Bestimmungen herauszuheben.

Doch auch diese Abmachungen waren auf Sand gebaut. Gerade die hier eingehend behandelte Angelegenheit der ehedem abtrünnigen böhmisch-mährischen Adligen führte zur Entzweiung. Am 31. Oktober 1277 antwortete Otakar dem König Rudolf auf ein Schreiben, das dieser „in der Sache der Witigonen und anderer u n s e r e r böhmischen Diener" an ihn gerichtet hatte, das aber nicht erhalten ist, so daß wir die Beschwerden, die Rudolf gegen Otakar erhob, nicht kennen. Der böhmische König beklagt sich hier darüber, daß Rudolf diese böhmischen Landesangehörigen (terrigenae) als „seine Diener" betrachte; daß sie, die durch Treueid ihm verpflichtet seien und denen niemals eine Ausnahmsstellung zugestanden worden sei, nun-

mehr so behandelt würden, als ob sie in den Frieden mit eingeschlossen wären. Nur seine Gnade habe er ihnen zugesagt und versprochen, im Hinblick auf Rudolfs Bitte für sie ihre Schuld zu vergessen. Er verlangt gegenüber seinen Untertanen die volle Wahrung seiner Hoheitsrechte, in demselben Maße, wie sie seine Vorgänger innegehabt haben, und fordert dieses Recht auch im Namen des Reichs, da die Schwächung des Einzelnen die Schwächung des Ganzen bedeute. Er hat denn auch damals einige seiner Gegner im böhmischen Adel mit Gewalt unterworfen, Boresch von Riesenburg noch vor dem Januar 1278 hinrichten, andere gefangen nehmen lassen und sie wohl auch ihrer Güter beraubt.

Es läßt sich zwar nicht bestimmt nachweisen, ist aber doch recht wahrscheinlich, daß dies jener Brief sei, den die „Jahrbücher Otakars", also eine heimische Quelle, dahin kennzeichnen, „daß er mehr zum Kampf aufforderte, als daß er den Friedenskuß gebracht hätte". Österreichische und deutsche Chronisten sprechen von geheimen Verbindungen, die Otakar damals mit Fürsten und Großen in allen Teilen des Reichs anknüpfte, indem er sie durch Geld von Rudolf abwendig zu machen suchte; sie berichten von dem „häuslichen Unfrieden", dem Otakar schon seit seiner Unterwerfung ausgesetzt war und stellen die Königin Kunigunde als seinen Dämon hin. Und ganz ohne Wirkung scheinen diese Umtriebe nicht geblieben zu sein.

Im Mai 1278 kam Rudolf, der sich seit mehr als Jahresfrist in Wien aufhielt, einer gegen ihn gerichteten Verschwörung auf die Spur, die von Heinrich von Kuenring, Otakars Schwiegersohn,[8] im Bunde mit der Wiener Bürgerfamilie Paltram geplant war. Sie wurde streng geahndet, allein Rudolf sah nun auch klar, daß, wie er an den Pfalzgrafen Ludwig und ähnlich auch anderwärts hinschrieb, „wir den Krieg mit ihm in keiner Weise werden vermeiden können". Und König Ladislaus von Ungarn klagt er, wie seine Leute in Österreich durch schwere Angriffe des „neidischen Gegners" bitter verfolgt würden und bittet ihn und dessen Große um ihre werktätige Unterstützung.

Der Kleinkrieg scheint insbesondere im nordwestlichen Österreich schon seit Anfang Juni gewütet zu haben im Gebiet

von Waidhofen a. d. Th. und Gmünd, in welch letzterem Orte 1722 ansässige, den Zeitgenossen mit Namen bekannte Menschen verbrannt wurden, die zahlreichen Fremden nicht mitgerechnet. König Otakar brach aber mit seinem Hauptheer erst gegen Ende des Monats, nicht vor dem 27., von Prag auf. In Brünn wartete er dann den Zuzug seiner Verbündeten ab, zu denen vornehmlich die schlesischen und polnischen Fürsten gehörten, die er für sich gewonnen hatte, indem er auf die sprachliche und Blutsverwandtschaft hinwies und sie vor dem „unersättlichen Schlund der Deutschen" warnte. Sie waren für den 5. Juni nach Troppau beordert. Aber selbst die südböhmischen Rosenberge waren am 13. Juli erst im Begriffe auszuziehen. Nach dem St. Jakobstag (25. Juli) langte Otakar mit seiner Kriegsmacht an der österreichischen Grenze bei Drosendorf an, das unter dem Landmarschall von Meißau sechzehn Tage Widerstand leistete, bevor es sich dem Böhmenkönig ergab. Von hier zog dieser weiter gegen Laa, mit dessen Belagerung und Einnahme er weitere zwölf Tage zubrachte. Am 20. August setzte er den Vormarsch in der Richtung zur March, nach Jedenspeugen, fort. Da stieß er auf die ersten Truppen vom Heere Rudolfs, der am 14. August von Wien aus nach Übersetzung auf das linke Donauufer gegen Marchegg gezogen war, wo er sich mit den Ungarn vereinigte. Gemeinsam rückte man marchaufwärts bis nach Dürnkrut, auf eine Meile weit Otakar entgegen. Hier, zwischen Jedenspeugen und Dürnkrut, auf dem dem Böhmenkönig wohl vertrauten Marchfeld, wo er vor achtzehn Jahren (1260) siegreich gegen König Bela IV. von Ungarn gekämpft hatte, kam es zur entscheidenden Schlacht.

Am 26. August 1278, in der zweiten Marchfeldschlacht, wurde Otakar von Rudolf besiegt und fand den Tod, erschlagen von persönlichen Feinden aus der österreichischen Ritterschaft. Der Leichnam wurde von Rudolf in feierlicher Weise zuerst in Wien beigesetzt, dann nach Znaim, zuletzt nach Prag überführt und dort im Dome bestattet.

Für den Sommer 1278 hatte Otakar vor Jahren dem Papste Gregor X. einen Kreuzzug ins Heilige Land zugesagt, um die Entscheidung in dem unausweichlichen Kampf mit dem

neuen König hinauszuziehen und eine Wendung zu seinen Gunsten zu erwirken. Jetzt war die ganze Angelegenheit zu seinem und seines Landes Unheil entschieden. Die päpstliche Politik Wenzels und Otakars hatte diese Wendung herbeigeführt.

Wohl das ärgste Geschick, ein wahres Elend traf Otakars Sohn und Nachfolger, den siebenjährigen Wenzel.[9] Bei den Friedensverhandlungen des Jahres 1276 war eine Doppelverlobung zwischen den Kindern Otakars und Rudolfs vereinbart worden. Wenzel sollte Guta, seine Schwester Agnes Rudolfs gleichnamigen Sohn, den Herzog von Österreich heiraten. Nun schienen alle diese Pläne über den Haufen geworfen.

Der nächste Anverwandte des gefallenen Böhmenkönigs war der Markgraf Otto von Brandenburg, der Gatte der Schwester Otakars, Beatrix. Der „Schrecken" und die allgemeine „Bestürzung", die nach dem Unglück der Marchfeldschlacht am Prager Hof und im ganzen Lande platzgriffen, veranlaßten die Königinwitwe, die ungarische Kunigunde, Otto um rascheste Hilfe zu bitten. Er kam früh genug, um sich Prags, verschiedener Burgen und Städte in Böhmen zu bemächtigen, und sich als berufener Beschützer der königlichen Familie und des Landes aufzuspielen. Rudolf konnte ihn daran nicht hindern, da er zuerst Österreich und dann Mähren sich sichern mußte. Schließlich (November 1278) wurde vereinbart, daß für die nächsten fünf Jahre Böhmen in der Verwaltung Ottos, Mähren in der Rudolfs unter der Statthalterschaft Bischof Brunos verbleiben sollte; die Glatzer Grafschaft fiel damals an Herzog Heinrich IV. von Breslau, der gleichfalls mit Heeresmacht in Böhmen eingedrungen war. Die Königinwitwe, die sich mit Otto bald überwarf, suchte und fand mit ihren Kindern bei König Rudolf väterlichen Schutz, nur Prinz Wenzel wurde Otto überantwortet und nach Brandenburg mitgenommen, wo er nach böhmischen Quellen ein armseliges Leben führte.

Diese Neuordnung der Verhältnisse im premyslidischen Reiche bewährte sich aber nicht nur nicht, sondern führte zu so furchtbaren inneren Wirren und Kämpfen, daß diese fünf Jahre

(1278—1283) als einer der traurigsten Abschnitte in der Geschichte der Länder Böhmen und Mähren gelten müssen. Gleichzeitige Berichte kennzeichnen die Verhältnisse zur Genüge. Eine österreichische Quelle schreibt, daß nach Otakars Tod „die Edeln Böhmens wie Glieder ohne Haupt miteinander in arge Zwietracht gerieten und selber das böhmische Land durch Raub und Krieg verwüsteten, so daß in vielen Orten und Dörfern weder Menschen noch Tiere zu finden waren". Eine andere: „Damals herrschte großes Elend in Böhmen. Die Adligen selber verwüsteten ihr Land, so daß man mit Recht sagen kann: Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." Eine dritte: „. . . und nach kurzer Zeit begann es (das von der Marchfeldschlacht heimkehrende böhmische Volk) das eigene Land mit Raub und Brand zu vernichten. Ist es doch eine sehr häßliche Gewohnheit oder vielmehr Verderbtheit unseres Volkes, wenn es gegen den Feind zieht oder heimkehrt, das eigene Land wütender als der Feind zu verwüsten und anstatt ein Abwehrer der Feinde ein feindlicher Zerstörer seiner Nachbarn zu sein."

Der Einmarsch des Brandenburgers, der Schlesier und schließlich Rudolfs von Habsburg mit ihren Heeresmassen haben das Elend begreiflicherweise noch vergrößert. Viel Schuld trug an der Entwicklung der Dinge jedenfalls das zügellose Regiment Ottos in Böhmen und seines dort eingesetzten Statthalters, des Bischofs Gerhard von Brandenburg, den eine Quelle als den „gewalttätigen Förderer aller Bösewichte" bezeichnet. Im Jahre 1280 mußte sogar Rudolf unterstützt von mehreren deutschen Fürsten noch einmal nach Böhmen ziehen, um mit Otto neue Vereinbarungen zu treffen. Aber viel wurde dadurch an den wirren Zuständen nicht geändert, besonders da die Brandenburger an „Prag und den übrigen Städten" starke Unterstützung fanden. Wichtig ist zu erwähnen, daß nach den Angaben der „Prager Jahrbücher" damals viel Fremde „als Edelleute, Mittelstand und niedriges Volk" in Böhmen sein Glück versuchten, dann aber auf den Befehl des Markgrafen nach den Beschlüssen des Weihnachtslandtages von 1280 wieder ausgetrieben wurden;

als „Auszug (exitus) der fremden Deutschen" von der Quelle gekennzeichnet.

Wenn aber derselbe Chronist die weitere Entwicklung so darstellt, als ob darnach, nach der Befreiung des Landes von den fremden Elementen, gleichsam das goldene Zeitalter anbrach, indem er versichert, daß von diesem Augenblick an, seit Beginn 1281, das Volk wieder auflebte, die in die Wälder Entflohenen in ihre Heimstätten zurückkehrten, jeder wieder an sein Geschäft ging, der Bauer die Hand an den Pflug, der Handwerker an seine Arbeit legte, der Zimmermann zu bauen begann, die Frauen Rocken und Spindel drehten, — und wie er sonst das idyllische Bild ausmalt, so wissen wir aus anderen ebenso zuverlässigen Quellen, daß die inneren Wirren noch lange fortdauerten.[10]

Auch mit der Rückkehr des jungen Wenzel aus Brandenburg nach Prag am 24. Mai 1283, dessen sich als seines zukünftigen Schwiegersohnes König Rudolf in jeder Hinsicht anzunehmen suchte, trat keine Besserung ein. Denn der zwölfjährige Knabe geriet zunächst ganz in Abhängigkeit von seinem Stiefvater, dem Witigonen Zawisch von Falkenstein, einem böhmischen Adligen, der Otakars II. Witwe, Königin Kunigunde, geheiratet hatte und, wie es ein heimischer Chronist kurz und bündig ausdrückt, „allein alles anordnete, dem allein alle gehorchten". Er stellt ihn hin als den „friedseligen Feind, den heimtückischen Freund, der mit Worten liebäugelte und dann es verstand, mit Taten rücklings zu stechen". Er arbeitete vor allem gegen die eheliche Verbindung Wenzels mit Guta von Habsburg. Er konnte sie hinausschieben, aber nicht verhindern; am 4. Juli 1287 erfolgte nach stattgehabter Vermählung der Einzug der Habsburgerin in Prag. Die habsburgische Partei im Lande erhielt nun in der neuen Königin einen sichtbaren Mittelpunkt und in Nikolaus, einem unehelichen Sohn Otakars II., ein führendes Oberhaupt; der Kampf mit Zawisch und seiner mächtigen Adelssippe begann. Drei Jahre wehrte sie sich; am 3. August 1290 endete Zawisch auf dem Schafott. Sein Stiefsohn König Wenzel und dessen Halbbruder Nikolaus haben das Urteil

über ihn verhängt. Allein im Hintergrunde ragt die rächende Hand der Habsburger empor, weil Zawisch das freundschaftliche Verhältnis, das sie zu den Premysliden suchten, zerstören wollte. So leicht war dieses auch nicht herzustellen, da der Schatten des unglücklichen Königs Otakar dazwischen stand.

Rudolfs ehrwürdige Gestalt schien ihn, solange er lebte, beschworen zu haben. Aber nach seinem Tode, der schon am 13. Juli 1291 eintrat, stieg er stärker als je früher von neuem empor: denn das Verhältnis zwischen den beiden Schwägern, Wenzel II. und Albrecht I., Rudolfs I. Sohn und Nachfolger, das schon bei dessen Lebzeiten zeitweilig getrübt war, artete in offene Feindschaft und Fehde aus. Die Habsburger gerieten in arge Bedrängnis. Zuerst büßten sie die deutsche Königskrone ein, die am 3. Mai 1292 Adolf von Nassau zufiel, für den sich auch Wenzel als deutscher Kurfürst aussprach. Bald aber gerieten sie auch in Gefahr, ihr österreichisches Erbe zu verlieren. Albrecht mußte sich entschließen, die Gnade seines Schwagers, des Gatten seiner Schwester Guta, demütigst zu erflehen. Im Jahre 1293 kam es zu einem Gegenstück von Otakars seinerzeitigem Kniefall vor Rudolf im Jahre 1276. Jetzt mußte sich nach der Schilderung des böhmischen Hofchronisten der Habsburger vor dem Premysliden tief beugen, um Vergebung für seine Vergehen gegen ihn bitten mit den Worten: „Herr König, da ich mir bewußt bin, ohne eure Schuld mich gegen euch vergangen zu haben, biete ich nicht nur das Herzogtum Österreich, sondern auch meinen eigenen Leib zu euren Diensten an und flehe um Verzeihung. Ich bitte euer Rittersmann sein zu dürfen, und verspreche, mit dem Herzogtum Österreich euch von jetzt an als Vasall zu dienen. Eure königliche Hoheit möge mich milde aufnehmen und möge nicht gestatten, daß mir, der ich Verzeihung erbitte, von meinen Untertanen eine so unheilbare Schmach zugefügt werde. Sie möge mich mein eigen Brot essen lassen und fortan werde ich von dem Wege eurer Befehle nicht mehr abweichen." Worauf der Böhme: „Wiewohl wir Ursache hätten, euch Übles mit Üblem zu vergelten, wollen wir doch aus königlicher Gnade alles das, worin ihr euch gegen uns ver-

gangen, gänzlich nachsehen. Und wenn wir euch in eurer Treue beständig finden, wollen wir euch uneingedenk des Vergangenen in allem Ungemach als unser Liebden schützen." — Welch ein Wandel der Zeiten!

König Wenzel stieg in den nächsten Jahren scheinbar zu immer größerer Macht. Er war schon vorher (9. Oktober 1292) Oberherr von ganz Schlesien und Kleinpolen geworden, er gewann eine lehensherrliche Gewalt über Sachsen und Meißen. In den Pfingstfeiertagen 1297 fand mit päpstlicher Genehmigung die Krönung und Salbung des Königspaares in Prag durch den Mainzer Erzbischof Gerhard von Eppenstein in Anwesenheit zahlreicher weltlicher und geistlicher Fürsten — auch Herzog Albrecht von Österreich war anwesend — statt, mit einer Pracht und einem Aufwand, „dessengleichen noch kein König, weder Assur noch Salomo gefeiert haben".

Wie ein glanzvolles Abendrot bestrahlte dieses Fest das stolze Lebenswerk der Premysliden. Bald sollte Dämmerung und finstere Nacht folgen.

Wenige Tage schon nach all der Lustbarkeit, am 18. Juni 1297, starb die Königin Guta an den Folgen einer Frühgeburt. Noch im selben Jahre begannen die ersten Schwierigkeiten in Polen, die zunächst noch beigelegt wurden. Aus der Erhebung des Herzogs Albrecht von Österreich zum deutschen König nach der Besiegung Adolfs von Nassau in der Schlacht bei Göllheim (2. Juli 1298), an der auch böhmisches Heer auf österreichischer Seite kämpfte, am 27. Juli desselben Jahres, zog Wenzel für den Augenblick Nutzen, in Wirklichkeit war es eine abermalige Überflügelung der Premysliden durch die Habsburger. Wenzel II. erhielt das Egerer und Pleißner Land, die Würde eines „Hauptmanns und Vikars des Reiches" und andere Vergünstigungen; „zur teilweisen Wiedererstattung deiner Rechtschaffenheit und Treue", erklärte Albrecht. Im August konnte sich Wenzel sogar in Gnesen die polnische Königskrone feierlich aufsetzen lassen, nachdem er sich mit der zwölfjährigen polnischen Prinzessin Elisabeth-Richsa verlobt hatte, „zum Troste für das polnische Volk".

Er sollte dieser großartigen Erwerbung, die uralte, von den mächtigsten Premysliden, insbesondere auch von seinem Vater verfolgte Pläne zu verwirklichen schien, nicht mehr froh werden. Noch weniger einer anderen, in die ihn seine Ratgeber hineindrängten. Wie früher das polnische Königshaus, so war 1301 das ungarische der Arpaden erloschen. Nächste Ansprecher auf die Krone aus verwandtschaftlichen Gründen waren: Herzog Otto von Bayern, Karl Robert von Anjou und Wenzels gleichnamiger Sohn Wenzel III., der mit der Tochter des letzten Königs Andreas III., Elisabeth, verlobt war. Der damals zwölfjährige Prinz wurde denn auch von einer Partei am 27. August 1301 gewählt und gekrönt, erhielt aber sofort einen Gegenkönig an Karl Robert. Diesen unterstützte, obwohl er sich nicht einmal im Lande halten konnte, der allmächtige Papst Bonifaz XIII.; vom Böhmenkönig aber verlangte er, daß er seinen Sohn zum Rücktritt veranlasse. Die Andeutungen, die er ihm zugleich machte, daß Wenzel nach seiner Ansicht den Namen eines Königs von Polen unrechtmäßig führe, waren nicht minder bedrohlich, als die Versuche des Papstes, sich des deutschen Königs Albrecht gegen die Premysliden zu versichern.

Der Kampf um die ungarische Krone begann im Sommer 1303 auf ungarischem Boden. Die Böhmen mußten bald von dort zurückweichen, da sie von Herzog Rudolf von Österreich, Albrechts Sohn, in Mähren angegriffen wurden und Gefahr liefen, abgeschnitten zu werden. Karl von Anjou verfolgte die Premysliden bis nach Mähren und Böhmen hinein und wütete in beiden Ländern mit dem wilden ungarischen Heere in unmenschlicher Weise. Zuletzt griff noch König Albrecht selber mit dem Reichsheer ein, ohne aber wirkliche Erfolge zu erzielen. Die schon begonnene Belagerung der Bergstadt Kuttenberg mit ihren gewaltigen Silberschätzen mußte er wieder aufgeben und sich „in Verwirrung“ zurückziehen. Im Jahre 1304 ruhte der Kampf, aber Wenzel rüstete sich, um ihn im folgenden von neuem aufzunehmen. Da ereilte ihn am 21. Juni 1305 der Tod. Er hatte nur ein Alter von 34 Jahren erreicht, denn Krankheit und Schwäche waren von Jugend an seine Begleiter gewesen.

Sein Sohn Wenzel III., damals sechzehnjährig, gab Ungarn preis, schloß auch mit König Albrecht, seinem Oheim, Frieden, indem er ihm Eger und Meißen wieder auslieferte, in der Hoffnung, durch solche Opfer wenigstens den Besitz Polens retten zu können. Auf dem Zuge dahin wurde er am 4. August 1306 in Olmütz meuchlings ermordet; ob aus politischen oder persönlichen Gründen bleibt ungeklärt. Die Mehrzahl der Quellen schreibt die Schuld an dieser Tat dem heimischen Adel zu und erklärt sie aus des jungen Königs Übermut, aus den allzu großen Schändlichkeiten, die er sich gegenüber seinen Großen erlaubt haben soll.

Das premyslidische Haus war mit diesem Todesfall in seinem Mannesstamm erloschen. Es war damals das älteste unter den bekannten regierenden Fürstengeschlechtern, dessen Uranfänge sich in Sage und Mythe verloren; es hatte sich zu ungeahnter Macht, zu größtem Ansehen emporgerungen. Im Reiche gehörte es seit den Zeiten Kaiser Heinrichs IV., wie die hervorragendsten deutschen geistlichen und weltlichen Fürsten, wie Mainz, Köln, Trier, wie Pfalz, Bayern, Sachsen, Brandenburg als Inhaber des Erzschenkenamtes zu der obersten Hofbeamtenschaft des deutschen Königs. Daß das wichtige Reichskanzleramt auch einem Premysliden offen stand, haben wir gesehen. Die glänzende Stellung, die zeitweilig Otakar II. oder Wenzel II. einnahmen, haben wir gekennzeichnet.

Dieser Aufstieg eines Geschlechtes aus kleinsten Anfängen, diese Ausbildung eines ungeheuren Reiches aus einem Stammgebiet ist umso überraschender, als der Premyslidenstaat eine eigenartige innere Gestaltung aufwies, wie kein anderes deutsches Fürstentum: eine Verbindung zweier fremdartiger Elemente, deutschen und slawischen Volkstums, die nebeneinander bestanden, ohne sich zu vermischen, ohne sich zu vertilgen.

Wie aber diese einzig dastehende Gestaltung eines Zwillingsstaatswesens möglich gewesen ist, erheischt in diesem Zusammenhang eine genauere Untersuchung.

Sechster Abschnitt.

Die sogenannte deutsche Kolonisation.

Die premyslidische Zeit bedeutet in Böhmen und Mähren nicht nur politisch und dynastisch einen Aufschwung, wie er später kaum je wieder eingetreten ist, sondern auch wirtschaftlich und sozial. Mit der aufsteigenden äußeren Geschichte hält die innere vollkommen Schritt. Das eine bedingt das andere. Welch eine gewaltige Veränderung ist nur allein im Landschaftsbild in dieser Periode vor sich gegangen! Als mit Beginn der Premyslidenherrschaft am Ende des 9. Jahrhunderts geschichtliches Leben in diesen Ländern in erhöhtem Maße einsetzte, waren sie gewiß zum großen Teil Wald- und Sumpfland mit zerstreuten kleineren und größeren Siedlungen in Form von Dorfschaften und Einzelhöfen, mit einigen recht und schlecht befestigten Sitzen für die fürstlichen Familien und Hohen des Landes; hier und dort stand ein bescheidenes Kirchlein, eine Kapelle, eine Klause; Handel und Wandel vollzogen sich in den einfachsten Formen und beschränkten sich auf das notwendigste Maß des Tauschverkehrs. Am Ende der vierhundertjährigen Regierung des premyslidischen Geschlechtes aber war das Land erfüllt und bedeckt von zahlreichen Städten, Märkten und Dörfern, von Kirchen und Klöstern, Burgen und Schlössern; blühendes Kulturland zeigte sich allerorten, reicher Verkehr herrschte auf ausgebauten Straßen im Innern und über die Grenzen hinaus.

Die Kräfte, die diesen Wandel und langsamen Ausbau durchgeführt haben, stellte das Volk, und seine Arbeit kennen zu lernen und zu verfolgen, ist wohl mit die wichtigste Aufgabe geschichtlicher Darstellung. Allein welche Schwierigkeiten stellen sich ihr entgegen! Das Wachsen und Werden natürlicher Entwicklungen läßt sich in den Quellen nur sehr schwer verfolgen. Das Bild des eigenen Schaffens des Volkes tritt hier stark zurück hinter dem seines politischen Schicksals. Wir sehen gelegentlich, daß eine neue Wirtschafts- oder Rechtsform besteht,

aber äußerst selten, wann und wie sie aufgekommen ist. Das gilt nicht nur für die Geschichte unserer Länder, sondern auch für die anderer Gebiete. Bei uns kommt aber noch eine andere ernste Schwierigkeit hinzu.

Böhmen und Mähren zeigen schon im Mittelalter in den Siedlungsverhältnissen eine Eigenart, wie sie in gleich auffallender Weise nicht häufig erscheint: auf demselben Boden ein Nebeneinander- und Ineinanderwohnen zweier Volksstämme, Deutscher und Slawen, die zwar heute und schon seit geraumer Zeit äußerlich geeint erscheinen durch die gemeinsame staatliche Verwaltung, innerlich aber bis heute „geschieden" sind vor allem durch die Sprache, und „verschieden" nach Art und Sitte.

Die Frage, wieweit diese Erscheinung zurückzuverfolgen ist und woher sie ihren Ursprung nahm, pflegt man bekanntlich mit einem einzigen Wort zu beantworten: K o l o n i s a t i o n. Es besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß in die zu Beginn der Herrschaft der Premysliden angeblich nur von slawischer Bevölkerung besiedelten böhmisch-mährischen Länder während der Regierung dieses Geschlechtes allmählich deutsches Volk eingewandert oder sogar von den Fürsten berufen worden sei, so daß sich allerorten deutsche Kolonien (Ansiedlungen) herausbildeten. Was den Zeitpunkt der Einwanderung anlangt, gehen die Ansichten nicht unwesentlich auseinander. Allein darauf wird nicht das Hauptgewicht gelegt; entscheidend ist in allererster Linie, daß diese Deutschen als Fremde aus weiter Ferne und aus den verschiedensten Gebieten in ein seit Jahrhunderten ausschließlich von Slawen (Tschechen) bewohntes und kultiviertes Land gekommen seien und erst von da an ihre Seßhaftigkeit zu rechnen sei. Die urgermanische Besiedlung, die sich lange vor der slawischen vollzogen hatte, kam dabei kaum mehr in Betracht. Mochte auch der eine und andere Forscher jenes alte Volk der Markomannen und Quaden, das wir in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hier ansässig kennen gelernt haben, mit spärlichen Überresten in den böhmischen Waldeinsamkeiten fortleben lassen — für die Fortbildung des Deutschtums in Böhmen und Mähren schrieb man ihm keine

Bedeutung mehr zu. „Im übrigen waren die Tschechen bis zum 10. oder 11. Jahrhundert die einzigen Bewohner des Landes", dies galt in voller Übereinstimmung mit Palacky auch in der deutschböhmischen Geschichtsliteratur für ausgemacht; ja man sprach sogar von einer „völligen Eroberung Böhmens durch die Slawen", ohne allerdings anzugeben, in welcher Zeit, auf welche Art und aus wessen Besitz diese „Eroberung" erfolgt sein sollte.[1] Aber dann seien auf dem inzwischen ganz slawisierten Boden doch wieder neue deutsche Völkerschaften entstanden — durch Kolonisation.

Diese Anschauung von einer älteren natürlichen slawischen, dann einer jüngeren künstlichen deutschen Besiedlung unserer Länder hat für die ganze innere — rechtliche und wirtschaftliche, gesellschaftliche und geistige — Geschichte Böhmens und Mährens größte wissenschaftliche Bedeutung. Merkwürdigerweise spielt sie seit der Begründung der tschechisch-slowakischen Republik auch sehr wesentlich in die Politik hinein. Man kann wohl sagen, daß man versucht, die Lehre von der deutschen mittelalterlichen Kolonisation in unseren Ländern zur Grundlage zu machen für die Stellung, die die Deutschen fortan in diesem neuen Staatswesen einnehmen sollen, daß sie als geschichtliches Fundament für den politischen und nationalen Neubau angesehen wird.

Denn in der Botschaft, die der Präsident Th. Masaryk am 22. Dezember 1918 erließ, war u. a. die Erklärung enthalten: „Das von den Deutschen bewohnte Gebiet ist unser Gebiet und wird unser bleiben. Wir haben unsern Staat aufgebaut, wir haben ihn erhalten. Wir bauen ihn von neuem auf . . . Wir haben unsern Staat gebildet, dadurch wird die staatsrechtliche Stellung unserer Deutschen bestimmt, welche ursprünglich in das Land als Emigranten und Kolonisten gekommen sind (kteří původně do země přišli jako emigranti a kolonisté)". Und in der Neujahrsrede vom 1. Januar 1919 wiederholte er sie in der Form: „Es ist auch ein offenbarer Unterschied in dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen; und wir Tschechen und Slowaken sind bis auf kleine auswärtige Minoritäten ein ganzes Volk beisammen. Unsere Deutschen sind kein ganzes Volk, sondern nur eine Kolonisation (naši Němci nejsou celý

národ, nýbrž jen kolonisaci). Die Deutschen schickten ihre eroberungssüchtigen Kolonien aus und auch zu uns in unser Land". — Es steht damit im Zusammenhang, daß, wie im Jahre 1920 bekannt wurde, bei den Friedensverhandlungen in Paris ein sogenanntes Memoire III eine wichtige Rolle spielte, durch das der Beweis geliefert werden sollte, daß der allgemein aufgestellte und auch anerkannte Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker auf die Deutschen in Böhmen und Mähren keine Anwendung finden dürfe, denn — so hieß es wörtlich — „die Deutschen haben sich in Böhmen künstlich festgesetzt als Kolonisten oder Beamte und Bureaukraten, als gelehriges Element einer gewalttätigen Germanisation".

Solche politische Folgerungen konnten nur gezogen werden, weil die deutsche Kolonisation in Böhmen und Mähren als eine geschichtliche Tatsache angesehen wurde; der bekannte Ausspruch des Geschichtschreibers Heinrich v. Treitschke, „Politik ist angewandte Geschichte", wurde einfach in die Praxis umgesetzt. Und als geschichtliche Tatsache wurde das Kolonistentum der Deutschen in Böhmen und Mähren angesehen, weil alle neueren Geschichtsbücher, die diese Frage berührten, vom einfachsten Schulbuch bis zu den bekanntesten „Deutschen Geschichten" namhafter Forscher diese Ansicht vertreten,[a] ebenso die heimische Literatur in beiden Sprachen, deutsch und tschechisch, wie die österreichische oder reichsdeutsche oder fremde. Diese Einmütigkeit ließe voraussetzen, daß ihr eine bestimmte und unanfechtbare Quellenüberlieferung zugrunde liege. Man müßte annehmen, daß, da diese Einwanderung in das 11., 12. oder 13. Jahrhundert verlegt zu werden pflegt, in allererster Linie die Chronisten jener Zeit hievon Kunde böten.

Nun, Cosmas, Böhmens ältester Geschichtschreiber, der in der zweiten Hälfte des 11. und im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts lebte, weiß zwar von einer — übrigens längst als belanglos nachgewiesenen — Vertreibung aller Deutschen aus Böhmen durch den Herzog Spitignew im Jahre 1055 zu erzählen,[a] aber nichts von einer Einwanderung. So oft er auch in seiner Chronik von Deutschen und Deutschtum spricht, sei es in wohlwollendem, sei es in abträglichem Sinn, eine deutsche kolonisatorische Bewegung kennt er in Böhmen nicht. Und auch

seine Fortsetzer im 12. und 13. Jahrhundert, angesehene Geistliche der Prager Kirche oder der großen Klöster, denen Ereignisse von solcher Tragweite nicht leicht entgehen konnten, bieten nicht den leisesten Anhaltspunkt, wenn man nicht eine oder zwei Bemerkungen aus der zweiten Hälfte des 13. und aus dem 14. Jahrhundert falsch auslegt, wie später zu zeigen sein wird. In dem sogenannten „Dalimil", einem tschechisch schreibenden Reimchronisten aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, dessen Werk frühzeitig auch ins Deutsche übertragen worden ist, tritt uns ein leidenschaftlicher Deutschenfeind entgegen, dazu ihn die Schreckenszeit in Böhmen nach 1278, nach Otakars II. Tod, und die Regentschaft des Brandenburger Markgrafen Otto in Böhmen gemacht hat. Aber beide, der tschechische Chronist, wie der deutsche Übersetzer, hassen nur „die im Lande nicht seßhaften Deutschen" und unterscheiden sie als „Fremde" von den heimischen Deutschen, die beim Übersetzer die „Tutschin" heißen.[4] Auch Dalimil weiß viel Unverbürgtes und Fabelhaftes von schweren Verfolgungen, aber auch von großen Vergünstigungen, welche die Deutschen von dem einen und anderen premyslidischen Herzog erfahren haben sollen, zu berichten, aber nichts von einer Einwanderung oder Berufung Deutscher aus dem Reich vor dem Jahre 1278; und ebensowenig die Chronisten der folgenden Zeit bis zum fabulierenden Hajek herab, der sich eine solche Tradition gewiß nicht hätte entgehen lassen, wenn sie ihm bekannt geworden wäre. Der Einbruch der Brandenburger Scharen, aber auch ihre Austreibung, ebenso das Vorhandensein der luxemburgischen Ratgeber und Hofleute in Prag im ersten Jahrzehnt der Regierung König Johanns (seit 1310) entging den heimischen Chronisten keineswegs; von einer früheren Einwanderung Deutscher wissen sie nichts.

Bis ans Ende des 18. Jahrhunderts, bezeichnenderweise bis in die Zeit der sogenannten slawischen Wiedergeburt oder slawischen Renaissance müssen wir gehen, um in der heimischen Geschichtsliteratur den ersten Spuren der Kolonisationstheorie zu begegnen. Und nicht eigentlich als Ausfluß der Erforschung von Böhmens frühmittelalterlicher Geschichte tritt sie auf, sondern als Versuch, die nationalen Zustände des ausgehenden 18. Jahrhunderts daraus zu erklären.

Der erste Geschichtschreiber in Böhmen, der sich die Frage vorlegte, wann und wieso die Deutschen nach Böhmen gekommen seien, war F. M. Pelzel, geb. 1734 in Reichenau (Ostböhmen), gest. 1801.[5] Als er das in Wien begonnene medizinische Studium aufgab und 1769 als Erzieher in das gräfliche Haus Nostitz in Prag trat, konnte er sich ziemlich frei seinen literarischen Neigungen widmen, die sich zuerst der schöngeistigen Richtung zuwandten. Der Plan, ein Epos über die Einwanderung der Tschechen in Böhmen in deutscher Sprache, eine „Czechiade" nach Klopstocks und Miltons Vorbild zu verfassen, zeigt ihn uns aber auch schon mit der vaterländischen Geschichte beschäftigt, in jener von Schlözer und Herder beeinflußten Richtung, die das slawische Volk insgemein, also auch das tschechische, aus dem Dunkel emporheben, seine Geschichte in glänzender Weise beleuchten wollte.[6] Pelzel war kein geschulter Historiker, auch von irgendwelchen ernsteren geschichtlichen Studien erfahren wir zunächst nicht, erst seine Erziehungstätigkeit veranlaßte ihn, sich mit diesem Gegenstand zu befassen. Gleichwohl gab er schon 1774 eine „Geschichte der Böhmen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten" heraus, die später mehrmals neu aufgelegt wurde. Sie stellt sich dar als eine Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen; nur hie und da gedenkt er auch des Deutschtums im Lande,[7] ohne aber noch jener Frage nach dessen Ursprung näher zu treten; allein sie beschäftigte ihn. Der Gegensatz fiel ihm auf zwischen der großen Vergangenheit des slawischen Volkes auch in Böhmen und Mähren, von der er erfüllt und überzeugt war, und der überragenden Stellung, die gerade zu seiner Zeit Deutschtum und deutsche Sprache im Lande einnahmen; und es berührte ihn peinlich, da er kaum mehr zu hoffen wagte, daß sich diese Verhältnisse noch jemals zugunsten des Tschechentums wenden könnten. „Wenn es also" — so schrieb er wörtlich im Jahre 1788 — „mit der Zeit heißen sollte: ‚In Böhmen sprach man einstens slawisch' — da wird es dem ganz deutschen Böhmen nicht unangenehm seyn, zu vernehmen, wie es zugegangen, daß die Tschechen deutsch worden sind". Diese Vorstellung von einer ernsten Bedrohung der tschechischen durch die deutsche Sprache in Böhmen war Anlaß und Ansporn zu der

im genannten Jahre erschienenen, wie man mit Recht gesagt hat, „eigenartigen“ Abhandlung: „Geschichte der Deutschen und ihrer Sprache in Böhmen“.[8] Die Ausführungen entsprechen durchaus nicht dem ernsten, gelehrten Titel. Es ist vielmehr ein Versuch, jenes Problem vom Aufkommen und Werden des Deutschtums in diesen Ländern zu lösen, eine Arbeit, über die schon längst von einem tschechischen Gelehrten das Urteil gefällt worden ist: „voll von lächerlichen Hypothesen, verkrümmten Zitaten, übertriebenen Folgerungen und verschiedenen anderen Kritiklosigkeiten“.[9] Dennoch geht die Kolonisationstheorie, wie sie bis heute gelehrt wird, in vielen Punkten auf diese Arbeit zurück.

Pelzel war es, der das Deutschtum in Böhmen und Mähren zu erklären versuchte aus einer schrittweise vor sich gegangenen Einwanderung, die im 10. Jahrhundert begann und im 12. bereits ihren Höhepunkt erreicht hatte, während sie im 13. nicht mehr „so fruchtbar“ gewesen sein soll. Und als die ersten Bahnbrecher dieser Bewegung sah er die deutschen Priester an, die „auch viele Bayern . . . (und Schwaben)“ ins Land brachten, „gleichsam das Hausgesinde der Priester“, die sich „nach deutscher Art bedienen und die Nahrung zubereiten lassen mußten“. Dann aber, als „die Böhmen aus ihrer eigenen Nation Priester haben konnten“, sich somit, bereits im 10. Jahrhundert, „die Einwanderung der deutschen Geistlichkeit verminderte“, eröffneten sich angeblich vier neue Wege, auf denen das Deutschtum diesen Ländern „zuströmte“: 1. Die deutschen Gemahlinnen der böhmischen Herzöge, die „nicht ermangleten . . . ihre Landsleute zu befördern“, 2. die deutschen Bischöfe zu Prag, 3. die deutschen Mönche und Nonnen, die „immer eine gute Anzahl ihrer Landsleute zur Bedienung, wenigstens Handwerksleute, mit sich brachten“, und 4. Berg- und Handelsleute.

Diese Pelzel'schen Behauptungen, die hier nur kurz angedeutet wurden, sind die Unterlage für die in so vielen neueren Geschichtsbüchern vertretene Anschauung: zuerst kam der deutsche Kaufmann, dann die Prinzessin und schließlich der Geistliche als Priester und Mönch, um dem Deutschtum in diesem slawischen Gebiet den Boden zu bereiten, auf dem sich dann der deutsche Bürger und Bauer heimisch machte.[10]

Gewiß: Zuwanderung und Abwanderung hat wie überall so auch in Böhmen und Mähren wohl zu allen Zeiten bestanden, bald stärker bald schwächer, je nach den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Wer wollte das bestreiten? Schon Cosmas bringt aus der böhmischen Geschichte bezeichnende Belege dafür. Zum Jahr 1091 schildert er uns den Auszug des mit seinem Vater zerfallenen Prinzen Bretislaw aus Böhmen nach Ungarn mit seiner ganzen Gefolgschaft, mehr als zweitausend Rittern, allem Vieh und Leibeigenen. Und 1107, als Herzog Boriwoi entthront wurde und sich nach Polen begab, bemerkt Cosmas wieder, daß ihn viele von denen begleiteten, die er aus „Proselyten" zu Rittern gemacht hatte. Wir lernen hier eine Schichte von Auswanderern und Einwanderern, wie nach Böhmen so aus Böhmen kennen, an die Pelzel nicht gedacht hat: rittermäßiges Volk. Allerdings bleibt es unentschieden, ob das ausschließlich oder auch nur vorzugsweise Deutsche gewesen seien, oder nicht vielmehr Leute aus allen Ländern und Völkern. Doch auch die Anwesenheit fremder deutscher Geistlicher in Böhmen, deutscher Fürstentöchter, deutscher Mönche und Nonnen in den neu begründeten Klöstern ist eine quellenmäßig feststehende Tatsache. Eine andere Frage ist es aber, ob man diesen Fremdlingen einen solchen Einfluß und eine solche Bedeutung zuschreiben kann, daß sie einer Zuwanderung von Bürgern und Bauern die Wege bahnten, daraus dann ein ganzes zweites Volk entstehen konnte?

Am stärksten schlägt man die Wirkung an, die die deutschen Geistlichen und Klöster auf die Germanisierung gehabt haben sollen. Wohl war eine Anzahl Prager und Olmützer Bischöfe deutscher Herkunft, weil auf ihre Erhebung der deutsche Kaiser und der Mainzer Metropolit neben dem böhmischen Herzog und Volk wesentlichen Einfluß besaßen. Aber die Lebensgeschichte der meisten zeigt uns deutlich, wie bescheiden ihre Stellung und Macht im Lande selbst war. Die Grabrede des Olmützer Bischofs Heinrich für den 1135 verstorbenen Amtsbruder Meinhard von Prag, die in die Worte ausklang: „Verzeihet ihm, dem armen Fremdling", könnte als Motto gelten für alle diese aus Deutschland hierher verpflanzten hohen Geistlichen. Sie blieben zu-

meist Fremdlinge und galten als solche.[11] Der Gedanke, daß sie in diesem Lande für ihre Landsleute aus dem Reich hätten tätig sein und ihnen hier eine neue Heimat hätten verschaffen können, erscheint umso unwahrscheinlicher, wenn man sich der von Cosmas überlieferten Szene erinnert, die sich anläßlich der Bischofswahl in Prag im Jahre 1099 abspielte. Der sächsische Graf Wigbert von Groitsch empfahl dem ihm verwandten und befreundeten Herzog Bretislaw II. für diese Stelle einen Kaplan Hermann mit dem Bemerken: „wenn ihm nur nicht der Umstand im Wege ist, daß er ein Ausländer ist". Worauf der Herzog erwiderte: „Daß Hermann ein Ausländer ist, kommt der Kirche nur zustatten. Ihn wird seine Verwandtschaft nicht behelligen, die Sorge für die Kinder nicht ablenken, der Schwarm von Angehörigen nicht ausplündern. Was immer ihm zufallen wird, das wird seine Braut und Mutter, die Kirche, behalten".[12] — Eine solche Äußerung in unserer heimischen Quelle widerspricht von Grund aus der Anschauung, daß Bischöfe oder andere Geistliche, die aus Deutschland nach Böhmen und Mähren kamen, hier die deutsche Kolonisation gefördert haben sollten.

Auch nicht die Klöster, von denen man so oft liest, daß es gleichsam ihr natürlicher Beruf gewesen sei, zu germanisieren und zu kolonisieren, in dem Sinne der Herbeirufung fremder Ansiedler. „Die Klöster gingen im Eifer, durch deutsche Ansiedlungen ihren Gütern einen höheren Reinertrag abzugewinnen, allen anderen voran"; „die Klöster mögen in ihre Güter wohl in der Regel Leute aus ihrer eigenen Heimat . . . herangezogen haben"; „mit den Mönchen zogen ins Land herein viele Arbeiter und Handwerksleute, vor allem aber der deutsche Bauer . . .; die deutschen Bauern wurden von den Klöstern zur Urbarmachung ihrer großen Wälder herbeigezogen und riefen nach und nach eine große Menge blühender Dörfer ins Leben;"[13] — und wie die vielen ähnlichen Äußerungen lauten mögen, die schließlich nichts anderes sind als ein Weiterspinnen und Ausschmücken jener Pelzel'schen Ideen, von denen wir als dem Gerippe dieser ganzen Theorie gesprochen haben.

Wir kennen die Gründungsgeschichte und die weitere Entwicklung einiger der bedeutendsten böhmischen und mährischen

Klöster recht genau;[14] wir wissen, woher die ersten Mönche oder Nonnen kamen, wir erfahren mehrfach die Zahl und Namen der ersten Ankömmlinge, wir kennen den ursprünglichen Besitz, wir verfolgen das Wachsen und die Besitzvergrößerung, wir blicken hinein in die Sorgen und Mühen des anfänglichen Aufbaues, aber auch schon in die werdende Fülle der Blütezeit. Wir sind also durch unsere Quellen, wie wir sehen, gerade über das Klosterwesen im 11., 12. und 13. Jahrhundert besonders gut unterrichtet. Aber nirgend begegnet man dem leisesten Hinweis darauf, daß diese paar Dutzend deutscher Mönche und Nonnen, die aus deutschen Klöstern hierher berufen wurden, aus ihrer Heimat Laienvolk mit sich genommen hätten, oder daß es aus eigenem Antrieb deren Spuren gefolgt wäre, seien es Bürger oder Bauern. Wie wäre das auch durchführbar gewesen? Anfangs waren die Verhältnisse, unter denen die kleinen Klosterkolonien lebten, viel zu bescheiden und auch zu unsicher, um Fremde anzulocken und ihnen Arbeit und Unterhalt zu sichern. Später aber, als die Klöster gediehen, war der Zusammenhang mit der deutschen Heimat längst zerrissen. Sie hatten doch auch gar nicht den Zweck, als Sammelpunkte für die fremde Geistlichkeit, geschweige denn für fremdes Laienvolk zu gelten, sondern waren gedacht als Bildungsstätten für die heimische Bevölkerung. Nur der Grundstock war fremd, weil auf andere Weise nicht leicht ein Kloster geschaffen werden konnte, der Zuwachs aber heimisch, deutsch und slawisch. Auch ist zur Genüge bekannt und wird auch in den Klostergeschichten deutlich genug hervorgehoben, daß die Mönche besonders in den ersten Zeiten die gesamte wirtschaftliche Arbeit, die für ihren Lebensunterhalt und für die bauliche Erhaltung von Kloster und Kirche notwendig war, den „labor manuum“, das Händewerk, selber besorgen mußten, Kloster- und Kirchenbau, Feld- und Gartenpflege, Land- und Waldwirtschaft, Handwerk und Kunst.[15] Gestalteten sich dann im Laufe der Zeit die Verhältnisse großzügiger, da mangelte es an heimischen Hilfs- und Arbeitskräften gewiß nicht. Erhielten doch die Klöster ganze Dörfer und Liegenschaften stets mit dem dort lebenden Volk, über das sie verfügen konnten. Wozu hätten sie fremder Kolo-

nisten bedurft, mit aller Verantwortung für sie und deren Familien, wie und wo dieselben versorgen können? —

Nicht weniger unwahrscheinlich ist die Rolle, die man bei der vermeintlichen nationalen Umgestaltung des Landes den deutschen Prinzessinnen auf dem böhmischen Thron zuschreibt. „Die deutschen Fürstinnen", so lesen wir gelegentlich auch in neueren Geschichtswerken ganz in Anlehnung an Pelzel, „brachten ihr deutsches Gefolge und insbesondere ihre deutschen Hofkapläne mit ins Land und wirkten nach Frauenart auf Gemahl und Kinder für ihre Nationalität"; „diese Herzoginnen . . . . kamen nicht allein ins Land, sondern brachten ihren deutschen Hofstaat mit . . .; soll es da wundernehmen, daß sie für deutsches Wesen und deutsche Kultur ein besonderes Verständnis und hohe Wertschätzung an den Tag legten?"[16] — An diesen und ähnlichen Äußerungen ist nur die eine Tatsache richtig, daß in der Zeit von der Mitte des 11. bis ans Ende des 13. Jahrhunderts, von Judith von Schweinfurt, der Frau Bretislaws I., bis auf die habsburgische Guta, Gemahlin Wenzels II., etwa ein Dutzend böhmisch-mährischer Herzoginnen und Königinnen von deutscher Herkunft waren. Allein nicht zu beweisen ist, auch nicht bei einer einzigen, daß sie ihre Stellung benutzt hätten, um den Hof zu germanisieren oder fremde deutsche Landsleute, ja auch nur Dienerschaft und Geistlichkeit aus der Heimat mit sich zu bringen. Wir hören nie, daß eine dieser deutschen Fürstinnen unmittelbar auf die Regierungsgeschäfte Einfluß genommen habe. Nur von Elisabeth, der Gemahlin Herzog Friedrichs (1177—1189) schreibt ein gleichzeitiger Chronist, daß sie „mehr als ihr Gatte über Böhmen herrschte"; diese Herzogin war aber eine — ungarische Prinzessin. Man darf eben auch nicht übersehen, daß die Reihe der deutschen Fürstinnen in Böhmen und Mähren keine geschlossene ist, sondern immer wieder unterbrochen wird durch fast ebensoviele, die aus Polen oder Ungarn, aus Serbien oder Rußland stammten, daß Bozena, Bretislaws I. Mutter eine einheimische Slawin war, daß somit ein etwaiger deutscher Einfluß immer wieder durch solchen einer

Nachfolgerin anderer Nationalität ausgeglichen und aufgehoben worden wäre.[17]

Erübrigt noch der deutsche Kauf- und Handelsmann, der sich in Böhmen und Mähren niedergelassen habe, nicht im slawischen Volk aufgegangen sei, sondern seine Nationalität bewahrt und durch Nachzug gestärkt haben soll. Wenn dem wirklich so wäre, dann müßte sich dieser Vorgang ganz unauffällig vollzogen haben, also im bescheidensten Maße, da wir durch die ganzen Jahrhunderte hindurch weder aus heimischen noch aus fremden Quellen auch nur einen einzigen sicheren Fall nachzuweisen vermögen. Denn der Bestand jener vielgenannten deutschen Kaufmannsniederlassung in Prag, in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts, deren Statuten man sogar kennen will, ist eine jener irrigen Annahmen, die, wie sich später zeigen wird,[18] soviel Verwirrung hervorgebracht haben.

Als gegen Ende der Regierung Kaiser Ottos I., um das Jahr 970, vom deutschen Hof in Merseburg kommend, der arabische Jude Ibrahim ibn Jakub sich in Prag aufhielt und in sein Vormerkbuch über die Stadt einige wenige kulturgeschichtlich merkwürdige Bemerkungen eintrug, fiel ihm besonders auf, daß Prag ein wichtiger Handelsplatz sei, dahin Russen und Slawen von Krakau her, Muselmanen, Juden und Türken (Ungarn?) kämen. Des deutschen Kaufmannes gedenkt er nicht.[19] Und als Cosmas mehr als hundert Jahre später (1091), also zu einer Zeit, da der vermeintliche Kaufhof für die fremden Deutschen schon bestanden und geblüht haben soll, von den Reichtümern spricht, die in Prag aufgespeichert liegen, erwähnt er die dortigen Juden, „die von Gold und Silber strotzen", spricht von den „sehr reichen Kaufleuten jedwedes Volkes", die dort wohnen und an denen sich der König Wratislaw leichter bereichern könne, als an der Stadt Brünn.[20] Von einem fremden deutschen Kaufmann weiß aber auch er nichts, obwohl der Anlaß gegeben gewesen wäre, auf dieses vermeintliche fremde Element hinzuweisen. Solche auffallende Unterlassung erklärt sich aber nicht daraus, daß deutsche Kaufleute in dieser Zeit überhaupt noch fehlten — wie wäre das möglich gewesen, wenn solche „jedwedes Volkes" hierherkamen,

— sondern weil sie hier zu Hause waren, einheimisch und ansässig, so daß ihre Anwesenheit nicht weiter auffiel, ihre ausdrückliche Erwähnung nicht am Platze war und überflüssig erschien. Erinnern wir in diesem Zusammenhang daran, daß auf böhmischen Münzen eines Herzogs Boleslaw, also im 10. Jahrhundert, die deutsche Aufschrift „GOT“, wie auf anderen „DEVS“ und auf dritten „B. D.“ (was wohl nicht „BVH. DEVS“, sondern wahrscheinlich „BOLEZLAVS DVX“ bedeutet) vorkommt, so haben wir einen sprechenden Beleg, welche Stellung Deutschtum und deutsche Sprache in jener Zeit im Wirtschaftsleben Böhmens eingenommen hat, da man sie bei der Münzprägung berücksichtigte.[21] Aus der gleichen Zeit, da Herzog Boleslaw II. regierte, stammt ja auch die durch Cosmas verbürgte Nachricht, daß beim Gottesdienst am Hofe die deutsche Sprache neben der lateinischen in Übung war, daß der Herzog und die Großen das Gebet des Priesters auch mit der deutschen Übersetzung des Kyrie eleyson in der altdeutschen Form Christus keinado (Christus gib Gnade) beantworteten.

Wenn fremde deutsche Kaufleute seit dem 10. Jahrhundert nach Böhmen und Mähren vereinzelt gekommen sind, was trotz mangelnder Beweise nicht anzuzweifeln ist, dann brauchten sie hier keinen Pionierdienst für das Deutschtum zu leisten, sie fanden deutsches Volk bereits vor.

Fassen wir diesen Überblick über die angeblichen Wegbahner der deutschen Kolonisation in unseren Ländern noch einmal zusammen, so erhellt wohl, in welchen Selbsttäuschungen wir uns bewegten. Es fehlt allen diesen Annahmen und Voraussetzungen nicht nur der für geschichtliche Erscheinungen vor allem anderen notwendige quellenmäßige Beweis, sondern auch die innere Wahrscheinlichkeit. Wenn das Deutschtum in diesen Ländern lediglich auf die Förderung durch den fremden deutschen Kaufmann, die deutsche Fürstentochter und den deutschen Geistlichen angewiesen gewesen wäre, dann hätte es wohl nie jene Bedeutung gewinnen können, die es in Wirklichkeit schon in frühpremyslidischer Zeit hier besessen hat. Es wäre diesen deutschen Einwanderern das Schicksal beschieden gewesen, das die aus den romanischen, ungarischen und polnischen Ländern

traf: in der Flut der heimischen Bevölkerung aufzugehen. Cosmas hat uns ein Beispiel einer solchen Fremdenansiedlung überliefert. Die von Herzog Bretislaw I. in Böhmen 1039 begründete Kolonie der „Gedcanen“, der er das Recht verlieh, daß sie und ihre Nachkommen für „ewige Zeiten“ nach dem Gesetze leben sollten, das sie in Polen besessen haben, ist spurlos zugrunde gegangen.[22] Aus der ungarischen Siedlung im Gebiete von Znaim, aus der romanischen in Brünn, die damals gewiß nicht vereinzelt waren, hat sich kein Volk herauszubilden vermocht.[23]

Die Pelzelschen Ideen, die sich trotz ihrer Haltlosigkeit heute besonders in der deutschböhmischen Literatur einer solchen Wertschätzung erfreuen, wurden aber sehr bald abgelöst durch eine ganz andere Auffassung über die deutsche Kolonisation, als Franz Palacky im Jahre 1836 mit seiner neuen „Geschichte von Böhmen“ hervortrat. Zwar räumte auch er hier noch zunächst ein, daß in Böhmen „das deutsche Element vorzüglich seit dem 10. Jahrhundert immer größeren Eingang fand“, aber nur in der Einleitung zur deutschen Ausgabe. In der tschechischen Ausgabe, deren erster Band 1848 erschien, fehlte diese Bemerkung bereits. Aber auch in dem deutschen Werk wird man in der Darstellung selbst vergebens irgendwelche näheren Ausführungen über das Deutschtum in Böhmen seit dem 10. Jahrhundert finden. Nur einmal, im Zusammenhang mit der Erzählung von der Deutschenvertreibung im Jahre 1055, heißt es unter ausdrücklicher Berufung auf die Forschungen Dobners ganz kurz, daß damals „Deutsche jedes Standes nach wie vor in Böhmen lebten“. Wenig stimmt damit überein, wenn wir bald darnach lesen, daß unter Wratislaw (1061—1092) der böhmische Handel „vorzüglich in den Händen von Ausländern, Juden, Italienern und Deutschen, die sich in Prag zahlreich ansässig machten“, geruht habe.[24] Zu den Vorstellungen Pelzels vom steten Anwachsen des Deutschtums vom 9. bis 12. Jahrhundert, oder von der Ausbildung „einer deutschen Gemeinde zu Prag gegen Ende des 12. Jahrhunderts“ nimmt Palacky überhaupt keine Stellung. So wenig klar und bestimmt er sich über die Frage ausspricht

man ersieht aus seiner Darstellung doch, daß er bis zum Ende des 12. Jahrhunderts eine deutsche Bevölkerung von irgendwelcher Bedeutung in Böhmen und Mähren nicht kennt und nicht gelten läßt. Bis in diese Zeit ist es, wie er schon in der Vorrede zum ersten deutschen Bande betonte, „das allgemeine slawische Element", das im gesamten Staatsleben vorherrschte.[25] Erst im 13. Jahrhundert wurde nach ihm „die Einführung deutscher Kolonien und mit ihnen auch des deutschen Rechtes ... eifrig befördert und erfolgreich gemacht."[26] Die Regierungszeit Otakars I. (gest. 1230), Wenzels I. (gest. 1253) und Otakars II. (gest. 1278) bedeuten Palacky gleichsam Beginn, Gipfel und Abschluß einer Deutschenzuwanderung, die mit ähnlichen früheren Erscheinungen in gar keinem Zusammenhange steht. Eine planvolle kolonisatorische Bewegung vor dem 13. Jahrhundert, unterstützt und gefördert von einflußreichen deutschen Kräften, die im Lande weilten, Geistlichen und Fürstinnen, wie es sich Pelzel dachte, tritt in der Palacky'schen Darstellung der Geschichte Böhmens nirgends zutage.

Dieser grundsätzliche Unterschied zwischen Palacky und Pelzel, zeitlich sowohl als sachlich, wird erst verständlich, wenn man sich vor Augen hält, daß zwischen 1782 und 1836, den Erscheinungsjahren ihrer beiden Hauptwerke, ein für die Geschichtsforschung in Böhmen verhängnisvoller Abschnitt liegt: die Zeit der „Auffindung" der gefälschten Handschriften von Königinhof und Grüneberg, über die schon früher eingehend gesprochen wurde. Diese angeblichen neuen Quellen zur Geschichte Böhmens und Mährens, von denen Pelzel noch nichts ahnte, sind für Palacky die Grundsteine geworden, auf denen er seine eigene Geschichtsauffassung aufbaute. Sie eröffneten ihm ganz neue Ausblicke in die Landesgeschichte. Sie ließen ihn nicht nur wie durch ein Wunderglas in ein großartiges, weit zurückreichendes Heldenzeitalter schauen, sondern vor allem in eine rein slawische Welt, ohne den leisesten deutschen Einschlag; in ein Böhmen mit nur tschechischer Sprache und Literatur, mit rein tschechischem Fürstentum und Adel, mit ausschließlich tschechischem Staats- und Volksleben

in jedweder Beziehung. Es wurde schon früher erwähnt, welches Gewicht Palacky gerade auf jenen Abschnitt seines ersten Bandes legte, der sich mit „Böhmens Volksleben im Heidentume" beschäftigte, mit diesem „bei den Slawen eigentümlichen alten Kulturstand", der sich ihm für Böhmen vorzüglich aus den „Handschriften" erschloß. „Das Gedicht von Libuscha's Gericht", heißt es da einmal, „ist an sich eine umständliche Schilderung eines Landtags-Aktes, und daher so wichtig für die Kenntnis der inneren Zustände Böhmens . . ." In dem Böhmen, von dem die Königinhofer und Grüneberger Lieder sangen, war kein Platz für Deutsche und Deutschtum. Wer, wie Palacky, an die Echtheit dieser Quellen glaubte, für den waren sie ein vollgültiger Beweis, daß zu jenen Zeiten, aus denen die Gedichte angeblich stammten, deren politisch-kulturellen Niederschlag sie gleichsam bildeten, im 9. bis 12. Jahrhundert, Böhmen ein ganz slawisches Land gewesen sein müsse, ohne jede Spur daneben bestehenden Deutschtums von irgendwelchem Belange. Und wenn in den Quellen, sogar in Cosmas' Chronik, sich dennoch Hinweise auf ein im Lande vorkommendes Deutschtum fanden, so konnte es sich nur um zufällig hereingeratene Fremdkörper handeln, um deutsche Kaufleute, die man mit Romanen und Juden, die sich hier ansässig machten, auf gleiche Stufe stellen durfte, ohne Bedeutung für den staatlichen Organismus. Im alten Böhmen, wie es sich in den „Handschriften" widerspiegelte, kann es von der slawischen Einwanderung angefangen, im 7., im 8. und in den folgenden Jahrhunderten kein Deutschtum gegeben haben; Tschechen mußten die einzigen Bewohner sein, — das war Palacky's innerste Überzeugung, die auch aus seinem Werke klar hervorleuchtete. Und diese seine Ansicht ist die „populäre", die „offizielle" geworden in der gesamten späteren Geschichtschreibung. „Im übrigen waren die Tschechen bis zum 10. oder 11. Jahrhundert die einzigen Bewohner des Landes", haben wir schon oben gehört. Palacky hatte diesen Zustand sogar bis ans Ende des 12. Jahrhunderts ausgedehnt. Allein dann kam er ins 13. Jahrhundert, in eine Zeit, da auch in Böhmen und Mähren die Quellen nicht nur reicher fließen,

sondern vor allem zu den Chroniken, die im wesentlichen doch nur Fürsten- und Kriegsgeschichte erzählen, die Urkunden hinzutreten, die in das Rechts- und Wirtschaftsleben des Landes, in die gesellschaftlichen Zustände des Volkes klareren Einblick gewähren. Und siehe da! Mit einem Male zeigte sich, daß hier in Böhmen ein hochentwickeltes Deutschtum bestand. Deutsche Orts- und Personennamen tauchten auf und ließen sich nicht mehr übersehen und als Zufälligkeiten abtun; dann aber als wichtigste Erscheinung: „deutsches Recht" und „deutsche Gewohnheit", und zwar mit solcher Deutlichkeit, daß an dem Vorhandensein einer starken einflußreichen deutschen Bevölkerung nicht gezweifelt werden konnte. Palacky mußte sich und seinen Lesern bei der Darstellung der böhmischen Geschichte im 13. Jahrhundert die Frage beantworten: woher kommen mit einem Male diese Deutschen und ihre Einrichtungen, die das nach seiner Ansicht bisher einheitliche Gefüge des böhmischen Staates zu durchsetzen begannen?

Nun war seit jeher bekannt, weil nämlich gleichzeitige Quellen darüber ausführlich berichten, daß im 12. Jahrhundert ehedem von heidnischen Slawen bewohnte Gebiete am Ostseestrand und östlich der Elbe mit deutschem Volk aus Westdeutschland und den Niederlanden besiedelt worden waren, nachdem die Slawen daselbst von deutschen Fürsten, Heinrich dem Löwen von Sachsen, Albrecht dem Bär von Brandenburg, Adolf von Schauenburg, eben wegen ihres Glaubens zuvor zum großen Teil ausgerottet worden waren, so daß das ganze Land öde, verwüstet, menschenleer dalag; — die bekannte nordostdeutsche Kolonisation des 12. Jahrhunderts.[27]

Dieses geschichtlich gesicherte Ereignis im fernen Wendenlande meinte Palacky zur Erklärung der Entwicklung in Böhmen heranziehen zu können, trotzdem die Verhältnisse hier so ganz anders lagen. In Böhmen gab es längst keine heidnischen Slawen mehr, die man verfolgen und vernichten zu müssen glaubte, um dem Christentum Eingang zu verschaffen; hier kann von kriegerischen Einbrüchen benachbarter deutscher Fürsten keine Rede sein; hier gab es kein Ödland, keine leeren Burgen und niedergebrannten Dörfer, in die man neues Volk

hätte einführen können. Nichts was die nordostdeutsche Kolonisation des 12. Jahrhunderts verständlich macht, paßt für Böhmen oder Mähren. Gleichwohl knüpfte Palacky daran an; ohne weitere Begründung, nur nebenbei und ganz kurz. Er deutete bloß an, daß, wie deutsche Auswanderer „seit der Mitte des 12. Jahrhunderts bis tief ins 13. nach und nach alle slawischen und ungarischen Länder vom baltischen Meer bis zur unteren Donau strichweise einnahmen", so damals auch Böhmen und Mähren mit Deutschen besiedelt worden sei. Und was ihre Herkunft anlangt, erklärte er, wiederum nur beiläufig: „Die neuen Ansiedler waren, wo nicht insgesamt, doch größtenteils aus dem nordwestlichen Deutschland und den Niederlanden einwandernde Kolonisten", — wie eben im Wendenland. Zeit, Ort und Art der Besiedlung kennzeichnete er in wenigen Sätzen: „Unter Otakar II. (1253—1278) wurden in den Kreisen (Zupen) von Elbogen, Trautenau und Glatz, dann im Mährischen Gesenke Deutsche in Massen angesiedelt; in einzelnen Niederlassungen erscheinen sie an der Südwestgrenze häufig. Die Städte aber in Böhmen und Mähren wurden alle von ihnen mehr oder weniger angefüllt, so daß sie in einigen auch das Übergewicht über die alte einheimische Bevölkerung erhielten. An manchen Orten mußte diese den neuen Ankömmlingen Platz machen; an anderen schmolz sie mit ihnen allmählich zusammen". So war auch, was die Vertreibung betrifft, eine bescheidene Parallele festgestellt.[28]

Diese teils auf falscher Analogie, teils, wie wir sehen werden, auf irrigen Auslegungen der Quellen beruhenden Ansichten Palackys, die in so schroffem Gegensatz stehen zu allem, was Pelzel hierüber geschrieben hatte, bilden aber nur das Samenkorn, aus dem dann die ganze Kolonisations- und Emigrationslehre emporschoß, wie sie bis heute die Geschichtschreibung beherrscht.[29]

Jahrzehnte vergingen. Auf dem Gebiet der Landesgeschichte wurde in den bei uns so dürren dreißiger und vierziger Jahren wenig geschrieben, noch weniger geforscht. Die Ideen Palackys hatten Zeit sich einzuwurzeln, besonders angesichts des hohen Ansehens, das er als Politiker und Gelehrter in der

Heimat und auswärts gewann. Als dann die historischen Studien wieder reger einsetzten, stand ebenso wie manch andere auch die Kolonisationstheorie bereits wie ein Dogma fest und wurde von Geschichtswerk zu Geschichtswerk weiter verbreitet. „Palacky ist der Schöpfer der böhmischen Geschichtsauffassung von heute!", bei Deutschen und Tschechen. Nur daß deutsche und tschechische Historiker, wenn sie auch beide an der Kolonisation festhielten, in der Bewertung dieses Ereignisses für die Landesgeschichte einigermaßen auseinander gingen. Diese übernahmen die Palacky'sche Lehre, weil sich eine günstigere Lösung des Problems nicht leicht finden ließ, gedachten aber dieser Entwicklung nur kurz, nüchtern und kühl.[30] Anders die deutschen, insbesondere die deutschböhmischen Geschichtschreiber. Auch sie fanden sich mit dem Palacky'schen Kolonistentum der Deutschen in Böhmen und Mähren ab, aber sie suchten es zu vertiefen, zu verklären, mit nationalem Pathos zu umhüllen.

Gleich der erste Schriftsteller, der seinen „deutschen Landesgenossen" 1868 eine neue „Geschichte Böhmens" darbot, L. Schlesinger, sprach von der im 13. Jahrhundert „großartig in Schwung gebrachten Kolonisation in zusammenhängenden Massen", während bisher die Deutschen „nur in schwachen Überresten und vereinzelten Ansiedlungen vertreten waren"; er rühmte von ihnen, daß sie „durch ihre Geschicklichkeit und zähe Arbeitskraft weite Strecken des Landes okkupierten und einen immer engeren Gürtel um die Landesgenossen slawischer Zunge zogen, deren Gebiet die vielen oasenartig in der Mitte des Landes gegründeten Stadtkolonien siebartig durchbrachen".[31] Ein zweiter schilderte, wie diese Deutschen „wohlhabend oder doch mit den Schätzen fachlicher Kenntnisse ausgerüstet hereinkamen als friedliche Sendboten des neuen Glaubens, der Kultur und der segenspendenden Arbeit"; wie „der deutsche Bauer Wälder und Sümpfe in fruchtbaren Acker verwandelte, der deutsche Bürger Städte anlegte, Handel und Gewerbe eröffnete, der deutsche Künstler und Gelehrte den Ruhm des Landes hob, der deutsche Ritter und Kriegsknecht auf zahllosen Schlachtfeldern für den Landesherrn sein

Blut vergoß . . ."[32] Und in dem Buche, das für die deutsche Geschichtschreibung im Reich vielleicht am maßgebendsten wurde, in Bachmanns „Böhmischer Geschichte" liest man von dem „Strom deutscher Kolonisten, der seit 1133 durch die offene Bresche des Egertales, bald auch durch den Paß zwischen Kaiserwald und Dillenberg in das Innere Böhmens" eindrang, ohne daß weder dieser Zeitpunkt noch diese Örtlichkeiten durch irgend eine Quellennachricht belegt würden; hört man weiter, daß unter König Wenzel I. „von Mähren ganz abgesehen Böhmen tausende besitzender und intelligenter Bürgerfamilien aus allen Teilen Deutschlands gewann", daß an der „deutschen Einwanderung von Bauernschaften nach Böhmen und Mähren die benachbarten Landschaften Bayern und Franken, aber auch das ferne Rheinland und Schwaben, Hessen, Westfalen und die Niederlande unmittelbar oder doch mittelbar beteiligt erscheinen".[33] Wenn man nicht, wie andere, schlechtweg von den „ungezählten Mengen arbeitslustiger Menschen, die über die Grenzen strömten, aus allen Gegenden Deutschlands, Bayern, Franken, Sachsen, Westfalen und den Niederlanden",[34] oder von den „Tausenden, die da kamen",[35] erzählte, — denn es erben sich nicht nur Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort, sondern auch Geschichtslügen.

Mit diesem Wort muß man solche Schilderungen bezeichnen, wenn man sich überzeugt, daß nirgends auch nur ein einziger quellenmäßiger Beweis für so weitgehende und so bestimmt auftretende Behauptungen angeführt wird. Palackys Saat schoß merkwürdigerweise auf deutschem Boden am kräftigsten in die Halme. Kein Wunder, wenn solchem Übereifer alsbald von tschechischer Seite entgegengehalten wurde, daß diese Einwanderer doch wohl nur dem „unsinnigen Druck", der auf ihnen in der deutschen Heimat gelastet habe, wichen, daß sie „nach einem Winkelchen Erde ausspähten, wo sie Schutz und Freiheit für ihrer Hände Arbeit finden könnten", oder daß sie „das Verlangen nach besserem und leichterem Verdienst" in die Fremde trieb, weshalb bei ihnen an „irgend eine kulturelle Einwirkung" nicht zu denken sei, „vorausgesetzt, daß sie überhaupt in irgend einem Zweige des geistigen Lebens — Wissen-

schaft und Kunst — dazu geeignet waren, worüber man begründete Zweifel hegen dürfe".[36] Mit anderen Worten, daß es armes, unglückliches Volk gewesen sei, das in seiner Not und Verzweiflung Böhmen und Mähren bloß als Zufluchtstätte ansah, oder Abenteurer, — Ansichten, die nicht minder falsch und unbeweisbar sind, als jene früheren.

Denn noch hat kein Forscher, soviel auch schon darüber geschrieben wurde, auch nur einen einzigen Ort in Böhmen oder Mähren namhaft machen können, in den Deutsche — seien es wohlhabende oder arme, Städter oder Bauern — im 12. oder 13. Jahrhundert auf diese Weise aus Deutschland herüber gekommen wären. Bei der so außerordentlich großen Zahl von Ortschaften, die man sich auf diese Weise entstanden denkt, — man berechnet allein „weit über 700" neubegründete deutsche Dörfer ohne die Städte und Märkte[37] — gewiß eine auffallende Erscheinung. Und noch bezeichnender ist es, daß bisher auch im weiten Deutschen Reich oder in den Niederlanden nicht ein einziger Ort angeführt werden konnte, von dem eine solche Kolonie nach Böhmen oder Mähren ausgezogen wäre; denn dort fließen die Quellen in dieser Zeit reichlicher als bei uns, und wenn schon nicht die Ankunft hätte doch der Abzug so ungeheurer Mengen aus den verschiedensten Gebieten einem Chronisten auffallen oder Anlaß zu einer urkundlichen Aufzeichnung geben müssen.[38]

In Ermangelung jedwedes sicheren Beleges, den man nicht aufzufinden vermochte, begnügte man sich, immer wieder auf zwei oder drei Quellennachrichten hinzuweisen, die schon Palacky dazu gedient hatten, seine Theorie zu stützen, die aber von ihm irrig aufgefaßt worden waren.[39] Im Jahre der Doppelwahl Richards von Cornwall und Alfons' von Kastilien zu deutschen Königen (1257), an der Otakar II. lebhaftesten Anteil genommen hatte, in derselben Zeit, da er einen Feldzug gegen Bayern vorbereitete, den er dann im Sommer mit wenig günstigem Ausgang durchführte, also in einer politisch bewegten, unruhigen Periode, meldet eine Prager Chronik ganz kurz, daß der König zu Beginn des Frühjahrs „Böhmen" aus der Prager Vorstadt vertrieb und Fremde dort

einsetzte.[40] Die Nachricht steht ganz zusammenhanglos da, ohne jede Erklärung dieser scheinbar so schwerwiegenden Gewalttat des Landesherrn, ohne Angabe der Schuld der Ausgetriebenen noch auch der Herkunft der neuen Ansiedler und ihres Standes. Ein ähnliches Vorkommnis aus dem Jahre 1277 erzählt dann ein anderer Chronist, der aber erst in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt und geschrieben hat, der Abt Neplach von Opatowitz, während die zeitgenössischen Quellen davon nichts wissen. Auch ist der Bericht Neplachs verworren und widerspruchsvoll. Er besagt, daß König Otakar damals, als er nach der Aussöhnung im Vorjahre dem deutschen König Rudolf anhing, die Seinen zu mißachten und Fremde in sein Land einzuladen begonnen habe, wobei er jenen durch Wegnahme ihrer Güter viel Gewalt antat. „So entriß er den Witigonen Usk und Neuhaus . . ." und nun folgt die Aufzählung einiger Burgen und Güter, die damals ihre Besitzer wechselten, mit dem Schlußsatz: „das Elbogner, Trautenauer und Glatzer Land übergab er unter Hintansetzung der Seinen an Deutsche."[41]

Trotz mancherlei Irrtümern und Unwahrscheinlichkeiten, die der Bericht anerkanntermaßen enthält, so daß ihn Palacky in seiner Darstellung gar nicht verwertete, sieht man ganz klar, worum es sich in Wirklichkeit handelte. Wiederum, wie 1257, in einer überaus kritischen Zeit, da die Politik des böhmischen Königs eine gefährliche Wendung nahm und er sich für einen neuen Kampf mit König Rudolf vorbereitete, zerfiel er mit einem Teil seines Adels, der den im Vorjahr mühsam hergestellten Frieden aufrecht zu erhalten wünschte. Otakar sah sich nun veranlaßt, gewaltsam in die Besitzverhältnisse dieser Großen seines Landes einzugreifen, um nicht wichtige Burgen und entscheidende Grenzgebiete in ihren Händen zu lassen. Seine Verbündeten waren die Fürsten Schlesiens, Thüringens, Meißens und Bayerns. Ihnen zu Liebe mußte er das Glatzer, Trautenauer, Elbogener Land unter eine Verwaltung stellen, die die Nachbargebiete vor jedem feindlichen Überfall von dieser Seite sicherte. Er nahm also einigen Adligen, denen zu mißtrauen er Grund hatte, bestimmte Güter — zum Teil gegen

anderweitige Entschädigung — weg und übertrug sie seinen Anhängern, vielleicht Thüringern und Meißnern, worauf die Bemerkung Neplachs schließen ließe, daß er diesen versprochen habe, Böhmen ihnen dauernd zu überlassen, „wenn er Sieger bliebe". Die zweite Bemerkung des Chronisten in diesem Zusammenhang, daß Otakar gedroht habe, nach seiner glücklichen Rückkehr den Berg Petrin mit dem Blute der Adeligen rot zu färben, weist, so widersinnig sie auch ist, darauf hin, daß es sich bei diesen Maßnahmen um nichts anderes gehandelt haben kann, als unzuverlässige oder unzufriedene Adlige unschädlich zu machen, nicht aber um eine bürgerliche oder bäuerliche Kolonisation aus dem Deutschen Reich. Zu einer Zeit, da dieses sich zum Kampf gegen den Böhmenkönig rüstete und dieser einzelne seiner Bundesgenossen vor dem „unersättlichen Schlund der Deutschen" warnte, somit beiderseits nationale Gefühle erregt wurden, wären wohl kolonisatorische Pläne wenig am Platze gewesen.

Fast scheint es überflüssig, nun noch des dritten Scheinbeweises für die in Böhmen angenommene Kolonisation durch Deutsche zu gedenken, den zwar nicht Palacky geltend gemacht hat, auf den man sich aber hier und dort noch beruft. Eine fernabliegende Quelle, die Kolmarer Chronik bringt zum Jahr 1249 die Nachricht, daß nach Beendigung des Krieges zwischen König Wenzel I. und seinem Sohn Otakar „sich die Deutschen in Böhmen vermehrt hätten".[42] Allerdings wird die Bedeutung dieses Satzes durch die allsogleich folgende Erklärung, daß Otakar nach dem Tode seines Vaters (1253) „diese Deutschen wieder vertrieben habe", aufgehoben, aber immerhin könnte es einen Anhaltspunkt bieten, daß solche Einwanderungen doch vorgekommen seien, wenn es sich auf bürgerliche oder bäuerliche Kolonisation bezöge. Eine merkwürdige Analogie überzeugt uns aber, daß auch diese Stelle anders aufzufassen ist.

Von Herzog Albrecht I. von Österreich (1276—1298) wird glaubwürdig berichtet, daß er „nicht aufhörte, schwäbisches Volk in Österreich zu vermehren, die Einheimischen und im Lande Geborenen dagegen zu unterdrücken".[43] Man hat diese

Bemerkung nie anders aufgefaßt, als daß Albrecht schwäbischen Adel nach Österreich gezogen und diesen „Fremden" auf Kosten der heimischen Großen „hohe mit reichem Einkommen und hohem Ansehen verbundene Würden" übertragen habe, um seinen Anhang gegenüber seinen Gegnern zu stärken;[44] nicht aber um hier zu kolonisieren, Bürger und Bauern anzusiedeln. Man wird die auch im Wortlaut anklingende Bemerkung des Kolmarer Chronisten betreff Böhmens nicht anders auffassen dürfen. Wir wissen von König Wenzel I., daß er sein Heer durch deutsche, aber auch österreichische und ungarische Kriegsleute vermehrte, die er dann nach Ablauf des Krieges in entsprechender Weise entlohnen mußte.[45] Auch hier, wie in den beiden früheren Fällen, handelt es sich nicht um kolonisatorische Pläne, sondern um Verstärkungen für kriegerische Unternehmungen. Es war ein arger Irrtum, solche in kriegerischen Zeitläuften vorübergehend eintretende Verwendung von fremdem Kriegsvolk umzudeuten in eine Einwanderung oder Berufung dauernd sich niederlassender Bürger und Bauern aus allen Gauen des deutschen Reiches in die verschiedensten Gegenden des böhmisch-mährischen Landes, wie es zuerst Palacky versuchte und worin ihm dann die späteren Geschichtschreiber treulich gefolgt sind. Allein es war ein verhängnisvoller Mißgriff, darüber hinaus zur Stütze für die Kolonisationstheorie nun noch eine Stelle ins Treffen zu führen, die Palacky sehr wohl gekannt[46] aber nicht herangezogen hat, deren unrichtige Deutung wiederum auf Pelzel zurückgeht.

Es gibt eine Urkunde des Herzogs Sobieslaw (1173—1178) für die Deutschen in Prag, von der noch in anderem Zusammenhang zu sprechen sein wird, die sich aber nur als eine Bestätigung und Erneuerung eines noch älteren Privilegs von König Wratislaw (1061—1092) darstellt. Sie ist nachher von den meisten böhmischen Königen bis auf den Luxemburger Johann (27. Juli 1319) bestätigt worden, so auch von König Wenzel I. (1230—1253). Und in der Einleitung dieser Bestätigung, nicht in der Urkunde selbst, geschweige denn in jener Sobieslaws und Wratislaws, wie man irrtümlich angibt, heißt es, daß Wenzel den Deutschen auf ihre Bitte hin die Statuten,

die sie von seinen Vorgängern besitzen, wortgetreu erneuern und nichts daran ändern noch davon wegnehmen wolle, was sie „seit ihrer ersten Berufung nach Böhmen" an Rechten und Freiheiten durch die Fürsten mit Recht erlangt haben.[47]

Pelzel, der die Urkunde zum erstenmal mit allen Bestätigungen abdruckte,[48] wußte nichts Rechtes mit ihr anzufangen, da ihr bedeutsamer Inhalt mit seinen Anschauungen über das böhmische Deutschtum wenig übereinstimmte. Ihm galt sie nur als ein Beleg dafür, daß die von Herzog Spitignew 1055 vertriebenen Deutschen unter dessen Nachfolger Wratislaw doch wieder zurückgekommen sein mußten, wenn dieser ihnen ein solches Privilegium ausstellen konnte. Erst in Schlesingers Geschichte der Deutschen in Böhmen beginnt die Ausnützung dieses Satzes für die Frage der Kolonisation, trotzdem, wie bemerkt, Palacky wohlweislich über ihn hinweggegangen war. Schlesinger glaubte die wenigen Worte von der „ersten Berufung nach Böhmen" dahin erläutern zu können, daß „die Deutschen von den böhmischen Fürsten ausdrücklich eingeladen wurden, in das Land zu kommen, um sich daselbst unter vorteilhaften Bedingungen niederzulassen . . .";[49] ja er ging später noch weiter und berief sich auf diese Stelle als Zeugnis dafür, daß schon Wratislaw „den ersten Anlaß zur planmäßigen folgenschweren Kolonisation der Deutschböhmen gegeben habe", indem er „fremde Kaufleute und Handwerker zur dauernden Niederlassung in Prag einlud . . .";[50] Behauptungen, für die auch nicht der Schein eines Beweises zu erbringen ist. Im günstigsten Fall könnte man nur sagen, daß der Schreiber der Urkunde König Wenzels die Deutschen in Böhmen als ins Land „gerufen" angesehen habe. Von einer Berufung durch die böhmischen Fürsten, von vorteilhaften Bedingungen, von Kaufleuten oder Handwerkern, von dauernder Niederlassung sagt auch er nichts, die Urkunden Sobieslaws und Wratislaws enthielten aber auch die Worte von der „ersten Berufung nach Böhmen" nicht, wie sich aus dem erhaltenen Wortlaut klar erkennen läßt.

Allein auch die Annahme, daß der Urkundenschreiber Wenzels I. an wirklich ins Land gerufene Deutsche gedacht habe, ist unwahrscheinlich.

Wer sich mit mittelalterlichen Urkunden beschäftigt hat, weiß, daß solche Einleitungen, die sogenannten Arengen, gerne Bibelzitate, rhetorische Wendungen, tönenden Wortschwall verwenden, denen man keinen geschichtlichen Wert zuschreiben darf.[51] Auch in unserem Falle hat der alte Schreiber gewiß nicht an eine zeitlich bestimmbare Berufung der Deutschen nach Böhmen durch weltliche Fürsten gedacht, sondern in Anlehnung an bekannte Bibelworte an die erste uranfängliche Berufung durch Gott.[52] Die Worte in der Wenzelurkunde sind zu allgemein und unbestimmt und auch an einer viel zu belanglosen Stelle, um aus ihnen für eine Kolonisation in Böhmen irgendwelche Schlüsse zu ziehen, geschweige jene weitgehenden Folgerungen, die wir bei Schlesinger gelesen haben und die von späteren Verfechtern der Theorie übernommen wurden.

Man muß nur den berühmten ersten „Kolonistenvertrag von 1106", den der Erzbischof Friedrich von Bremen mit Holländern abgeschlossen hat,[53] zum Vergleich heranziehen, um sich zu überzeugen, wie sonst in Urkunden geschichtliche Vorgänge dieser Art klar und sachlich behandelt werden. Hier kann kein Zweifel darüber aufkommen, daß es fremdes Volk war, das berufen wurde, hier wird gesagt, woher sie kamen, zu welchem Zweck man sie berief. Und diese Urkunde bildet keineswegs ein vereinzeltes Beispiel in unserer Überlieferung, selbst wenn wir von den Belegen für die nordostdeutsche Kolonisation im 12. Jahrhundert, von der schon gesprochen wurde, absehen. Auch über viel bescheidenere Aus- und Einwanderungen werden wir stets unzweideutig unterrichtet, wie es sich bei Ereignissen von solcher Tragweite von selber versteht.

Wie einfach und bestimmt lautet die Nachricht von einer Verschickung deutscher Bürger und Bauern aus dem Lütticher Bistumsprengel nach Ungarn in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Infolge einer schrecklichen Hungersnot mußten sie ihre Heimat verlassen und fanden Aufnahme in der Erlauer Diözese, zum Dank dafür, daß einige Jahrzehnte zuvor ungarisches Volk, das von ähnlichem Unglück heimgesucht worden war, auf den Ländereien des Bischofs Reginhard von Lüttich (1025—1037) angesiedelt worden war.[54] Zu Beginn

des 12. Jahrhunderts, um 1104, erfolgte durch den Grafen Wigbert von Groitsch Ansiedlung fränkischer Bauern aus Lengefeld im Gebiet der sächsischen Mulde, was der heimischen Geschichtsschreibung im Kloster Pegau nicht entging und der Aufzeichnung für wert erachtet wurde, obwohl es sich nur um eine bescheidene Kolonisation handelte.[55] Von der Ankunft „tüchtiger Männer aus Flandern", denen der Meißner Bischof Gerung 1154 ein Dorf überließ, spricht eine gleichzeitige Urkunde; eine andere „von dem Volk aus dem Lande Holland", das Bischof Wichmann von Naumburg 1152 ansetzte.[56] Im Jahre 1259 führte eine Hungersnot in Bayern zur Auswanderung einer „ungezählten Menge" nach — Ungarn.[57] Nur in Böhmen sollte das Einströmen von tausenden und abertausenden Bürgern und Bauern unbemerkt geblieben, sollte eine Einwanderung Jahrhunderte hindurch an der zeitgenössischen Berichterstattung spurlos vorüber gegangen sein? Und solche geschichtliche Unwahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit, suchte man wettzumachen durch falsche Auslegung einer biblischen Redensart eines Urkundenschreibers, die man neuestens sogar zum „denkbar unzweideutigsten Zeugnis für die Zuwanderungsbewegung" stempelte.[58]

So häuften sich Übertreibungen, Fehler auf Fehler. Es war ein falscher Weg, als man Palacky's brüchigen Unterbau, anstatt ihn zu überprüfen, noch mit den Pelzel'schen durchaus willkürlichen Hypothesen krönte. Dadurch erst entstand die allgemeine Vorstellung und der Glaube, daß diese Kolonisationsbewegung eine Stärke und Ausdehnung gehabt haben müsse, die alles in den Schatten stellte, was sonst von Kolonisation und Germanisation bekannt war, daß sie sich jener in Nordostdeutschland an die Seite stelle. Fragt man aber nach den Beweisgründen, nach den glaubwürdigen geschichtlichen Zeugnissen, dann erweist sich alles als unhaltbare Theorie, teils ausgeklügelt, teils auf irrigen Voraussetzungen aufgebaut.

Siebenter Abschnitt.

Das deutsche Recht, die deutschen Städte und Klöster in premyslidischer Zeit.

Wenn eine stärkere deutsche Einwanderung in Böhmen und Mähren, geschweige denn eine „Kolonisation" nach der slawischen Besiedlung, also nach dem 8. Jahrhundert nicht stattgefunden haben kann, so bleibt wohl für das Vorhandensein deutschen Volkes in diesen Ländern in premyslidischer Zeit keine andere Erklärung übrig, als alte Ansässigkeit. Nun wissen wir, daß vom Beginn der christlichen Zeitrechnung an hier germanische Völker gewohnt haben, über die zwar die geschichtlichen Nachrichten seit dem 5. Jahrhundert scheinbar verstummen, über deren Untergang aber, Auswanderung oder Vernichtung, nichts bekannt ist. Und ebenso sicher ist, daß die Länder rings um Böhmen und Mähren gegen Norden, Westen und Süden die ganzen Jahrhunderte hindurch ohne Unterbrechung von Germanen bewohnt gewesen sind, die sich dann in deutsche Völkerschaften, Bayern, Schwaben, Thüringer, Franken, Sachsen, umbildeten, wenn wir auch diesen Umbildungsprozeß — um die Worte eines neueren deutschen Geschichtsforschers zu gebrauchen— „im einzelnen festzulegen" nicht mehr vermögen;[1] ich möchte hinzufügen: ebensowenig wie wir die Grenzen, die diese Völker ursprünglich innegehabt haben, und insbesondere die Ausdehnung ihrer Gebiete nach Osten hin bestimmen können.

Wir sehen nun, daß bis zum heutigen Tage in Böhmen und Mähren längs der ganzen südlichen, westlichen und nördlichen Grenze zusammenhängend Deutsche wohnen, die den Völkerschaften jenseits des Gebirges entsprechen, Bayern im Süden und Südwesten, weiterhin Ostfranken, Obersachsen, Schlesier; „nicht besondere deutschböhmische Stämme, sondern gleichsam über das Grenzgebirge vorgetriebene Glieder deutscher Volksstämme aus dem betreffenden Nachbarlande", wie man

gelegentlich gesagt hat, um sich den merkwürdigen Zusammenhang zwischen deutschböhmischem und reichsdeutschem Volkstum zu erklären.[2]

Um wieviel tiefer ins Land diese deutsche Masse bis zur ersten gewaltsamen Zurückdrängung in den Hussitenkriegen gereicht hat, kann man aus der Nachricht eines heimischen Chronisten schließen, welche besagt, daß um das Jahr 1334 „der Gebrauch der deutschen Sprache fast in allen Städten des Königreiches und auch am Hofe allgemeiner war, als der der böhmischen (slawischen)".[3] Das Deutschtum wurzelte also noch im 14. Jahrhundert überall im Lande, war damals keineswegs auf den Rand und Sprachinseln beschränkt, deren Entstehung ohnehin nur aus dem Zurückfluten ehedem ringsum ansässigen deutschen Volkstums zu erklären ist. Es liegt kein Grund vor, diese vom Chronisten bezeugte allseitige Ausbreitung des Deutschtums über das ganze Land nicht auch für die früheren Jahrhunderte gelten zu lassen, wenn auch noch keine Städte, sondern andersartige Ansiedlungen die Wohnsitze bildeten. Das Vorhandensein von Slawen neben den Deutschen stellt auch die Nachricht von 1334 fest.

Es geht zurück auf ihr Eindringen in die deutsche aus verschiedenen Stämmen sich zusammensetzende Völkermasse Mitteleuropas, dazu auch Böhmen und Mähren gehört, spätestens seit dem 8. Jahrhundert. Diese slawische Einwanderung vom Osten her ging langsam aber stetig vor sich und allem Anschein nach ohne auf deutscher Seite ernstlicheren Widerstand zu finden. Die neue Bevölkerung verschmolz aber nicht organisch mit der alten, sondern lebte mit ihr nur räumlich auf dem gleichen Boden; „so daß die Slawen ... über Gebirg und Fluß nach Westen hin sich ausbreiteten, wo in spärlich bevölkerten Wald- und Sumpfdistrikten niemand hemmend und wehrend ihnen entgegentrat ... westlich der Elbe und Saale, wie des Böhmerwaldes".[4] Also nicht nur im heutigen Böhmen und Mähren, sondern weit darüber hinaus in bayrischem, fränkischem, sächsischem Gebiet. Die Siedlungsmischung zwischen Deutschen und Slawen beschränkte sich von Anfang an nicht auf unsere Länder, die gleiche Erscheinung zeigte sich auch im ganzen Umkreis

nördlich, westlich und südlich. Die böhmischen Berge und Wälder bedeuteten für das Vordringen der Slawen ebensowenig eine Schranke, wie sie Jahrhunderte zuvor auch germanische Völker nicht gehemmt hatten, in das damals keltische Land einzudringen. In vorgeschobenen Stellungen saßen Slawen im 8. Jahrhundert am Main, in Hannover, Braunschweig und anderwärts.[5] Es ist selbstverständlich, daß entsprechend dem entgegengesetzten Ausgangspunkt der Wanderung das Slawentum gegen Westen, das Deutschtum gegen Osten hin sich abebbte; denn scharfe Grenzen konnten bei solcher Entwicklung zunächst nicht entstehen. Böhmen und Mähren kamen gleichsam in eine mittlere Zone zu liegen, wo die einander entgegenwirkenden Ströme sich am meisten mischten und ein gewisses Gleichmaß behaupteten. Immerhin bis ins 14. Jahrhundert überwog nach der obigen Aussage die deutsche Bevölkerung zumindest in den Städten; somit früher in jenen Siedlungen, die sich allmählich zu Städten ausbildeten.

Wenn dann im Verlaufe der Jahrhunderte das Slawentum aus Franken und Thüringen, Bayern und Sachsen wieder verschwand, nicht aber aus Böhmen und Mähren, wenn das Deutschtum nördlich und südlich von Böhmen wieder stark vorgeschoben wurde, einerseits bis an die Oder, andererseits bis an die Leitha, dazwischen aber die böhmisch-mährische Ausbuchtung als national gemischtes Gebiet bestehen blieb, wie dies jede Völkerkarte des späteren Mittelalters so markant hervortreten läßt,[6] so hängt dies mit den geschichtlichen Vorgängen und Umwälzungen an der Wende des 8. und 9. Jahrhunderts zusammen. Den wahren Grund zu dieser Gestaltung der nationalen Schichtung im Mittelalter legte Karl d. Gr., als er Bayern und Sachsen — Thüringen hatte das gleiche Schicksal schon früher getroffen — dem Frankenreiche einverleibte. Es war keine friedliche Verbindung, kein freiwilliges Aufgehen dieser deutschen Stämme in den karolingischen Staat, der in Westeuropa seinen Schwerpunkt hatte. Nicht nur die langen Kriege beweisen es, die Karl deswegen führen mußte, sondern auch, daß die Bayern und später auch die Sachsen sogar die Bundesgenossenschaft der Awaren suchten, um viel-

leicht mit deren Hilfe sich behaupten zu können; auch die Teilnahme slawischer Völker an den Kämpfen der Sachsen gegen Karl ist durchaus wahrscheinlich.[7]

Bei solchem Widerstand mußte sich Karl schließlich begnügen, wenigstens die westlichen Teile der von Bayern und Schwaben, Thüringern und Sachsen bewohnten Gebiete für das Frankenreich zu gewinnen, und trachten, durch eine natürliche Grenze seine Eroberungen zu sichern. Sie bot sich dar in dem Flußlaufe der Elbe und Saale sowie in dem Randgebirge Böhmens. Damals, unter Karl d. Gr., also rund 800, wurde erst die böhmische Landesgrenze geschaffen oder zu schaffen begonnen, die nun Deutsche von Deutschen schied. Was von den deutschen Stämmen jenseits dieser Grenze wohnte, mit Slawen schon stärker gemischt sich leichter gegen die Einverleibung wehren konnte, wurde nicht aufgenommen in das karolingisch-fränkische Reich. Die Teile des deutschen Volkes, die östlich vom Böhmerwald saßen, waren nun abgetrennt von dem Zusammenhang mit den Stammesgenossen, die fortan zum Frankenreich gehörten. Karl verzichtete oder mußte verzichten auf die östlichen Ausläufer des bayrischen, fränkischen, thüringischen und sächsischen Stammes im böhmisch-mährischen Kessel, erhielt aber dadurch um so sicherere Grenzen für die seinem Reiche eingefügten Hauptgebiete dieser Völkerschaften.

Man wird einigermaßen gemahnt an das, was Bismarck 1866 und 1871 hatte tun müssen: ein deutsches Reich gründen ohne die Deutschen in den Sudetenländern und in Österreich; ähnlich mußte ein Jahrtausend früher Karl d. Gr. ein fränkisches Reich aufbauen ohne die Deutschen in den uralten deutschen Ländern Böhmen und Mähren.

Und nun erst, nachdem dieser Schnitt mitten durch das deutsche Volkstum vollzogen war, konnte sich langsamst, von Prag seinen Ausgangspunkt nehmend, ein neues Staatswesen ausbilden in den natürlichen Grenzen Böhmens und Mährens, bestehend aus uralter deutscher Bevölkerung gemischt mit später hinzugekommenem Slawentum.

Was es nun aber für ein Volk zu bedeuten hat, wie für Deutsche so für Slawen, vom Hauptstamm, mit dem man

sprachlich und kulturell verwachsen ist, abgeschieden zu werden und mit einem sprachlich und kulturell fremden Volke rein nur durch staatliches Band verknüpft zu sein, das lehrt die weitere Entwicklung. Die Slawen im ostfränkischen, später deutschen Reich konnten sich bis auf kleinere Reste überhaupt auf die Dauer nicht halten, nachdem ihr völkischer Zusammenhang mit dem Osten unterbunden war, sondern wurden, hier rascher dort langsamer, vom Deutschtum aufgesogen. Diese Kraft besaß das Deutschtum in Böhmen und Mähren, nunmehr auf sich selber angewiesen, nicht. Hier konnte sich somit das Slawentum nicht nur neben dem älteren deutschen Volke leicht behaupten, sondern sich fortentwickeln und innerlich kräftigen. Aber umgekehrt, an eine Slawisierung der Deutschen in diesen Ländern war ebenso wenig zu denken. Dazu war das Deutschtum im Boden des Landes zu tief eingewurzelt und hing trotz politischer Scheidung kulturell zu enge zusammen mit dem großen deutschen Volk jenseits der Grenze. Zurückdrängung, Verfolgung, Unterdrückung begann früh und nahm in den Zeiten der Hussitenkriege einen gewaltsamen Charakter an, eine vollkommene Vertreibung war aber ebensowenig durchführbar wie eine Slawisierung.

Und so lebten denn Jahrhunderte lang Deutsche und Slawen in Böhmen und Mähren als zwei verschiedene Völker neben einander und unter einander, bald dieses bald jenes im Aufstieg oder Niedergang. Diese Verschiedenheit und Gesondertheit, dieses Getrenntsein trotz räumlicher Berührung hat niemand so klar und bestimmt ausgesprochen und gleichsam als geschichtliche Tatsache festgelegt, als der Herzog Sobieslaw II. mit dem Beinamen „der Bauernherzog", der von 1173 bis 1178 regierte. Und zwar in einer Urkunde, die mit den Worten beginnt:

„Ich Sobieslaus, Herzog der Böhmen, tue kund allen Gegenwärtigen und Zukünftigen, daß ich in meine Gnade und meinen Schutz aufnehme die Deutschen, die unter der Burg von Prag leben und ich will, daß diese Deutschen als Volk (natione) geschieden bleiben von den Böhmen, wie sie auch von ihnen verschieden sind durch ihr Recht und ihre Gewohnheit. Ich

gewähre daher diesen Deutschen zu leben nach dem Gesetz und der Gerechtigkeit der Deutschen, die sie seit den Zeiten meines Großvaters, des Königs Wratislaw, gehabt haben . . ."[8]. — Damit ist Wratislaw, der treue Freund Kaiser Heinrichs IV. gemeint, der von 1061—1092 regiert hat.

Der Bestand deutscher Bevölkerung in Böhmen ist somit durch diesen urkundlichen Beleg spätestens für die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts verbürgt. Es handelt sich nur darum, wie man die Urkunde auffaßt und welchen Wert man ihr für die Geschichte des Deutschtums im Lande zuschreiben darf, da sie nur von Deutschen bei der Prager Burg spricht.

Die Urkunde ist eigentlich erst durch Dobner im Jahre 1782 bekanntgemacht und von Pelzel, wie früher erwähnt wurde, verwertet worden.[9] Palacky war sie selbstverständlich geläufig, doch berief er sich auf sie nur an der einzigen Stelle, wo er von dem Handel in Böhmen unter Wratislaw spricht, der damals „in den Händen von Ausländern, Juden, Italienern und Deutschen, sich befand".[10] Und wie Palacky diese Prager Deutschen nur als fremde zugezogene Händler ansah, so lesen wir in den heute verbreitetsten böhmischen Geschichtsbüchern unter Hinweis auf diese Urkunde: „Aus der anfangs so kleinen Kaufmannskolonie bei St. Peter entwickelte sich die mächtige Stadt Prag"; oder „Sobieslaw hat den deutschen Kaufleuten des Prager Burgfleckens die Privilegien seines Großvaters, König Wratislaws, neu bestätigt und vermehrt"; oder „der Freibrief Sobieslaws, die älteste ehrwürdige Urkunde dieser Gemeinde (der ältesten Ansiedlung deutscher Geschäftsleute)" u. ähnl.[11] Die „suggestive Macht" der Ansichten Palacky's, wie man es genannt hat, zeigt sich wohl hier am klarsten. Palacky hatte die Urkunde als eine Rechtsverleihung an eingewanderte deutsche Händler eingeschätzt, — die ganze weitere Geschichtschreibung übernahm diese Auffassung. Und doch kann sich jeder Leser leicht überzeugen, daß nicht ein Paragraph, nicht ein Satz und nicht ein Wort in der ganzen langen Urkunde darauf hindeutet, daß sie sich auf Handels- oder Kaufleute bezöge; daß von Waren, Zoll, Niederlage, Münze und anderen Dingen, die man in Kaufmanns-

statuten erwarten müßte, nicht nur keine Rede ist, sondern sich auch nicht der leiseste Hinweis darauf entdecken läßt. Und mit gleicher Entschiedenheit muß darauf Gewicht gelegt werden, daß nirgends von Einwanderung oder Berufung, nichts von Deutschen, die aus dem Reich gekommen wären, zu lesen ist oder irgendwie herausgelesen werden kann, wie es leider wiederholt geschehen ist. Schon die völlige Parallelstellung der Deutschen mit den Slawen in der Einleitung widerspricht der Auffassung, als ob es sich bei jenen um eine kleine Zahl Kolonisten, bei diesen um die Masse des heimischen Volkes handeln könnte. Aber auch der Wortlaut und Sinn des ganzen Privilegs und einer Anzahl von Paragraphen steht solcher Ansicht schroff entgegen.

Ein Satz lautet: Die Deutschen brauchen zu keiner kriegerischen Unternehmung außer Landes mit auszuziehen, sondern nur, wenn es gilt, für das Vaterland (pro patria) zu kämpfen. — Schon hier tut sich der Gegensatz kund, den der Fürst zwischen der deutschen und slawischen Bevölkerung betont. Nur diese wird aufgeboten, wenn Böhmen als Lehensland des deutschen Reiches an den Kriegszügen des deutschen Kaisers wohin immer teilnehmen muß. Die Deutschen sind von einem solchen Dienst frei und ihre kriegerische Mithilfe kommt nur in Betracht, wenn es sich um die Verteidigung des Landes handelt, das hier ausdrücklich als ihr, der Deutschen, Vaterland bezeichnet wird.

Es drängt sich hiebei wohl auch der Gedanke auf, daß eine solche Bestimmung sich doch unmöglich auf eine kleine Kolonie von einigen zugewanderten Familien beziehen könne, daß ein Deutschtum, das zur Verteidigung ganz Böhmens herangezogen wird, doch wohl nicht auf einige Dutzend wehrfähiger Männer nächst Prag und nicht leicht blos auf Händler und Kaufleute beschränkt gewesen sein kann.

Von besonderer Wichtigkeit ist aber diese Bestimmung deshalb, weil sich hier Grundanschauungen wiederfinden, die im Kampf sowohl der Bayern als der Sachsen gegen Karl d. Gr. eine Rolle gespielt haben, indem beide Völker sich bei ihrer Unterwerfung der Verpflichtung zur Heeresfolge gegen

andere Nationen, also außerhalb ihrer Heimat, widersetzten.[12] Diesen Standpunkt, den das sächsische und bayrische Volk am Ende des 8. Jahrhunderts vertrat, sehen wir hier im Prager Deutschenrecht des 11. Jahrhunderts wieder ausgesprochen und auch vom Böhmenherzog anerkannt.

Ebensowenig wie dieser Satz, der die Verteidigungspflicht der Deutschen auf das Land Böhmen beschränkt, läßt sich mit der Auffassung der Prager Deutschen als bloßer Kaufmannskolonie ein anderer Paragraph in Einklang bringen, welcher lautet: Wenn sich der Herzog auf einer kriegerischen Unternehmung außerhalb Böhmens befindet, dann ist es Sache der Deutschen, die Prager Burg zu bewachen. — Ein solches Vertrauen zu „Fremden", eine solche Vorzugsstellung hier eingewanderter „Kauf- und Handelsleute" erschiene wohl unfaßbar und würde eine Hintansetzung der einheimischen Bevölkerung slawischer Nationalität bedeuten, für die eine Erklärung erst erbracht werden müßte. Weiters aber fordert die Bestimmung die Frage heraus, wer wohl die anderen landesfürstlichen Burgen im Lande in dieser Zeit bewachte, da doch die slawische Bevölkerung den Herzog auf seinem Heereszug zu begleiten hatte. Doch wohl wiederum nur die Deutschen, die, wie am Fuße der Prager Burg, auch im Umkreis der anderen Burgen ansässig waren.

Ein nächster Paragraph heißt: Die Deutschen sind frei von allen den Verpflichtungen, die für Gäste, Fremde, Ankömmlinge zu leisten sind. — Wollte man diese Verfügung mit der Kolonisten- und Emigrantentheorie in Einklang bringen, dann müßte man annehmen, daß diese Deutschen, die selbst erst vor kurzem als Gäste, Fremde, Ankömmlinge ins Land gekommen wären, sich in geradezu durchtriebener Weise allsogleich von jenen Pflichten zu befreien verstanden hätten, dank derer sie sich hier überhaupt ansässig gemacht haben könnten. Sie hätten die Lasten für etwaige neue stammverwandte Zuwanderer von sich abgewälzt und der heimischen slawischen Bevölkerung aufgebürdet! Als neue Einrichtung ist eine solche widersinnige Bestimmung nicht zu verstehen. Wohl aber als altes Gewohnheitsrecht, als Herkommen, wonach, wie dies auch im

fränkischen Reich der Fall war, Beherbergung, Bewirtung und Reisebeförderung gewisser Personen, die mit landesfürstlicher Erlaubnis oft mit stattlichem Gefolge ins Land kamen, nicht als Gastfreundschaft galt, sondern als Untertanenpflicht, die die Deutschen nicht traf.

Schon diese Bestimmungen zeigen, daß es sich nicht um die besonderen Rechte, „Statuten", einer Berufsgenossenschaft handelt, sondern um ererbte Freiheiten, um uralte, seit langem gültige Volksgesetze, die vom Herzog aus irgendeinem Grunde damals anerkannt und bestätigt wurden; Gewohnheitsrecht der Deutschen unter Wratislaw in gesetzliche Form gebracht.

Allein der wichtigste und bezeichnendste Satz in dieser Urkunde ist der § 12. Er ist ganz kurz und lautet: Denn ihr sollt wissen (in dieser Befehlsform), daß die Deutschen freie Menschen sind. — Daraus erhellt, daß es im damaligen premyslidischen Staat auch nichtfreie Leute gab, nur gehörten die Deutschen, die hier lebten, nicht zu ihnen. Gewiß auch nicht die ganze slawische Bevölkerung, aber bestimmte Schichten.

Eine Reihe weiterer Bestimmungen dieses Privilegs erläutern diesen Grundsatz von der persönlichen Freiheit der Deutschen im Lande. Sie wählen frei ihren Pfarrer und ihren Richter; über sie urteilt nur ihr eigener Richter, auch wenn die Klage gegen einen Deutschen von einem Slawen oder Romanen vor dem obersten Kämmerer erhoben wird. Die Deutschen dürfen nicht gefangen genommen und in den Kerker gebracht werden, wenn sie Bürgen stellen oder im Besitz eines eigenen Hauses sich befinden. Frei sind sie auch in der Aufnahme von Ankömmlingen und Gästen, „aus welchem Lande immer sie kommen", in ihre Gemeinschaft, die dann aber auch nach den Gesetzen und Rechten der Deutschen leben müssen.

Nein; diese Deutschen in Prag, die über einen solchen Heimatschein ihrer uralten Zuständigkeit in diesem Land verfügen, sind nicht ein besonderer Stand von bloßen Kauf- und Handelsleuten, nicht ein zufällig hierher unter die Mauern der Prager Burg von außen hereingetriebener Fremdkörper, nicht ein vereinsamtes Inselchen im slawischen Meer. Mit der irrigen und grundlosen Annahme, daß die Wratislaw-Sobies-

lawsche Urkunde nur für etliche eingewanderte Deutsche ad hoc erlassen wurde, hat man sich von vornherein den klaren Blick für ihren Wert getrübt und das Urteil über sie in eine falsche Richtung gelenkt. Mit einem Häuflein landfremder Händler, die fort und fort auf der Wanderschaft sind, verteidigt man keine Burg, geschweige das ganze Land, begründet man keine Stadt, noch weniger ein ganzes Volk.

Diese Deutschen in Prag sind, wie die Urkunde erkennen läßt, Beamte und Geistliche, Krieger und Kaufleute, Handwerker und Ackerbauer, Hausbesitzer und Insassen, sind mit einem Worte ein Stück vom deutschen Volk, das im ganzen Land lebt; ein Stück auch vom gesamten Deutschtum, das hier nach der Abtrennung als selbständig gewordener Zweig eines mächtigen Stammes geistig und wirtschaftlich schafft und arbeitet, auf diesem Boden, den es mit vollem Recht sein Vaterland, seine patria nennt. Jahrhunderte lang währt diese Arbeit, ohne daß sie in den Quellen besonders hervorträte; es ist die Zeit des Wachsens und Reifens. Erst seit der Mitte des 11. Jahrhunderts zeigen sich auch hier in Böhmen und Mähren, ganz ebenso wie anderwärts auf deutscher Erde, die deutlichen Ansätze der Frucht, die aus diesem Schaffen emporwächst: in der Begründung und Schöpfung der mittelalterlichen deutschen Stadt und Städtekultur, die bekanntlich selbst Palacky als rein deutsches Werk in diesen Landen gekennzeichnet und anerkannt hat.

Allein hier stoßen wir wieder in unseren bisherigen Geschichtsdarstellungen auf Anschauungen, die das ganze Städtewesen in Böhmen und Mähren nur zu einem Ableger der deutschen Kolonisation machen; Anschauungen, deren Unhaltbarkeit zuerst klargelegt werden muß, bevor die wahre Entwicklung der deutschen Stadt im premyslidischen Reich in ihren Hauptzügen gezeichnet werden kann. Auch zu diesen heute ganz allgemein geltenden Ansichten hat Palacky den Grund gelegt. Ihm erschien die Begründung von Städten auf böhmisch-mährischem Boden als der eigentlichste Zweck der deutschen Einwanderung; er glaubte darin gleichsam den taktischen Stützpunkt zu finden, von dem aus seine Kolonisationstheorie erklärt

oder wenigstens wahrscheinlich gemacht werden könne. Denn da für die vermeintliche planmäßige Herbeiziehung Deutscher ins Land im 13. Jahrhundert sich gar kein Grund finden ließ, der sonst für Kolonisationen maßgebend war, nicht Landöde infolge langer, schwerer Glaubenskriege, wie in Nordostdeutschland, nicht nachweisbare Hungersnöte, wie bei der Einwanderung niederländischen Volkes in Ungarn, nicht Sicherung des Landes gegen vom Osten her drohende Einbrüche wilder Horden, wie in Siebenbürgen, nicht Ausbau der ländlichen Kultur, wie bei der Berufung von Holländern und Flamändern ins bremische Gebiet und anderwärts, — so mußte hier eine andere Ursache vorliegen, denn der Glaube an die deutsche Kolonisation Böhmens und Mährens stand bei Palacky unerschütterlich fest.

Eine von ihm aus falschen Voraussetzungen konstruierte rein slawische Staatsverfassung in Böhmen und Mähren in den ersten Jahrhunderten der premyslidischen Zeit, die sogenannte „Zupenverfassung", die seit langem als ungeschichtlich und unhaltbar erwiesen ist,[13] bestimmte ihn zu der weiteren willkürlichen Annahme, daß, insolange diese Verfassung galt, die Ausbildung eines Städtewesens in diesen Ländern unmöglich war. Nach seiner Auffassung konnte „ein freier Bürgerstand" in Böhmen und Mähren eigentlich erst unter Otakar II. aufkommen, aber nicht aus dem heimischen slawischen Volke, sondern, wie er sagt, nur durch „Berufung" von Kolonisten und Schaffung „neuer Städteanlagen", „planmäßig", ohne alle Vorstufen und geschichtliche Entwicklung. Selbst was in dieser Hinsicht unter dessen beiden Vorgängern geschehen war, unter Otakar I. und Wenzel I., „waren nur die ersten gleichsam zufälligen Versuche gewesen", noch ohne bestimmenden Einfluß auf die inneren Verhältnisse beider Länder.[14]

Diese Grundauffassung über die Entstehung unserer Städte kehrt in der deutschböhmischen Geschichtsliteratur immer wieder, wie etwa der Satz zeigt: „Sieht man von der deutschen Gemeinde Prags und von Eger ab, das eben nicht zu Böhmen gehörte, so kann bis zum 13. Jahrhundert von Städten in Böhmen nicht die Rede sein", denn hier fehlte angeblich, wie

weiter behauptet wird, „eine freie Bürgerschaft, die auf echtem Eigen sitzt und nach eigenem Rechte lebt",[15] mit anderen Worten: das deutsche Volk. Und der in verschiedenen Wendungen sich wiederholende Satz in unseren Geschichtsbüchern: „Nicht alle Städte Böhmens und Mährens sind durch einen einzigen Akt wie aus dem Boden gequollen",[16] besagt auch nichts anderes, als daß dieser Vorgang denn doch die Regel gebildet habe, daß unsere Städte zumeist künstliche Gebilde fremder geschulter Städteerbauer darstellen.

Nicht so unbedingte Zustimmung fand Palacky's Städtegründungstheorie bei den tschechischen Geschichtsforschern. Erst jüngst ist der „Verwunderung" darüber Ausdruck gegeben worden, daß sich in unseren Ländern städtisches Wesen „so rasch" eingebürgert habe, daß zwei Generationen genügten, um hier, wo zu Beginn des 13. Jahrhunderts noch kaum eine wirkliche Stadtgemeinde bestanden haben soll, wenige Jahrzehnte darnach fast keine Landschaft mehr zu finden war, in der man nicht auf blühende Städte gestoßen wäre, die sich wie ein Netz über das ganze Königreich ausbreiteten.[17] Allein solche berechtigte Bedenken mußten gleich wieder zurücktreten vor der Autorität Palackys und vor dem „Rührmichnichtan" der deutschen Kolonisation.

Bedeutsamer erscheint, daß schon früher von anderer Seite die Frage, die sich gleichfalls gegen Palacky richtete, aufgeworfen wurde, ob sich städtisches Leben in Böhmen schließlich nicht auch ohne die deutsche Zuwanderung hätte ausbilden können, „auf natürlichere Weise, wenn auch langsamer", da doch „die Tschechen, die in die Fremde kamen, diese städtischen Einrichtungen kennen lernten und selber in der Heimat hätten einbürgern können".[18] Mit ebensoviel, ja mit noch mehr Grund hätte dieser Forscher die Notwendigkeit der Begründung so zahlreicher deutscher Bauernkolonien in diesen Ländern in Frage ziehen können. Denn Böhmen und Mähren waren damals vorzugsweise Bauernland und die slawische Bevölkerung bäuerlich. Wozu also die „massenhafte" fremde Bauernschaft? Nur um des angeblich in Böhmen noch unbekannten schweren deutschen Pflugs willen? Das würde, selbst wenn es sich nach-

weisen ließe, doch nur ausreichen für die Erklärung der Einführung dieses Gerätes, nicht aber auch der Menschen mit ihren ganzen Familien in solcher Zahl aus allen Ländern des weiten deutschen Reichs nach den verschiedensten Gegenden Böhmens und Mährens.

Man darf die Gründung deutscher Städte, Dörfer und Märkte aber nicht vom Standpunkt der handwerklichen Fähigkeit ihrer Schöpfer beurteilen. Nicht die Geschicklichkeit im Städtebau, nicht irgendeine besondere Veranlagung oder sonst welche äußere Umstände waren es, die die Deutschen wie drüben so bei uns zu Städtegründern prädestinierten; sondern, zum Unterschied von den slawischen Landesgenossen, ihre politische und soziale Stellung im Lande, die Herzog Sobieslaw II. in der genannten Urkunde mit einem gewissen Nachdruck, fast feierlich hervorhebt: Denn ihr sollt wissen, daß die Deutschen freie Menschen sind. Das Selbstbestimmungsrecht in Verfassung und Verwaltung, dieses Erbstück uralter Entwicklung, schloß die rechtliche Möglichkeit in sich, alle Verhältnisse, unter denen die Deutschen lebten, weiter auszugestalten, gab ihnen die Kraft, hinter der wirtschaftlichen Entwicklung der Nachbarländer nicht zurückzubleiben. Die slawische Bevölkerung dagegen stand unter dem Druck von Lasten, Abgaben, Untertänigkeiten, Diensten aller Art, mußte sich lenken und leiten lassen von höheren und niederen Personen, die der Herzog einsetzte und die in erster Linie ihren eigenen Vorteil suchten, den sie mehr in der Ausnützung der Masse als in deren Kräftigung und Fortentwicklung fanden. Die Freiheit der hier uralt angesessenen deutschen Stämme und die Unfreiheit der später hinzugekommenen slawischen Einwanderer stehen einander noch schroff gegenüber und bedingen das Übergewicht jener.

Ebensowenig wie das deutsche Volk Böhmens und Mährens erst im 13. oder 12. Jahrhundert zugewandert ist, ebensowenig ist das deutsche Recht, das in der Wratislaw-Sobieslawschen Urkunde zum ersten Mal in die Erscheinung tritt, aus der Fremde eingeführt worden, sondern mit dem Volke auf heimischem Boden erwachsen.

Es ist allerdings richtig, daß diese Urkunde sich nur auf die Deutschen in der Prager Vorburg bezieht und daß uns aus so früher Zeit kein zweites ähnliches Beispiel aus der Geschichte des böhmisch-mährischen Deutschtums bekannt ist. Daraus aber zu folgern, daß das Deutschtum damals auf die einzige Siedlung bei der Hauptstadt beschränkt gewesen sei, hieße aus dem Schweigen der Quellen, das nur zu begreiflich ist, Fehlschlüsse ableiten. Berücksichtigen wir vorerst, daß, wie schon angedeutet wurde, das Deutschenprivileg von mindestens sechs böhmischen Herzögen und Königen bestätigt worden ist, somit ebensoviele Originale einst bestanden haben und doch heute und sicherlich seit Jahrhunderten nicht ein einziges mehr erhalten ist. Nur dem glücklichen Zufall, daß das Dokument auch in sogenannte Urkundenbücher abgeschrieben wurde, die besser aufbewahrt wurden, verdanken wir seine Kenntnis. Wenn solche Verluste in Prag eintreten konnten, mag es wenig wundern, daß in anderen Orten etwaige ähnliche Reste einstmaligen deutschen Rechts spurlos zugrunde gegangen sind. Die Zeit der Hussitenkriege allein, die fast an keiner Stadt Böhmens und Mährens ohne Schädigung der geschichtlichen Denkmäler vorüber gegangen ist, vermag solchen Mangel und solche Armut an deutschen Quellen zu erklären; und auch die späteren Jahrhunderte brachten allerorten ähnliche Verluste.

Aber auch abgesehen von dem blinden Zufall, den man hier wird in Rechnung setzen dürfen, können wir in so früher Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts Aufzeichnungen des Volksrechts kaum erwarten. Ist doch noch im berühmten großen Mainzer Reichsgesetz Kaiser Friedrichs II. vom J. 1235 die wichtige Erklärung enthalten: „Da die Deutschen bisher nach unbestimmtem Gewohnheitsrecht leben und geschriebener Gesetze entbehren . ."[19]. Wenn also selbst im Reich die Niederschrift alten Rechts erst so spät einsetzte, dann tritt der Wert und die Bedeutung der Prager Urkunde aus dem 11. Jahrhundert nur umso klarer hervor. Nach dem Jahre 1235 beginnen auch bei uns solche Aufzeichnungen (Kodifikationen) des Gewohnheitsrechtes, wofür die beiden berühmten in ihrer ur-

sprünglichen Form (als Originale) erhaltenen Privilegien von Brünn (1243) und Iglau (1249) Belege bilden.

Wie verbreitet und allgemein bekannt deutsches Recht hier war, beweist die Tatsache, daß es in einer Anzahl von Urkunden des 13. Jahrhunderts genannt wird, ohne daß man es für notwendig erachtet näher auszuführen, was es in jedem einzelnen Fall beinhaltet. Es erscheint unter verschiedenen sinnverwandten Bezeichnungen als: „Recht der Deutschen (ius Teutonicorum)“, „Deutsche Freiheit (libertas teutonica)“, „Gesetz und Gerechtigkeit und Gewohnheit der Deutschen (lex et iustitia et consuetudo Teut.)“, „Deutscher Brauch (teutonicus mos)“; man versteht auch ohne nähere Erklärung, was darunter gemeint ist, ja man sagt schlechthin: „wie es die Deutschen haben (sicut habent Teutonici).“ Man bezieht sich darauf, ebenso wenn ein Kloster ein Dorf erwirbt und dort „deutsches Recht“ einführen will, wie wenn man Weinbergzehnten nach „deutschem Recht“ verleiht. Die Fürsten gewähren es „gegen die Arglist und Unsicherheit der Zeit“, gegen die „Gier einiger weniger“, oder damit das Volk „ungefährdet und ohne Plackerei“ leben könne. Wir erhalten zum Jahre 1274 sogar den urkundlichen Nachweis, daß in dem mährischen Dorf Groß-Teinitz (bei Olmütz) das bislang dort geltende böhmische Recht (ius bohemicum) bei allem, „was es zu richten und zu verwalten gebe“, absichtlich ersetzt wurde durch deutsches Recht (ius teutonicum), „zu größerer Gerechtigkeit und zu besserem Nutzen des Dorfes und seiner Bewohner“. Wir sehen, wie das deutsche Recht nicht nur das ganze Wirtschafts- und öffentliche Leben des deutschen Volkes wie das Blut den Körper durchädert, sondern auch, daß es allmählich übergreift auf die slawische Bevölkerung. Allerdings allzuoft mag eine solche Umwandlung nicht stattgefunden haben, da fürstliche, adlige, kirchliche Kreise dadurch an untertänigem Volk stark einbüßten.

Das deutsche Recht hätte die Kraft gehabt, die „Verschiedenheit“ und „Geschiedenheit“ der beiden Nationen im Lande, von der Herzog Sobieslaw in seiner Urkunde spricht, bis zu einem gewissen Grade auszugleichen, wenn es zum allgemeinen

Gesetz erhoben worden wäre an Stelle des für die slawische Bevölkerung gültigen „Landrechtes", das die Beamten und Adligen im Namen des Fürsten übten. Allein dazu kam es nicht. In den Städten, in denen das deutsche Recht ausschließlich galt, kam es zu einer Annäherung, allein schließlich war es doch nur das Recht, in dem sich die slawischen Inwohner den Deutschen anpaßten. Sprache und Sitte, Beschäftigung, Tracht, Feste u. andere Gewohnheiten trennten auch weiter beide Völker, besonders bei der nationalen Scheidung auf dem Lande, die bestehen blieb, von wo aber der Zuzug in die Stadt erfolgte.

Wie das deutsche Recht niemandem aufgezwungen wurde, sondern eigentlich nur für die deutsche Bevölkerung galt und für die, die aus freiem Antrieb „mit den Deutschen leben wollten" und von ihnen in ihre Gemeinschaft aufgenommen wurden, so beschränkte es niemanden in seiner völkischen und häuslichen Zugehörigkeit. Die deutschen Städte Böhmens und Mährens im 13. Jahrhundert hatten deutsche Verwaltung und Verfassung, richteten sich in allem und jedem nach dem Rechte der deutschen Bevölkerung, waren aber national gemischt.

Vielleicht hätte gerade die urkundlich so klar zu erweisende Durchdringung aller Verhältnisse in Böhmen und Mähren mit deutschem Recht die Forschung auf die Spur gebracht, daß ein solches Recht nicht leicht künstlich eingeführt sein könne, wenn nicht auch hiebei wiederum eine arge moderne Urkundenfälschung irregeleitet hätte.

Es war im Jahre 1839, daß in einem Quellenwerke ersten Ranges, im Codex diplomaticus et epistularis Moraviae, eine Urkunde veröffentlicht wurde, durch die König Premysl Otakar I. am 30. Dezember 1213 dem Örtchen Freudental „deutsches Recht" verliehen haben sollte, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß dieses „deutsche Recht" eine „neue und ehrenwerte Einrichtung" darstelle, die „in den Ländern Böhmen und Mähren bisnun ungewohnt und ungebräuchlich" gewesen sei.[20] Es war sozusagen eine zeitgemäße Ergänzung der Handschriftenfälschungen Hankas nach der urkundlichen Seite hin, eine Erfindung des mährischen Landesarchivars Franz Boczek, dem man eine stattliche Zahl ähnlicher Erdichtungen bereits nach-

gewiesen hat. Und wie früher durch die Königinhofer und Grüneberger Fragmente ließ man sich auch jetzt durch diese falsche Urkunde gerne täuschen. Ohne nachzuprüfen, ob das Stück auch echt sei, ohne nachzufragen, wo sich ein so wertvolles Dokument befände, ob es richtig gelesen und aufgefaßt wurde, baute man auf diesem hohlen Grunde weiter und beachtete nicht die Warnungen ernster Forscher. Es war und blieb die Hauptstütze für die Annahme späten Aufkommens deutschen Rechts in Böhmen und Mähren und seiner fremden Herkunft. Gab es aber hier kein deutsches Recht vor dem 13. Jahrhundert, dann konnte es folgerichtig auch keine deutschen Städte geben und kein deutsches Volk, das sie geschaffen hätte. Ein Irrtum erzeugte den anderen und ließ die Windungen des wirren Knotens nicht mehr erkennen. —

Das bedeutsamste Werk der Deutschen in Böhmen und Mähren in premyslidischer Zeit, die deutsche Stadt — wie ist sie nun in Wirklichkeit entstanden, wie ist sie zu verstehen?

Wir wissen, daß die Deutschen auch hier wie anderwärts ursprünglich in Dörfern (villae), Weilern (vici), Gehöften (curiae) wohnten, und wahrscheinlich ist die später zugezogene Bevölkerung, vor allem die Slawen, aber auch Romanen, Juden, Polen, Ungarn, diesem Beispiel gefolgt. Die wichtigsten dieser Wohnsitze waren die, die sich an eine Herrenburg anschlossen. Deren Entstehung aus ursprünglich wohl nur durch die Lage in Wäldern, an Flüssen, in Sümpfen, an Bergabhängen geschützten Sitzen erfahren wir aus unserem heimischen Geschichtschreiber Cosmas.

Er erzählt, daß Herzog Boleslaw I. (929—967), dem er den Beinamen „der Grausame" gegeben hat, eines Tages von den Vorständen des Volkes (populi primates), verlangte, daß sie ihm eine Burg nach römischer Art, d. h. aus Steinen, erbauen; wie sie sich dagegen auflehnten, wie er ihren Widerstand gewaltsam brach und sie dann willig seinen Wunsch erfüllten.[21] Die Mühsal des ersten Burgenbaues in Böhmen, die neue Last, die das ohnehin geplagte Volk auf sich nehmen mußte, bildet den Untergrund zu dieser Sage und spricht aus dieser Erzählung. Die Einführung dieser fremdartigen Bauwerke, —

„wie etwas dergleichen unsere Väter nie getan haben", läßt Cosmas einen der ältesten aus dem Volke sagen — mit ringsherumgehender hoher Mauer, blieb in der Erinnerung haften. Und dieser erste Burgenbau in Böhmen bei der alten Siedlungsstätte Bunzlau, die auch Fürstensitz war, fällt ganz in dieselbe Zeit, da auch im sächsischen Nachbarlande unter König Heinrich I., „dem Städtegründer", zwar keine Städte, aber feste Burgen, gleichfalls nach römischem Muster angelegt wurden, zum Schutz gegen die Ungarn, deren Raubzüge sich damals Jahr für Jahr wiederholten. Wie sich dann im weiteren Verlauf diese Umwandlung im ganzen Lande vollzog, läßt sich begreiflicherweise nicht mehr im einzelnen feststellen. Genug daran, daß wir diese bedeutsame Ausgestaltung oder Neugründung menschlicher Wohnstätten, durch die auch das Landschaftsbild eine wesentliche Veränderung erfuhr, nach Zeit und Ort so genau kennen lernen. Denn mit dem Um- und Neubau der alten Festen zu gemauerten Burgen (urbes) hängt auch die Entstehung der sogenannten Vorburgen (suburbia), d. h. unter der Burg liegenden Siedlungen des Volkes zusammen. Im 10., 11. und 12. Jahrhundert werden bei Chronisten und in Urkunden solche Suburbien genannt: bei Prag und Wischehrad, Bunzlau, Nimburg, Saaz, Bilin, Brünn, Znaim, Olmütz; gewiß nur ein Bruchteil derer, die in Wirklichkeit bestanden haben.

Cosmas schildert uns zum Jahr 1091 aus bestimmtem Anlaß, daher ein wenig ausgeschmückt, das Leben und Treiben in den beiden Vorburgen von Prag und Wischehrad. Wir wissen aus der Sobieslaw'schen Urkunde, daß sich eben damals, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, im Prager Suburbium eine national gemischte Bevölkerung befand, aber getrennt lebend und räumlich geschieden. Diese räumliche Abgeschlossenheit der einzelnen Siedlungen gegeneinander mag noch deutlicher zum Ausdruck gekommen sein durch die Umschließung mit Zäunen, Pallisaden, Pfahlwerk, bald auch mit Graben und Mauer, ganz nach dem Vorbild, das die Festen und Burgen boten. Es ist für das Aufkommen befestigter Siedlungen unter der Burg wichtig festzustellen, daß Cosmas anläßlich eines feind-

lichen Einfalles in Böhmen im Jahre 1041 ausdrücklich bemerkt, viele Ortschaften seien niedergebrannt worden, weil man sie nicht verteidigen konnte und sie vom Volk verlassen waren. Diese Schilderung kennzeichnet jenen Zustand des Siedlungswesens, da die Bevölkerung ihre offenen oder nur schlecht gesicherten Ortschaften preisgab und in die nächste ummauerte Burg flüchtete, die zu schützen und zu verteidigen als die Hauptaufgabe erschien. Und eben damit hängt die Pflicht der Deutschen zusammen, diesen Schutz und diese Verteidigung der Burgen im Lande bei Abwesenheit des Fürsten auf sich zu nehmen, wovon das Wratislaw-Sobieslaw'sche Privileg so bestimmt spricht.

Allein manche dieser Siedlungen waren inzwischen zu wichtigen wirtschaftlichen Mittelpunkten erwachsen, waren Märkte geworden mit regerem Handel und Verkehr, wie dies Ibrahim ibn Jakub und auch Cosmas von dem Prager Suburbium erzählen. Sie ließen sich nicht so leicht räumen, man mußte vielmehr auf ihre Wehrhaftigkeit und Verteidigungsfähigkeit bedacht sein. Damit mag man bei Prag und ähnlich wichtigen Plätzen früh begonnen und die Befestigungen immer besser ausgestaltet haben. Im Jahre 1135, also ein Jahrhundert etwa nach jener obigen Nachricht von der Hilflosigkeit vieler Ortschaften, hören wir davon, daß man daran ging, Prag nach Art der lateinischen Städte zu „erneuern", d. h. die Vorburgsiedlung mit Mauern aus Stein zu umfassen;[22] denn die Prager Burg war, nach dem Zeugnis Ibrahims, schon unter Herzog Boleslaw I. „aus Steinen und Kalk" erbaut. Es stimmt dazu, daß etwa zwei Jahrzehnte nach dem Beginn jener „Erneuerung", nach 1153 die steinerne Moldaubrücke in Prag fertiggestellt wurde, gleichsam der Abschluß des neuen Befestigungswerkes.[23]

Die große Siedlung also, die sich von der Menge der anderen durch Markt, Handel, Verkehr, durch größeren Reichtum und Anhäufung von Menschen abhob, wurde befestigt: die zweite Grundbedingung für die Entwicklung zur mittelalterlichen Stadt. In Prag wenigstens sehen wir diese Arbeit um die Mitte des 12. Jahrhunderts vollendet. Und als drittes und letztes Glied fügt sich dieser Entwicklung ein: die Ausbildung

eines eigenen Rechtes, des geschriebenen und vom Landesherrn anerkannten Stadtrechtes, wie wir es beim Prager Suburbium gleichfalls nach Zeit und Inhalt so genau überliefert finden in dem großen Privileg, das zuerst König Wratislaw (1061—1092) gegeben, d. h. bestätigt hat, und das dann, wenn nicht schon von seinen nächsten Nachfolgern, spätestens vom Herzog Sobieslaw (1173—1178) erneuert wurde.

Dieses Recht war ursprünglich ausdrücklich nur für die deutsche Bevölkerung Prags bestimmt. Allein allmählich bildete es sich zum Recht der gesamten Bewohnerschaft des zur Stadt ausgebauten Suburbiums heraus, mit Ausnahme natürlich der Judenschaft, die ihr eigenes Territorium und ihre eigenen Gesetze behielt. Noch König Otakar II. spricht in seiner Bestätigung vom Jahre 1274 von dem ihm vorgewiesenen „Privileg der Prager Deutschen"; König Johann dagegen 1319 nur noch von dem „Privileg der größeren Stadt Prag". Das anfänglich auf die Deutschen beschränkte Recht ist zum Gemeinrecht aller Bürger dieses Stadtteiles geworden; das Sonderrecht und die Sonderstellung der Slawen und der gewiß nur bescheidenen Zahl von Romanen und etwaigen anderen Nationen verschwindet, nur das Recht der Deutschen behauptet sich.

Was sich um die Prager Burg in einer in den Grundzügen durchaus erkennbaren Weise in premyslidischer Zeit vollzog, die allmähliche Ausgestaltung einer kleinen Deutschensiedlung aus uralter Zeit zum Markt und zur befestigten Stadt mit deutschen Verfassungs- und Verwaltungseinrichtungen, das konnte und mußte ähnlich auch an anderen wirtschaftlichen Knotenpunkten sich bilden; vor allem im Anschluß an die böhmischen und mährischen Fürstenburgen, also bei Brünn, Olmütz, Znaim, die lange Zeit Residenzen selbständiger Herzöge waren, bei Bunzlau, Pilsen, Melnik und anderwärts, dann dort, wo der schon früh geübte Bergbau das Gedeihen der Siedlung förderte, oder auch im Anschluß an dieses und jenes seit der Mitte des 12. Jahrhunderts begründete deutsche Kloster. Zahlreiche andere Siedlungen blieben, was sie von Anfang an waren, Dörfer, wieder andere brachten es über die Entwicklung zum Marktort nicht hinaus, wenn auch ein kultureller und baulicher

Fortschritt bei ihnen nicht ausblieb. Nur ist man, ebenso wie in anderen deutschen Ländern, nicht in der Lage, das Wachsen und Werden dieser Städte auch nur in dem Maße genauer zu verfolgen, wie bei Prag, der Hauptstadt und dem Mittelpunkt des ganzen Reiches. Die meisten dieser Ortschaften treten uns erst am Ende dieser Entwicklung, im Mannesalter, entgegen; die Jugendzeit, die Zeit der Ausbildung bleibt uns zumeist verborgen.

Wie könnte das auch anders sein bei einem natürlichen Wachstumsprozeß, bei dem sich langsam aber stetig Ring an Ring ansetzt, von den Zeitgenossen kaum beachtet und daher nur selten überliefert, vor allem nicht in der Absicht, damit die städtische Entwicklung zu kennzeichnen. Die Nachricht vom ersten Prager Brückenbau findet sich nur ganz nebenbei erwähnt in der Widmungsschrift einer Chronik an die Königin Judith, die Gemahlin König Wladislaws II., die irgendwelchen Einfluß auf die Entstehung dieses „kaiserlichen Werkes" genommen hat. Nur vereinzelte Nachrichten aus dem 11. und 12. Jahrhundert, bald von dieser bald von jener werdenden Stadt, bald wirtschaftlicher bald rechtlicher Natur sind uns erhalten. Als wichtigste wohl diejenige, die uns zeigt, wie weit diese städtische Entwicklung bei einzelnen Landesburgen zurückreicht.

Glatz, seit der Einverleibung des slawnikingischen Fürstentums in das premyslidische Reich zu Böhmen gehörig, wird am Ende des 10. Jahrhunderts als wichtige Grenzburg genannt und am Ende des 11. als Mittelpunkt einer eigenen Provinz mit einer Anzahl zugehöriger Orte; das Gebiet ist somit kultiviert, bewohnt und gut besiedelt. Im Jahre 1114 wird neben der Burg (castrum, urbs) auch schon die Stadt (civitas) genannt, mit Mauern, Türmen, Toren und wehrhaften Bürgern (cives). Das erfahren wir wiederum nicht, weil ein Chronist uns über den damaligen Zustand dieses Ortes bestimmtere Nachricht geben will, sondern rein zufällig im Zusammenhang mit einem kriegerischen Ereignis, das Glatz betrifft. Ein aus Böhmen vertriebener Premyslide, Sobieslaw, der später (1125) Herzog von Böhmen wurde, suchte sich damals mit polnischer Hilfe dieses Ortes zu bemächtigen, hat zuerst

die Bürger um Öffnung des Stadttores, was diese aber ablehnten. Als sie sich auch zu kräftigem Widerstand rüsteten, ließ der Prinz den außerhalb der Stadt vor der Stadtmauer liegenden Palas (Burgsaal) anzünden, das Feuer griff auf den nächstgelegenen Stadtturm über, gefährdete bald die ganze Stadt und zwang die Bürgerschaft sich zu ergeben, um wenigstens das Leben zu retten; die Stadt selbst brannte völlig nieder.[24]

Aus dieser kurzen Erzählung sehen wir, daß Glatz — gewiß kein vereinzelter Ausnahmsfall — spätestens zu Beginn des 12. Jahrhunderts vollkommen ausgebildete städtische Verhältnisse besaß; eine Feststellung, die für die ganze Frage der deutschen Kolonisation von größter Bedeutung ist. Das Glatzer Beispiel allein, das weder Palacky noch irgendein späterer Forscher berücksichtigt hat, wiewohl die Nachricht von Cosmas überliefert wird, vermag die ganze Theorie zu widerlegen. Denn wenn Glatz, und wohl nicht nur dieser, sondern auch manch anderer Burgplatz in Böhmen und Mähren, schon so früh deutsche Bevölkerung hatte, dann brauchte diese nicht erst im 13. Jahrhundert dorthin berufen zu werden. Wollte man aber annehmen, daß die Glatzer Bevölkerung um und vor 1114 rein slawisch war, was tatsächlich behauptet worden ist,[25] dann entfiele erst recht jeder Grund für eine spätere deutsche Kolonisation, denn dann hätte eben diese slawische Bevölkerung all das bereits ausgebildet, wozu man die eingewanderten Deutschen angeblich brauchte: die Schaffung der deutschen Stadt.

In diesem Zusammenhang darf auch darauf verwiesen werden, daß schon im Jahre 1004 — also noch um ein Jahrhundert früher als in Glatz — in der gleichzeitigen sächsischen Chronik Thietmars von Merseburg anläßlich des Durchzuges des deutschen Königs Heinrich II., des Retters der Premysliden Udalrich und Jaromir, nach Prag, davon gesprochen wird, daß ihm in Saaz, das er auf dem Marsche berührte, die Tore der Stadt sofort geöffnet wurden und daß er die Bürger (concives) daselbst als seine Freunde erkannte.[26] Man wird auch diese ganz zufälligen Bemerkungen nicht anders

deuten können, als daß hier deutsche Bevölkerung sitzt und die Anfänge einer deutschen Stadt bereits vorhanden sind.

Solche Hinweise zeigen, wie wenig entscheidend es ist, wenn wir in anderen Fällen die Merkmale einer deutschen Stadt quellenmäßig erst im 13. Jahrhundert zu belegen vermögen. Wir sehen — und darin liegt das Entscheidende — die Ansätze zu einem deutschen Städtewesen frühzeitig an ganz verschiedenen Stellen auftauchen, was der vielverbreiteten Ansicht widerspricht, als ob unsere Städte, wie gesagt wurde, „durch einen einzigen Akt wie aus dem Boden gequollen wären". In Wirklichkeit sind bei uns die „aus wilder (grüner) Wurzel" geschaffenen Städte äußerst selten gegenüber jenen, die langsam gewachsen sind. Man darf sich hiebei durch die Eigenheiten der mittelalterlichen Urkundensprache nicht beirren lassen. Ausdrücke, wie „eine Stadt begründen, errichten (fundare, construere)" und ähnl., die öfters vorkommen, können wohl die Vorstellung erwecken, als ob aus dem Nichts etwas ganz Neues geschaffen worden wäre; und bezeichnen doch nur einen bedeutsamen Wendepunkt, in gewissem Sinne den endgültigen Abschluß einer langen Entwicklung. Die Geschichte der Stadt Znaim bietet einen sprechenden Beleg hiefür.[27]

In einer Urkunde König Premysl Otakars I. vom Jahre 1226 lesen wir: „Als wir im Begriffe waren, vor Znaim (der Burg) eine Stadt zu errichten (civitatem construere) und in diese Leute zusammenzurufen (convocare) . . ." und könnten glauben, daß es sich um eine Neugründung mit Herbeiziehung fremder Ansiedler handelte, wie denn auch angenommen wurde. Allein aus einer zweiten, um wenige Monate älteren Urkunde desselben Fürsten ersehen wir, daß sich damals zunächst der Znaimer Burg reich kultiviertes, gut besiedeltes Land befand. Es standen schon die zwei Kirchen St. Nikolaus und St. Michael, die nachher innerhalb der Stadtmauer lagen; jede besaß ihr zugehöriges Pfarrvolk. Weiler werden uns genannt und Einzelhöfe mit einer Reihe von namentlich angeführten Insassen, deren verschiedenartige Berufe wir kennen lernen. Es ist von einem Graben die Rede und von einem Osttor, durch das man zum Dorfe Zuchoherdel (heute Zuckerhandl) gelangte; von

Häusern, Wein- und Obstgärten. Aus dem unmittelbar an die Burg sich anschließenden königlichen Grund und Boden unter Hinzuziehung aller dieser Weiler und Höfe und eines vom nahen Kloster Bruck erkauften Landgutes wird nun die neue Stadt Znaim gebildet, was die Urkunde „eine Stadt errichten" nennt, und was eine spätere aus dem Jahre 1292 als „ursprüngliche Gründung und Aussetzung (primaeva fundacio et locacio)" bezeichnet.

Man kann auch hier nicht annehmen, daß die Umgebung Znaims außergewöhnliche Besiedlungsverhältnisse aufwies, vielmehr erhalten wir hier ein klares Bild, unter welchen Vorbedingungen man wohl in den meisten Fällen an die Gründung von Städten ging.

Aber auch dort, wo nachweislich eine Stadt auf Neubruchland erstand, wie dies bei Ungarisch-Hradisch bezeugt ist, das König Premysl Otakar II. 1257 auf Wunsch des nahen Klosters Welehrad als Grenzfestung gegen Ungarn errichtete[28], bedurfte es weder geschulter Städtegründer aus dem deutschen Reich, noch fremder Siedler, um selbst ein so verantwortliches Werk zu vollbringen. Landesfürstliche Beamte, der Landeshauptmann Bischof Bruno an erster Stelle, regelten mit dem Abt Hartlieb alle Besitzfragen. Untertanen des Königs aus dem nahen Dorf Kunowitz und solche des Klosters aus Welehrad wurden als Siedler bestimmt; das Stadtrecht übernahm man von Brünn.

Das 13. Jahrhundert, das letzte der Premyslidenherrschaft, ist nicht, wie man in Verkennung der ganzen Entwicklung angenommen hat, der Beginn eines neuartigen Prozesses, sondern bereits der Höhepunkt. Er konnte jetzt „so rasch" vor sich gehen, weil überall die Grundlagen bereits vorhanden waren, zumeist nur noch die Zustimmung des Grundherrn, des Königs, eines Adligen oder eines Klosters, notwendig war, um dort eine Stadt entstehen zu lassen, wo bislang deutsches Volk in Märkten, Dörfern oder ähnlichen Siedlungen gesessen hatte. Es konnte die alte Siedlung zur Stadt erweitert und umgebaut werden, was im 13. Jahrhundert das gebräuchlichere war, aber auch auf noch unbewohntem, benachbartem Boden eine neue Stadtanlage geschaffen werden, wie es im 14. Jahrhundert öfters

geschah. Die Mannigfaltigkeit in den äußeren Formen, die Verschiedenartigkeit im Recht liegt begründet in den geschichtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen, denen die Städte ihre Entstehung verdanken.

Es ist eine allgemeine Vorstellung in unserer Geschichtsliteratur, daß die eigentlichen Träger des städtischen Gedankens bei uns die premyslidischen Fürsten waren, daß sie aber in erster Linie aus Eigennutz, um geldlicher Vorteile willen die Ausbildung von deutschen Städten begünstigten und diesem Wunsche sogar den einheitlich nationalen Charakter des Landes opferten. Es braucht kaum mehr betont zu werden, wie ungeschichtlich und unrichtig auch diese Auffassung ist. Die Fürsten haben nur eine natürliche unaufhaltsame Entwicklung unterstützt, die das ganze Land förderte. Sie haben erkannt, wie es einmal in einer Urkunde heißt, „daß auf der Schönheit der Städte die Würde, auf ihrer Stärke die Festigkeit des Reiches beruht". Der große Reichtum der letzten Premysliden machte es ihnen möglich, gerade die auf ihrem Grund emporgekommenen Städte, die sogenannten „königlichen Städte", besonders zu unterstützen im inneren Ausbau und in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung, durch Verleihung von immer neuen Privilegien, durch Erlassung der üblichen Steuern und Abgaben, die dann zum Wohl der Stadt verwendet wurden.

Diese „schöne" und „feste" frühmittelalterliche Stadt der Premyslidenzeit ist nicht mehr erhalten.[20] Kaum noch in allerbescheidensten Resten findet sich hier und dort ein kahles Mauerstück oder sonstige Überbleibsel, in Saaz, Kaaden, Leitmeritz, Prachatitz, Nimburg, Beraun, Brünn, Znaim, Teltsch und anderwärts. Einen schwachen Ersatz bieten einige zerstreute Nachrichten in Chroniken und Urkunden. Schon damals hat sich auch hier jenes gewaltige Befestigungswesen ausgebildet, mit hohen Mauern — in Kolin erreichten sie zwanzig Ellen — mit Türmen und Toren, Wällen und Gräben, durch das der Eindruck der „Stadtburg" erweckt wurde, insbesondere wenn mit der Stadt auch noch die alte Burg verbunden war oder über sie emporragte. Von öffentlichen Gebäuden werden bereits das Rat- oder Morgensprachhaus, das Kauf- oder Gemeinhaus,

gelegentlich „theatrum“ genannt, der Tuchspeicher (apotheca pannorum), dann die Behelfe richterlicher Gewalt, wie der Pranger (statua), erwähnt. In Prag schmückten steinerne Bildsäulen, die zum Andenken an König Wenzel I. schon ein Jahr nach seinem Tode errichtet wurden, den weiten Marktplatz. Dazu kommen noch die baulich und künstlerisch hervorragenden Kirchen und Klöster, Hospitäler und andere Humanitätsanstalten, für deren Gründung die reichen Bürger die Mittel darboten.

Denn ein Bürgertum von großer wirtschaftlicher Kraft und beruflicher Vielseitigkeit bewohnte diese Städte. Neben dem Handwerk, dessen wohl kaum ein Bürger entraten konnte, spielte der landwirtschaftliche Betrieb eine wichtige Rolle, nicht nur beschränkt auf Hof, Garten, Stall und Feld beim Hause oder außerhalb der Mauern; die Bürger besaßen auch schon im 13. Jahrhundert eigene Dörfer, übernahmen geistlichen und weltlichen Besitz in Pacht, rodeten Wälder, begründeten neue Siedlungen in unmittelbarster Nachbarschaft der Stadt, die man „Pflanzungen (plantationes)“ nannte, aus denen sich Vorstädte bildeten, schufen in weiterer Entwicklung, wenn die alte Stadt aus irgendwelchem Grunde nicht ausbaufähig war, eine neue, „die Neustadt“.

Gleich rege gestaltete sich auch damals schon der Handelsverkehr dieser Städte. Er griff in der letzten premyslidischen Zeit schon aus bis nach Venedig und Rom, Braunschweig, Hamburg, Brandenburg, Flandern. Verleihung von Handelsprivilegien an die Städte oder einzelne Bürger spielt in der landesfürstlichen Kanzlei eine wichtige Rolle. Von Waren, die aus Böhmen ausgeführt wurden, wird Tuch vornehmlich bezeichnet. Die Handwerke und ihre Vertreter treten einzeln noch selten hervor, höchstens daß uns in Prag in Wenzels I. Zeit ein berühmter Zimmermann oder Baumeister namens Robert, ein Steinmetz Pilgram aus Brünn und, was bei dem Goldreichtum leicht zu verstehen ist, Goldschmiede als eigene Zunft schon genannt werden. Bei der Schilderung des durch die Hungersnot des Jahres 1282 ausgebrochenen allgemeinen Elends in Böhmen erfahren wir, daß unzählige Handwerker und Arbeiter, die vorher vermögende Leute waren, zu Bettlern

wurden und den Schmuck ihrer Frauen, Armbänder, Ohrgehänge, Halsketten verkaufen mußten. Aber gleich im nächsten Jahre heißt es doch wieder, daß beim Empfang K. Wenzels II. in Prag am 24. Mai 1283 die Handwerker aller Berufe zugegen waren. Lebhaften Anteil nahmen die Städte und Bürgerschaften am Bergbau; von Brünn, Kolin, Tschaslau, Iglau wissen wir, daß sie schon damals das Eigentumsrecht auf alle Funde an Metallen im weiten Umkreis ihrer Städte erwarben.

Es sind wohl überall erst nur Anfänge, aber sie zeigen, wie die deutsche Stadt auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und geistigen Lebens sich zu einer führenden Kraft im Staate gestaltete. Von Bestrebungen nach der politischen Richtung hin gewahrt man dagegen nichts; die Abhängigkeit von den drei Hauptgewalten im Staate, Fürst, Adel und Geistlichkeit, die Scheidung der Städte in königliche, adelige und geistliche bedeutete von allem Anfang einen Hemmschuh für ihre politische Entwicklung.

Das Kulturbild unserer Länder, wie es sich im 12. und 13. Jahrhundert durch das deutsche Städtewesen gestaltet hat, wäre unvollständig, wenn wir nicht auch auf die neuen Klöster hinwiesen, auf den Einfluß, den ein Häuflein fremder Deutscher, die heimische Bevölkerung ergänzend, in ähnlicher Richtung ausgeübt hat: neue Kulturmittelpunkte zu schaffen, die topographischen Verhältnisse mannigfaltiger und reizvoller zu gestalten und auf das geistige Leben beider hier lebender Völker einzuwirken. Die Arbeit der fremden deutschen Mönche war im Vergleich zu jener des deutschen Volkes im Lande die leichtere, nicht nur, weil hiebei religiöse Gefühle mitspielen, die die Menge unschwer gewinnen, sondern auch, weil sich die Klöster von Anfang an der besonderen Gunst der Fürsten und Großen erfreuten, von ihnen unterstützt und gefördert wurden.

Der Aufschwung des Klosterwesens in Böhmen und Mähren beginnt erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts, denn die älteren Benediktinerstifte aus dem 10. und 11. Jahrhundert (St. Georg in Prag, Brewnow, Kladrau, Sazawa, Selau, Raigern, Hradisch u. a.) wurden durch die aufblühenden Kollegiatkirchen (Prag, Wischehrad, Bunzlau, Leitmeritz, Melnik) in

den Schatten gestellt und hatten wenig Bedeutung für das Volk. Die strenge Kloster- und Kirchenreform, die seit Beginn des 11. Jahrhunderts zuerst von Frankreich, bald auch von Deutschland ausging, dort von Kluni (Cluni), hier von Hirsau aus, fand bei uns erst in dem Bischof Heinrich Sdik von Olmütz (1126—1151) einen begeisterten und erfolgreichen Vertreter. Er, der die besondere Freundschaft des böhmischen Herzogs, des deutschen Kaisers und des Papstes genoß, konnte es wagen, allen Hindernissen, die ihm bereitet wurden, zum Trotz den neuen Orden der Augustiner, Prämonstratenser und Zisterzienser, die im neuen Geiste wirkten, in Böhmen und Mähren Eingang zu verschaffen.

Die erste Gründung dieser Art war das Prämonstratenserkloster Strahow nächst der Prager Burg, dessen Mönche aus dem durch seine Frömmigkeit besonders ausgezeichneten Kloster Steinfeld bei Aachen kamen.[30] Eine andere Möglichkeit, Klöster der gleichen Regel zu schaffen, als durch Berufung erprobter und in allen geistlichen Dingen erfahrener Mönche, gab es nicht. In diesem ersten Falle kam der Steinfelder Propst Eberwin von Helfenstein selber im Jahre 1142 nach Prag, um die mitgebrachten Geistlichen einzuführen und die Einrichtung des neuen Klosters zu überwachen, im folgenden Jahre nochmals, um den Steinfelder Mönch Gezo als ersten Abt in Strahow einzusetzen. Bald folgten das erste Prämonstratenserinnenkloster Doxan an der Elbe mit Nonnen aus dem rheinischen Dunwald, im östlichen Böhmen im Gebiet des späteren Kuttenberg das erste Zisterzienserkloster Sedletz mit Mönchen aus dem bayrischen Waldsassen, 1144 Plaß, nördlich von Pilsen, das Langheim in Franken, und Nepomuk, südöstlich von Pilsen, das Ebrach in Bayern sein Mutterkloster nannte, aus dem nämlich die ersten Mönche kamen. Binnen kurzem konnte das eine und andere dieser Klöster selber sogenannte Tochterstiftungen veranlassen, wie Plaß in Münchengrätz im nordöstlichen Böhmen an der Iser, Selau, das die Prämonstratenserregel angenommen hatte, das Frauenkloster Launowitz an der Blanitz. Und wie Selau hatten auch die Benediktinerklöster Kladrau, Leitomischl, Hradisch, wenn auch nicht ohne Kampf, das alte mit dem neuen

Kleid gewechselt. Nach Bischof Heinrichs Tod trat zwar in den Klostergründungen eine Unterbrechung ein, aber noch in den letzten zwei Jahrzehnten des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts entstanden in Mähren das Nonnenkloster Kanitz (1183), in Böhmen zwischen 1184 und 1200 Mühlhausen, Tepl, Chotieschau, Maschau und Ossegg, dann neuerdings in Mähren Bruck (1190), Welehrad (1202), Obrowitz (1205). Das 13. Jahrhundert wetteiferte mit dem vorangegangenen nicht in der Zahl der neugeschaffenen Klosterhäuser, schuf aber wohl die glanzvollsten Stiftungen: Oslawan (1225), Tischnowitz (1234), Saar (1251) in Mähren, Hohenfurt (1259), Goldenkron (1268), Königsaal (1292) in Böhmen, um die bedeutendsten zu nennen. Fast kein regierender Premyslidenfürst hat es unterlassen ein neues Kloster zu begründen, abgesehen von der Sorge um die bereits bestehenden. Man hat es Wenzel I. sehr verargt, als er nach fast fünfzehnjähriger Regierung noch immer „keines Klosters Gründer geworden war“. Er mußte mit einem „proh dolor (o Schmerz)“ diesen Vorwurf in eine unter seinem Namen ausgestellte Urkunde vom 17. Feber 1244 für das Brünner Herburgerkloster aufnehmen und sich entschließen, als Mitbegründer dieser bescheidenen Stiftung angeführt zu werden, „damit wir wenigstens etwas um Gottes willen und zur Ehre unserer Hoheit getan zu haben scheinen“.

Die ersten deutschen Mönche und Nonnen waren, wie wir gesehen haben, nicht aus eigenem Antrieb nach Böhmen und Mähren gekommen, sondern gerufen und gebeten, sei es vom Landesfürsten, sei es von Bischöfen oder von Adligen. „Ich habe“, heißt es in der Stiftungsurkunde für Plaß von König Wladislaw unter dem Datum des 5. August 1146, „einige Brüder, Männer von bewährtem und heiligem Lebenswandel, Förderer eines nicht bloß scheinbaren Glaubens . . . eingeladen, damit das Land Böhmen durch ihre fromme Ansiedlung erleuchtet, gekräftigt und mit dem Duft des Wohlgeruches erfüllt werde“. Und vom Grafen Milgost, dem Stifter Maschaus, bezeugt der Prager Bischof Heinrich, daß er den Konvent nur „durch große Bitten“ in Waldsassen erlangen und nach Böhmen bringen konnte.

Der Hauptzweck, den man mit diesen Gründungen verfolgte, war natürlich ein religiöser und kirchlicher, wie es Propst Ulrich von Steinfeld einmal in einem Briefe an den Prager oder an den mährischen Bischof ausdrückt: um die Religion des kanonischen Ordens in eurem Lande zu pflanzen und zu vervielfältigen. Durch diese Klöster entwickelte sich aber auch die literarische, künstlerische und wirtschaftliche Arbeit im Lande. In Strahow wurde König Wladislaws Sohn Adalbert, der später Erzbischof von Salzburg war (1168—1171), in Doxan die Prinzessin Agnes, seine Schwester, erzogen, und wohl nicht nur sie, sondern auch sonst Kinder des Fürstenhauses und adeliger Familien. In den Klöstern wurde die Geschichtschreibung eifrig betrieben, wir wissen es von Selau, Kladrau, Hradisch, Opatowitz, Strahow, Königsaal, wenn auch nur ein Bruchteil der Erzeugnisse erhalten ist. Von Abt Diethard vom Kloster Sazawa wird berichtet, daß er „Tag und Nacht" lateinische Bücher abgeschrieben, Handschriften gekauft und auf andere Weise sich verschafft habe. In diesem Kloster herrschte auch reger Kunstsinn und eifrigste Tätigkeit auf diesem Gebiete. Es war mit Wandgemälden geschmückt, die Kirche mit geglätteten Steinen, die vom Berge Petrin bei Prag kamen, gepflastert; Schlafsaal und Speisesaal, Vorratskammern, Küche, Klosterhof mit Säulen und Bögen geziert. Abt Reinhard, aus Metz gebürtig (seit 1162), der früher in Selau war, konnte malen, meißeln, steinschneiden, Bildnisse aus Holz und jedwedem Metall anfertigen, war in der Schmiedekunst und Glasschmelzerei erfahren.

Kenntnisse und Übung in handwerklichen Arbeiten gehörten gleichsam zum Rüstzeug der Mönche. Wir wissen, daß die ersten Klosterbauten in Strahow von den Steinfelder Mönchen allein durchgeführt wurden; ebenso, daß bei der Begründung des Klosters Kanitz Prior, Subprior und ein Klosterbruder dahin kamen, um „einstweilen die Häuser einzurichten und die Wohnung für den neuen Konvent in Stand zu setzen".

Doch auch die Besorgung der notwendigsten landwirtschaftlichen Arbeiten gehörte zu ihren wesentlichen Obliegenheiten. Wenn die Selauer Mönche in dem „leeren Haus", das sie übernahmen, sich behaupteten, so mag ihnen ihre Fähigkeit, den

Boden zu bebauen, Fisch- und Viehzucht zu üben, nicht zuletzt Helfer in der Not gewesen sein. Von Abt Diethard von Sazawa wird ausdrücklich berichtet, daß er „Handarbeit" besorgte, die hauptsächlich in der Pflanzung und Pflege von Weinbergen bestand. Das Kloster Selau verdankte seine ganze Entstehung solcher „Handarbeit" des Priesters Reinhard, der, wie erzählt wird, einen dichten Wald in Besitz nahm, daraus Felder machte und aus dem gefällten Holz ein Peterskirchlein nebst Kloster erbaute.

Solch emsige und verständige Tätigkeit im kleinen und im großen trug reichlichste Früchte. Am Ende der premyslidischen Zeit stehen die böhmisch-mährischen Klöster als großartige und mächtige Herrschaften da, die den fürstlichen und adeligen gleichkamen, sie oft übertrafen. Nicht zuletzt durch die kunstvollen Bauten. Ist auch das Meiste davon verschwunden, profaniert oder in Trümmer gelegt, wie in den Städten, so geben doch selbst die spärlichen Reste des Prager Agnesklosters, der Kreuzgang und Kapitelsaal in Ossegg, die kunstreichen Portale von Hradischt bei Münchengrätz und Tischnowitz, um nur einiges wenige hervorzuheben, eine deutliche Vorstellung von der Herrlichkeit dieser Periode des Kirchen- und Klosterbaues in Böhmen und Mähren. Aus den Erzählungen des Königsaaler Abtes ersieht man ferner, wie stattlich dieses Kloster mit Kostbarkeiten aller Art ausgestattet war: Kreuzen, Monstranzen, Ornaten, Gefäßen aus Gold, Silber, Perlen, mit Kirchenbüchern, Handschriften, deren manche in Paris gekauft wurden, und allem anderen Kircheninventar. Ein einziges Kreuz bewertete man mit 1400 Mark, das ist mehr, als der Aufbau des ganzen Agnesklosters kostete, der in einer Urkunde vom Jahre 1245 auf 1200 Mark berechnet wird. Für einen mit Edelsteinen besetzten goldenen Becher und einige andere Kirchensachen, die sich König Wenzel I. vom Kloster Oslawan erbat, um sie einem anderen zu überweisen, gab er ein ganzes Dorf als Ersatz.

Diesem inneren Glanz und Reichtum der meisten unserer Klöster jener Zeit entsprach dann der ausgedehnte Besitz an Grund und Boden, besonders auch an zugehörigen Dorfschaften. Die Überlassung untertäniger Dörfer, über die der Landesfürst

frei verfügen konnte, war die gewöhnliche Art, Dienste zu entlohnen oder Gnaden auszuteilen; daher begegnen wir in den zahlreichen Kauf-, Verkauf- und Schenkungsurkunden so vielen Namen slawischer Dörfer, während die deutschen Dörfer mit ihrer freien Bevölkerung vor solchen willkürlichen Verfügungen gesichert waren. Und die hier ansässige Bauernschaft oder sonstiges Volk — die „Armen", wie man die Masse bezeichnete — war durch althergebrachte Verpflichtungen gegenüber dem Landesherrn gebunden, stand, wie es in den Urkunden zu wiederholten Malen heißt, unter der „Gewalt und Tyrannei (potestas vel tyrannis)" des Richters, der Beamten, hoher und niederer Personen in den Dörfern und auf den Höfen, die sie bewohnten. Grell beleuchtet es die sozialen Zustände, wenn fremde arabische Schriftsteller noch im 12. Jahrhundert davon erzählen, daß die in Böhmen lebenden Juden das Land als „Kanaan" bezeichneten, „weil die dortigen Bewohner ihre Söhne und Töchter allen Völkern verkaufen, ganz so wie die Leute von Rusia (Rußland)". Nach dieser Richtung hatten sich also die Verhältnisse nicht wesentlich geändert gegenüber jener Zeit, da sich der heilige Adalbert darüber beschwerte, daß der jüdische Kaufmann christliche Gefangene und Sklaven in Böhmen um das unselige Gold in solcher Menge zusammenkaufe, daß der Bischof sie auszulösen nicht mehr in der Lage sei.

Auch die Klöster litten unter diesen Zuständen, denn ihre Dorfschaften unterlagen gleichfalls jenen mannigfachen schweren Verpflichtungen, der Robotleistung bei Burgenbau und Grabenauswerfung, bei Waldausholzungen, der Gewährung von Unterkunft und Geleite, der Haltung und Wartung von Jagdhunden und deren Hütern, der Herbeischleppung von Netzen zur Jagd, der Lieferung von Naturalabgaben und anderen Schuldigkeiten, bald an den Herzog, bald an den herzoglichen Marschall, Jägermeister, Waldmeister, Kämmerer, Kastellan und andere, diese seztné und ceztné, pojezda und ossada, svod und hlava, vrez, pohoné, ranné und wie alle diese Abgaben und Bußen mit ausschließlich tschechischen Bezeichnungen heißen. Dadurch waren die Klöster in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung unterbunden, abhängig von der fürstlichen Beamtenschaft, sie

entbehrten einer wirklichen Autorität, insbesondere da ihre Untertanen in allen gerichtlichen Angelegenheiten nicht dem Schutz noch der Zucht der Klöster unterstanden, sondern der Landesbeamtenschaft. Die weltlichen Grundherren, die Adeligen empfanden diese Verhältnisse minder schwer, weil sie vielfach als die Inhaber der hohen Ämter daraus Nutzen zogen. Vor allem aber konnte eine solche aller Willkür der Großen preisgegebene Dorfbewohnerschaft nicht aus eigener Kraft und durch noch so fleißige Arbeit zu besserer wirtschaftlicher und sozialer Stellung gelangen.

In diese Zustände eine Wandlung gebracht zu haben, war das Verdienst des Prager Bistums und der deutschen Klöster in Böhmen und Mähren; von ihnen ist der erste Versuch ausgegangen, mit diesen Einrichtungen altslawischen Gewohnheitsrechtes auf ihren Besitzungen aufzuräumen, nicht ohne Kampf und erst nach langwierigen Verhandlungen zwischen dem König Premysl Otakar I., dem Bischof, dem Mainzer Metropoliten und dem päpstlichen Stuhl. Sie sicherten den böhmisch-mährischen Kirchen und Klöstern die sogenannte kirchliche Immunität (Freiheit), d. h. Selbständigkeit gegenüber der allgemeinen Landesverwaltung, wie dies in den beiden großen königlichen Privilegien vom 2. Juli 1221 für das Prager Bistum und vom 10. März 1222 für die Klöster und Konventualkirchen der Prager Diözese allgemein ausgesprochen ist; im einzelnen erwarb dann im Verlaufe der Zeit jedes Kloster und jede Kirche ihr eigenes Immunitätsprivileg. Handelt es sich dabei in erster Linie um die Stellung der geistlichen Personen und ihres Besitzes, so bilden doch die Untertanen einen wesentlichen Bestandteil des letzteren. Ausdrücklich wird im ersten Privileg ihre Befreiung von allen den Lasten, deren einige früher namentlich angeführt wurden, als in der kirchlichen Immunität inbegriffen erklärt. In einzelnen Fällen mochte man hierin verschiedene Bestimmungen treffen, in der Regel scheidet mit der Kirche oder dem Kloster auch dessen Untertanenschaft in den zugehörigen Dörfern, deren Zahl sich nicht selten auf viele Dutzende, auch hundert und mehr belief, aus der Abhängigkeit von jenen Beamten und Adligen aus, deren Forderungen König

Otakar I. noch im Jahre 1224 in einer Urkunde als „schändliche Leistungen (turpes exactiones)“ bezeichnet, „eher für Heiden als für Christen“ passend.

Wie die von den einheimischen Deutschen geschaffenen Städte haben also auch die von den fremden deutschen Mönchen gegründeten Klöster beigetragen, die slawische Bevölkerung im Lande sozial und wirtschaftlich zu heben, ohne daß sie dadurch in ihrer nationalen Eigenart bedroht worden wäre. Beide deutschen Schöpfungen, die Städte und die Klöster, schienen anfangs die Kraft zu besitzen, die Verschiedenheit des Kulturzustandes beider Völker im Lande auszugleichen. Das Städtewesen, das aus dem heimischen Deutschtum, aus seinen uralten Rechtsgewohnheiten naturgemäß hervorgegangen war, hat sich dauernd als ein mächtiger Kulturfaktor erwiesen. Nicht auf diesem Boden bildete sich der Gegensatz zwischen Deutschen und Slawen in unseren Ländern aus. Die kirchlichen und religiösen Verhältnisse in ihrer weiteren Entwicklung sind es, durch die in den bestehenden Spalt ein mächtiger Keil hineingetrieben wird, der alle losen Bande der Annäherungsmöglichkeit wieder zerreißt.

Die Premysliden haben es in ihrer vierhundertjährigen Herrschaftszeit vermocht, die alte Geschiedenheit und Verschiedenheit wenn auch nicht zu beseitigen, so doch zu überbrücken; unter dem neuen Königsgeschlecht der Luxemburger führt sie zu einem furchtbaren nationalen Kampf.

Achter Abschnitt.

Die drei böhmischen Könige aus luxemburgischem Hause: Johann, Karl und Wenzel. 1311—1419.

Die Frau spielt in der Geschichte Böhmens und Mährens keine nebensächliche Rolle. Selbst in dieser kurzen Übersicht sehen wir, wie sie von den frühesten Zeiten an immer wieder im politischen und gesellschaftlichen Leben des Landes bedeutsam hervortritt. Wir nannten die fromme Markomannenkönigin Fritigil, die sagenhafte Lubossa, Ludmilla die Märtyrerin, Judith, die erste sicher bezeugte deutsche Fürstentochter, die einem Premysliden in seine Heimat folgte. Bei den immer inniger sich gestaltenden Beziehungen zwischen Böhmen-Mähren und den deutschen Fürstenhöfen blieb der Fall nicht vereinzelt; und als das premyslidische Geschlecht die höchste dynastische Staffel erstiegen und die erbliche Königswürde erlangt hatte, stand nichts im Wege, daß auch eine deutsche Königstochter, die Staufin Kunigunde in die Prager Residenz einzog. Jetzt hätte Cosmas nicht mehr, wie bei der Eheschließung Judiths mit Bretislaw, davon sprechen können, daß diesen „der angeborene Stolz der Deutschen" bestimmt habe, die Braut lieber gewaltsam zu entführen als um sie zu freien.

Fast wäre es damals auch schon zur Verbindung einer böhmischen Prinzessin mit einem deutschen Kaisersohne gekommen. Friedrichs II. unglücklicher Sohn Heinrich (VII.), der von 1220 bis 1235 als deutscher König seinen Vater im Reiche vertrat, empfand tiefste Zuneigung zu Agnes, der Schwester Wenzels I., von der dieser einmal in einem Briefe an den Papst sagt, sie sei ihm teurer als Weib und Kind und jegliches Gut.[1] Die Politik stellte sich dieser Heirat, die die hohenstaufisch-premyslidische Freundschaft nur hätte stärken können, entgegen; Heinrich mußte eine babenbergische Prinzessin ehelichen und starb in der Blüte seiner Jahre als Ge-

fangener seines eigenen Vaters in Italien; Agnes wurde Nonne. Erst unter dem neuen deutschen Königsgeschlecht der Habsburger kam es zu einer solchen Doppelheirat, als Agnes, Otakars II. Tochter, König Rudolfs gleichnamigen Sohn und der Sohn Otakars, Wenzel (II.), Rudolfs Tochter Guta verbunden wurde. Unglückliche Ehebündnisse: dem ersten entsprang Johannes Parricida, der Mörder seines Oheims, König Albrechts I.; Guta von Habsburg war die Mutter des letzten Premysliden, Wenzels III.

Nun aber, nach dem Aussterben des premyslidischen Mannesstammes, fiel den überlebenden weiblichen Gliedern die wichtige und schwere Aufgabe zu: das angestammte Herrscherhaus nicht spurlos aus der Geschichte des böhmischen Reiches, mit dem es in Jahrhunderte alter Entwicklung emporgekommen war, verschwinden zu lassen. Über ein halbes Jahrtausend war allein vergangen, seitdem Boriwoi die Taufe empfangen und mit ihm die Reihe der christlichen Premysliden ihren Anfang genommen hatte. Die Karolinger und Ottonen, die Salier und Staufer hatte dieses Geschlecht überlebt; das Aufkommen aber auch der Untergang so manchen großen Fürstenhauses fällt in seine Zeit; die Habsburger in Österreich, die Anjou in Ungarn, denen beiden die Premysliden hatten weichen müssen, hatten in ihren neuen Herrschaften kaum noch festen Fuß gefaßt. Es ist begreiflich, daß schon mit Rücksicht auf Geschichte und Ahnenreihe die Ansprüche der weiblichen premyslidischen Linie nicht von vornherein hoffnungslos waren.

Böhmen stand aber in Lehensabhängigkeit vom deutschen Reich; d. h. es mußte an dieses wieder zurückfallen, wenn das belehnte Haus keinen männlichen Sprossen mehr besaß, da Böhmen nicht, wie etwa das Herzogtum Österreich schon seit 1156, ein „Weiberlehen“ war und daher nicht auch an die fürstlichen Frauen, Töchter oder Schwestern des letzten Lehenträgers vererbt werden konnte. Auf dieses Rechtsverhältnis Böhmens zum Reich sich stützend, erklärte der damalige deutsche König, der Habsburger Albrecht I., Böhmen und Mähren nach Wenzels III. Tod für heimgefallene Lehen, die er frei vergeben könne, wem er wolle. Daß er dabei in allererster Linie an

seine eigene Familie dachte, war nach der Lage der Dinge selbstverständlich. Gegen diese Auffassung wehrte sich aber Herzog Heinrich von Kärnten, der Gemahl der ältesten Schwester Wenzels III., Anna, und machte ein Erbrecht der weiblichen Linie geltend, wobei er sich auf kaiserliche Privilegien berief, die dieses Recht erweisen sollten.[2] Da die Adeligen und Bürger der königlichen Städte das Recht zur Wahl eines neuen Landesherrn für sich beanspruchten, bildeten sich infolge dieser einander widerstreitenden Anschauungen im Lande zwei große Parteien, die habsburgische und die kärntnische, die nun um den Besitz des verwaisten Erbes stritten.[3] Die kärntnische hatte zwar den größeren Anhang, aber die habsburgische hatte die Macht des deutschen Königtums hinter sich. Heinrich wurde zum böhmischen König zwar gewählt, aber der deutsche König Albrecht I. belehnte kurzerhand nicht nur seinen ältesten Sohn Rudolf, sondern auch gleich für den Fall von dessen Ableben oder Abgang die übrigen Söhne mit der böhmischen Krone und rückte mit zwei Heeren vom Westen und Südosten gegen das Land. König Heinrich mußte sich vor der Übermacht seines Gegners zurückziehen und das Land fluchtartig verlassen. Herzog Rudolf setzte nun auch seine Wahl durch Adel und Bürgerschaft durch, hielt es aber doch für angezeigt, sich mit Wenzels II. Witwe, der Polin Elisabeth, zu vermählen, vielleicht nicht so sehr um seiner Herrschaft den Schein der Legitimität zu geben, als um Anhang zu gewinnen (16. Okt. 1306). Nur starb Rudolf schon am 4. Juli 1307. Nun auch den zweiten Sohn, Friedrich den Schönen, auf Grund der früher erfolgten Gesamtbelehnung des Hauses Habsburg in Böhmen und Mähren einzusetzen, wurde K. Albrecht I. schon viel schwerer. Der Kärntner kehrte mit seiner Frau nach Prag zurück, verstärkte seinen Anhang, der Kampf der Parteien begann im ganzen Lande von neuem und artete derart aus, daß man Adlige und Bürger, die sich zu den Habsburgern bekannten, in Prag auf der Straße mordete. Am 15. August 1307 wurde Heinrich zum zweiten Male zum böhmischen König ausgerufen. Albrecht I. sprach zwar über ihn die Reichsacht aus, drang mit seinem Heere von Eger aus ins Land, Friedrich

mit einem zweiten von Mähren her, wo sich ihm Brünn und andere Städte, nicht aber Znaim, anschlossen, — allein einen raschen Erfolg konnten die Habsburger nicht erreichen. Und als dann im folgenden Jahr Albrecht I. am 1. Mai 1308 ermordet wurde, Herzog Friedrich somit die Unterstützung des Reichsoberhauptes einbüßte, war das premyslidische Erbe für die Habsburger trotz Belehnung verloren.

Aber auch das auf das vermeintliche Erbrecht seiner Gemahlin sich stützende Königtum Heinrichs von Kärnten hatte nicht die Kraft, sich auch nur im Lande allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Der neue deutsche König Heinrich VII. von Luxemburg (1308—1313) konnte sich daher um so leichter auf den gleichen Standpunkt stellen, wie früher Albrecht I. Auch er betrachtete Böhmen als ein dem Reich heimgefallenes Lehen, das der Kärntner zu Unrecht sich aneigne. Er hatte es jedoch nicht nötig, wie Albrecht I. sogleich mit bewaffneter Hand einzugreifen. Sein erster Berater in politischen Dingen war der Mainzer Erzbischof Peter Aspelt, der zu Zeiten Wenzels II. sechzehn Jahre lang die Regierung Böhmens geleitet hatte. In seiner jetzigen Stellung als Metropolit, dem auch das Prager Bistum unterstand, konnte er auf die Geistlichkeit im Lande einigen Einfluß nehmen. Seinen Einwirkungen dürfte es wohl zuzuschreiben sein, daß sich in maßgebenden Kreisen Böhmens der Gedanke Bahn brach, daß der Anschluß des Landes an das neue deutsche Königtum den sichersten Ausweg aus den inneren Wirren biete. Nur verlangte diese Partei Rücksichtnahme auf das premyslidische Geschlecht. Durch eine Vermählung der zweiten Schwester Wenzels III., der noch ledigen Elisabeth, mit einem Familienmitglied des deutschen Königs konnten diese Schwierigkeiten am ehesten überwunden werden. Heinrich VII. ging auf diesen Vorschlag, den ihm der Abt Konrad vom Zisterzienserkloster Königsaal, der berühmten Gründung K. Wenzels II., an der Spitze einer böhmischen Gesandtschaft unterbreitete, ein. Er empfahl zunächst seinen Bruder Walram, einen gereiften Mann, der selbständig hätte auftreten können. Allein der auf seine Macht eifersüchtige böhmische Adel zog des Königs Sohn Johann vor, der, kaum

den Knabenjahren entwachsen, um vier Jahre jünger war, als die für ihn in Aussicht genommene Frau — und der König gab nach. Allerdings stellte er seinerseits die Bedingung, daß er dem jungen Ehepaar eigene Ratgeber mitgeben dürfe, in erster Linie den genannten Erzbischof Peter von Mainz. Am 31. August 1310 fand in Speier zuerst die feierliche Belehnung Johanns mit der Krone Böhmens statt und noch am selben Tage, „damit sein Recht umso kräftiger sei", die Vermählung mit der Premyslidin Elisabeth, „der gesetzmäßigen Erbin des Reiches"[4]. Die Eroberung Böhmens und insbesondere der Stadt Prag, des Hauptstützpunktes des Kärntners, war nicht ganz leicht, allein sie gelang, so daß Johann und Elisabeth am 7. Februar 1311 in der Domkirche auf dem Hradschin gekrönt werden konnten. Damit beginnt die Regierung der Luxemburger in Böhmen, oder richtiger gesagt, des premyslidisch-luxemburgischen Hauses, das, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, 126 Jahre diesen Thron innehaben sollte.

Von dem neuen böhmischen Königspaare besitzen wir Schilderungen, die selbst nach Abzug der üblichen Verherrlichungen auf zwei geistig nicht unbedeutende Menschenkinder schließen lassen. Umso merkwürdiger ist es, daß sie der inneren Verhältnisse Böhmens nicht Herr zu werden vermochten. Zwischen den fremden Ratgebern des jugendlichen Königs, den „fremden Deutschen", und dem heimischen Adel entstanden Gegensätze, die, solange Johann und Elisabeth an dem kaiserlichen Vater einen Rückhalt hatten, niedergehalten werden konnten. Als aber Heinrich VII. am 24. August 1313 gestorben war, zwang man alsbald Johann, die Herren aus dem Reich zu entlassen und die Regierung dem Haupte der heimischen Adelspartei, Heinrich von Lippa, zu übertragen, der schon im Kampf gegen den deutschen König Albrecht I. eine führende Stellung eingenommen hatte. Ruhigere Verhältnisse traten aber damit keineswegs ein. Finanzielle Auseinandersetzungen zwischen dem stets geldbedürftigen, unternehmungslustigen König und dem Adel, ernstes Zerwürfnis zwischen der Königin und ihrer Stiefmutter, der zweifachen Königinwitwe Elisabeth, die in Königgrätz glänzenden Hof hielt und auffallende Beziehungen

zu Heinrich von Lippa unterhielt, und noch andere innere Zwistigkeiten machten die Lage unhaltbar. Ende Oktober 1315 ließ sich der König bestimmen, Heinrich nicht nur aus seiner hohen Amtsstellung eines Landeskämmerers, dem das ganze Finanzwesen unterstand, zu entfernen, sondern ihn auf der Burg Angerbach einzukerkern. Der Mainzer Erzbischof wurde neuerdings nach Prag berufen und übernahm als Statthalter Böhmens die Verwaltung des Landes. Aber nach zweijährigen schweren Kämpfen mit der Adelssippe Lippas, der nach sechs Monaten aus dem Gefängnis entlassen werden mußte, unterlag das Königtum völlig. Der Mainzer war in sein Erzbistum schon früher zurückgekehrt, der König lebte zumeist außer Landes, die Königin, der die Leitung der Regierung übertragen war, fand an Heinrich von Lippa einen entschiedenen Gegner, dem sie auf die Dauer nicht gewachsen war. König Johann, der Ende 1317 wieder in Prag erschien, gab den Kampf mit den Baronen bald auf, besonders als man versuchte, mit allerlei Verdächtigungen seine Stellung zu untergraben. Soll ja damals durch „Lügenboten" überall verbreitet worden sein, daß der König alle Böhmen aus dem Lande, d. h. der Landesverwaltung, ausschließen wolle.[5] Der heimischen Wirren überdrüssig, schüttelte schließlich Johann in dem wenig würdigen Vergleich mit den Baronen zu Taus im April 1318 die Last der Regierung von sich ab, behielt nur die königliche Würde und bestimmte Einkünfte und wandte sich nunmehr umso freier der auswärtigen Politik zu. Ein dankbares Feld der Betätigung für seinen staatsmännischen Sinn und unruhigen Geist, angesichts des andauernden Gegensatzes zwischen den beiden Häusern der bayrischen Wittelsbacher und österreichischen Habsburger, die um die deutsche Königskrone stritten, und bei der unsicheren allgemeinen Weltlage. Nie müde in alle Händel einzugreifen und immer neue Unternehmungen zu wagen, trug er manchen Gewinn davon und bereitete den Wiederaufstieg seines Geschlechtes langsam aber sicher vor. Er hat dabei Böhmens Grenzen nicht unwesentlich erweitert.

Schon 1319 fiel ihm nach dem Tode des Markgrafen Waldemar von Brandenburg die Oberlausitz zu; dann 1322 Stadt

und Landschaft Eger, die schon früher zu Böhmen gehört hatten, später wieder verloren gegangen waren, von jetzt aber dauernd bei Böhmen verblieben. Die Lombardei, die Johann 1331 bis 1333 innehatte, ließ sich nicht behaupten. Dagegen schien es, daß in Tirol und Kärnten eine luxemburgische Sekundogenitur für den jüngeren Sohn Johann Heinrich würde begründet werden können, als dieser 1330 mit der Erbtochter beider Länder Margareta Maultasch, einer Tochter Herzog Heinrichs von Kärnten, der 1306 und 1307 kurze Zeit die böhmische Königskrone besessen hatte, vermählt wurde. Zwölf Jahre, bis 1341, währte dieser schon infolge des Altersunterschiedes der Ehegatten unnatürliche Ehebund, dann mußte er, nicht zuletzt durch die Umtriebe des wittelsbachischen Hauses, das diese Gebiete beanspruchte, in einer für die Luxemburger schimpflichen Weise gelöst werden, womit auch die dortige Herrschaft verloren ging. Glücklicher war Johann, als er die Besitzergreifung von ganz Schlesien für die Krone Böhmens einleitete.

Der Anschluß der schlesischen Fürstentümer hatte schon unter den letzten Premysliden im Zusammenhang mit der Eroberung Polens begonnen. Durch das Aussterben des Geschlechtes war die Verbindung allerdings wieder in die Brüche gegangen. Bei seiner Thronbesteigung hatte Johann auch den Titel eines Königs von Polen angenommen, zum Zeichen, daß er die Ansprüche seiner Vorgänger auf dieses Land aufrecht halte. Aber erst 1327 unternahm er einen Feldzug dahin, und bei diesem Anlaß huldigten ihm zunächst die oberschlesischen Herzoge von Teschen, Falkenberg, Auschwitz, Ratibor und Oppeln als ihrem Oberherrn. Ihnen schloß sich bald darnach der Herzog von Breslau an und 1329 folgten die oberschlesischen Fürsten von Liegnitz, Brieg, Sagan, Öls; Glogau wurde 1331 durch Kriegsandrohung zur gleichen Entscheidung gezwungen. Es blieb angesichts dieser Entwicklung K. Kasimir von Polen nichts übrig, als 1335 gegen bloße Verzichtleistung Johanns auf den polnischen Königstitel dieses neugeschaffene Verhältnis anzuerkennen, das die allmähliche Einverleibung von ganz Schlesien in die Krone Böhmens bedeutete.

Bei vielen dieser Unternehmungen wurde König Johann unterstützt von seinem erstgeborenen Sohn Wenzel-Karl, der schon zu Lebzeiten des Vaters eine hervorragende politische Tätigkeit entfaltete, wie kaum je ein Thronfolger im böhmischen Reich. Er war nach zwei vorangegangenen Töchtern, Margareta und Guta, das dritte Kind Elisabeths, geboren in Prag am 14. Mai 1316. In der Taufe erhielt er den Namen Wenzel. Schon im Alter von sieben Jahren, 1323, wurde der Knabe nach Paris gebracht, an den Hof König Karls IV. von Frankreich und dessen Gemahlin Maria, einer Schwester Johanns, um dort erzogen zu werden. Der zeitgenössische, in die innerpolitischen Angelegenheiten des Landes gut eingeweihte Chronist von Königsaal erklärt allerdings ausdrücklich, daß die Furcht König Johanns, die Adelspartei könnte sich des jungen Wenzel bemächtigen und ihn an des Vaters Stelle zum böhmischen König erheben, der Hauptgrund für die Entfernung des Knaben aus dem Lande gewesen sei. Noch im selben Jahre wurde er mit einer Kusine des regierenden und Schwester des 1328 auf dem französischen Thron nachfolgenden Königs Philipp VI. namens Blanca verlobt. Bei der Firmung nahm er nach seinem königlichen Oheim dessen Namen Karl an, den er fortan behielt. Sieben volle Jahre hatte Karl in Paris, wo er auch die berühmte Universität besuchte, geweilt. Dann ließ ihn der Vater nach Luxemburg kommen und 1331, also fünfzehnjährig, in die Lombardei, damit er hier in der für das luxemburgische Haus neu erworbenen Provinz mit dem Titel eines „Reichsvikars in Italien" den Vater vertrete. In den Kämpfen, die um diesen Besitz geführt werden mußten, auf dem Schlachtfeld von San Felice, am 25. November 1332 bestand Karl auch seine erste Feuerprobe. Als aber König Johann die Lombardei schließlich doch preisgeben mußte, schickte er den Sohn nach Prag, in die mütterliche Heimat, wo er — die Mutter war nach längerer Krankheit im Alter von 38 Jahren am 28. September 1330 gestorben — nach zehnjähriger Abwesenheit am 30. Oktober 1333 ankam. Im nächsten Sommer ließ er seine Gemahlin Blanca aus Paris nachfolgen; am 12. Juni 1334 langte sie in Prag ein.

Karl übernahm nun als „Markgraf von Mähren und Landeshauptmann von Böhmen" die Verwaltung beider Länder. Eine schwere Aufgabe für den jungen Prinzen, da die Herrschaft der Barone durch mehr als anderthalb Jahrzehnte dem Lande sehr zum Nachteil geraten war. Karl schildert uns die Zustände in Böhmen, wie er sie vorfand, in seiner Selbstbiographie[6]: wie er nur mit großen Kosten und Mühen die königlichen Burgen, Schlösser und Güter, die alle verpfändet oder anderweitig belastet waren, zurückerlangte; wie er sich erst ein Kriegsvolk schaffen und heranbilden mußte; wie er es langsam dahinbrachte, daß „die Gesamtheit der Guten uns liebte, die Schlechten sich aber fürchteten und das Böse mieden"; daß „die Gerechtigkeit wieder zu gebührendem Ansehen gelangte, während bisher die Barone größtenteils Tyrannen im Lande gewesen waren und nicht, wie sich ziemte, den König gefürchtet, sondern die Herrschaft unter sich geteilt hatten". Damit stimmt die Nachricht einer anderen gleichzeitigen Quelle überein, daß nicht nur kein Schloß im ganzen Reich mehr dem König gehörte, sondern auch die ehemals königlichen Städte, Dörfer, Gehöfte, Wälder fast sämtlich in fremde Hände geraten waren, daß die Prager Burg, die 1303 niedergebrannt war, noch immer in Trümmern lag und jetzt erst wieder aufgebaut wurde, wie auch Königgrätz, die Residenz der Königinwitwe Elisabeth.

Karl begann auf allen Gebieten, politisch, militärisch, wirtschaftlich, kulturell, eine ebenso eifrige als wirkungsvolle Tätigkeit zu entfalten, die allerdings gleich in ihren ersten Anfängen für kurze Zeit durch einen peinlichen Zwischenfall unterbrochen wurde. Wie er selber erzählt, gewannen bei einem Besuche des Vaters in Böhmen im Juli 1335 „böse und falsche Angeber, die ihren eigenen Vorteil suchten, sowohl Böhmen als Luxemburger", dessen Ohr und nahmen ihn gegen den eigenen Sohn ein. Sie sollen König Johann gewarnt haben: „Herr seht euch vor; euer Sohn hat im Land viele Burgen und einen großen Anhang unter euren Leuten. Wenn er lange solches Übergewicht behält, wird er, sobald es ihm beliebt, euch verdrängen. Denn er ist der Erbe des Reichs und vom Stamm

der böhmischen Könige und beim Volke sehr beliebt. Ihr aber seid ein Fremdling." Karl wurde daraufhin seiner Stellungen enthoben und mit dem bloßen Titel eines mährischen Markgrafen nach Brünn verwiesen. Aber lange konnte der Vater, der mit Geschäften überlastet war, der Mitarbeit eines so tatkräftigen Sohnes, gegen den sich überdies alle Anschuldigungen als falsch erwiesen, nicht entraten. Dieses kurze, künstlich hervorgerufene Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn war nur wie ein Nachschauer aus der früheren Zeit, in der die Barone und Ratgeber des eifersüchtigen Königs schon so oft Zwietracht zu säen vermocht hatten. Bald herrschte wieder volles Einvernehmen zwischen Johann und Karl, doch wurde dieser zunächst nur im auswärtigen Dienst verwendet und erhielt erst 1341 seine frühere Stellung in Böhmen und Mähren zurück. Und noch im selben Jahre am 11. Juni wurde er auf einer Landesversammlung in Prag in Anwesenheit der böhmischen Prälaten, Fürsten, Herren, Ritter und Bürger der königlichen Städte sowie der Abgesandten von Breslau zum Erben und Nachfolger im böhmischen Reiche ernannt.

Weitausgreifende Pläne beschäftigten damals den König, die denn doch in erster Linie seinem Erstgeborenen zugute kommen mußten. Noch im Herbst 1335 zog Karl im Auftrag des Vaters nach Schlesien, dann nach Ungarn. In den folgenden Jahren sehen wir ihn bald allein, bald mit Johann in Tirol, Österreich, Litauen, Oberitalien, Paris, Avignon, Bayern, Friaul und anderwärts, hier kämpfend, dort verhandelnd.[7] Er wird immer mehr die rechte Hand des Vaters und ihm um so unentbehrlicher, als dieser von einer schweren Augenkrankheit heimgesucht sicherer Erblindung entgegenging. Aber bis zur letzten Stunde seines Lebens blieb er unermüdlich, entfaltete gerade jetzt eine fieberhafte Tätigkeit auf politischem, diplomatischem, militärischem Gebiete.

Die Hauptsorge galt allerdings der Erlangung der deutschen Königskrone, ohne die die machtvolle Stellung des luxemburgischen Hauses auf die Dauer nicht zu behaupten war.

Seitdem die Staufer durch das Papsttum auf dem Lyoner Konzil von 1245 um ihre deutsche Königs- und Kaiserkrone

gebracht und Friedrich II. abgesetzt worden war, versagte das Erbrecht bei dieser Würde, die doch bereits jedes Fürstengeschlecht für seinen Besitz innehatte. Von einer Wahl zur anderen wechselte das Königshaus. Kuriale Beeinflussungen und Eingriffe, wie nie zuvor, ein unwürdiger Schacher um diese höchste Stellung im Reich wirkte dabei mit.

Auf Kaiser Friedrich II. (gest. 1250), dessen Sohn Konrad (gest. 1254) und Enkel Konradin, der letzte Hohenstaufe (gest. 1268), noch den Titel eines deutschen Königs führten, folgte zuerst Heinrich Raspe (1246—1247) aus dem Hause der thüringischen Landgrafen, dann Wilhelm von Holland (1247—1256), sonach die beiden Gegenkönige Richard von Cornwall (1256 bis 1272), der nur am Rhein einen kleinen Anhang fand, und Alfons von Kastilien (1257—1273), ein deutscher König, der nie deutschen Boden betreten hat. Rudolf I. von Habsburg (1273—1291) erneuerte und stärkte die deutsche Königswürde, aber trotz seiner Tüchtigkeit und großen Verdienste um das Reich war es ihm nicht möglich, die Nachfolge seines Sohnes durchzusetzen. Zunächst wurde Graf Adolf von Nassau gewählt und erst nach dessen Tode (1298) konnte Rudolfs I. ältester Sohn Albrecht I. von Österreich den deutschen Thron erlangen (1298—1308). Nach seiner Ermordung springt die Würde wieder auf ein neues Haus über, Heinrich VII., Grafen von Luxemburg (1308—1313). Sein Sohn, unser König Johann von Böhmen, bemühte sich vergebens um die Nachfolge. Die deutsche Königskrone wurde vielmehr zur Streitsache zwischen dem Wittelsbacher Ludwig dem Bayern und dem Habsburger Friedrich dem Schönen von Österreich, dem Sohne König Albrechts I. Bis zum Tode Friedrichs (1330) hatte das Reich wenigstens der Form nach wieder zwei Gegenkönige. Ludwig der Bayer, der jenen überlebte, war gewiß einer der tüchtigsten und rührigsten Vertreter des deutschen Königtums, trat auch mit Entschiedenheit der Beeinflussung Deutschlands durch das Papsttum entgegen. Aber gerade diese ausgesprochene antipäpstliche Politik brachte ihn zu Falle.

Zu seinen entschiedensten Gegnern gehörten die Luxemburger, nicht nur weil er ihnen nach Heinrichs VII. Tod den

deutschen Königsthron entrissen hatte, sondern noch mehr, weil sie ihm die Schuld an dem Verlust Tirols zuzuschreiben allen Grund hatten, in dessen Besitz er sich bald nach der Vertreibung Johann Heinrichs im Jahre 1342 gesetzt hatte. Zur selben Zeit, am 7. Mai 1342, war Klemens VI. zum Papste erhoben worden, der einstmals in Paris Lehrer des Prinzen Karl gewesen war, dessen Aufmerksamkeit, ja Bewunderung er durch eine meisterhafte Predigt erregt haben soll. Schüler und Lehrer sahen einander wieder, als Karl in Begleitung seines Vaters 1340 auf einer Reise durch Frankreich auch nach Avignon kam, dem Sitze des Papsttums seit 1309. Klemens, mit seinem weltlichen Namen Peter Roger, war damals Erzbischof von Rouen und Kardinal. Im Gespräch soll er, wie Karl selbst erzählt, seinem einstmaligen Zögling prophezeit haben: „Du wirst noch König der Römer werden", worauf Karl schlagfertig erwiderte: „Du wirst noch vorher Papst sein". Es waren wohl ihre geheimen Wünsche und Hoffnungen, die sie austauschten.

Gleich nach der neuen Papstwahl tauchte auch der Plan auf, König Ludwig, den man als einen gefährlichen Gegner der Kirche erklärte und der sich durch seine auf Bereicherung hinauslaufende Hauspolitik auch viele deutsche Fürsten entfremdet hatte, abzusetzen. Die besten Aussichten auf die deutsche Königskrone besaßen für diesen Fall die Luxemburger, nicht zuletzt durch ihre engen freundschaftlichen Beziehungen zum neuen Papst. Schon im Februar 1344 hatten Johann und Karl Papst Klemens in Avignon aufgesucht und mit ihm die deutsche Königsfrage erörtert. Ludwig glaubte durch allerlei Beziehungen, die er anknüpfte, seine Stellung sichern zu können. Aber der Papst kannte kein Erbarmen. Am 13. April 1346 erfolgte die feierliche Verfluchung, Bannerklärung und Absetzung Ludwigs. Am 20. April beschwor Karl alle Eide, die ihm der Papst vorlegte, und willigte in Forderungen, wie sie nie zuvor ein deutscher König oder Kaiser dem Papsttum zugestanden hatte. Wiederum acht Tage später, am 28., verlangte der Papst von den Kurfürsten die Neuwahl eines deutschen Königs und bezeichnete ihnen als seinen Kandidaten Karl, den Markgrafen von Mähren. Am 11. Juli wählten ihn zu Rense am Rhein

fünf von den berufenen sieben Kurfürsten: die drei geistlichen, die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier, und zwei weltliche, der böhmische König Johann und der Herzog von Sachsen; der Rheinpfalzgraf und der Markgraf von Brandenburg hielten sich fern. Von den wählenden Kurfürsten war der Böhme Karls eigener Vater, der Kölner dessen Großoheim und der Mainzer war wenige Monate zuvor eigens zu diesem Zwecke nach Absetzung seines Vorgängers ernannt worden. Das Ziel, das dem Premysliden Otakar II. vorgeschwebt und für das er schließlich sein Leben eingesetzt hatte, erreichte der Luxemburger auf böhmischem Thron fast mühelos.

Ein berühmter geistlicher Widersacher des damaligen Papsttums und Anhänger Kaiser Ludwigs, einer der größten mittelalterlichen Theologen und Gelehrten überhaupt, Wilhelm von Occam, den schon bei Lebzeiten der Beiname „doctor invincibilis et singularis (unbesiegbar und einzig)" schmückte, erklärte diese gewiß anfechtbare Wahl als einen „Treubruch" der deutschen Kurfürsten gegenüber ihrem früheren Herrn und brachte für Karl die Bezeichnung eines „Pfaffenkönigs" auf[8], nannte ihn wohl auch „eine übertünchte Statue", „das Idol der häretischen Geistlichkeit von Avignon".

Das erste politische Geschäft, das Karl in seiner neuen Eigenschaft als deutscher König durchzuführen hatte, war, dem französischen König Philipp VI., seinem Schwager, dem treuen Anhänger des Papsttums in Avignon, Hilfe zu bringen in dessen schwerem Kampfe gegen England. In der Schlacht bei Crécy am 26. August 1346, dem Todestag Otakars II., in der die Franzosen eine schwere Niederlage erlitten, fiel auch der blinde Böhmenkönig Johann, der es sich nicht hatte nehmen lassen, im größten Kriegsgetümmel mitzukämpfen. Auch Karl wurde verwundet, so daß er einige Zeit in einem französischen Kloster seine Genesung abwarten mußte. Am 18. September weilte er aber bereits wieder in Luxemburg und ordnete die Verhältnisse dieser ihm nunmehr heimgefallenen Grafschaft. Diese Unglücksfälle stärkten wohl die Reihen des Gegenkönigs Ludwig des Bayern. Karl verblieb noch bis Ende 1346 in seinem Stammland und wagte es nur als Knappe verkleidet

mit einer Schar Adeliger durch Elsaß und Schwaben nach Böhmen zu eilen, wo er Anfang 1347 glücklich anlangte. Ein Versuch im Frühjahr dieses Jahres von Tirol aus den Kampf gegen die Wittelsbacher zu beginnen, mißglückte. Im September begann er in Prag alle Vorbereitungen für einen neuen Feldzug zu treffen. Da erlag Kaiser Ludwig einer Verwundung, die er auf der Bärenjagd in der Nähe von München erlitten hatte, am 11. Oktober 1347. Noch im selben Monat konnte Karl seinen Einzug in die wichtige Stadt Regensburg, bald auch in Nürnberg halten und seine Anerkennung überall durchsetzen. Der neue Gegenkönig, den die wittelsbachische Partei in Graf Günther von Schwarzburg aufstellte, wurde ihm nicht mehr gefährlich, denn er ließ sich durch eine Geldsumme abfinden und starb schon am 18. Juni 1349.

Die Doppelstellung, die Karl IV. seit dem Tode seines Vaters als deutscher und als böhmischer König durch ein ganzes Menschenalter einnahm, hat schon bei gelehrten Zeitgenossen die Vorstellung erweckt, daß er wenig für das Reich, um so mehr für Böhmen gesorgt habe; eine Auffassung, die nachmals Kaiser Maximilian I. in dem sprichwörtlichen Satz ausgedrückt hat: Karl sei des Reiches Erzstiefvater, dagegen Böhmens Erzvater gewesen. Von den bedeutendsten Geschichtsforschern der neuesten Zeit wird aber mit Recht bestritten, daß seine Tätigkeit für Deutschland bedeutungslos, geschweige denn nachteilig gewesen wäre. Wir haben uns damit hier nicht zu beschäftigen. Daß aber seine Regierungszeit für Böhmen und Mähren schon in politischer Hinsicht alles überragt, was damals in irgendeinem Fürstentum durchgeführt wurde, läßt selbst ein kurzer Überblick seiner Tätigkeit erkennen. Pläne und Wünsche, die schon in der großen Zeit der letzten Premyslidenkönige bezüglich Böhmens Gestalt gewonnen hatten, ohne aber verwirklicht werden zu können, sind jetzt in vollstem Maße in Erfüllung gegangen.

Schon zu Lebzeiten seines Vaters als Statthalter von Böhmen hat er seine freundschaftlichen Beziehungen zum päpstlichen Stuhl ausnützend die kirchliche Selbständigkeit Böhmens, das bisher unter dem Erzbistum Mainz stand, gesichert. Prag

wurde durch eine Bulle P. Klemens VI. vom 30. April 1344 zu einem Erzbistum erhoben und ihm das alte mährische Bistum in Olmütz und ein eben erst damals neu errichtetes in Leitomischl unterstellt. Es war nach Mainz, Köln, Trier, Salzburg, Hamburg-Bremen, Magdeburg und Riga das achte auf deutschem Boden geschaffene Erzbistum[*]. Am 21. November erfolgte in der Domkirche zu St. Veit in Prag die Übergabe des Palliums, des Abzeichens der erzbischöflichen Würde, an den bisherigen Prager Bischof Ernst von Pardubitz, der seit dem 11. Januar 1343 diese Stellung innehatte.

Erst mehr als ein Jahr nach dem Tode seines Vaters, am 2. September 1347, ließ Karl sich und seine Frau feierlich in Prag durch den neuen Erzbischof als König und Königin von Böhmen krönen. Zu diesem Zwecke wurde eine der französischen nachgebildeten Krönungsordnung geschaffen, die dann für alle späteren Akte dieser Art im Gebrauch blieb. Wenige Monate darnach, am 7. April 1348, begründete er durch eine Reihe feierlich ausgestellter Urkunden die neue staatsrechtliche Stellung Böhmens gegenüber seinen Nebenländern und dem deutschen Reiche. Böhmen wurde damals eine Erbmonarchie, in der die Primogenitur, d. h. das Erbrecht des ältesten Sohnes, und für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie in gleicher Weise das der Töchter gelten sollte. Den Ständen, d. h. der Vertretung der Geistlichkeit, des Adels und der königlichen Städte, wurde das Recht zur Wahl eines neuen Königshauses erst dann zugebilligt, wenn der männliche und weibliche Stamm der Luxemburger vollständig ausgestorben wäre. Die Erbverbrüderungen mit dem österreichischen und ungarischen Fürstengeschlecht, die Karl IV. in der Folgezeit abschloß, haben dieses ständische Recht noch weiter eingeschränkt. Und am gleichen Tage, da diese wichtigen rechtlichen Bestimmungen Gesetzeskraft erlangten, begründete Karl in Prag eine Universität, ein sogenanntes „studium generale", mit den gleichen Privilegien und Freiheiten für Doktoren, Lehrer und Schüler, wie zu Paris und Bologna.

Mit dieser inneren Kräftigung des Reichs ging eine Erweiterung seiner Grenzen Hand in Hand. Die Größe der Herr-

schaft, die Karl schon von seinem Vater übernommen hatte, hielt ihn nicht ab für weitere Vermehrung zu sorgen. Er erwarb einen Teil der Oberpfalz, so daß Böhmens Grenzen im Westen bis nahe an die Reichsstadt Nürnberg heranreichten (1355); vorher schon das Fürstentum Schweidnitz-Jauer, das letzte schlesische Gebiet, das noch nicht zur Krone Böhmens gehörte (1353); weiter die Niederlausitz (1367) und endlich nach langen Verhandlungen im Jahre 1373 die Mark Brandenburg. Die Erbverträge mit den Habsburgern und dem ungarischen Königshause, die am 10. Feber 1364 in Brünn abgeschlossen wurden, sicherten seinem Hause für den damals nicht unwahrscheinlichen Fall des Aussterbens dieser Geschlechter Ansprüche auf deren Erbe, also auf ganz Österreich und Ungarn.

Allerdings, ein so weit ausgedehntes Reich in seiner eigenen Hand allein zu behalten, war für Karl nicht möglich. Er übertrug somit einzelne Teile an seine Brüder. Johann Heinrich (geb. 1322), der einstmals als Gemahl der Margareta Maultasch für Tirol ausersehen war, erhielt für sich und seine Familie die Markgrafschaft Mähren als ein Lehen von Böhmen durch besondere Verträge vom 26. Dezember 1349. Der jüngste Bruder Wenzel (geb. 1337), von König Johanns zweiter Gemahlin Beatrix von Bourbon, übernahm am 13. März 1354 die Grafschaft Luxemburg, die zu einem Fürstentum erhoben wurde. Alles übrige behielt Karl zunächst für sich. Denn weder aus seiner ersten Ehe mit Blanca, die am 1. August 1348 starb, noch aus der zweiten mit Anna von der Pfalz hatte er Söhne, die am Leben geblieben wären. Erst seine dritte Gemahlin Anna, die Tochter Herzog Heinrichs von Schweidnitz, die er am 27. Mai 1353 heiratete, schenkte ihm am 26. Feber 1361 einen Sohn Wenzel und die vierte, Elisabeth von Pommern, nebst drei Töchtern Sigmund, geb. 14. Feber 1368 und Johann, geb. 22. Juni 1370. Schon mit zwei Jahren, am 15. Juni 1363, wurde Wenzel zum König von Böhmen gekrönt und am 29. September 1370 mit Johanna, der Tochter Herzog Albrechts von Bayern vermählt.

Die mächtige Stellung, die Karl IV. einnahm, und die gewaltige Hausmacht, die sein Vater und er zusammengetragen

hatten, ließ sich auf die Dauer nur behaupten, wenn dem luxemburgischen Geschlecht auch die deutsche Krone, die Nachfolge im Reich gesichert würde. Denn kam, wie dies seit hundert Jahren regelmäßig eingetreten war, nach Karls Tod ein deutscher König aus einem anderen deutschen Hause zur Herrschaft, dann entstand die Gefahr, daß er diesen großen Besitz nicht anerkennen würde. Es handelte sich somit für Karl IV. letzten Endes darum, seine politischen und diplomatischen Erfolge noch bei seinen Lebzeiten durch die Wahl seines ältesten Sohnes Wenzel zum deutschen König zu krönen. Das war umso schwieriger, als eine Erbfolge im deutschen Königtum nicht gesetzmäßig festgelegt war und auch die berühmte „Goldene Bulle" Karls IV., eine Art Reichsgrundgesetz, das unter ihm auf zwei Reichstagen in Nürnberg (November 1355) und Metz (Dezember 1356) beschlossen worden war, eine Erblichkeit der Königswürde nicht anerkannte, ja nicht einmal die Wahl eines Nachfolgers bei Lebzeiten des Königs in Erwägung zog, allerdings auch nicht ausschloß. Es war darin nur festgesetzt, daß den sieben deutschen Kurfürsten, die mit den sieben Armen des Leuchters in Jerusalem verglichen werden, das Recht der Wahl eines deutschen Königs zustehe, ohne nähere Angabe des Zeitpunktes, wann diese Wahl vor sich gehen solle.[10]

Karl IV., der geschickte Diplomat, hat ein Jahrzehnt lang und mehr das Ziel im Auge gehabt, seinem Sohne die Nachfolge im Reich zu sichern. Er hat hiefür alles vorbereitet, sowohl im Reich bei den Kurfürsten, als auch bei der Kurie, die bisher eine so große, ja oft entscheidende Rolle bei der deutschen Königswahl gespielt hatte. Allerdings nur widerrechtlich, und auch die „Goldene Bulle" erkannte dem Papsttum in dieser Hinsicht gar keine Befugnisse zu. Die seit längerer Zeit von Gelehrten und Staatsmännern vertretene Lehre, daß die Päpste kein Recht besäßen, die deutschen Könige ein- und abzusetzen, hatte endlich in ganz Deutschland allgemeinere Anerkennung gefunden.

Karl mußte nur warten, bis Wenzel sein fünfzehntes Lebensjahr erreicht und damit die Volljährigkeit erlangt hatte. Dann ließ er auf Grund seiner längst getroffenen Verein-

barungen die Wahl vornehmen, die am 10. Juni 1376 in Frankfurt a. M. einstimmig stattfand und der schon am 6. Juli die Krönung in Aachen folgte. Der Papst Gregor XI. mußte notgedrungen nachher seine Zustimmung geben, um die ihn Karl in einem vor die Wahl zurückdatierten Schreiben gebeten hatte, um sein Entgegenkommen zu beweisen. Wenig mehr als zwei Jahre darnach, am 29. November 1378, starb Karl IV. in Prag nach längerem, qualvollem Leiden; „der Vater des Vaterlandes", wie er in Böhmen genannt wurde. Mit feierlichem Gepränge wurde er im Prager St. Veitsdom beigesetzt.

Der Nachfolger im Reich und in Böhmen, König Wenzel IV., hat aber nicht die ganze väterliche Erbschaft übernommen. Abgesehen von Mähren und Luxemburg, die schon abgetrennt worden waren, erhielt im Juni 1378 der zweite Sohn Karls, Sigmund, der überdies mit der ungarischen Erbtochter Maria verlobt war, die Mark Brandenburg und der dritte, Johann, wahrscheinlich schon 1377 einen Teil der Oberlausitz als Herzogtum Görlitz. Wenzel verblieben Böhmen, Schlesien, Bautzen, Niederlausitz und die luxemburgischen Besitzungen in Bayern, Franken, Sachsen, sowie eine gewisse Oberhoheit über die anderen Gebiete.

Wenzel, beim Regierungsantritt erst siebzehn Jahre, war im Gegensatz zum zarten Vater von robustem Körperbau, auch in seiner geistigen Veranlagung dem Vater wenig ähnlich.[11] Er soll als Jüngling freundlich, sparsam, gerechtigkeitsliebend, im ganzen natürlich und begabt gewesen sein. Doch zeigte sich früh ein Hang zu lustigen Gelagen, ja zu Trunksucht, daraus sich sein Jähzorn erklären dürfte, der ihn in späteren Jahren beherrschte. Es gibt einen gleichzeitigen Chronisten, den Abt Ludolf von Sagan (im Fürstentum Liegnitz), gest. 1422, der über Wenzel ungemein schlecht urteilt, für alles Unglück, das unter ihm im Reich und in Böhmen eintrat, nur ihn allein verantwortlich machen möchte.

Die Schwierigkeiten, auf die er zunächst in Deutschland stieß, waren der schon unter seinem Vater begonnene große Krieg der Städte (rheinischer und schwäbischer Städtebund) gegen Fürsten und Ritterschaft (Löwenbund und andere), in

dem er zuerst zu dieser, dann zu jener Partei hielt und es sich mit beiden verdarb; weiter das große päpstliche Schisma, das das ganze Reich und bald jedes Land in zwei feindliche Lager spaltete und dem gegenüber sich Wenzels Politik als verfehlt erwies.

Vom Jahre 1308 bis 1367, beziehungsweise 1377 hatten die Päpste nicht in Rom, sondern im südfranzösischen Avignon ihren Wohnsitz: lebten in der „babylonischen Gefangenschaft" der französischen Könige, zu der sie Philipp IV. und seine Nachfolger gezwungen hatten. Nach ihrer Rückkehr nach Rom unter Gregor XI. (17. Jänner 1377), auf die Karl IV. bestimmenden Einfluß genommen hatte, bildeten sich im Kardinalskolleg zwei Parteien, von denen nach Gregors Tod zwei verschiedene Päpste gewählt wurden: Urban VI., gewählt am 8. April 1378, verblieb in Rom, und Klemens VII., gewählt am 20. September 1378, zog wieder nach Avignon. Die Spaltung im Papsttum, das sogenannte Schisma, war vollzogen.

Karl IV., in dessen allerletzte Lebenszeit dieses weltgeschichtliche Ereignis fiel, konnte nichts mehr tun, als sich für den römischen Papst als das allein rechtmäßige Oberhaupt der Kirche entscheiden, und seinem Beispiel folgte dann auch Wenzel. Dagegen schlug sich Frankreich von allem Anfang an auf die Seite des avignonensischen Papsttums, und andere Reiche und Länder schlossen sich ihm an. Es währte aber dann nicht mehr lange, so waren die einzelnen Fürstentümer in sich geteilt. Die Obedienz des römischen und des avignonensischen Papsttums kehrte sich nicht mehr an die Grenzen der Territorien. In jedem fanden beide Anerkennung. So auch in Deutschland und in Böhmen. Man gab König Wenzel schuld, daß er solche Verhältnisse sich hatte ausbilden lassen, dieses Übel nicht im Keime erstickt habe; Karl IV., so meinte man, hätte es sicherlich vermocht.

Wenzels Ohnmacht und Untätigkeit als deutscher König in den großen Fragen der Reichspolitik stand aber in schroffem Gegensatz zu der rohen Kraftentfaltung, die er als König von Böhmen in wichtigen Angelegenheiten dieses Landes an den Tag legte.

In seiner Umgebung und unter seinen Beamten bevorzugte Wenzel sehr bald nach seinem Regierungsantritt den niederen Adel und auch das Bürgertum gegenüber dem Herrenstand und der hohen Geistlichkeit. Besonders mit dem Prager Erzbischof Johann von Jenzenstein, der seit dem 6. März 1379 diese Würde innehatte, geriet er in heftigen Streit. Der Umstand, daß dieser aus einem lebensfreudigen Hofmann, der er früher gewesen, in seiner neuen Stellung ein überstrenger, eifernder Priester geworden war, mag zur Entfremdung wesentlich beigetragen haben. Schon 1384 enthob ihn der König von dem hohen und einflußreichen Amte eines böhmischen Kanzlers und überließ es dem bisherigen Unterkämmerer und Propst von Lebus Johannes Bruno, an dessen Stelle er einen Prager Bürger und Kaufmann Sigmund Huler ernannte. Die beiden Emporkömmlinge, durch die königliche Gunst gesichert, griffen wiederholt in die Gerichtshoheit des Erzbischofs ein, der wiederum seine geistliche Macht gegen sie ausspielte, indem er über Huler und andere königliche Beamte den Bann aussprach. Der Absicht des Königs, die Abtei Kladrau zum Bistum zu erheben und dieses einem seiner Günstlinge zu verleihen, widersetzte sich der Erzbischof mit Erfolg. Diese gegenseitigen Feindseligkeiten erreichten ihren Höhepunkt im Jahre 1393. Um einen Ausgleich herbeizuführen, entschloß sich der Erzbischof, einer Einladung des Königs Folge leistend, von Raudnitz, seinem befestigten Schlosse, auf dem er sich gewöhnlich aufhielt, nach Prag zu kommen, in Begleitung mehrerer Geistlicher seiner Kanzlei, darunter des greisen Domdechanten Bohuslaw, des Offizials Puchnik, des Probstes Wenzel von Meißen und seines Sekretärs Johann von Pomuk (Nepomuk), eines Sohnes des Prager deutschen Bürgers Wölfel. Während der Verhandlungen am 20. März entbrannte aber der alte Streit von neuem, der König geriet in heftigsten Zorn und ließ das Gefolge des Erzbischofs sofort verhaften, während dieser nur noch durch Flucht entkommen konnte. Noch am selben Tage wurden die Gefangenen unter Anwendung der Folter einem peinlichen Verhör unterzogen. Der König soll nicht nur zugegen gewesen sein, sondern auch bei der Marterung eingegriffen haben.

Dabei erlitt der Sekretär Johann von Pomuk so schwere Wunden, daß an sein Aufkommen nicht mehr zu denken war. Halbtot, die Hände auf den Rücken, die Füße an den Kopf gebunden, den Mund mit einem hölzernen Knebel gestopft, damit er keinen Wehschrei von sich geben könne, wurde er am genannten Tage spät abends von der Karlsbrücke in die Moldau geworfen, wo er ertrank.[12] Nach einigen Tagen berief der König, von scheinbarer Reue erfüllt, den Erzbischof unter Zusicherung voller Sicherheit nochmals nach Prag, eine äußerliche Aussöhnung wurde zwar erzielt, allein sehr bald ergaben sich neue Mißhelligkeiten, der Erzbischof eilte nach Rom, um vor dem Papste gegen den König und dessen oberste Beamten schwere Klage zu erheben. Er forderte, daß der Papst Wenzel und die Mitschuldigen als Kirchenschänder, Mörder und Gebannte erkläre und Böhmen mit dem Interdikt bedrohe, falls die Übeltäter nicht Genugtuung leisten würden. Papst Bonifaz IX., unter dem Drucke des Schismas stehend, war jedoch nicht in der Lage, den Erzbischof in seinem Kampfe gegen den König zu unterstützen; kaum daß er ihm für wenige Jahre einen sicheren Aufenthalt in seiner Prager Residenz verschaffen konnte. Am 2. April 1396 verzichtete Jenzenstein auf Amt und Würde und verbrachte den Rest seines Lebens bis zu seinem Tode am 17. Juni 1400 in Rom als Patriarch von Alexandrien.

Aber nicht von geistlicher, sondern von weltlicher Seite sollte in Böhmen der Kampf gegen Wenzel und sein ganzes Regiment mit Erfolg aufgenommen werden. Der hohe Adel schloß sich unter Führung des mächtigsten Barons im Lande, Heinrichs von Rosenberg, zum sogenannten „Herrenbund" zusammen und fand Unterstützung an Wenzels Vetter, dem hochbegabten ehrgeizigen Markgrafen Jodok (Jost) von Mähren, der 1375 seinem verstorbenen Vater Johann Heinrich gefolgt war, allerdings unter Abtrennung gewisser mährischer Gebiete für seinen jüngeren Bruder Prokop. Am 5. Mai 1394 wurde in Prag zwischen Jodok und neun Mitgliedern des Herrenbundes ein Vertrag geschlossen, durch den sich beide Parteien gegenseitig verpflichteten, einander beizustehen, das allgemeine

Wohl des Landes zu fördern, Unrecht abzuschaffen, Recht und Gerechtigkeit wieder zur Geltung zu bringen, „wie es zu Zeiten ihrer Vorfahren Sitte gewesen". Des Königs, gegen den sich die ganze Vereinbarung richtete, wurde mit keinem Worte gedacht. Drei Tage später nahm man Wenzel, als er sich während eines Jagdausfluges im Minoritenkloster in Beraun aufhielt, gefangen, brachte ihn nach Prag und zwang ihn auf einem am 31. Mai abgehaltenen Landtag, Jodok zu einem „Hauptmann" im Königreich Böhmen zu ernennen.

Die Aufforderung, diese Wenzel aufgedrungene Vereinbarung allgemein anzuerkennen, stieß aber vielerorten auf Widerstand und an die Spitze dieser königstreuen Partei trat Herzog Johann von Görlitz, Wenzels Stiefbruder. Schon am 7. Juni befand er sich in Kuttenberg, der königlichen Bergstadt, und erließ von dort eine geharnischte Erklärung, daß er dem Bunde Jodoks mit den Landherren nicht beitrete und dessen Maßnahmen und Pläne für ungesetzmäßig halte. Er bat in seine Dienste einzutreten, um „unserm Herrn, dem König in seinen Nöten" beizustehen, und versprach reichlichen Sold und jeglichen Schadenersatz. Noch im selben Monat konnte er mit hinlänglicher Heeresmacht gegen Prag ziehen und die Stadt, die sich am 5. Juni urkundlich dem Markgrafen Jodok und dem Herrenbund verpflichtet hatte, zwingen, von dieser Einigung zurückzutreten, ihn, Johann von Görlitz, als Wenzels Stellvertreter anzuerkennen, ja sogar als dessen Erben und König von Böhmen, falls, „dar Gott vor sei", Wenzel in seiner jetzigen Gefangenschaft sterben sollte (28. Juni). Der König war nämlich wenige Tage zuvor angesichts des ausbrechenden Kampfes von Prag heimlich weggebracht worden, zuerst auf ein Rosenbergisches Schloß in Böhmen, dann aber auf österreichisches Gebiet nach Wildberg bei Linz, das den Herren von Starhemberg gehörte. Die freundschaftlichen Beziehungen, die schon seit mehreren Jahren (etwa 1390) zwischen Jodok und Herzog Albrecht III. von Österreich bestanden, ermöglichten eine so unerhörte Tat, den böhmischen und deutschen König in fremdem Lande gefangen zu halten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Reich zu diesen Vorgängen Stellung nahm, um so mehr, als beide Parteien sich bemühten, die deutschen Fürsten für sich zu gewinnen. Eine Versammlung zu Frankfurt a. M. unter dem Vorsitz des Pfalzgrafen Ruprecht als Reichsvikar erließ an Markgraf Jodok und seinen Anhang den Befehl, „einen heftigen Brief", König Wenzel freizugeben, „den er wider Ehre und ane Recht gefangen" halte. Pfalzgraf Ruprecht erschien selber am 26. Juli in Budweis, von wo aus Herzog Johann den erfolgreichen Kampf gegen die böhmischen Landherren, insbesondere die Rosenberge führte, und vereinbarte die Bedingungen über die Freilassung Wenzels, die denn auch am 2. August stattfand, indem der König aus Wildberg nach Krummau gebracht und hier den Seinigen übergeben wurde. Der Friede von Pisek, den Ruprecht am 25. August auf der Grundlage gegenseitigen Verzeihens und Vergessens vermittelte, schuf in Böhmen keineswegs geordnete Verhältnisse; die Unruhen setzten sofort wieder ein und hätten fast zu einem Krieg Wenzels gegen Herzog Albrecht III. von Österreich geführt, wenn dieser nicht durch Erneuerung seines Bündnisses mit Jodok und Ausdehnung desselben auf die böhmischen Landherren seine Macht wesentlich gestärkt hätte (1394, Dez. 17). Überdies bemühten sich Johann von Görlitz, dessen Eifer für die Sache Wenzels nachzulassen begann, und die mit Wenzel nahe verwandten Fürsten Markgraf Wilhelm von Meißen und Herzog Stephan von Bayern, zwischen dem König und Jodok einen freundschaftlichen Ausgleich zu treffen. Aber alle Bemühungen waren umsonst. Der König verstand es, Jodok nach Karlstein zu locken und dort gefangen zu nehmen. Auf die Frage Herzog Stephans, wer ihm dazu geraten habe, antwortete er: „Ich habe es von Jost gelernt, und wie er mir getan hat, will auch ich ihm tun". Allein schon nach wenigen Wochen mußte er ihn freilassen. Ein allgemeiner Krieg begann in Südböhmen und in Mähren, Albrecht III. von Österreich unterstützte wieder Jost und den böhmischen Adel, sogar Herzog Johann von Görlitz schloß sich jetzt der Gegenpartei an und zwang Wenzel, ihn zum „Hauptmann" von Böhmen zu machen, also jene

Stellung einzuräumen, die früher kurze Zeit Jodok innegehabt hatte (10. August 1395). Als aber durch den Tod Herzog Albrechts III. von Österreich am 29. August der wider Wenzel gerichtete Bund das tatkräftigste Mitglied verlor, widerrief der König im Oktober Johanns Ernennung und begann den Kampf von neuem. Johann vermochte nicht sich in Böhmen zu behaupten und kehrte im Januar 1396 nach Görlitz zurück, wo er schon am 1. März plötzlich starb. Der Hauptteil seines Besitzes, das Herzogtum Görlitz und die Lausitz, fielen an Wenzel, die Neumark an den zweiten Bruder, König Sigmund von Ungarn. Eben diesen erwählte sich damals Wenzel zum Schiedsrichter und Vermittler in seinen noch immer schwebenden Streitigkeiten mit Jodok und dessen Anhang, beziehungsweise als Helfer gegen sie. Er suchte ihn an sich zu knüpfen durch die Zusage der Nachfolge im Königreich Böhmen, sodann — am 19. März 1396 — durch die Erhebung zum stellvertretenden Reichsvikar in ganz Deutschland und den zugehörigen Ländern. Allein die schwere Niederlage, die Sigmund als ungarischer König in seinem Kampf gegen die Türken bei Nikopolis (an der Donau) am 28. September 1396 erlitt, die Schwierigkeiten, die ihm daraus in Ungarn entstanden, zerstörten alle Erwartungen, die Wenzel auf die Unterstützung durch diesen seinen Bruder gesetzt hatte. Es blieb ihm nun doch nichts übrig, als mit Jodok ein Übereinkommen zu treffen. In den ersten Tagen des Februar 1397 wurden die wichtigen Urkunden ausgefertigt, durch die Wenzel das Herzogtum Görlitz und die Oberlausitz seinem „lieben" Vetter Jodok übertrug, der damals außerdem die ihm 1388 von Sigmund verpfändete Mark Brandenburg, sowie das gleichfalls 1388 überantwortete Herzogtum Luxemburg und die Landvogtei Elsaß neben dem Hauptbesitz Mähren innehatte.

Auch diese Vereinbarungen waren nur von kurzer Dauer und lösten neue Feindseligkeiten aus, denn, wie ein fremder Berichterstatter aus Prag damals schreibt: „es stet gar ubel in des Kunigs Hofe und in dem Lande zu Beheim; die Landherrn kriegent unter einander, des Kunigs Rete sind gepartiet (geteilt)".[13] In diesen Zwiespalt der königlichen Ratgeber

spielte auch schon die Stellung Wenzels im Reich mächtig hinein. Am 11. Juni 1397 wurden auf der Burg Karlstein während einer solchen Beratung vier königliche Räte von anderen, an deren Spitze Herzog Johann von Troppau stand, niedergestochen, unter dem Vorwand, daß sie es seien, „die Tag und Nacht unserm Herrn König raten, daß er nicht nach Deutschland solle und wollt ihn vom Reich bringen". Der Bischof von Bamberg und der Burggraf von Nürnberg, die eben um diese Zeit mit einer Botschaft von der letzten Frankfurter Fürstenzusammenkunft an den König nach Böhmen fuhren, kehrten an der Grenze um. Markgraf Jost wurde von Wenzel aus Prag verwiesen; er wolle seine Stadt und sein Land selber wohl versehen, ließ er ihm sagen. Und alsbald rüstete er zu einer Fahrt ins Reich, in dem er seit zehn Jahren, seit dem Sommer 1387, nicht mehr gewesen war, um daselbst einen Reichstag abzuhalten, „des Reiches Sachen zu richten und zu handeln". Von Mitte September 1397 bis November verweilte er in Nürnberg, von Mitte Dezember bis Anfang 1398 wurden die Verhandlungen in Frankfurt fortgesetzt. Hier wurden von den Kurfürsten eine Reihe ernster Klagen gegen Wenzels Regierungsweise vorgebracht, die ergänzt werden durch nicht genau datierte, aber in dieselbe Zeit fallende Vorhaltungen von böhmischer Seite, wo Befürchtungen ausgesprochen werden, daß bei Fortdauer solcher Verhältnisse das Reich und das Königtum verloren gehen müßten.

Es mutet wie ein Hohn des Schicksals an, daß Wenzel eben damals, am 1. Januar 1398, den Bewohnern des Dorfes Rense eine besondere Vergünstigung, eine Zollfreiheit, verlieh, damit sie den von seinem Vater im Jahre 1376 hier aufgebauten „Königsstuhl", wo die Kurfürsten seit altersher „einen römischen König zu nennen und zu wählen pflegen", dauernd in gutem Stand erhalten.[14] Denn schon damals arbeiteten die Kurfürsten, vornehmlich der Erzbischof Johann von Mainz und Ruprecht III. von der Pfalz, an seiner Absetzung. In einer Reihe von Kurfürstentagen und sonstigen Versammlungen — „viel Teg" sagt ein zeitgenössischer Chronist —, die mit der Zusammenkunft zu Boppard im

April 1399 beginnen, wurde das Werk weitergesponnen, in großer „Heimlichkeit“. Im September vereinbarte man bereits zu Mainz, daß der neue König nur aus den Häusern Bayern, Meißen, Hessen, Nürnberg oder Württemberg genommen werden solle, zu denen später noch Sachsen hinzukam. König Wenzel hatte von den gegen ihn gerichteten Plänen gute Kenntnis und die Uneinigkeit der Fürsten untereinander, die Anhänglichkeit vieler Reichsstädte hätten es ihm möglich gemacht, den Fürstenbund zu sprengen. Sein Zögern und seine Unentschlossenheit verdarben aber alles. Selbst die ernste Aufforderung der vier rheinischen Kurfürsten vom 4. Juni 1400 an König Wenzel, am 11. August mit ihnen in Oberlahnstein und dem gegenüberliegenden Rense zusammen zu kommen und zu beraten wegen der „mannigfaltigen Gebrechen“ im Kirchen- und Staatswesen, die „zu bessern oder niederzulegen“ er bisher nichts getan habe, „als Ir daz billich und von recht getan soldet haben“, und die Warnung, falls er nicht erschiene, sich aller Eide und Verpflichtungen gegen ihn entbunden zu betrachten, vermochten ihn nicht zu entscheidenden Schritten zu bestimmen. „Her bleif gemeinlich liggen in Behem as ein Swin in sime Stalle“, schreibt der derbe Kölner Chronist.[15]

So kam denn, was kommen mußte. Nachdem die verbündeten Kurfürsten und ihr Anhang vom 11. August zehn Tage lang, „von Tag zu Tage“, auf die Ankunft Wenzels vergebens gewartet hatten, erfolgte am 20. in Oberlahnstein die förmliche Absetzung. Im Hinblick auf sein „unziemliches und erschreckliches Leben“ und seine „Handlungen“ wurde er als „ein unnützer, versäumlicher, unachtbarer Entgliederer und unwürdiger Handhaber des heil. römischen Reichs“ von allen damit zusammengehörigen ihm gebührenden „Würden, Ehren und Herrlichkeit . . . abgetan und abgesetzt“. Am folgenden Tage, am 21. August, wurde im Königstuhl zu Rense der Pfalzgraf Ruprecht III. von der Pfalz und Herzog von Bayern zum römischen König gewählt.

Als Wenzel durch einen Boten Frankfurts am 30. August die erste Kunde von diesen Ereignissen erhielt, soll er ausgerufen haben: „Ich will das rächen oder will tot darumb sein.

und er (Ruprecht) muß als tief herab als er je hoch uf den Stuhl gesatzt ward" und schwur bei St. Wenzel, „er wolle ihn totstechen oder jener mußte ihn totstechen". Und ähnlich soll auch der Markgraf Jodok erklärt haben: „Wir wollen das rächen oder ich enwill nirgend ein Haar in mime (meinem) Barte behalden".

Es waren Ausbrüche ohnmächtiger Wut. Die getreuen Städte, vor allem Frankfurt, dann Straßburg und Regensburg, Basel, Bern u. a. wurden allerdings gebeten, fest und treu zu bleiben, da Wenzel unterstützt von Sigmund, Jost „und andern unsern Fürsten" mit aller seiner Macht nach Deutschland kommen werde; mit König Karl VI. von Frankreich wurden Verhandlungen angeknüpft, — aber ein guter Kenner der Verhältnisse meldete schon am 2. September aus Prag mit Beziehung auf Wenzels Gegenmaßregeln: „Gott gebe, daz ez gut werde; aber der Glaube ist kleine, man forchtet, daß daruß nit enwerde . . ."; und etliche Tage später: „Wir sind wankel mit unsern Sachen, waz des morgens ja ist, daz ist des abends nein . . ." Bald tauchten sogar Gerüchte auf, man denke daran, jemand anderen — es kann nur Sigmund gemeint sein — zum böhmischen König zu machen. In einer Unterredung zwischen den drei Luxemburgern Wenzel, Sigmund und Jodok, die etwa Anfang Oktober in Kuttenberg stattfand und in der Wenzel ernste Vorwürfe über sein Verhalten gemacht wurden, klagte er nur noch: „Ich weiß nit, was tun" und tröstete sich, daß ihm, selbst wenn er Böhmen verliere, doch noch drei Schlösser verblieben.

Dazu kam es zunächst nicht. Die gegenseitige Eifersucht Sigmunds und Jodoks ermöglichte es Wenzel, die böhmische Königskrone zu behaupten. Selbst als es Sigmund gelang, im Bunde mit den Baronen den Bruder am 6. März 1402 noch einmal gefangen zu nehmen und nach Wien zu bringen, wo er der Obhut der Habsburger überantwortet wurde, währte diese Unterbrechung seiner Regierung und die Herrschaft des ungarischen Königs in Böhmen nicht allzulang. Am 11. November 1403 entkam Wenzel aus Wien und gelangte mit Hilfe Johanns von Liechtenstein über Nikolsburg zuerst zu seinen

Getreuen nach Kuttenberg und bald auch nach Prag. In dem kurzen Kriege, der zwischen den beiden Brüdern um den Besitz Böhmens entstand, unterstützte Markgraf Jodok Wenzel, der seine Herrschaft vollkommen wiedergewann und sich fortan wenigstens in Böhmen behauptete.

Der Tod König Ruprechts am 18. Mai 1410 machte eine Neuwahl im Reiche nötig. Sie hatte das seltsame Ergebnis, daß die beiden luxemburgischen Vettern Sigmund und Jodok, der eine mit vier, der andere mit drei Stimmen gewählt wurden; und da auch Wenzel seine Rechte auf die deutsche Königskrone nicht aufgegeben hatte, waren alle drei Luxemburger deutsche Könige; — eine unhaltbare Lage, die denn auch nur kurz währte. Nach dem Tode Jodoks am 18. Jänner 1411 in Brünn trafen die beiden Brüder ein friedliches Übereinkommen. Sigmund sollte sich einer neuen Wahl unterziehen, die denn auch am 21. Juli 1411 zu seinen Gunsten ausfiel; Wenzel verzichtete auf die deutsche Königskrone und sollte dafür die Kaiserkrone empfangen. Dazu kam es aber nicht infolge der schweren Unruhen, die das ganze letzte Jahrzehnt seiner Regierung in Böhmen ausfüllten.

Die Ursachen hievon lagen auf kirchlichem Gebiete; ihre Anfänge reichen weit zurück in die Zeit Karls IV., erlangten aber erst unter Wenzel jene unheimliche Gewalt, durch die das ganze böhmische Staatswesen eine schwere Erschütterung erfuhr, die inneren, politischen und nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse von Grund aus umgewandelt wurden.

Neunter Abschnitt.

Die sozialen und geistigen Strömungen in Böhmen und Mähren unter den Luxemburgern bis zum Ausbruch der Hussitenkriege (1419).

Wir kennen das abfällige Urteil schon, das Karl IV. nach seiner Rückkehr in die Heimat über den böhmischen hohen Adel gefällt hat. Allerdings stand der Prinz damals ganz unter dem Eindruck der staatlichen Verhältnisse, die er in Frankreich wahrgenommen hatte. Dort war es den Königen gelungen, wie man gesagt hat, „Herren im eigenen Haus zu bleiben und sich nicht etwa einen ihrer großen Diener über den Kopf wachsen zu lassen".[1] Hier in Böhmen dagegen waren zu Karls Verwunderung, wie er sich ausdrückt, „die Barone großenteils Tyrannen geworden, die nicht, wie sich ziemte, den König fürchteten, sondern die Herrschaft unter sich geteilt hatten". Das Königtum galt wenig. Die Entwicklung Böhmens im letzten Jahrhundert hatte es dahingebracht.

Die Geschichte der Adelsbildung in unseren Ländern gilt bekanntlich als ein überaus schwieriges Problem. Noch vor kurzem bezeichnete man es als ein „unerforschtes und unbearbeitetes Gebiet".[2] Aber doch wohl nur, weil man auch hiebei von einer eigentümlich slawischen Entwicklung, von einem „nationalen Ursprung" ausgehen zu müssen meinte, wodurch die Überleitung in die späteren Verhältnisse, die mit den deutschen soviel Übereinstimmung zeigen, erschwert wurde. Mit Palacky's Aufbau des ältesten böhmischen Adels in „Kmeten, Lechen und Wladyken", den „drei Stufen, welche in dem Fragmente von Libusa's Gerichte gleichsam die Volkshierarchie bilden",[3] waren Vorstellungen erweckt, die auf falsche Fährten führen mußten. In Wirklichkeit sehen wir auch in dieser Hinsicht in Böhmen vom Beginn der historischen Zeit an ganz ähnliche Erscheinungen obwalten, wie in den deutschen Ländern. Man braucht nur die Stellung, die der

Graf (comes) in der bayrischen Gauverfassung einnimmt"[4], zu vergleichen mit jener, die Cosmas demselben Amt in Böhmen zuschreibt, um die Übereinstimmung kennen zu lernen[5]. Wie dort beruht auch hier, wie Cosmas einmal bezeichnend sagt, „das ganze Reich" auf diesem einen bevorrechteten Stand. Die Grafen haben die Burgen inne und leiten das Volk, sie üben das richterliche Amt im Namen des Herzogs aus, sie sind seine obersten Ratgeber, seine höchsten Beamten, mit ihnen sitzt er bei den Versammlungen, sie sind seine Begleiter auf seinen Fahrten und Feldzügen, kein wichtigerer Akt vollzieht sich ohne ihre Zustimmung. Schwere Kämpfe spielten sich schon in früher premyslidischer Herzogszeit zwischen einzelnen mächtig gewordenen Grafenfamilien und dem Fürstengeschlecht ab. Der Rückhalt am deutschen Königtum sicherte diesem sein Übergewicht und den Sieg. Aus dem Grafentum bildete sich die herzogliche (königliche) und hohe Landesbeamtenschaft mit den verschiedensten Titeln, es entstand geradeso wie in Bayern und anderwärts der zweifache Adelsrang, die sogenannten primates, wie sie in vollster Übereinstimmung mit der in Bayern üblichen Benennung auch Cosmas wiederholt bezeichnet, also der hohe Adel mit seinem reichen Besitz an Grund und Boden, und daneben die zweite Adelsklasse der Edeln (nobiles), die Ritterschaft. Dieser niedere Adelsstand war nicht an Geburt und Abstammung gebunden, noch auch an Nationalität und Herkunft. Der Herzog konnte ihn verleihen, auch an Niedriggeborene, an Fremde, Eingewanderte.

Das anfängliche Überwiegen des Deutschtums besonders im höheren Adel in der premyslidischen Zeit erhellt daraus, daß die Namen der Burgen und Schlösser, auf denen diese Großen sitzen, bis ins 13. und 14. Jahrhundert zum weitaus größten Teil deutsch sind: Biberstein, Lichtenburg, Richenburg, Rosenberg und zahlreiche andere;[6] was man früher in dem Glauben, daß es in Böhmen und Mähren ursprünglich nur slawischen Adel gegeben haben könne, entweder als eine zeitweilige Geschmacksrichtung ansah oder gar damit erklärte, daß „die Baumeister der alten einheimischen tschechischen Geschlechter Deutsche waren".[7] Wir wissen übrigens, daß auch

im Innern der Schlösser und Burgen, wie etwa in Neuhaus um 1338, Wandmalereien, die die Georgslegende oder Adelswappen darstellten, mit deutschen Aufschriften versehen waren.[8] Es sind das Belege für den alten Bestand eines deutschen Adels im Lande, der sich auch aus Cosmas und anderen Quellen nachweisen läßt. Und eben diese durch den Besitz der höchsten Ämter und reichsten Herrschaften mit zahlreichen Untertanen ausgezeichneten im Innern des Landes so mächtigen Adelsherren besaßen auch entscheidenden Einfluß auf die auswärtige Politik des Herzogs oder Königs. Wie früher zu wiederholten Malen traten in der letzten Premyslidenzeit schwere Gegensätze zwischen dem König und der Mehrheit des Adels ein. Als Wenzel I. unter fremder Einwirkung seinen Übertritt vom staufischen Kaisertum zum römischen Papsttum vorbereitete und 1248 durchführte, der böhmischen Politik also eine Richtung gab, die mit Jahrhunderte alten Überlieferungen brach, geschah es, daß sich der größte Teil des heimischen Adels dagegen auflehnte und rasch entschlossen den Sohn Otakar (II.) zum „Herzog oder König" an Wenzels Statt erhob; er fand auch Unterstützung bei Bürgertum und Geistlichkeit. Es war ein entschiedenes Eintreten fast des ganzen Landes für die Sache des Kaisers und des deutschen Reiches, für die Erhaltung der uralten Beziehungen zu Deutschland. Dieser Aufruhr des kaisertreu und deutsch gesinnten böhmischen Adels war aber aussichtslos, als sich das Staufertum in Deutschland selbst zu behaupten unfähig erwies. Man erkennt schon an dieser Entwicklung der Dinge, wie ausgeschlossen es erscheint, im 13. Jahrhundert von einem national-slawischen Adel in unseren Ländern zu sprechen; er hätte sonst von Anfang an mit Begeisterung sich auf die Seite König Wenzels stellen müssen. Daß allerdings durch einen solchen Rückschlag das deutsche Bewußtsein im heimischen Adel einen schweren Stoß erhielt, ist gleichfalls leicht begreiflich.

Der fast drei Jahrzehnte später unter Otakar II. von neuem und in anderer Weise ausbrechende Kampf zwischen böhmischem und deutschem Königtum rief wiederum auch den Adel auf den Plan und wiederum nahm dieser gegen den Landes-

herrn Stellung. Das ganze in mehrere Linien geteilte Geschlecht der Witigonen, die Herren von Krummau und Rosenberg, von Landstein und Neuhaus, mit Zawisch von Falkenstein an der Spitze, aber auch die Riesenburg, Lichtenburg, Seeberg u. a. wurden Anhänger Rudolfs von Habsburg, trugen das Ungemach der Verfolgung durch Otakar in dem richtigen Gefühl, daß diese Politik der Loslösung vom Reich für Böhmen und sein Königshaus verhängnisvoll werden müsse.

Aus dem Elend der Zeiten, das nach Otakars Untergang über die premyslidischen Länder hereinbrach, erhob sich daher dieser einheimische alte Adel zu umso größerer Macht, und Zawisch als sein mächtigster Vertreter konnte sich bereits zu jener für das böhmische Königtum so gefährlichen Stellung emporschwingen, die dieses zwang, sich seiner mit Gewalt zu entledigen; auf König Wenzels II. Befehl wurde er hingerichtet. Dieses Ereignis von erschütternder Tragik sprengte aber auch die letzten Bande zwischen premyslidischer Dynastie und heimischem Adel. Wenzel regierte fortan mit fremden Ratgebern, deren letzter und einflußreichster der Luxemburger Peter von Aspelt, der nachmalige Mainzer Erzbischof, war, hinter denen die böhmischen Barone stark in den Hintergrund traten.[9]

Die lange und starke Zurücksetzung der heimischen Magnaten war aber doch nicht imstande, ihre Macht wesentlich zu erschüttern. Nach dem Aussterben der Premysliden waren sie es, die die Führung der Politik sofort an sich rissen. Sie nahmen vor allem das Recht der Wahl eines neuen Königs für sich in Anspruch;[10] sie führten die Verhandlungen mit den Thronwerbern; sie entschieden zu Gunsten des Habsburgers Rudolf gegen Heinrich von Kärnten; sie, ein Heinrich von Rosenberg, Albrecht von Seeberg und Friedrich von Schauenburg, begaben sich, als ihnen die zweite Herrschaftsperiode des Kärntners unerträglich wurde, zum neuen deutschen König Heinrich VII. von Luxemburg nach Nürnberg, um dem jungen Königsohn den Weg zum böhmischen Thron zu ebnen. An diesem Plan, das böhmische Staatsschiff in die Fahrtrichtung des deutschen Reichsschiffes zu lenken, war anfangs nur ein Teil des böhmischen Adels unterstützt vom Klerus beteiligt, während ein

anderer mit Heinrich von Lipa an der Spitze, bei dem man nicht unschwer eine stärkere Betonung des national-böhmischen Standpunktes wahrnehmen kann, noch zum Kärntner hielt. Aber bald schlossen sich die beiden Gruppen zusammen und gemeinsam verhalfen sie dem Luxemburger zum Sieg. Der Preis war jenes bedeutsame Inauguraldiplom vom Dezember 1310, durch das der neue König nicht nur im allgemeinen die Rechte des Landes feierlichst beschwor und eine gerechte und segensreiche Regierung versprach, sondern dem Adel im besondern eine Reihe wichtigster Zugeständnisse machte.[11] Es ist bezeichnend und zeigt den Zusammenhang mit der Vergangenheit, daß gleich das erste dieser Zugeständnisse sich deckt mit einer Bestimmung des uralten Deutschenprivilegs vom Jahre c. 1173. Wie damals Herzog Sobieslaw, verpflichtete sich jetzt König Johann, seine Untertanen zu keinen kriegerischen Unternehmungen außerhalb Böhmens und Mährens zu zwingen; nur aus freiem Willen können sie einer solchen Bitte willfahren. Und weiter — um von anderen Punkten hier abzusehen — ließ sich der Adel vom neuen König versprechen, daß er keine Fremden zu Hauptleuten, Burggrafen oder Kastellanen einer königlichen Burg ernennen, ihnen keine Ämter im Lande oder bei Hofe verleihen, ihnen die Erwerbung unbeweglicher Güter nicht gestatten werde. Nicht deutschfeindliche Gesinnungen bilden den Antrieb dazu, sondern im Gegenteil die Vorfälle während und nach der Regierungszeit Otakars II., dann unter Wenzel II. und Heinrich von Kärnten, da fremde Ritterschaft und fremde geistliche Ratgeber den heimischen zumeist deutschen Adel zurückgedrängt hatten.

Aber trotz feierlicher Zusicherung unterschied sich gerade in dieser Hinsicht die neue Regierung nicht im mindesten von der der Vorgänger. Wiederum regierten Fremde, luxemburgische Adelige und Geistliche, in Böhmen an der Seite König Johanns. Daraus mußte sich ein neuer Kampf zwischen dem Königtum und den böhmischen Baronen entwickeln. Unter der zielbewußten Führung Heinrichs von Lipa endete er mit der Aufrichtung einer Adelsherrschaft im Innern, die Karl IV. wie eine Gewaltherrschaft gegenüber dem Königtum erscheinen

mußte. Er hat sie nicht durch Zuhilfenahme fremder Kräfte zu brechen versucht, sondern allmählich zurückgedrängt durch Stärkung der königlichen Macht, durch allseitige Hebung der übrigen Stände, unter denen allerdings die Geistlichkeit sich seiner besonderen Begünstigung erfreute.

Aber Karl IV. war kein aus sich selbst schaffender Geist, sondern nur ein überaus strebsamer Nachahmer, der, unbekümmert um alle geschichtliche Entwicklung und Eigenart des Landes, Böhmen so rasch als möglich zu einem Spiegelbild der ihm bekannten und von ihm bewunderten Kultur des Westens und Südens zu machen bestrebt war. Beginnen wir mit seiner an sich großartigen Bautätigkeit.

Die Residenz der böhmischen Könige, die Burg auf dem Hradschin, lag seit mehr als dreißig Jahren, da sie durch eine große Feuersbrunst im Jahre 1303 zerstört worden war, öde und wüst. Karl begann sofort einen Neubau, „sehr kostbar, bewunderungswürdig, wie es niemals früher in diesem Königreich gesehen worden war", schreibt ein gleichzeitiger Chronist.[12] Als Vorbild diente der Palast der französischen Könige in Paris, in dem Karl seine Jugendjahre verbracht hatte. Zum prächtigen Schloß gehörte notwendig die würdige Kirche. Hier konnte zwar Karl an bestehendes anknüpfen, denn die St. Veitskirche erhob sich auf dem Hradschin als ein uralter Bau, dessen Anfänge bis ins zehnte Jahrhundert und früher zurückreichten. Karl aber hat sie zum gewaltigen Dom ausgeweitet in dem neuen gotischen Stil, der im Westen bereits die ältere romanische Bauart abgelöst hatte. Er übertrug die Ausführung einem damals schon bewährten deutschen Baumeister, Peter Parler von Gmünd in Schwaben, der unter Zuhilfenahme anderer Künstler, Maler, Bildhauer, Mosaikenverfertiger, Holzschnitzer, ein Bauwerk schuf, das sich von außen und innen mit den bedeutendsten Domen jener Zeit messen konnte.[13]

Zu gleicher Zeit hat Karl dem Burgenbau in Böhmen neue Wege gewiesen, als er auf einem Felsen an der Beraun in prächtiger, romantischer Lage die gewaltige Burganlage des päpstlichen Palastes in Avignon in verkleinertem Maßstabe als

Burg Karlstein nachahmen ließ. Und da mit den heimischen Künstlern allein ein solches Werk nicht durchzuführen war, ließ er einen Meister aus Avignon kommen, Mathias von Arras, der diesen Bau, wahrscheinlich auch andere, Karlsberg und Karlskrone, Karlshaus und Karlsburg, ausführte, die längst Ruinen sind, während Karlstein, wenn auch vielfach umgebaut, noch besteht. Aber auch für den Bau einer ganzen Stadt mit allen ihren Außenbefestigungen und der inneren Anlage von Straßen und Plätzen, zahlreichen Kirchen und öffentlichen Gebäuden hat Karl ein Muster geschaffen, wie es in gleicher Weise in Böhmen noch nicht vorhanden war, durch die Gründung der Prager Neustadt oder auch Karlstadt in unmittelbarem Anschluß an die Altstadt. Im Jahre 1357 begann Karl den Neubau der steinernen Prager Moldaubrücke, die durch die beiden Brückentürme einen so prächtigen Abschluß erhielt. Das sind nur einige wenige Beispiele. Karl hat unendlich viel bauen lassen in Prag, in seinen Städten, auf dem Lande. Und der König blieb nicht allein. Ihn unterstützte vor allem der Prager Bischof Johann IV. (1301—1343), der sich von 1318 bis 1329 unfreiwillig am päpstlichen Hofe in Avignon hatte aufhalten müssen und nun unter dem Eindrucke, den die dortigen Bauten auch auf ihn gemacht hatten, daranging, zuerst mit französischen Werkmeistern in seiner Stadt Raudnitz bedeutsame Werke zu errichten: das kunstreiche Kloster der Augustiner mit Kreuzgang und Kirche, sowie eine Steinbrücke über die Elbe.

Solche Anregungen von höchster weltlicher und geistlicher Seite wirkten anspornend im ganzen Lande, bei Adel, Geistlichkeit und Städten, deren Profan- und Kirchenbauten, die in Karls Zeit begonnen und zum Teil auch schon zu Ende geführt wurden, nicht nur durch ihre überaus große Zahl, sondern auch durch die kunstvolle Ausführung (Prager Rathaus, Barbarakirche in Kuttenberg, die erzbischöflichen Burgen in Jenzenstein, Helfenburg, die Rosenberger Bauten in Wittingau, Krummau u. v. a.) überraschen. Die Bautätigkeit wirkte dann weiter auf alle verwandten Künste, Bildhauerei, Malerei und Kleinkunst, auf Gewerbe, Handel und Verkehr, die sich

übrigens gleichfalls der königlichen Unterstützung und Förderung im vollsten Maße erfreuten.

Es war tatsächlich eine neue Zeit für Böhmen angebrochen. Karl wollte es auch geistig zum ersten Lande Deutschlands emporheben durch die Auszeichnung, die erste und einzige Universität im ganzen Reiche zu besitzen, die er ganz nach dem Muster, das er in Paris kennen gelernt hatte, nun in Prag begründete.

Höhere Schulen hat es wie überall in Deutschland so auch in Prag und in anderen Städten Böhmens und Mährens nachweislich schon im 13. Jahrhundert, vielleicht auch früher gegeben. Ein berühmter deutscher Lehrer, Hubald von Lüttich, wirkte, wenn auch nur kurze Zeit, schon 1018 in Prag. Aber es gab dort kein „Generalstudium" wie in Paris, Bologna, Oxford, an dem in den Lehrgegenständen aller vier Fakultäten, Theologie, Jus, Medizin, Philosophie (artes genannt) unterrichtet wurde und das auch das Privileg besaß, Magister- und Doktorgrade zu verleihen. Für diese „Generalstudien" bildete sich erst später der bis heute übliche Name „Universität" heraus.

Unter dem Premysliden Wenzel II. hatte man in Prag bereits den Plan erwogen, dort eine solche Anstalt zu errichten. Er scheiterte, weil, wie es heißt, die notwendige Voraussetzung für das Gedeihen einer solchen Schule, Ruhe und Friede im Lande, nicht herrschte. Wiederum kam das, was unter dem gealterten Premyslidengeschlecht vergeblich angestrebt worden war, leicht und rasch unter den jugendkräftigen Luxemburgern zustande.

Am 26. Januar 1347 erließ Papst Klemens VI., der väterliche Freund Karls IV., die Bulle, durch die er bewilligte, daß in Prag ein „Generalstudium" errichtet werde, mit allen den Vorrechten, wie sie die älteren gleichartigen Anstalten schon besaßen. Er entsprach damit einer Bitte Karls, der ihm vorgestellt hatte, daß es „die Bewohner Böhmens, welche es nach der Frucht der Wissenschaft unaufhörlich hungert," vollauf verdienten, „im eigenen Lande den Tisch gedeckt zu finden, ohne genötigt zu sein, in fremden Ländern zu betteln".[14] Nachdem dann Karl am 7. April 1348 den Stiftbrief ausgestellt

hatte, der übrigens fast vom Anfang bis zum Ende mit dem Stiftbrief Kaiser Friedrichs II. für die Universität in Neapel vom Jahre 1224 und dem König Konrads IV. für Salerno von 1252 übereinstimmt, war das Werk vollendet.[15] Die ersten Lehrer wurden von auswärts berufen; einer aus Bologna, ein anderer aus Tuszien. Schüler kamen alsbald aus der ganzen Welt (de diversis mundi partibus), auch aus England, Frankreich, der Lombardei, Ungarn, Polen; die meisten aus Deutschland. Die Universität nahm einen glänzenden Anfang, denn „rastlos bis zu seinem Tode sorgte Karl IV. für sein Schoßkind". Ein heimischer Chronist, Benesch von Weitmühl, frohlockte: „Und die Stadt Prag wurde dank dieser Schule sehr bekannt und berühmt in fremden Landen und wegen der Zahl der Schüler wurden die Zeiten daselbst ein wenig teuer, weil eine sehr große Menge hier zusammenfloß".[16]

Man kann verstehen, welchen bedeutenden Vorsprung dadurch Böhmen vor den übrigen Ländern des Reichs, Prag vor allen anderen deutschen Städten errang, welcher Gewinn für Wissenschaft und Literatur beide Nationen daraus ziehen konnten, umsomehr, als es insbesondere auf dem letzten Gebiete an erfolgverheißenden Ansätzen nicht fehlte.

Die tschechische Literatur hatte neben Legenden und weltlichen Dichtungen, davon aber nur Bruchstücke erhalten sind, schon unter König Johann die gereimte Chronik des sogenannten Dalimil erzeugt, eine vielfach sagenhaft ausgestaltete Landesgeschichte in Versen, wie solche damals in Deutschland mehrfach vorkamen.[17] Eine wichtige Leistung der tschechischen Literatur der vorkarolinischen Zeit ist das „Rosenberger Buch", eine kurze Zusammenstellung des damals geltenden slawischen Gewohnheitsrechtes. Es zeugt dann von dem Vordringen der tschechischen Sprache in immer weitere und höhere Kreise, wenn in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lateinisch-tschechische Wörterbücher in auffallender Zahl auftauchen mit den bezeichnenden Titeln: Bohemarius, Nomenclator, Vocabularius, Dictionarius, Mammotrekt, Sequentionarius. Auch die Übersetzung deutscher Dichtungen, Sagen, Fabeln, Lieder nimmt stark zu; satirische Erzählungen in Prosa und Vers,

Passions- und Osterspiele, insbesondere aber dem religiösen Zug der Zeit entsprechend Legenden, Heiligenleben sind beliebte Stoffe. Und im letzten Viertel des Jahrhunderts bahnt sich die tschechische Sprache auch schon den Weg in die wissenschaftliche Literatur: in den zahlreichen Schriften des Ritters Thomas von Stitny (1331—1401), dem allerdings vorgehalten wurde, daß über gelehrte Dinge tschechisch zu schreiben die Wissenschaft profanieren heiße.

Zu größter Bedeutung erhebt sich aber in Karls IV. Zeiten das deutsche Schrifttum in Böhmen, das daselbst schon einmal unter Wenzel II. zu hoher Blüte gelangt war. Wie dieser wurden auch Johann und Karl von deutschen Sängern, die an ihrem Hofe weilten, besungen.

„Der vierte Kaiser Karle war der wahre Berg,
Der Kirchen Schiff, Mast, Segel und das ganze Werk",

schreibt Heinrich von Mügeln, der mindestens von 1346 bis 1358 in Prag gelebt und Karl auch sein großes Epos „Der Meide (Mädchen) Kranz" gewidmet hat.[18]

Es möchte zu weit führen, seine und anderer Mariendichtungen, die damals ganz besonders beliebt waren, die Kirchenlieder, die Liebeslyrik, die geistlichen Schauspiele in Poesie und Prosa, die in jener Zeit in Böhmen in deutscher Sprache entstanden sind oder von früher her bekannt waren, anzuführen. Nicht diese rege Mitarbeit am allgemeinen literarischen und geistigen Leben ganz Deutschlands bildet das entscheidende Merkmal des deutschen Böhmen in jener Periode; sondern: daß es damals auf diesem Gebiete in einer Weise schöpferisch wurde, daß gerade von hier aus die folgenreichsten Einwirkungen auf das übrige Deutschland ausgingen. „Hier", so urteilt der berufenste Kenner dieser Zeitperiode, „wird der Grund gelegt für den ostmitteldeutschen Charakter der neuhochdeutschen Schriftsprache, hier bildet sich zuerst eine formgewandte wissenschaftliche und literarische deutsche Prosa, hier entsteht die erste wirksame über ein Jahrhundert verbreitete deutsche Übersetzung des neuen Testaments, hier werden erfolgreiche Versuche einer prosaischen Verdeutschung der ganzen

Bibel gemacht, hier unternimmt man es zuerst, antike Autoren in deutscher Prosarede sprechen zu lassen".[19]

Das Hauptverdienst um diese wahrhaft epochalen Anregungen und literarischen Erzeugnisse gebührt Johann von Neumarkt, der mindestens vom Jahre 1347 an in der Kanzlei Karls IV. beschäftigt wurde, von 1354 bis 1374 an der Spitze dieses wichtigen und einflußreichen Amtes stand, überdies von 1353 bis 1364 Bischof von Leitomischl, dann von Olmütz war und 1380 gestorben ist. Er, der deutsche Kanzler am Prager Hof, wurde infolge seiner freundschaftlichen Beziehungen vornehmlich zu Petrarca, dem florentinischen Dichterfürsten, der erste und begeistertste Vermittler der neuen italienischen Geistesrichtung, des Humanismus, nach Böhmen hinüber. Und rascher als irgendwo anders auf deutschem Boden trug der für alle Kulturarbeit so empfängliche Boden der deutschböhmischen Städte „die bewundernswerte Frucht der sprachlichen und geistigen Einwirkung dreier großer Bahnbrecher der Renaissance, Dante, Petrarca, Rienzo", in dem „einzigartigen Beispiel deutscher Sprachkunst, dem Ackersmann aus Böhmen".[20]

Es behandelt den Streit zwischen einem Bauersmann und dem Tod, der ihm seine Frau, seines Herzens Trost und seiner Freuden Hort, ohne sichtbaren Grund entrissen hat. Es hat die Form eines Streitgespräches, „der Lieblingsform der damals neu entstehenden humanistischen Dichtungsweise" und zeigt „eine so eigenartige, innerlich bedeutende künstlerische Gestaltung", wie sie „in landessprachlicher Prosa überhaupt kaum irgendwo sonst der Humanismus hervorgebracht hat". Und dieses Werk ist um das Jahr 1400 auf deutschböhmischem Boden von einem Schriftsteller namens Johann, der Saaz als seine Heimat nannte, geschaffen worden.[21]

Es genügt der Hinweis auf diese Schrift allein, um die Behauptung aufzustellen, daß das deutsche Bürgertum bei uns auch auf literarischem Gebiet das höchste geleistet hat, was man von ihm erwarten konnte, aus eigener Schaffenskraft und Schaffensfreude, ohne fürstliche Unterstützung, ganz ebenso wie es auch auf dem Felde des Rechts und der Kunst, des

Gewerbes und des Handels sich im 13. und 14. Jahrhundert zu größten Leistungen emporgeschwungen hatte. Was hätte dieses deutsche Bürgertum noch zu leisten vermocht, zu welcher kulturellen Höhe wären Böhmen und Mähren gediehen, wenn dieser Entwicklung eine längere Dauer beschieden gewesen wäre. Dabei muß im Gegensatz zu alltäglichen Anschauungen und Darstellungen darauf mit Nachdruck hingewiesen werden, wie frei von Feindseligkeit oder Gehässigkeit gegen die slawische Nation diese geistige und kulturelle Arbeit des böhmischen Deutschtums verläuft. In den deutschen Städten Böhmens und Mährens des 13. und 14. Jahrhunderts waren nationale Gegensätze, die zu Kampf und Streit geführt hätten, vollkommen fremd. Sie wurden durch religiöse Wirren erst hineingetragen und allmählich groß gezogen. Wichtig ist dabei die Stellung, die die böhmischen Könige Karl IV. und Wenzel IV. den beiden Nationen gegenüber eingenommen haben.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde zwischen tschechischen und deutschen Gelehrten eine heftige Polemik darüber geführt, ob Karl IV. der deutschen oder tschechischen Nationalität zuzurechnen sei. Beide Parteien konnten für ihre Auffassung aus den Quellen Belege anführen. Jene beriefen sich unter anderem darauf, daß der Prager Erzbischof in seiner Leichenrede auf den Kaiser die böhmische Sprache (linguam bohemicam) als dessen „Muttersprache (quae est naturalis)“ bezeichnete, und daß Karl in einer Urkunde, durch die er in Prag ein Kloster mit teilweise slawischem Gottesdienst begründete, auch selber davon spricht, gegen jene besondere Gnade üben zu wollen, „die mit uns durch die süße und angenehme Gewöhnung der heimatlichen Sprache verknüpft sind“. Die deutschen Forscher wiederum beriefen sich auf zeitgenössische Chronisten, von denen der eine ausdrücklich erklärt, daß Karl unter den sechs Sprachen, die ihm geläufig waren, „deutsche Sprache allerliebest hatte“, der andere genau unterscheidet, daß Karl deutsch naturgemäß, eigentlich (proprie), böhmisch, wo es nötig war (debite), französisch, wenn es angemessen schien (congrue) und lateinisch wie ein Magister vollkommen (magistraliter et perfecte) sprach.[22] — Wir sehen, auf dieser

Grundlage ist die Frage nicht zu entscheiden und wohl auch müßig. Karl sah in den beiden Nationen seines Landes noch so wenig einen Antagonismus, daß er nicht die Empfindung hatte, seiner Würde als deutscher Kaiser etwas zu vergeben, wenn er dem tschechischen Volke in seinem Erbreiche sprachlich und kulturell im vollsten Maße entgegenkam. War er es doch selber, der in der „Goldenen Bulle", dem neuen Staatsgrundgesetz des deutschen Reiches vom Jahre 1356, ausdrücklich gebot, daß fortan die Söhne der vier weltlichen Kurfürsten, von Böhmen, vom Rhein, von Sachsen und Brandenburg, neben ihrer deutschen „Muttersprache" von ihrem siebenten bis vierzehnten Lebensjahr auch in der italienischen und slawischen (sclavia) Sprache unterrichtet werden sollen, weil auch Gebiete, in denen diese Sprachen gesprochen werden, zum deutschen Reich gehören. Und ebenso verdient Beachtung, daß er in der allerdings nicht zum Gesetz erhobenen böhmischen Landesordnung, bekannt unter dem Namen Majestas Carolina, festsetzen wollte, daß niemand in Böhmen ein Amt bekleiden könne, der nicht auch die böhmische Sprache, die man die slawische nennt (idioma seu linguam Boemicam generalem, quam scilicet sclavonicam dicimus), verstünde; allerdings mit Ausnahme jener, denen „die königliche Gnade in Anbetracht ihrer lobenswerten Sitten und Kenntnisse auch ohne solchen Nachweis ein Amt daselbst verleihe". — Karl IV. war, wie man richtig gesagt hat, „physisch ein Deutscher mit einer Beimischung slawischen Bluts . . ., geistig halb Franzose, halb Deutscher".[23] Der nationale Kampfgedanke lag nicht nur ihm fern, sondern auch dem Volke in Böhmen und Mähren, wenigstens in seiner Gesamtheit.

Auch unter der Regierung Wenzels haben sich diese Verhältnisse nicht wesentlich geändert. Deutsche Sprache blieb am Hofe hochgeachtet, was die Handschriften (darunter die berühmte deutsche Wenzelsbibel) beweisen. Aber sie war kein Hemmnis für die gleichzeitige Fortbildung des Tschechischen, wie die Tätigkeit eines Thomas von Stitny lehrt. Wenn man ihm wehren wollte tschechisch zu schreiben, so geschah dies nicht etwa mit Rücksicht auf die deutsche, sondern auf die lateinische Sprache, nicht aus nationalen, sondern aus kirchlichen Gründen.

Untersagte doch auch Karl IV. in Deutschland durch eine Urkunde vom 17. Juni 1369 in der Volkssprache, also deutsch geschriebene Predigten, Abhandlungen und andere Bücher, weil sie die Laien zu Irrtümern verführten. Erst durch den religiösen Zwiespalt empfangen die sozialen und nationalen Gegensätze eine Schärfe und Verbitterung, die ihnen früher vollkommen fremd gewesen sind.

Das 14. Jahrhundert ist gekennzeichnet durch einen maßlosen Aufstieg des Klerus in materieller, durch ein tiefes Sinken gleichzeitig in religiöser Hinsicht, vom Papsttum angefangen bis zu den Pfarreien hinab. „Die verderbliche Macht des Goldes machte sich in der furchtbarsten Weise geltend . . . Der Klerus — der hohe wie der niedrige — folgte, einzelne ehrenwerte Persönlichkeiten ausgenommen, dem Zuge der Zeit".[24] Die Simonie, d. h. die Erwerbung geistlicher Würden und Ämter durch Bestechung, die schon einmal im 11. Jahrhundert das kirchliche Leben unterwühlt hatte, wucherte wieder auf, am üppigsten am päpstlichen Hofe. „Die mit dem steigenden Wohlleben kühner hervortretende Sittenlosigkeit der Zeit" riß auch den Klerus mit sich. Der Verfall der Kirchenzucht war ganz allgemein, wie in Italien so in Frankreich und England, wie in Deutschland so in Böhmen. Wenn das Bild, das der Abt Ludolf von Sagan von dem wüsten Leben in diesem zu Böhmen gehörigen schlesischen Kloster in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entwirft,[25] selbst nur im abgeschwächten Maße verallgemeinert werden darf, dann waren die Zustände in den übrigen böhmisch-mährischen Klöstern allerdings niederdrückend. Die Verordnungen der Prager Erzbischöfe jener Zeit, eines Ernst von Pardubitz (1343—64), Johann von Wlaschim (1364—79), Johann von Jenzenstein (1379—96) zeigen ebenso wie die erhaltenen Visitations- und Korrektionsbücher der Prager Erzbischöfe tatsächlich, daß alle Kirchenordnung in Auflösung begriffen war. Und wenn man als Grundgebrechen vielfach den großen weltlichen Besitz der Kirche und die Menge unbeschäftigter Geistlicher ansah, so lassen sich hiefür gerade auch aus Böhmen sprechende Beispiele anführen. Hussens Angabe, daß hier ein Viertel oder ein Drittel von

Grund und Boden der Geistlichkeit gehörte, mag vielleicht nur die leere Wiederholung einer Behauptung Wiclifs über die Verhältnisse in England sein.[26] Allein wir wissen bestimmt, daß der Prager Erzbischof nur in Böhmen achtzehn Herrschaften besaß, ohne die Ländereien und sonstigen Einkünfte in Mähren und anderwärts. Die Zahl der Geistlichen beim Prager Dom in Karls IV. Zeit wird mit 250—500, in Wischehrad mit 350 angegeben. König Wenzel gebraucht einmal in einer Urkunde den Ausdruck von der „unbändigen (effrenata) Menge von Geistlichen". „Wenn wir schwer arbeiten wollten, dann würden wir eher Bauern oder dergleichen und nicht Priester sein", sollen sie über sich selber gespottet haben. Und diese Zustände hatten sich nicht nur unter Kaiser Karl IV. ausgebildet, sondern waren von ihm gefördert worden, einerseits durch die Vermehrung der äußeren Macht des geistlichen Standes, andererseits durch die Übertreibung des religiösen Gefühls, „der leeren Pracht des kirchlichen Lebens". Auf ihn ging zurück die Gründung so vieler neuer Kirchen und Klöster, wie in Prag, so im ganzen Lande; er hatte die neuen Mönchsorden der Karthäuser, Karmeliter, Serviten, Cölestiner u. a. eingeführt; „keine Stadt der Welt, nicht einmal Rom, konnte sich einer so großen Menge heiliger Reliquien, welche der Kaiser mit allen Mitteln erwarb, rühmen". Die größten Meister mußten für diese Schätze die kostbarsten Schränke, Schreine und Reliquiare verfertigen. Aus der ganzen Welt strömten Gläubige und Neugierige nach Prag zum „Blutstropfen Christi", zu den „Windeln des Jesukindleins", zu der „Milch der heil. Jungfrau" u. s. f., wie umgekehrt die Böhmen in die fremden Pilgerstädte zogen, nach Aachen, Rom, Jerusalem und anderwärts. Dieser Frömmigkeit und Inbrunst halte man nun gegenüber die starke Verweltlichung und Sittenlosigkeit, um die gefährlichen Gegensätze zu erkennen, die oft an einem und demselben Orte auftauchten und am stärksten in der Residenzstadt Prag, „dem sittenlosen Babylon", sich kundtaten.

Kein Wunder, daß gerade dort frühzeitig, schon unter Karl IV., Prediger auftraten, die zur Umkehr mahnten.

Und wiederum gewahren wir auch auf diesem Felde zunächst ein einträchtiges gemeinsames Arbeiten von Deutschen und Slawen Hand in Hand zu gleichem Ziel und Zweck. Im Jahre 1358 erschien in Prag, sogar von Karl selber aus Österreich berufen, der deutsche Augustinermönch Konrad von Waldhausen, der von der Galluskirche und später von der Hauptkirche der Stadt, der Teynkirche aus, seine reformatorische Arbeit begann. „Soviele Menschen — so heißt es — besuchten seine deutschen Predigten, daß er aus der Kirche hinaus auf den freien Markt zu gehen und dort zu sprechen gezwungen war . . . . Wucherer ließen ihr Geschäft fahren, wenn sie die Macht seiner Rede traf; manchen Leichtsinnigen durchschauerte sein Wort so tief, daß ihn die innigste Reue ergriff". Und neben ihm wirkten dann tschechische Strafprediger und Sittenverbesserer, als der bekannteste Militsch von Kremsier, der seine Stellung als Domherr und in der königlichen Kanzlei aufgab, um mit fanatischem Eifer die Tätigkeit des deutschen Augustinermönchs im besonderen beim tschechischen Volk zu ergänzen. Er lernte sogar deutsch, um in beiden Sprachen predigen zu können. Er ging dem Übel ungescheut und kräftig an den Leib; stand nicht an, in großer Versammlung Kaiser Karl, der selber zugegen war, als Begünstiger des Papsttums, als freigebigen Förderer aller Kirchen und Klöster anzuklagen, ihn als den „großen Antichrist" zu bezeichnen, der „dem Ende der Dinge vorangehe", und mit dem Finger auf ihn zu weisen. So groß aber auch der Zulauf zu seinen Predigten war, so tief ihre Wirkung — er hat ein Dirnenhaus „Venedig" in eine fromme Stätte „Jerusalem" verwandelt —, die Geistlichkeit, die die Gefahr erkannte, die von diesem das Volk aufwühlenden Redner ausging, war stärker. Er wurde auf verschiedene Anklagen hin, die gegen ihn erhoben wurden, vor die päpstliche Kurie in Avignon geladen, um sich zu verantworten; dort ist er 1374, also noch zu Lebzeiten Karls, gestorben. Andere folgten ihm, ohne, ebensowenig wie er, das Unkraut ausjäten zu können. Aber nicht aus diesen örtlichen Übeln erfolgte der Zusammenbruch; sie untergruben nur die Widerstandskraft des Staates. Ein fern abliegendes Wirrnis,

das päpstliche Schisma, das auch in unsere Verhältnisse eingriff, führte zur Katastrophe.

„Alle Übel, welche sich in das kirchliche Leben eingeschlichen hatten, wurden durch diese Spaltung ins Unendliche vermehrt". Sie war es in letzter Linie, die auch die Prager Universität zerriß, dann die Geistlichkeit, in weiterer Folge das ganze böhmische Volk, Stadt und Land, Deutsche und Tschechen.

Von den beiden ersten Gegenpäpsten Urban VI. und Klemens VII., die 1376 gewählt worden waren, starb jener in Rom 1389; doch schlossen sich die römischen Kardinäle auch jetzt nicht Klemens in Avignon an, wie er gehofft hatte. Sie erhoben vielmehr sofort einen neuen römischen Papst in Bonifaz IX. (1389—1404) und nach diesem noch Innozenz VII. (1404—06) und Gregor XII. (1406—15), ebenso wie die in Avignon nach Klemens' Tod im Jahre 1394 Benedikt XIII. (Petrus de Luna), der den römischen nicht nur durch seine große Gelehrsamkeit, sondern auch durch musterhaften Lebenswandel in den Schatten stellte. Die Welt aber besaß andauernd zwei Päpste, seit dem Pisaer Konzil vom Jahre 1409 sogar drei, und sowohl die geistlichen als die weltlichen Gewalten mußten zu ihnen Stellung nehmen.

Wir wissen, daß Wenzel anfangs, so lange er noch deutscher König war, also bis 1400, sich zur Obödienz (Gehorsam), wie man es nannte, des römischen Papstes bekannte. Später aber, als sein Gegenkönig Ruprecht von der Pfalz sich für Bonifaz IX. in Rom aussprach und von diesem auch anerkannt wurde, trat Wenzel zwar nicht auf die Seite Avignons, allein er erklärte sich neutral. Natürlich verlangte er auch in Böhmen, vor allem von der Geistlichkeit und der Universität, Anerkennung dieses seines neuen Standpunktes. Der Erzbischof — es war seit 1403 Sbinko von Hasenburg — widersetzte sich als offener Anhänger des avignonensischen Papsttums entschieden dieser Mahnung, mit ihm der größte Teil des Klerus. Schwieriger war die Entscheidung bei der Universität. Die damaligen Universitäten hatten die Einrichtung, daß Schüler und Lehrer aus den verschiedenen Ländern, die an einer solchen Schule zusammenkamen, sich nach „Nationen" schieden. Wie

in Paris hatte man auch in Prag vier Nationen. In Paris waren es die normannische, französische, pikardische und englische, zu der auch Dänen, Polen, Ungarn, Böhmen und Deutsche gehörten. In Prag hießen die vier Nationen: Böhmen, zu denen nur die Deutschen und Slawen aus allen Ländern der böhmischen Krone zählten[27], dann Bayern für ganz Westdeutschland, Sachsen für Norddeutschland und Polen für alle übrigen nichtdeutschen Nationalitäten. Die „Nationen" entschieden nach Mehrheit in allen sie berührenden gemeinsamen Angelegenheiten. König Wenzels Forderung, daß sich die ganze Universität in der päpstlichen Obödienzfrage neutral erkläre, fand nur bei der böhmischen Nation Zustimmung, nicht aber bei den drei anderen, Bayern, Sachsen, Polen. Ein dem königlichen Wunsch entgegenstehender Beschluß mußte für jeden Fall verhindert werden. Nach langwierigen Verhandlungen, die zu keiner Einigung führten, erließ Wenzel am 19. Januar 1409 ein Dekret, welches verfügte, daß fortan in allen Universitätsfragen die böhmische Nation drei, die anderen drei Nationen zusammen aber nur eine Stimme haben sollten. Man begründete diese Maßregel damit, daß die „deutsche Nation (natio Teutonica)", worunter man alle Nationen, Bayern, Sachsen, Polen[28] zusammenfaßte, kein Heimatsrecht im Königreich Böhmen besitze (iure incolatus . . . prorsus expers), während die „böhmische Nation (natio Bohemica)" der wahre Erbe dieses Königreiches sei (eiusdem regni iusta heres). Alle Bemühungen, den König zur Rücknahme dieser eigenmächtigen Änderung eines so wichtigen Statuts der Universitätsverfassung zu bestimmen, blieben erfolglos. Daraufhin entschlossen sich im Sommer 1409 Schüler und Lehrer der drei unterlegenen Nationen Prag für immer zu verlassen. Daß die Deutschen aus den Erbländern, die zur böhmischen Nation gerechnet wurden, sich den drei Nationen angeschlossen hätten, wird nirgends gesagt und ist auch durchaus unwahrscheinlich. Aber in welche Stellung gerieten sie nun gegenüber den Tschechen. Noch im Jahre 1384 hieß es in einer Appellation der „böhmischen Nation" an den Papst, daß die drei Nationen nicht nur zwei- sondern zehnfach die böhmische

Nation übertreffen. Jetzt besaßen oder gewannen wohl in der einen zurückgebliebenen Nation die Tschechen die Mehrheit. Über die Menge der abziehenden Studenten waren schon damals und sind bis heute ganz unwahrscheinliche Ziffern verbreitet; man sprach und spricht von 20, ja auch 26.000. Die ernstesten Forscher auf diesem Gebiete sind der Meinung, daß es sich im höchsten Fall um „ein paar Tausend" gehandelt habe.[29] Sie zerstreuten sich nach mehreren deutschen Städten, in denen mittlerweile Universitäten gegründet worden waren, Wien, Heidelberg, Erfurt, Krakau; die Universität Leipzig verdankte diesem Ereignis ihre Entstehung.

In diesem Universitätsstreit, den das päpstliche Schisma hervorgerufen hatte, gewinnt ein Lehrer eine ausschlaggebende Bedeutung, der schließlich der ganzen Bewegung, die sich daraus entwickelte, den Namen gegeben hat, Johannes Huß.[30] Von der Kindheit und Jugend dieser neben Wallenstein größten weltgeschichtlichen Gestalt, die auf böhmischer Erde entstanden ist, weiß man äußerst wenig. Sein Geburtsjahr zwischen 1365—1370 läßt sich nur annähernd daraus bestimmen, daß er sich im Jahre 1414 als noch nicht fünfzigjährig bezeichnet. Der Name Huß ist nur eine Abkürzung von Hussinetz, einem zur Herrschaft Wimberg gehörigen Orte im Prachatitzer Kreis, aus dem sein Vater stammte. Seine Eintragung in die Universitätsmatrik lautet nämlich: Johann, der Sohn Michaels von Hussinetz. Daß er in Prag studierte, dort im Jahre 1385 das Bakkalaureat, die niederste akademische Würde, erlangte und 1396 Magister, d. h. Universitätslehrer, wurde, ist sicher. Die Priesterweihe erhielt er 1400, im folgenden Jahr war er Dekan, 1402 Rektor der Universität, und zugleich bekleidete er die Stelle eines Predigers an der Bethlehemkirche, in der er an Sonn- und Feiertagen tschechisch zu predigen hatte. Seine innere Entwicklung, sein Studiengang im einzelnen entzieht sich unserer Kenntnis. In seinen zahlreichen Schriften spricht er wenig von sich, bemerkt nur gelegentlich, daß auch er anläßlich des Jubiläumsablasses im Jahre 1393, wie Tausende und aber Tausende, seine letzten Groschen geopfert habe, bedauert ein andermal, als Student an den Eitelkeiten

der Welt, schönen Kleidern und Modetorheiten Gefallen gehabt zu haben. Von ausschlaggebender Bedeutung für sein ganzes weiteres Leben war, und damit beginnt eigentlich erst seine Geschichte, daß er 1398 als Lehrer der artistischen (philosophischen) Fakultät die Schriften Wiclifs, des berühmten englischen Theologen und Reformators, kennen lernte und von ihnen mächtig ergriffen wurde.

Johann von Wiclif aus angelsächsischem Adel wurde zwischen 1320 und 1330 geboren, also etwa ein Menschenalter vor Huß. Als er in Oxford studierte, wirkten dort hervorragende Gelehrte, die durch ihre Stellungnahme für und wider das Papsttum in scharfem Gegensatz zu einander standen: Nominalisten und Realisten. In diese Bewegung griff Wiclif ein und trat in einigen Schriften entschieden gegen jede weltliche Herrschaft der Kirche auf. Er sprach den Satz aus: „Die Kirche muß arm sein, wie in den Tagen der Apostel, der große Besitz bringt ihr kein Heil" oder: „Am besten wäre es, wenn der Staat die Fürsorge für die Geistlichkeit übernähme". Päpstliche Drohungen beantwortete Wiclif mit noch heftigeren Angriffen, indem er auf politisches und soziales Gebiet übergreifend erklärte, daß durch die Kurie und die Kirche England ausgesogen, seine Volkswirtschaft zerstört, seine Landesverteidigung geschwächt werde. Und als dann das päpstliche Schisma ausbrach, zog er die letzten Folgerungen aus seinen Lehren, stürzte sich mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft in den Kampf. „Geistlichkeit ist nicht die Kirche; der Papst ist nicht das Haupt der Kirche", lehrte und predigte er allerorten, verbreitete er in gelehrten Schriften, in volkstümlichen Flug- und Streitblättern ohne Unterlaß. Die Wirkung auf das Volk war einige Jahre außerordentlich, insbesondere als er diesem eine zum großen Teil von ihm selber hergestellte erste englische Bibelübersetzung darbot, während bis nun die Bibel nur auf lateinische oder französische Texte angewiesen war. Seine Anhänger bezeichnete man als Lollarden, vielleicht soviel als „Unkrautsäer".

Und das Ende der wiclifischen Bewegung? Im Jahre 1381 brach in England aus mannigfachen tiefer liegenden politischen

und wirtschaftlichen Ursachen ein furchtbarer Bauernaufstand, man könnte auch sagen Arbeiterausstand aus. Wiclif mißbilligte ihn. Aber Geistlichkeit, Adel und die besitzende Bürgerklasse machte Wiclif wegen seiner Lehren von der Säkularisierung (Verweltlichung) des Kirchengutes und Untergrabung der priesterlichen Autorität verantwortlich für das über das ganze Land hereingebrochene Unglück. Der Erzbischof von Canterbury ergriff die Gelegenheit, um von dieser sozialen Plattform aus den Kampf gegen Wiclif mit Erfolg aufzunehmen. Seine Stellung war aber immerhin noch so stark, daß man nicht wagte, ihm persönlich ein Leid anzutun; der Höhepunkt seiner Tätigkeit war jedoch überschritten. Die Bauernunruhen hatten seine Reformbestrebungen zunichte gemacht. Am 28. Dezember 1384 ereilte den durch Überarbeitung und Enttäuschungen geschwächten Mann der Tod. — Eine Zeit lang, während der weiteren Regierung des schwachen Königs Richard II. (1377—1399), der manche Ähnlichkeit mit dem böhmischen König Wenzel IV. zeigt, indem er wie dieser der Bewegung freien Lauf ließ, ohne sie in die richtigen Bahnen zu lenken, hielt sich noch das Lollardentum. Unter seinen beiden Nachfolgern Heinrich IV. (1399—1413) und Heinrich V. (1413—1422) wurde es dann umso grausamer in einem furchtbaren Vernichtungskampfe ausgerottet, der letzte Lollardenführer John Oldcastle Lord Cobham 1417 verbrannt.

Inzwischen aber hatte der Wiclifismus weit ab vom englischen Boden, der sich für ihn nicht genug aufnahmsfähig erwies, in böhmischer Erde Wurzel gefaßt und sich hier mit unheimlicher Raschheit und Üppigkeit entfaltet.

Des englischen Königs Richard II. Gemahlin war Anna, eine Tochter Karls IV., eine Schwester Wenzels. Die Ehe, vom römischen Papste Urban VI. gefördert und 1382 geschlossen, verfolgte ein politisches Ziel: Böhmen von seiner unter den Luxemburgern geschaffenen politischen Abhängigkeit von Frankreich loszureißen und England zu nähern. Das gelang zwar nicht, aber immerhin herrschten infolge dieser Familienverbindung — Anna starb 1397 — rege Beziehungen zwischen beiden Ländern, insbesondere auch zwischen den beiden Univer-

sitäten von Oxford und Prag. Englische Luft strömte herüber und war erfüllt von den reformatorischen papst- und kirchenfeindlichen Ideen des Wiclifismus; die Schriften Wiclifs fanden Eingang an der Prager Universität bei Lehrern und Schülern. Auf diese Weise lernte sie auch Huß kennen und wie schon seine Zeitgenossen erklärten, haben sie ihm „die Augen geöffnet", so daß er sie „las und wieder las", mit eigener Hand abschrieb und sie mit Randbemerkungen versah, die seine Bewunderung für den Verfasser deutlich kundtun: „O Wiclif, o Wiclif, nicht nur einem wirst du den Kopf wankend machen"; „Teurer Wiclif, gebe dir Gott das himmlische Königreich".

Die päpstliche Kurie und der erzbischöfliche Hof in Prag verfolgten dieses unerwartete und fast unnatürliche Übergreifen des in seiner Heimat in sich selbst fast erloschenen wiclifischen Brandes auf Böhmen nicht ohne Besorgnis. Schon 1403 wurde an der Prager Universität die Disputation über Sätze Wiclifs untersagt, das Verbot 1408 erneuert. Das blieb ohne Wirkung. Wiclifs Schriften verbreiteten sich nur umso mehr und Huß wurde einer ihrer eifrigsten Verkündiger.

Mitten in diese Bewegung fiel nun die durch den Schismastreit hervorgerufene Neutralitätsforderung König Wenzels an die Universität. Leider versagte sich das fremde Deutschtum an der Prager Universität bei der Durchführung dieses Gedankens, der immerhin einen ersten Schritt auf dem Wege zur Reform der Kirche bedeuten konnte, indem dadurch bezweckt wurde, durch Verweigerung der Anerkennung beider Päpste auf ihre Abdankung und die Neuwahl durch ein Konzil hinzuarbeiten. Huß galt als ein Hauptvertreter der Konzilsidee, begrüßte daher, wenn er ihn nicht beeinflußt hat, Wenzels Entschluß, die Prager Universität durch Umbildung des Stimmenverhältnisses für die Neutralitätserklärung zu gewinnen. Er hat auch den König von der Kanzel herab wegen seiner Liebe zum Volke laut gepriesen.

Aber das Aufsehen erregende Ereignis des „Exodus" der drei Nationen hatte neben der schweren Schädigung der Universität selbst die Folge, daß die Kurie nunmehr mit größerer

Entschiedenheit gegen die wiclifische Richtung in Böhmen einschritt. Durch eine Bulle des Papstes Alexander V. aus Avignon vom 20. Dezember 1409 erhielt der Erzbischof Sbinko, „mehr Kriegsmann als Priester", das Recht mit allen Mitteln dagegen vorzugehen. Er verlangte zuerst die Auslieferung aller wiclifischen Schriften. Trotzdem Huß, der der erste Rektor der neugestalteten Universität wurde, sich widersetzte, an Papst und König Berufung einlegte, fand die Verbrennung von etwa 200 Handschriften am 16. Juli 1410 in feierlicher Weise statt; ein kleiner Bruchteil der wirklich in Prag und Böhmen vorhandenen Schriften des englischen Reformators; ein Verlust, der durch neue Abschriften leicht ersetzt wurde. Huß, wie mancher seiner Anhänger, hatte nichts von seinen Schätzen abgeliefert und wurde dafür zwei Tage später, am 18. Juli, in den kirchlichen Bann getan. Die Aufregung, die sich des Volkes schon durch das Autodafé bemächtigt hatte, stieg. Daß Huß trotzdem weiter öffentlich predigen konnte, beweist die Ohnmacht des Erzbischofs, die noch deutlicher zutage trat, als die Regierung Wenzels unter Zustimmung des neuen Papstes in Pisa Johanns XXIII. (seit dem 17. Mai 1410), zwar die Verbrennung der Schriften Wiclifs guthieß, aber den Erzbischof zum Schadenersatz an die Besitzer verpflichtete. Dagegen verlangte die römische Kurie, also Papst Gregor XII. (seit Dezember 1406), daß Huß persönlich vor ihm erscheine, um sich zu rechtfertigen. Huß aber konnte es wagen, gestützt auf die Stimmung im Volke, beim Adel, in der Universität und beim Hofe, wo er sich der besonderen Gunst der Königin Sofie, einer bayrischen Prinzessin, erfreute, der Vorladung keine Folge zu leisten. Der neuerliche Bann, den er hiedurch über sich am 15. März 1411 heraufbeschwor, erwies sich als kraftlos, Predigt und Gottesdienst gingen weiter. Erst als Huß im folgenden Jahre aus ganz bestimmtem Anlaß auch gegen das päpstliche Ablaßwesen, das wie wenige andere kirchliche Einrichtungen zutiefst im Volke wurzelte, auftrat, schien es, als ob die Lage sich von Grund aus ändern sollte. Soweit, daß der Papst nicht mehr das Recht der Sündenvergebung und Ablaßverleihung haben sollte, wie Huß ganz im Sinne Wiclifs lehrte, wollten

viele seiner bisherigen Anhänger nicht gehen. Die Universität spaltete sich für und gegen den Ablaß, auch König Wenzel und seine Regierung — politische Gründe, der Plan der Kaiserkrönung Wenzels in Rom, spielten mit hinein — rückten von Huß ab. Leute aus dem Volke, die öffentlich den Ablaß einen Betrug genannt hatten, wurden enthauptet oder in den Kerker geworfen und gefoltert. Über Huß wurde im Juli 1412 der große Kirchenbann verhängt und in seiner düster-schauerlichen Form in allen Kirchen verkündet. Das blieb diesmal nicht ohne Wirkung. Wegen Anwesenheit des Gebannten hörte in Prag aller Kirchen- und Gottesdienst auf, keine Taufe, kein feierliches Begräbnis fand mehr statt, Handel und Verkehr stockte — und Huß klagte: das Volk zeigt nicht so viel Mut, auch ohne des Papstes Gottesdienst zu bleiben, die Toten wo immer zu begraben, die Kindlein selbst zu taufen. Es blieb ihm nichts übrig, als Prag im Oktober 1412 zu verlassen, der König, das Volk in seiner Mehrheit hielt ihn nicht zurück. Es mochte scheinen, als ob Huß den Höhepunkt seines Einflusses überschritten habe, wie Wiclif bei Ausbruch des Bauernkrieges. Eine umsichtige, zielbewußte Regierung hätte den Augenblick nützen können, die ganze Bewegung einzudämmen und dem Lande allmählich wieder Ruhe und Frieden zu sichern. Aber Wenzel hatte ja nie die Kraft besessen, ein Ziel klar und bestimmt zu verfolgen, stets schwankte er zwischen entgegengesetzten Richtungen und Stimmungen. Huß kehrte zwar in den nächsten Jahren nur zeitweilig nach Prag zurück, lebte zuerst in Kozi Hradek bei Austi, später auf der Burg Krakowetz bei Rakonitz, blieb aber in steten Beziehungen mit seinen Anhängern in der Hauptstadt, die dort ihre Stellung behaupteten und verstärkten, die hussitische Lehre verbreitete sich auf dem Lande durch Hussens eifrige Tätigkeit immer weiter. „Ich predige in Flecken und Burgen, auf den Gassen der Städtlein und Dörfer, in Feld und Wald, zwischen Hecken und unter Linden", schreibt er selber. War aber der König nicht mehr fähig, der Bewegung, die die Kirche für ketzerisch erklärte und nicht dulden wollte, Herr zu werden, dann mußten andere Mächte den Kampf auf sich nehmen.

Seit dem 1. November 1414 tagte in Konstanz eine Kirchenversammlung, ein Konzil. Seine vornehmste Aufgabe war die Beseitigung des päpstlichen Schismas, die, wenn auch erst nach langen Verhandlungen, vollkommen gelöst wurde. Die Päpste wurden abgesetzt oder leisteten Verzicht. Dann wählte man am 21. November 1417 als alleiniges neues Oberhaupt der Kirche mit dem Sitze in Rom Papst Martin V. Vorher aber, noch in der papstlosen Zeit, wurde die Frage der Wiclifie in Böhmen zur Entscheidung gebracht. Früher einmal hatte König Wenzel den Standpunkt vertreten, daß die Sache des Magisters Huß in Böhmen entschieden werden müsse, daß Landesangelegenheiten nicht vor ein auswärtiges geistliches Gericht gebracht werden dürften. Jetzt ließ er Huß ziehen, als sein Bruder, der deutsche König Sigmund, der Erbe Böhmens, wie es scheint, zuerst die Anregung hiezu gab. Huß selber war, wie leicht zu verstehen, von zwiespältigen Gefühlen erfüllt, als er sich entschloß, vor das Konzil zu treten, weil ihm ja kein anderer Ausweg übrig blieb. Zeitweilig war er siegesgewiß und sprach davon, daß er auf dem Konzil seinen Glauben darlegen werde, damit seine Gegner den wahren Glauben hörten. Daß aber die Verhandlungen, wenn er sich nicht vom Banne, der auf ihm lastete, befreie und widerrufe, auch zu seinem Tode führen konnten, wußte er genau. Der Geleitsbrief, den er vom König Sigmund forderte und der ihm auch für die Hin- und Rückreise gewährt wurde, hatte mehr den Sinn, daß er „in Frieden kommen könne" und nicht wie ein bereits verurteilter Ketzer der Synode ausgeliefert werde. Ein Schutzbrief gegen die Verurteilung konnte er nicht sein.

Am 11. Oktober 1414, also fast drei Wochen vor Eröffnung des Konzils trat Huß die Reise an. Wie wenig selbst damals noch nationale Gefühle eine Rolle spielten, beweist die von Huß selber bezeugte freundliche Aufnahme, die ihm überall auf deutschem Boden, in Böhmen, in Bayern, zuletzt in Konstanz, zuteil wurde. „Ich bin bisher", schreibt er am 20. Oktober aus Nürnberg, „auf keinen Feind gestoßen. . . . Ich gestehe also, daß nirgend die Feindschaft gegen mich größer ist, als bei meinen böhmischen Landsleuten." Sie waren ja auch, wie der

Pfarrer Michael de Causis und Stephan Paletsch, seine Hauptankläger auf dem Konzil. Huß hat in allen größeren Städten, durch die er kam, den Zweck seiner Reise in lateinischen und deutschen Ankündigungen öffentlich kundgegeben. Nirgend ist eine Gehässigkeit, nicht einmal Voreingenommenheit gegen Huß wahrzunehmen. Am 3. November langte er in Konstanz ein, schon am 28. wurde er unter Verletzung seines Geleitsbriefes gefangen gesetzt und soll hart und unwürdig behandelt worden sein. Erst im Juni 1415, am 5., 7. und 8., kam es zu einem öffentlichen Verhör vor den Konzilsvätern, am mittleren Tage in Gegenwart Sigmunds. Man forderte von Huß das Bekenntnis, geirrt zu haben, Abschwörung der Irrtümer, öffentlichen Widerruf und das Versprechen, die Gegenlehre anzunehmen. Als er erklärte, Sätze, die er nie behauptet habe, nicht abschwören zu können, das verbiete ihm sein Gewissen, — erfolgte am 6. Juli seine Verurteilung und noch am selben Tage seine Verbrennung vor dem Tore der Stadt.

Gleichzeitig mit Huß wurde sein begeisterter Verehrer, Hieronymus von Prag, der für die Ausbreitung des Wiclifismus in Ungarn, Kroatien, Österreich, Polen und anderwärts gewirkt hatte, seit dem Ablaßstreit aber zumeist in Prag an Hussens Seite stand, angeklagt. Er war am 4. April 1415 freiwillig in Konstanz eingetroffen, die Gefahr erkennend aber sogleich geflohen, wurde jedoch gefangen genommen, zurückgebracht und ihm der Prozeß gemacht. Er widerrief sogar ganz nach Wunsch des Konzils. Als man dann von ihm noch weiter forderte, seinen Widerruf selber in Böhmen kundzutun und dadurch zur Beruhigung des Volkes beizutragen, lehnte er ab. Am 30. Mai 1416 starb er wie Huß auf dem brennenden Holzstoß.

Die Abreise Hussens aus Böhmen war im Lande mit Ruhe hingenommen worden. Seine Behandlung in Konstanz hatte schon peinliches Aufsehen und Unwillen erregt, wie die Zuschrift von 250 Mitgliedern des hohen und niederen Adels vom 12. Mai 1415 an das Konzil beweist. Die Verbrennung aber versetzte das Land in eine furchtbare Aufregung. Ein Teil des Adels schickte am 2. September eine mit 452 Siegeln versehene Urkunde nach Konstanz, in der ausdrücklich erklärt

wurde, daß die Verurteilung Hussens „zur dauernden Schmach und zum Brandmal für Böhmen und Mähren“ geschehen sei.[31] Sie bedeutete zugleich eine Anklage gegen König Sigmund.

Der Name Hussiten begann sich an Stelle des früher gebrauchten Wiclifiten in Böhmen und Mähren einzubürgern. Daneben gewann noch eine andere Bezeichnung Anklang. Während Hussens Aufenthalt in Konstanz war einer seiner Schüler, Jakobellus von Mies, mit der Forderung aufgetreten, gemäß den Geboten der heil. Schrift das Abendmahl, wie es schon früher in der katholischen Kirche üblich gewesen aber wieder abgekommen war, künftighin unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie) des Leibes und Blutes Christi zu erteilen. Und da Huß seine Zustimmung dazu gegeben hatte, was viel zu seiner Verurteilung beitrug, fand man darin ein willkommenes sinnenfälliges Merkmal der Abweichung vom katholischen Ritus, ein Symbol des Hussitentums, und nannte sich Utraquisten, oder nach dem Kelch, dessen man sich bei der Spende des Weines bediente, Kalixtiner.

Diesen Hussiten, Utraquisten oder Kalixtinern stellte sich nun alles entgegen was katholisch war und bleiben wollte, im Adel, in der Ritterschaft, in den Städten. Es konnte nicht ausbleiben, daß es zwischen beiden Parteien bald hier bald dort zu Zusammenstößen kam, besonders da das Konzil mit strengen Maßregeln gegen die Abtrünnigen, Bann, Interdikt und anderen geistlichen Strafen, nicht säumte. Die Verbrennung hussitischer Jünglinge in Olmütz, die in dieser deutschen und katholischen Stadt die neue Lehre zu verbreiten suchten, die Ernennung des Bischofs Johann von Leitomischl, den man neben König Sigmund am meisten für die Verurteilung des Huß und Hieronymus verantwortlich machte, zum Bischof von Olmütz, dessen und vieler anderer katholischer Geistlicher Eifer für eine rasche und gründliche Ausrottung der Häresie, — all das verschärfte die Gegensätze von Jahr zu Jahr und machte den Bruch binnen kurzem unheilbar.

Angesichts des überaus starken, immer weitere Kreise erfassenden Zunehmens des Hussitentums im Lande glaubte nun auch König Wenzel, der anfangs nach Hussens Verurteilung

dessen Anhänger begünstigt hatte, der Bewegung Einhalt gebieten zu müssen, besonders als sein Bruder Sigmund und der Papst ihn dazu mahnten. Hussitisch gesinnte Beamte wurden entlassen, hussitische Priester mußten streng katholischen weichen. Im Jahre 1413 hatte der König selber den bis dahin stets deutschen, also katholischen, achtzehngliedrigen Rat der Prager Altstadt zur Hälfte durch hussitische Tschechen ersetzt. Jetzt, 1419, erneuerte er den Neustädter Rat und erwählte lauter Katholiken. Als diese am 30. Juli d. J. eine vorüberziehende hussitische Prozession störten oder sogar verhöhnten, brach der Sturm aus. Die Angegriffenen stürmten in furchtbarer Wut das Neustädter Rathaus, warfen sieben katholische Ratsherren, die sich nicht mehr hatten flüchten können, zum Fenster hinaus auf die Spieße und Lanzen der bewaffneten Menge. Das war das Zeichen zum allgemeinen Aufruhr, der sich nun Tag für Tag fortsetzte. Der König geriet ob der Nachrichten, die ihm aus der Hauptstadt in sein Schloß Wenzelstein überbracht wurden, in furchtbare Aufregung. Am 16. August 1419 erlitt er einen Schlaganfall und starb „vor Schmerzen brüllend wie ein Löwe" noch am selben Abend im Alter von 69 Jahren.

Bevor sein Erbe und Nachfolger, der deutsche König Sigmund die Regierung antreten konnte, brachen hier die Hussitenkriege aus, die alle Verhältnisse in Böhmen und Mähren vollständig umwandelten, die beiden Länder auf eine ganz neue Grundlage stellten.

Anmerkungen.

Erster Abschnitt.

1. (S. 1). Als allgemeine Literatur für diese Fragen verweise ich auf: E. Bernheim, Lehrbuch der histor. Methode u. der Geschichtsphilosophie. 6. Aufl. 1908; E. Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft (Slg. Göschen). 1905; A. Meister, Grundzüge der histor. Methode (Grundriß der Geschichtswissenschaft. Zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Hrg. von A. Meister, Bd 1, Abt. 6). 2. Aufl. 1913; G. Wolf, Einführung in das Studium der neueren Geschichte. 1910.
2. (S. 4). Eine Übersicht der Urkunden, die sich auf Böhmen und Mähren beziehen, gibt das Werk von K. J. Erben u. J. Emler, Regesta diplomatica necnon epistolaria Bohemiae et Moraviae (für die Zeit von 600—1346), 4 Bde., Prag, 1855—1892; vollen Abdruck der auf Mähren bezüglichen Urkunden: Codex dipl. et epist. Moraviae (396—1411), 15 Bde., Olmütz-Brünn, 1836—1903; für Böhmen und Mähren: G. Friedrich, Codex dipl. et epist. regni Bohemiae (807—1230), 2 Bde., Prag, 1904—12.
3. (S. 5. Die wichtigsten fremden Chroniken für die Geschichte Böhmens und Mährens in dieser Zeit sind: Die Chronik des Regino von Prüm († 915); die Jahrbücher von Fulda aus dem 9. Jahrh.; die sächsische Geschichte Widukinds v. Korvei (967); die Lebensgeschichten der Heiligen Wenzel u. Adalbert vom Ende des 10. Jahrh.'s; die sächsische Geschichte Thietmars v. Merseburg (975—1018); vgl. dazu W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Bd. 1 (7. Aufl., 1904), Bd. 2 (6. Aufl., 1894); A. Potthast, Bibliotheca historica medii aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europ. Mittelalters, 2 Bde., 2. Aufl., 1895—96; O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrhdrts., 2 Bde., 3. Aufl., 1886—87.
4. (S. 5). Über die Streitfrage, ob es einen älteren böhmischen Chronisten, namens Christian, gibt, vgl. B. Bretholz, Zur Lösung der Christianfrage, in: Zeitschr. d. deutschen Vereines f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens, X (1906), 1 ff.
5. (S. 5). Über die böhmischen Chroniken vgl. F. Palacky, Würdigung der alten böhm. Geschichtschreiber, Prag 1830, und die in Anm. 3 genannten Werke. — Veröffentlicht sind die mittelalterlichen Chroniken in dem großen Werke: Monumenta Germaniae historica. Scriptores; dann in den Fontes rerum Bohemicarum,

6 Bde., Prag, 1878—1907, soweit sie sich auf Böhmen beziehen. Viele in deutscher Übersetzung in: Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, 2. Gesamtausgabe.

6. (S. 6). Vgl. die allgemeinen Werke: J. Jireček, Rukověť k dějinám literatury české do konce 18. věku (Handbuch z. Gesch. der böhm. Literatur bis z. Ende des 18. Jahrh.'s), Prag, 1875; J. Jakubec, Gesch. der čech. Literatur, 1907, und die größeren tschechischen Literaturgeschichten von J. Vlček, J. Jakubec, V. Flajšhans; ferner R. Wolkan, Gesch. der deutschen Literatur in Böhmen bis z. Ausgang des 16. Jahrh.'s, 1894, und Böhmens Anteil an der deutschen Literatur des 16. Jahrh.'s, 2 Bde., 1890—91; Chr. d'Elvert, Histor. Literatur-Geschichte von Mähren u. Österr.-Schlesien, Brünn 1850.

7. (S. 9). Vgl. B. Bretholz, Neuere Geschichte Böhmens, I (1920), 267 ff.; für Hajek daselbst S. 271.

8. (S. 10). Vgl. J. Hanuš, Počátky kritického dějezpytu v Cechách (Die Anfänge krit. Geschichtsforschung i. Böhmen), in: Český čas. hist. XV (1909), 35 ff. und Listy filolog. XXXVI (1909), S. 141; Dobners Selbstbiographie in: Český čas. hist. XXIII (1917), 129 ff.

9. (S. 10). Wenc. Hagek a Liboczan Annales Bohemorum e bohemica editione redditi ... a L. Gelasio (Dobner), 6 Bde., Prag 1761—82.

10. (S. 10). Diese und andere Literatur ist verzeichnet bei Č. Zíbrt, Bibliografie české historie (die Bibliographie der böhm. Geschichte), II, 791—95; das umständliche Werk, vorläufig 5 Bde. (1900—12, Prag), behandelt die Zeit bis z. J. 1679.

11. (S. 11). Die tschechische, stark erweiterte und veränderte Ausgabe u. d. T. Dějiny národu česk. v Cechách a na Moravě (Gesch. des tschech. Volkes i. Böhmen u. Mähren) begann 1848 zu erscheinen und wurde gleichfalls 1867 abgeschlossen. Von der deutschen Ausgabe erschien ein 2. Abdruck seit 1844, ein 3. seit 1864; von der tschechischen mehrere Aufl.; vgl. Zíbrt a. a. O.

12. (S. 11). Vgl. V. Novotný, České dějiny (s. unten Anm. 20) I, 9 mit der dort genannten Literatur; auch J. Hanuš S. 458.

13. (S. 12). Vgl. J. Gebauer, Unechtheit der Königinhofer u. Grüneberger Handschrift, in: Archiv f. slaw. Philologie, X (1887), 496 ff. J. Truhlář, Zur Beleuchtung des Handschriftenstreites in Böhmen, in: Mitteil. d. Inst. f. österreich. Geschichtsforschung, IX (1888), 369 ff. — Den vollsten Überblick über die Streitfrage bietet: J. Hanuš, Padesátiletá diskusse o rukopisech (Die 50jähr. Diskussion über die Handschriften), in Listy filolog. XXXIII (1906), 109 ff.; dazu J. J. Hanuš, Die gefälschten böhm. Gedichte aus den J. 1816—49, Prag, 1868; J. J. Hanuš in: Památník na oslavu padesátiletého panovnického jubilea.. Františka Josefa I. (Denkschrift z. 50jähr. Regierungsjub. K. Franz Josefs I.), herausgeg. v. d. tschech. K.-Franz-Josefs-

Akad., Prag 1898, III, 16—38; J. Knieschek, Der Streit um die K. Handschrift, in: Slg. gemeinnütz. Vorträge, Prag, 1888; P. Kisch, Der Kampf um die K. Handschrift, ebenda Nr. 472—4 (Apr.—Juni 1918), 25. Kriegsheft, mit reicher Bibliographie; V. Hruby, Psal Hanka rukopis K.? (Schrieb Hanka die K. Handschrift?), in: Český čas. hist., XXIII (1917), 1 ff.

14. (S. 16). Im Čas. česk. musea VIII (1834), 464; vgl. hiezu J. Hanuš, Literatura česká 19. stol. (Böhm. Literaturgesch. des 19. Jahrh.'s), I (1902), 892. Palackys Ansichten über die Handschriften s. in seinen „Gedenkblättern", Prag, 1874: Nr. IV; Nr. XXIX. Šafařík-Palacký, Die ältesten Denkmäler der böhm. Sprache, Prag, 1841. — J. Pekař (Čes. čas. hist. VIII, 247) wirft Palacký vor, daß seine Antwort auf Büdingers Einwände gegen die Echtheit der Handschriften „schwach und recht unaufrichtig war (slabé a dosti neupřímné)".

15. (S. 17). Vgl. Jakubec S. 147 und Literatura česká S. 864—5.

16. (S. 17). Vgl. J. Lippert, die Wyschehradfrage, in: Mitteil. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XXXII (1893), 214, 215.

17. (S. 17). Vgl. I (1848), 12 ff.

18. (S. 17). In dem Aufsatz „An- und Aussichten der böhm. Sprache u. Literatur vor 50 Jahren" geschrieben 1822, in „Gedenkblätter" a. a. O. S. 19, 20; dazu J. Kalousek, O vůdcích myšlenkách v hist. díle Pal. (Über die leitenden Ideen in Palacký's histor. Werke), in: Památník na oslavu stych narozenín F. P. (Denkschrift z. 100jähr. Geburtsfeier F. Pal.'s), Prag, 1898, S. 209 ff.

19. (S. 18). Olim equidem sub Ottonibus, Henricis Fridericisque Germania florente etiam opes (nostrae) in immensum creveruut nobilissimaque portio vestri imperii Boemia putabatur; nunc autem rebus vestris inclinantibus nos quoque non solum inclinamus, sed plane ruimus. — Vgl. J. Truhlář, Listář Boh. Hasištejnského z Lobkovic (Die Briefschaften B. H. v. L.) in: Sbírka pramenův, Reihe II, Nr. 1, S. 176, Nr. 146.

20. (S. 19). Die bekanntesten Darstellungen der böhm.-mähr. Geschichte nach Palacký sind: 1) W. W. Tomek, Gesch. Böhmens. Aus dem Böhm. übersetzt. Prag, 1865 (reicht bis z. J. 1860); 2) L. Schlesinger, Gesch. Böhmens, 2. Aufl., Prag, 1870 (bis 1648); 3) A. Bachmann, Gesch. Böhmens, 2 Bde., 1899, 1905 (bis 1526); 4) V. Novotný, České Dějiny (Böhm. Gesch.), Prag 1912, Bd. 1, T. 1. 2 (bis 1197; Bd. 3, T. 2 bearbeitet v. R. Urbánek, behandelt die J. 1444—1457); B. Bretholz, Neuere Gesch. Böhmens, Bd. 1, 1920 (behandelt 1526—1576). — B. Dudík, Mährens allg. Gesch., 12 Bde., Brünn, 1860—88 bis 1350); B. Bretholz, Gesch. Mährens, Bd. 1, T. 1. 2, Brünn 1893. 95 (bis 1197); R. Dvořák, Dějiny Moravy (Gesch. Mährens), Brünn, 1899—1905. 1914; B. Bretholz, Gesch. Böhmens u. Mährens bis z. Aussterben der Přemysliden. 1906.

1912; K. Beer, Gesch. Böhmens mit bes. Berücksichtigung der Gesch. der Deutschen in Böhmen (Sudetendeutsche Bücherei), Reichenberg, 1921. — Die Arbeiten von E. Denis werden bei den einzelnen Abschnitten angeführt werden.

Zweiter Abschnitt.

1. (S. 21). Nach der Baseler Ausgabe (1575): Quae res palam indicat, regionem ipsam olim Teutonicam fuisse sensimque subintrasse Boiemos, quod Strabonis testimonio confirmare licet (S. 5); dann: Nos ista tanquam anilia deliramenta praetermittimus (S. 6).
2. (S. 21). Tacitus cap. XXVIII: ... Boii, Gallica gens. Manet adhuc Boiohaemi nomen significatque loci veterem memoriam quamvis mutatis cultoribus. Vgl. die Ausgabe mit Erläuterungen von Ed. Schwyzer (1912), S. 62.
3. S. 22). Vgl. L. Schmidt, Gesch. der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, II (1911), 8.
4. (S. 22). Ebda S. 62, Anm.
5. (S. 23). Ebda S. 325; die auf Tacitus zurückgehende glaubwürdige Annahme, daß die Hermunduren in Böhmen an den Quellen der Elbe saßen, versucht er zu widerlegen S. 171.
6. (S. 23). Ebda S. 159. 160. 325 u. f.; wegen Marobudum S. 168.
7. (S. 25). Tacitus, Annales II, 63.
8. (S. 26). „Die Marcussäule in Rom", hrg. von Petersen, Domaczewski, Calderini (1896); 2 Bde. Abb., 1 Textband.
9. (S. 28). L. Schmidt a. a. O. S. 199 verlegt ohne nähere Begründung Fritigils Herrschaftsgebiet in einen „an die Donau angrenzenden Gau", während „die Hauptmasse des Volkes nach wie vor in Böhmen saß, wie sich aus den Funden ergibt".
10. (S. 28). Vgl. A. Naegle, Kirchengeschichte Böhmens I (1915), 10.
11. (S. 29). S. Palacký I, 51; Bachmann I, 59 nimmt zwar keine völlige und dauernde Abwanderung der Markomannen aus Böhmen zu jener Zeit an, aber doch eine Unterwerfung unter die Hunnen, Teilnahme am Hunnenzug und starke Schwächung in Böhmen, aber ohne Beweise. Daher trat diesen Ansichten entgegen Novotný I, 1, 152, teilweise in Übereinstimmung mit L. Schmidt a. a. O. — Die ganz rätselhafte Nachricht von einer Herrschaft Attilas in Böhmen geht zurück auf das Chron. Venetum (Altinate) aus dem 10. Jahrh. (Mom-Germ. Script. XIV, 44) und lautet: Atila . . . possedit (obsedit) . . . Concordia . . . Cardisana . . . Ovederco . . . Ausolum castellum, Boemia.
12. (S. 29). Vgl. insbesondere R. Much, Deutsche Stammsitze (1892), S. 50. 51; L. Schmidt, Allgem. Gesch. der germ. Völker bis zur Mitte des 6. Jahrh.'s 1909, S. 172 ff.

13. (S. 29). Vgl. den schönen Aufsatz von F. Thudichum, Rechtsgeschichtlicher Streifzug durch Nordböhmen, in: Beil. z. Allg. Zeitung in München, Jahrg. 1901, Nr. 40 (Montag, 18. Fbr.).
14. (S. 30). Vgl. Novotný a. a. O. S. 157.
15. (S. 30). Vgl. J. Loserth, Die Herrschaft der Langobarden in Böhmen, Mähren und Rugiland, in: Mitteil. d. Inst. f. österreich. Geschichtsforschung II (1881), 353 ff.
16. (S. 31). Die Ansicht von Kaspar Zeuß, in dessen berühmten Buche „Die Deutschen u. ihre Nachbarvölker" (1839), S. 364 ff. und in der Abhandlung „Die Herkunft der Bayern von den Markomannen gegen die bisherigen Mutmaßungen bewiesen" (1857).
17. (S. 31). M. Doeberl, Entwicklungsgesch. Bayerns I (1906), 3.
18. (S. 31.) Ebda. S. 5.
19. (S. 31). Schon Palacký hat auf die Erhaltung keltischer Namen in Böhmen hingewiesen; er rechnete dazu den Bergnamen Rip u. die Flußnamen Wltawa (Moldau), Gizera (Iser), Labe (Elbe); vgl. Čas. česk. mus, Jahrg. 1832, S. 269; dazu Novotný a. a. O. S. 195. — Ich habe den Ortsnamen Brünn aus dem Keltischen zu erklären versucht, s. Gesch. der Stadt Brünn (Brünn 1911), S. 10 ff. — In einer Urkunde vom 22. Oktober 1045 (Cod. dipl. regni Bohem, I, 355) heißt die böhm. Bergstadt Eulau: Ylou und wird dort abgeleitet von ylouare, d. h. goldgraben (aurum de terra decutere). Der Name ist weder deutsch noch slawisch zu erklären (wenn Brandl, Glossarium S. 83, daraus ein tschechisches Wort „ilovati" macht, so ist das ganz willkürlich). Ob der Name keltisch ist, wie wahrscheinlich anzunehmen, kann ich nicht beurteilen. Von dem gleichen Wort ylovare, Ylou scheint mir dann auch abgeleitet werden zu müssen der Name der mährischen Bergstadt Iglau, so daß auch dieser Name keltisch sein dürfte. Vgl. auch J. Partsch, Mitteleuropa (1904) S. 151.
20. (S. 32). Vgl. D. Schäfer, Deutsche Gesch. I, 53.
21. (S. 33). Ebda S. 44.

Dritter Abschnitt.

1. (S. 34). Schon Palacký I, 66, sagte, daß die verschiedensten Jahre zwischen 278 und 644 angegeben wurden; vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens S. 29. 30.
2. (S. 35). So V. Novotný, C. D., I, 1, S. 287. 300.
3. (S. 35). Vgl. seine Abhandlung über Samo in Borns Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen I (1775), 242.
4. (S. 36). Es ist die Conversio Bagoariorum et Carantanorum aus dem 9. Jahrh. (Mon. Germ. SS. XI, p. 7) mit der bestimmten Angabe, daß unter dem Frankenkönig Dagobert (629—639) Samo Herzog der Slawen in Kärnten (Quarantanis) war. Es gibt

keinen ernstlichen Grund, diese Nachricht in Frage zu ziehen, noch auch Samos Herrschaft über dieses Gebiet hinaus weit nach Norden bis Böhmen auszudehnen.

5. (S. 36). Wie allgemein angenommen die Palacký'sche Ansicht in der deutschen Geschichtsliteratur ist, dafür nur einige wenige Belege: Schlesinger S. 16: „Samo gebot über die Tschechen, die Mährer und die karantanischen Slawen"; Bachmann I, 86: „Über die Gebiete der außerungarischen Slawen, wie es scheint Böhmen und die Ostalpenlande, herrschte Samo"; E. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe (1896), S. 5, Anm. 4: „Samo war ... 623—624 ... zu den Böhmen gekommen, die damals ihren Befreiungskampf gegen die Avaren bereits begonnen hatten"; Lamprecht, D. Gesch. II (1904), 27 spricht ohne Einschränkung von dem Čechenfürsten Samo", u. s. f. — Der einzige O. Němeček („Das Reich des Slawenfürsten Samo" im 23. Jahresber. der dt. L.-Oberrealschule in Mähr. Ostrau f. 1905/6) bestritt die hergebrachte Ansicht von „Samos großem Reich" und dessen Ausdehnung über Böhmen, und wies mit Recht hin auf die „suggestive Macht eingewurzelter Vorstellungen".

6. (S. 36). Die insbesondere von H. Schreuer (vgl. seine Untersuchungen zur Verfassungsgeschichte der böhmischen Sagenzeit, 1902, S. 18) versuchte Gleichstellung Samos mit Premysl entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit; vgl. dazu Novotný a. a. O. S. 257 mit reicher Literatur, Němeček u. a.

7. (S. 36). Als Anhaltspunkte für das Vorhandensein von Slawen auch in Böhmen im 8. Jahrh. ließe sich anführen, daß der heil. Bonifaz 751 der „Slawen, die im Lande der Christen wohnen (de Sclavis Christianorum terram inhabitantibus)" aber ohne nähere Bestimmung spricht; O. Schulze, Die Kolonisierung S. 9, nimmt an, daß damit Thüringen und das östliche Franken gemeint sein dürfte, also westlich von Böhmen gelegene Länder. In Bonifaz' Biographie ist auch die Rede von Kirchen an den Grenzen der Franken, Sachsen und Slawen; s. Jaffé, Bibl. rer. Germ. III, S. 226, 461.

8. (S. 37). Auch Palacký I, 160 ist dies aufgefallen, nur mußte er seiner Grundauffassung entsprechend solche Möglichkeiten entschieden ablehnen.

9. (S. 39). Der Wortlaut der Stelle lautet: Sclavi qui dicuntur Beheimi, was nach Novotný a. a. O. S. 267 bedeutet: Slawen die vom Lande Böhmen ihren Namen haben, nicht aber: Slawen, die Böhmen heißen. Daß der Name „Tschechen" nicht, wie man früher angenommen hat, schon in den fränkischen Quellen vorkommt, ist heute allgemein anerkannt; s. meine Gesch. Böhmens und Mährens S. 45. Über den Ursprung des Wortes s. Novotný I, 1, S. 235/6, I, 2, S. 682.

10. (S. 39). Der Wortlaut: XIII **ex** ducibus Boemorum läßt darauf schließen, daß die Gesamtzahl größer war.
11. (S. 40). Die Dieselbigkeit der beiden Namen Wratizlaus und Witizla, die oft angezweifelt wurde (s. Novotný 421) ist paläographisch leicht zu erklären, denn ein abgekürzt geschriebenes *w̄tizla*° konnte mit Übersehung der Kürzungszeichen leicht *uitizla* gelesen werden.
12. (S. 42). Die Form Swatopluk ist die tschechische, die auch in deutschen Werken vielfach gebraucht wird. Die ursprünglichen Quellen, die fränkischen Chroniken und die päpstlichen Urkunden, kennen sie noch nicht.
13. (S. 46). Es wird bezweifelt von A. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands II (1900), 694, entschiedener bestritten von Novotný 291 im Gegensatz zu den meisten früheren Historikern; s. auch A. Naegle, Kirchengesch. Böhmens I, 1 (1915), 51.
14. (S. 48). Hauck a. a. O. S. 699.
15. (S. 53). Vgl. oben Anm. 4 zu S. 35.

Vierter Abschnitt.

1. (S. 56). Die Gleichstellung mit Weitra in Niederösterreich wegen scheinbarer Namensähnlichkeit ist durchaus willkürlich.
2. (S. 59). Vgl. D. Schäfer, Deutsche Gesch. I, 140 ff.
3. (S. 59). Vgl. E. Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern. 751—918. Bd. 1 (2. Aufl. 1908), S. 802, Nr. 2005 (1953).
4. (S. 61). Daß 929, und nicht, wie bis vor kurzem mit Palacký allgemein angenommen wurde, 935 oder 936 K. Wenzel I. Todesjahr ist, habe ich, unabhängig von J. Pekař, der kurz zuvor dieselbe Ansicht aussprach, nachgewiesen in einem Aufsatz im Neuen Archiv f. ält. deutsche Geschichtsforschung XXXIV (1909), 667 und wird von den neueren Forschern allgemein angenommen, s. Novotný I, 1, 476, A. Naegle I, 2 (1918), 276 u. a.
5. (S. 63). Novotný S. 489.
6. (S. 72). Seine Herkunft ist unbekannt, denn daß er ein Sohn des Geschichtsschreibers Cosmas gewesen sei, wie ganz allgemein angenommen wird, beruht nur auf einem Mißverständnis einer Cosmasstelle; vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens S. 227, Anm. 1; Novotný I, 2, 587.
7. (S. 74). Ich schreibe hier und später „Otakar“ und nicht, wie in deutschen Büchern heute allgemein üblich ist, „Ottokar“, weil nur die erste Form durch die Originalurkunden allein überliefert ist. Bei den Chronisten erscheinen begreiflicherweise die verschiedensten Formen und Verballhornungen, aber auch dort überwiegt diese Form. Wenn Palacký II, 1, 65 davon spricht, daß

dies „die nationale Namensform“ sei, so ist dies nicht richtig, denn auch die Fürsten dieses Namens in Steiermark werden „Otakar“ und nicht „Ottokar“ genannt; vgl. H. Pirchegger, Gesch. der Steiermark I (1920), Stammtafel u. Text S. 125 ff.

Fünfter Abschnitt.

1. (S. 79). Vgl. Osw. Redlich, Eine Wiener Briefsammlung (1894), S. 2.
2. (S. 79). Vgl. M. Eisler, Gesch. Brunos von Schauenburg, in: Zeitsch. d. deutschen Vereines f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens VIII (1904), 239, IX, 335, X, 337, XI, 95, 344.
3. (S. 80). Vgl. B. Bretholz, Die Tataren in Mähren u. die moderne mährische Urkundenfälschung, ebenda I (1897), 1.
4. (S. 84). Vgl. den Wortlaut in latein. Sprache im Cod. dipl. Moraviae III, Nr. 199 u. 201.
5. (S. 84). Auf den wirtschaftlichen Aufschwung in Böhmen und Mähren während seiner Regierung komme ich in den nächsten Abschnitten zurück. Ihn allein oder hauptsächlich seiner Tätigkeit zuzuschreiben, liegt bei der Art der ihm huldigenden zeitgenössischen Überlieferung nahe, entspricht aber nicht kritischer Geschichtschreibung. Schon J. F. Böhmer machte die zutreffende Bemerkung: „Zu der Vorstellung, die sich Palacky von Ottokars Charakter und Handlungsweise macht, passen die hier zusammengestellten Tatsachen freilich nicht. Ich bedauere, daß dieser sonst verdiente Historiker hier gröber und weiter von der augenscheinlichen Wahrheit abgewichen ist, als man der Vaterlandsliebe nachsehen kann.“ Regesta imperii. Die Regesten des Kaiserreichs . . . 1246—1313, Stuttgart 1844, S. 93.
6. (S. 88). Für die Beziehungen Otakars II. zum Reich und zu K. Rudolf vgl. insbesondere Osw. Redlich, Die Regesten des Kaiserreichs unter Rudolf, Adolf, Albrecht, Heinrich VII. 1273—1313, Innsbruck 1898; daneben dessen Buch: Rudolf von Habsburg. Das Deutsche Reich nach dem Untergang des alten Kaisertums. 1903. Dann auch O. Lorenz, Gesch. K. Ottokars II. v. Böhmen u. seiner Zeit (Wien 1866), ein Separatabdruck aus seiner Deutschen Gesch. im 13. u. 14. Jahrh., Bd. 1./2. (Wien 1863—1867).
7. (S. 88). Vgl. D. Schäfer, Deutsche Gesch. I. (1916), 360/ 1.
8. (S. 91). Er hatte Otakars II. natürliche Tochter Elisabeth (Agnes) geheiratet. Über sie und ihre Mutter, die man für eine Kuenringerin hielt, vgl. G. E. Frieß, Die Herren von Kuenring, 1874, S. 170, 234.
9. (S. 93). Seiner Geschichte vornehmlich, allerdings mit zahlreichen Rückblicken in die älteren Zeiten der böhmischen Geschichte, ist der erste Band des zweibändigen Werkes von J. Šusta, Dvě

knihy českých dějin. — Kus starověké historie našeho kraje [Zwei Bücher böhmischer Geschichte. — Ein Stück mittelalterlicher Geschichte unseres Gebietes], 1917, gewidmet. Es soll eine Ehrenrettung Wenzels II. darstellen, hauptsächlich gegenüber der absprechenden Schilderung dieses Fürsten bei Palacky; in Wirklichkeit ist es nur eine Schönfärbung, indem der politische und kulturelle Aufschwung Böhmens in dieser Periode als das Werk des Königs hingestellt wird.

10. (S. 95). Die Hauptquelle für die Regierungszeit Wenzels II. und III. sind die Königsaaler Geschichtsquellen, herausgegeben von J. Loserth in den Fontes rer. Austriacarum. I. Abt. Scriptores, Bd. VIII (1875). Sie sind entstanden im Kloster Königsaal, einer Gründung Wenzels II. aus dem J. 1292. Den wesentlichsten Teil bildet eine Lebensbeschreibung des Gründers, Wenzels II., „ganz in legendenartigem Style," von dem zweiten Königsaaler Abt Otto von Thüringen begonnen und von dessen Nachfolger Peter von Zittau bis in die Regierungszeit K. Johanns des Luxemburgers fortgeführt. Das ganze Werk „Chronicon Aulae regiae" wurde dann laut Auftrag Bischof Johanns IV. von Prag überarbeitet von dem Prager Domherrn Franz, gest. 1362, in seiner zweiten und letzten K. Karl IV. gewidmeten Fassung bis zum J. 1352 reichend. Eine zweite lateinische Ausgabe in den Font. rer. Bohem. IV (1884), 1 ff.; eine tschech. Übersetzung von J. V. Novák u. V. Novotný als Chronica Zbraslavská (Prag 1905).

Sechster Abschnitt.

1. (S. 102). Vgl. A. Hauffen, Die vier deutschen Volksstämme in Böhmen, in Mitteil. d. Vereines f. Gesch. der Deutschen in Böhmen XXXIV (1896), 181, aus dem die erste, und O. Weber, 1848. Sechs Vorträge (Aus Natur- und Geisteswelt Bd. 53, 1904), S. 63, aus dem die zweite Anführung herrührt.
2. (S. 103). Als Belege dürften genügen: I. A. Zeehe, F. Heidrich und J. Grunzel, Österreich. Vaterlandskunde f. d. oberste Klasse der Mittelschule, 5. Aufl. (1915), S. 169: „Von besonderer Wichtigkeit wurde die deutsche Einwanderung etwa seit dem J. 1200, also unter den Königen Ottokar I., Wenzel I. und Ottokar II. Unter dem letzteren wurde auch Mähren kolonisiert. Die Fürsten zogen deshalb Deutsche ins Land, weil sie an ihnen eine Stütze gegen die Großen fanden, und der Fleiß der Einwanderer die Einkünfte der Krone steigerte;" vgl. auch S. 179. — II. D. Schäfer, Deutsche Gesch., 5. Aufl. (1916), I, 342: „Was sich an Deutschen in Böhmen und Mähren niedergelassen hat, ist von den Landesherren herbeigerufen worden, zu allermeist um die Wildnis zu roden oder im Boden verborgene Schätze zu gewinnen. So ist es gekommen, daß der Rand beider Länder, vor allem der

sie umgebende Gebirgswall so gut wie ausschließlich von Deutschen bewohnt wird." S. 360: „Ottokar II. ist ein Hauptförderer deutscher Einwanderung in Böhmen und Mähren gewesen." — III. K. Lamprecht, Deutsche Gesch., 3. Aufl. (1906), III, 397: „So versteht es sich, wenn die Könige Böhmens in der 1. Hälfte des 13. Jahrh. . . . auch in ihren Landen dem deutschen Bürgertum . . . Eingang verschafften;" vgl. auch S. 384, 394 u. f. — IV. E. Michael, Gesch. des deutschen Volkes, 3. Aufl. (1897), I, 126: „Doch der Strom der Auswanderung . . . ergoß sich auch, wenngleich in geringerer Stärke, nach Böhmen, nach Mähren . ." Mit Recht sagte daher schon W. Schulte, Silesiaca (Breslau 1898), S. 64, daß das Bild, das Lamprecht und Michael in ihren Deutschen Geschichten von der schlesischen Kolonisation gezeichnet haben, „in seinen Hauptzügen unrichtig ist." — Ähnlich wie die schon genannten Historiker spricht über die böhmische u. mährische Kolonisation auch Th. Lindner, Gesch. des deutschen Volkes, I (1894), 134/5. — Von den deutsch-böhmischen Geschichtsschreibern wird später im Text selber zu reden sein.

3. (S. 103). Vgl. J. Loserth, Kritische Studien zur älteren Geschichte Böhmens. — I. Der Herzog Spitihniew und die angebliche Vertreibung der Deutschen aus Böhmen, in den Mitteil. d. Instituts f. österreich. Geschichtsforschung IV (1883), 177.

4. (S. 104). Vgl. J. Jakubec (A. Novák), Gesch. der tschechischen Literatur (Leipzig 1907), S. 16, dessen Ausführungen zurückgehen auf J. Jireček, den Herausgeber des Dalimil in den Font. rer. Bohem. III (1882), S. XIII, u. F. Tadra, Kulturní styky Čech s cizinou až do válek husitských [Kult. Beziehungen Böhmens mit der Fremde bis zu den Hussitenkriegen], 1897, S. 313. Ebenso erklären sich die in der alttschech. gereimten „Alexandreis" (Anf. d. 14. Jhts.) dem Helden in den Mund gelegten, gegen das fremde Deutschtum gerichteten Worte: „Die Deutschen, die hier Gäste sind (Němci již sú zde hosci)" und andere, die wörtlichen Anklang an Dalimil zeigen; vgl. F. X. Prusík, Staroč. Alexandreidy rýman. Prag, 1896, S. 58 und Font. rer. Bohem. III, S. 92, Z. 49—52, deutsch Z. 100—107.

5. (S. 105). Vgl. J. Hanuš, F. M. Pelcel, Český historik a buditel [F. M. P., Der tschech. Historiker und Wiedererwecker], in: Rozpravy české akad., III. Kl., Nr. 38 (1914), ferner J. Vlček, Dějiny české literatury II, 1 (1898), 163 ff.; J. Jakubec a. a. O., S. 120 ff.

6. (S. 105). Vgl. A. Fischel, Der Panslawismus bis zum Weltkrieg (1919), S. 29 ff., 37, 80. — Auch Masaryk hat erklärt: „Es ist interessant, daß die tschechischen Wiedererwecker die Grundideen der deutschen Philosophie akzeptierten und auf das Slawentum applizierten. Wo Herder vom Deutschtum spricht, dort schreibt Kollár vom Slawen-, resp. Tschechentum. Palacký ist

Kants, Smetana Fichtes Anhänger. Originelles gibt es nur wenig in der Philosophie unserer Wiedererwecker." G. Flusser, Aus Masaryks Werken, 1921, S. 93.

7. (S. 105). Vgl. etwa in der 3. Auflage (1782), Bd. I, S. 66, 68, 89, 94, 108, 135. — S. 16 nennt er die Slawen in Böhmen „Kolonisten".
8. (S. 106). In den Abhandlungen der Böhm. Gesellschaft d. Wiss. auf das Jahr 1788 (Prag u. Dresden, 1789, S. 344—383), fortgesetzt u. d. T.: Gesch. der Deutschen u. ihrer Sprache von 1341 bis 1789, in: Neuere Abhandlungen der kön. böhm. Ges. d. Wiss. I (1790), 281—364. — Als „eigenartig" bezeichnet die Abhandlung Vlček a. a. O., S. 120.
9. (S. 106). So W. W. Tomek im Čas. česk. mus. XIX (1845), 214.
10. (S. 106). Es genügt hier, auf L. Schlesinger, Gesch. Böhmens, 2. Aufl. (1870), S. 88—97, hinzuweisen. — Neuestens hat W. Weizsäcker in einem Aufsatz: Das Recht der Fremden in Böhmen, in den Mitteil. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen, LIX (1921), diese Lehre vertreten; vgl. S. 29, 40, 47.
11. (S. 108). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens, S. 319 ff.
12. (S. 108). Cosmas III, 7.
13. (S. 108). Aus L. Schlesinger S. 91, 162, 176; ähnlich bei den meisten anderen Verfassern böhmischer und mährischer Geschichtsbücher; auch in der neuesten „Gesch. Böhmens" von K. Beer (1920) heißt es S. 24: „Mit Vorliebe wurden zu solcher Neubesetzung (von Klostergütern) Leute aus der wohlvertrauten Heimat herbeigeholt." — Großes Gewicht legt auf die kolonisatorische Arbeit der deutschen Mönchsorden in Böhmen und Mähren auch Lamprecht a. a. O., S. 384.
14. (S. 109). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens, S. 23' ff., 243 ff., 322 ff., 329, 366.
15. (S. 109). Vgl. etwa R. Schröder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters, in der Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge, hrg. v. Virchov u. Holtzendorff, Ser. XV, Heft 347 (1880), S. 19: „. . . da die Cisterzienser zunächst durch ihre Ordensregel verpflichtet waren, die Sumpf- und Waldländereien, in denen sie sich niederzulassen pflegten, mit ihrer eigenen Hände Arbeit zu bebauen"; ebenso E. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe, S. 143: „Überschätzt wird dagegen ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der eigentlichen Kolonisation, wenn man unter letzterer das Heranziehen und Ansetzen selbständiger bäuerlicher Besitzer versteht."
16. (S. 110). Vgl. L. Schlesinger a. a. O., S. 89; Beer a. a. O., S. 25.
17. (S. 111). Es ist bezeichnend, wie irreführend diese Verhältnisse selbst in berühmten deutschen Geschichtswerken dargestellt werden, wenn man z. B. bei Lamprecht, Deutsche Gesch., III (1906),

397, liest: „Im 13. Jahrhundert hatten die premyslidischen Könige fast ohne Ausnahme deutsche Fürstentöchter zu Müttern, sprachen deutsch und pflegten deutschnationale Bildung." — In Wirklichkeit war Wenzels I. Mutter Konstanza von Ungarn, Wenzels III. Kunigunde von Polen. Von sechs böhmischen Königinnen im 13. Jahrhundert waren nur drei deutscher Abstammung; diese lebten in Böhmen insgesamt 37, die drei nichtdeutschen 96 Jahre! —

18. (S. 111). Eine Behauptung, wie die bei Schlesinger, S. 93, daß in Prag, im Kaufhof, genannt Teyn, . . . „die fremden, d. h. zumeist die deutschen Kaufleute, ihre Niederlagen hatten", ist eben rein willkürlich und entbehrt jeder quellenmäßigen Grundlage. Ganz ebenso, wenn A. Zycha, Prag, Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte Böhmens im Beginn der Kolonisationszeit, in den Mitteil. des Vereins f. Gesch. der Deutschen in Böhmen, XLIX (1911), 297, 298, 301 uff. vom „Strom des deutschen Handels in Böhmen im 12. Jahrh." spricht, den er sich von außen zugeführt vorstellt und diese Vorstellung durch Ausdrücke, wie „offenbar", „wahrscheinlich", „klar genug", die die mangelnden Quellenbelege ersetzen sollen, zu sichern sich bemüht.

19. (S. 111). Vgl. F. Westberg, Ibrahims-ibn-Jakub Reisebericht über die Slavenlande, in den Mémoires de l' académie impériale des sciences de St. Petersbourg, Ser. VIII. Vol. III, Nr. 4 (1898) und W. Wattenbach in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit, 2. Gesamtausg. Bd. XXXIII (1891), „Widukinds sächsische Geschichte," S. 138 ff.

20. (S. 111). Vgl. Cosmas II, 45.

21. (S. 112). Vgl. A. Luschin v. Ebengreuth, Allg. Münzkunde und Geldgeschichte, im Handbuch der m. a. und neueren Geschichte (1904), S. 53, nach M. Donebauer, Beschreibung böhm. Münzen und Medaillen (1888), S. 10, Nr. 38, 39, 40, 42; dazu M. Dannenberg in der Numismat. Zeitsch., Jg. 1900, Bd. XXXII (Wien 1901), S. 213; E. Fiala, Beschreibung böhm. Münzen und Medaillen I (Prag 1891), S. 16, nr. 110 bis 113.

22. (S. 113). Vgl. Cosmas II, 2, und dazu E. Komarek, Die polnische Kolonie der Hedcané in Böhmen, in den Abhandlungen der kön. böhm. Gesellschaft d. Wiss. VI, 2 (1869).

23. (S. 113). Vgl. meine Gesch. Böhmens und Mährens S. 376; meine Gesch. der Stadt Brünn I (1911), S. 38, 52.

24. (S. 113). Bd. I (1844), S. 293. 333, an der zweiten Stelle mit Berufung auf Cosmas, der aber Deutsche nicht nennt.

25. (S. 114). Ebda S. VIII; gegen diese Auffassung ist auch schon von tschechischer Seite eingewendet worden, daß Palacky in der neueren Geschichte Böhmens das Vorherrschen einer allslawischen Verfassung „allerdings häufiger vorausgesetzt als überall nach-

gewiesen" habe; vgl. J. Goll, Frant. Palacký im Český čas. hist. IV (1898), 266.

26. (S. 114). Vgl. Band II, Abt. 1, (1847), S. 92/3, 154/5.
27. (S. 116). Vgl. die bezüglichen Schilderungen aus Helmolds „Slawenchronik" (eine deutsche Übersetzung in den „Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit," XII. Jahrh., Bd. 56, 1894) übersichtlich zusammengestellt bei R. Kötschke, Quellen z. Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrh. (1912), S. 13 ff. und sonst oft abgedruckt. — S. auch W. Wattenbach, Die Germanisierung der östlichen Grenzmarken des deutschen Reiches, in der Historischen Zeitschrift von Sybel, Bd. IX (1863), 406 ff.; E. O. Schulze, Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe (1896), u. a. m.
28. (S. 117). Bd. II, Abt. 1, S. 154/5. — Die hier nur angedeutete Gewaltsamkeit der deutschen Kolonisation wurde ohne jeden Grund von deutschböhmischen Geschichtsschreibern viel stärker betont, vgl. z. B. Bachmann a. a. O. I, 473, 579.
29. (S. 117). Ob Palacký hiebei von dem 1832 erschienenen Werk von Tzschoppe u. Stenzel, Urkundensammlung z. Gesch. des Ursprungs der Städte u. der Einführung deutscher Kolonisten u. Rechte in Schlesien u. der Oberlausitz, in dem Stenzel „die Grundlagen der heutigen Anschauung von diesen Dingen . . . gelegt hat," beeinflußt worden ist, läßt sich nicht entscheiden, da er das Werk dort noch nicht erwähnt. — Was die schlesische Kolonisation anlangt, so beweisen die Arbeiten von W. Schulte, B. Seidel, O. Gorka zur Genüge, wie sehr die Stenzel'sche Auffassung, die dort im allgemeinen vorherrscht, einer Überprüfung bedürfte. Besonders W. Schulte hatte bereits ein ganzes Programm für die Neubearbeitung dieses Themas aufgestellt; vgl. Zeitsch. d. Vereines f. Gesch. Schlesiens LIV (1920), 141 bis 143. — G. Menz, Die Entwicklung der Anschauung von der Germanisierung Schlesiens in der schles. Geschichtsschreibung bis auf Stenzel (Diss. Breslau, 1910) zeigt, obwohl ganz in hergebrachten Bahnen wandelnd („Die Germanisation ist an sich eine unbestreitbare Tatsache" u. ähnl.), daß auch in Schlesien „die Anschauung" von einer Kolonisation erst im 16. Jahrh. „überhaupt durchgesetzt worden ist." — Über die Schwierigkeiten, die die siebenbürgische Deutschenkolonisation in sich faßt, unterrichtet einigermaßen ein Aufsatz von F. Zimmermann, Über den Weg der deutschen Einwanderer nach Siebenbürgen, in: Mitteil. d. Inst. f. österreich. Geschichtsforschung IX (1888), 46.
30. (S. 118). Vgl. z. B. W. W. Tomek, Gesch. Böhmens, S. 91, 117.
31. (S. 118). 2. Aufl. (1870), S. 157.
32. (S. 119). A. Hauffen in den Mitteil. d. Vereines f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen XXXIV (1896), 181.

33. (S. 119). Bd. I (1899), 470, 475, 477, 489 u. f.
34. (S. 119). B. Juritsch, Die Deutschen und ihre Rechte in Böhmen und Mähren im 13. und 14. Jahrh. (1905), S. 27 mit der bezeichnenden Bemerkung: „Es wäre ein lohnendes Kapitel der böhmischen Geschichte, die Herkunft der Deutschen im einzelnen nachzuweisen." Man möchte meinen, daß diese Frage gerade in diesem Buche zu allererst hätte beantwortet werden sollen.
35. (S. 119). H. Simonsfeld, Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte, 2. Aufl., 1885, S. 15, das ich nur insoweit berücksichtige, als es auf Böhmen Bezug nimmt.
36. (S. 120). F. Tadra, Kulturní styky a. a. O. S. 311 ff., 395. Den Grundton zu dieser Auffassung hatte schon W. W. Tomek in einem Aufsatz: Česká a německá národnost v Praze (Die tschech. u. deutsche Nationalität in Prag) im Čas. česk. mus. XIX (1845), 217 gegeben. — Sehr merkwürdig ist die Stellung, die J. Šusta in dem oben S. 224, Anm. 9, genannten Buch zu diesen Fragen einnimmt. Er akzeptiert die Palacký'sche Kolonisationstheorie, kann aber nicht umhin zu bemerken, daß die damit zusammenhängenden Erscheinungen „Verwunderung erwecken". Eben deshalb wären sie zu überprüfen gewesen. Einen Satz, wie den, daß unter den letzten Přemysliden nach Böhmen Siedler „aus den verschiedensten Landstrichen und Weltgegenden" unter Anführungszeichen setzen, als ob die Worte einer Quelle entnommen wären, heißt den Leser irreführen, denn eine solche oder ähnliche Angabe findet sich nirgends. Auch später (II, 105, 300/1) weist er auf die Unrichtigkeit gewisser mit der Kolonisationstheorie zusammenhängender Ansichten bei Schlesinger, Roß u. a. hin, weicht aber jeder Erklärung aus.
37. (S. 120). Vgl. K. Beer a. a. O. S. 33.
38. (S. 120). An dieser gewiß auffallenden Tatsache sind die Forscher zwar nicht stumm vorübergegangen, haben aber nicht die notwendigen Folgerungen daraus gezogen; vgl. etwa Juritsch a. a. O. S. 46/7: „Leider sind darüber, woher die deutschen Einwanderer kamen, welche wir als Städtebürger treffen, keinerlei direkte Nachrichten erhalten", oder „Die Chronisten übergingen die Einwanderung der Deutschen und die Städtegründungen stillschweigend".
39. (S. 120). Bd. II, 1, S. 155, 158.
40. (S. 121). Vgl. Mon. Germ. SS. IX, 176, auch Font. rer. Bohem. II, 294 (Annales Pragenses 1196—1278): Anno d. i. 1257 Prziemysl, dominus regni Bohemorum, filius regis Wenceslai, tertio anno sui ducatus in principio veris pepulit Bohemos de suburbio et locavit alienigenas. — Ausführlich habe ich über diese und die folgende Stelle gehandelt in meinem Aufsatz: Zur böhm. Kolonisationsfrage, in den Mitteil. d. Inst. f. österreich. Geschichtsforschung XXXVIII (1917), 216 ff.

41. (S. 121). Font. rer. Bohem. III, 476: Rex Prziemysl regi Rudolfo adhesit (1277) et cepit suos despicere et extraneos ad terram suam invitare, unde suis multas violencias inferebat bona eis auferendo. Nam Witconibus Usk et Novam Domum abstulit ... terras eciam videlicet Cubitensem, Tratnovicensem, Gladensem Theutonicis tradidit suos postergando. S. auch meinen Aufsatz S. 219 ff., insbesondere auch wegen der in dem Bericht enthaltenen offenbaren Irrtümer. — Auf die Stelle hat schon Pelzel a. a. O. S. 372 hingewiesen. Palacky bespricht sie in einem Anhang II, 1, S. 389.
42. (S. 122). SS. XVII, 245: Filius ex civitate fugit et regnum posthac patri reliquit. Post haec multiplicati sunt in Bohemia Theutonici, per hos rex ingentes divicias collegit ex auri et argenti fodinis ... Mortuo hoc rege filius regnum occupat, Theutones expellit, nobiles impugnat ...
43. (S. 122). Font. rer. Austriac., Abt. I, Bd. VIII, S. 123, Kap. 48: Albertus ... nationis suae gentem Suevicam in ipsa terra (Austriae) multiplicare non desiit, indigenas quoque et eos, qui in terra nati fuerant, opprimere ...
44. (S. 123). Vgl. G. E. Frieß, Die Herren von Kuenring (1874), S. 110; dsl., H. Albrecht I. und die Dienstherren von Österreich, in den Blättern d. Vereines f. Landeskunde von Niederösterreich, N. F. XVI (1882), 379 ff., 394; A. Huber, Gesch. Österreichs II (1885), 49 ff.; auch F. Kurz, Österreich unter Ottokar und Albrecht I, (1816), S. 138.
45. (S. 123). Vgl. Palacky II, 1, S. 130.
46. (S. 123). Bd. I, 333, Anm. 189.
47. (S. 124). „Nos vero statuta antecessorum nostrorum dinoscentes ex pia deliberatione et gratia processisse, litera ad literam, verbo ad verbum petimus renovari, precibus eorum humilibus exauditis nihil de hiis immutantes nec dementes, quae a prima ipsorum vocatione in Boemiam obtinere per principes meruerunt". Die Urkunde mit allen Bestätigungen abgedruckt bei E. Rößler, Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen u. Mähren I, (1845), 187; die Sobieslawurkunde allein bei G. Friedrich, Cod. dipl. regni Boem. I, 255, nr. 290 mit Angabe aller älteren Drucke. — Vgl. den nächsten Abschnitt.
48. (S. 124). Gesch. d. Deutschen u. ihrer Sprache a. a. O. S. 380—383.
49. (S. 124). S. 359, 380.
50. (S. 124). Über die Abstammung der Deutschen Böhmens, in der Slg. gemeinnütz. Vorträge Nr. 44 (1878), S. 6.
51. (S. 125). Leser, die mit diesen Fragen nicht vertraut sind verweise ich etwa auf die Urkundenlehre von R. Thomen im Grundriß der Geschichtswissenschaft I, 2 (1913), S. 27 oder Urkundenlehre von W. Erben im Handbuch der mittelalt. u. neueren Gesch., Abt. IV: (1907), S. 339 ff.

52. (S. 125). Vgl. Timoth. II, 1, 9: qui nos . . . vocavit vocatione sua sancta; Theff. I, 2, 12: qui vocavit vos in suum regnum; Philipp. 3, 14: superne vocationis Dei usw.
53. (S. 126). Vgl. E. de Borchgrave, Histoire des colonies belges en Allemagne pendant le XII. et XIII. siècle, (Bruxelles 1865), S. 284 ff., 334, Nr. II.
54. (S. 125). Ebenda S. 11 ff., daselbst auch andere Beispiele.
55. (S. 126). Vgl. Mon. Germ. SS. XVI, 247.
56. (S. 126). Vgl. R. Kötschke, Quellen z. Gesch. der ostdeutschen Kolonisation im 12. bis 14. Jahrh. (1912.) S. 1 ff.
57. (S. 126). Vgl. F. Curschmann, Hungersnöte im Mittelalter, 1900, S. 68.
58. (S. 126). So Prof. A. Zycha in den Mitteil. d. Vereines f. Gesch. der Deutschen in Böhmen LIII (1914), 9. — Vgl. übrigens seinen Aufsatz über „Prag" ebenda L (1912), 490, wo er selber über gewisse Schwierigkeiten, die der Ausdruck „a prima vocatione" seinen eigenen Ausführungen verursacht, nicht hinwegkommen kann. J. Lippert, Sozialgeschichte Böhmens II (1898), 138, hatte schon die Möglichkeit erwogen, „ob es bloße Redensart ist, wenn nachmals Wenzel I. erklärte, auch jene erste Gemeinde sei nach Böhmen gerufen worden".

Siebenter Abschnitt.

1. (S. 127). Vgl. D. Schäfer, Deutsche Gesch. I (1916), 98.
2. (S. 128). Vgl. oben S. 225, Anm. 1.
3. (S. 128). Nam in omnibus civitatibus fere regni et coram rege communior est usus linguae Teutunicae quam Boemicae ista vice, in den Königsaaler Geschichtsquellen, hrg. von J. Loserth, in den Fontes rer. Austriac., I. Abt. (Scriptores), 8. Bd. (1875), 502.
4. (S. 128). Vgl. E. Schulze, Kolonisierung und Germanisierung, S. 9, 10.
5. (S. 129). Vgl. ebenda S. 7—10; J. Partsch, Mitteleuropa (1904), S. 162 ff. (auch Taf. X); A. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands II (1900), 339 ff.; D. Schäfer, Das deutsche Volk und der Osten, in den Vorträgen der Gehestiftung zu Dresden, Bd. 7 (1915), Heft 3, S. 7, 8 und die Deutsche Gesch. I[6] (1916), S. 66.
6. (S. 129). Vgl. Partsch a. a. O. Taf. IX; auch Droysen, Histor. Atlas (1886), Karte 23.
7. (S. 130). Vgl. M. Doeberl, Entwicklungsgesch. Bayerns I, 71 (bezüglich Bayerns); E. Mühlbacher, Deutsche Gesch. unter den Karolingern S. 136, 137 (bez. der Sachsen); wegen Teilnahme der Slawen an den Kämpfen der Sachsen ebda 124; auch A. v. Hoffmann, Politische Gesch. der Deutschen I (1921), 318.
8. (S. 132). Vgl. oben S. 124, Anm. 47.

9. (S. 132). Vgl. oben S. 124. — Gel. Dobner, Annales VI, 523, benutzte die Urkunde, um durch sie Hajeks Märchen von Sobieslaws Deutschfeindlichkeit zu widerlegen. Seine Angabe, daß bis dahin niemand ihrer Erwähnung getan, ist nicht zutreffend, da Paprocky, Diadochus (1602), O stavu městském S. 16 eine recht genaue Inhaltsangabe gegeben hatte.
10. (S. 132). Vgl. Gesch. von Böhmen I (1844), 333, Anm. 139; II, 1 (1847), 36, Anm.
11. (S. 132). Die Angaben stammen aus Schlesinger, Gesch. Böhmens S. 165 (s. auch Mitteil. des Vereines f. Gesch. der Deutschen in Böhmen V, 1867, S. 4 ff.); Bachmann I, 351, 408, 487; Lippert, Sozialgeschichte Böhmens II, 131; ebenso spricht A. Zycha, Prag, S. 136 von den „seßhaft gewordenen Kaufleuten", S. 192 von der „territorialisierten Kaufmannsgemeinde der Deutschen" usw.
12. (S. 134). Vgl. Doeberl a. a. O. S. 70; Mühlbacher 137.
13. (S. 137). So erklärte der tschechische Historiker Prof. J. Pekař (Sborník prací hist. . . . Jar. Golla 1906, S. 97); „War Böhmen in Zupen geteilt? Die Antwort kann nur verneinend lauten und das ohne jeden Vorbehalt"; vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens, S. 311; Novotný České dějiny I, 1, S. 396 ff.
14. (S. 137). Palacký II, 1, S. 147/8 ff.
15. (S. 138). Bachmann I, 483.
16. (S. 138). Juritsch S. 46.
17. (S. 138). Vgl. J. Šusta, Dvě knihy českých dějin I (1917), 45: „ta změna . . . udála se tu tak rychle, že to vzbuzuje podiv . . ." Er hat auch schon früher [Otroctví a velkostatek v Čechách (Sklaverei u. Großgrundbesitz in Böhmen) im Český čas. hist. V, 1899, S. 94] gegen Palacký angedeutet, daß Deutsche (allerdings nur als Kolonisten) schon im 11. Jahrh. in Böhmen gewesen sein müßten. — Novotný (Č. D. I, 1, 534) wundert sich darüber, daß so gar keine Nachrichten über stärkere Kolonisierung zu finden seien.
18. (S. 138). Vgl. F. Tadra, Styky Čech s cizinou S. 311.
19. (S. 140). Vgl. K. Brandi, Deutsche Gesch. (1919), S 68; der Text der Urkunde in den Mon. Germ., Abt. Leges II (1837), 713.
20. (S. 142). Cod. dipl. Moraviae II (1839), 68, nr. LX: „ius teutonicum, quod hactenus in terris Bohemiae et Moraviae inconsuetum et inusitatum extiterat . . . hoc novum et honestum institutum". Von Palacky erst in der tschech. Ausg. I, 2 (1854), 143 erwähnt. — Erben, Regesta Bohem. et Morav. I (1855) 253, nr. 544. Wiewohl ich auf die Unechtheit der Urkunde schon 1897 hingewiesen hatte (vgl. Zeitschr. f. Gesch. Mährens u. Schlesiens I, 23), wurde sie von Bachmann I (1899), 485, Juritsch, Die Deutschen u. ihre Rechte (1905), S. 59, 92 u. a. als echt benützt. G. Friedrich

Cod. dipl. regni Bohem. II (1912), 572, nahm sie als Fälschung nicht mehr auf.
21. (S. 143). Cosmas I, cap. 19. — Er kennzeichnet auch die älteren Festen, Thetin, Lubossin I, cap. 4, die eine als „auf dem Gipfel eines steil abfallenden Felsens am Flusse durch ihre Lage sehr fest", die andere als „die mächtigste Burg bei dem Walde".
22. (S. 145). Der sog. Kanonikus von Wischehrad z. J. 1135, SS. IX, 141, Font. rer. Bohem. II, 222.
23. (S. 145). Vinzenz v. Prag, Font. rer. Bohem. II, 408.
24. (S. 148). Cosmas III, 40; vgl. dazu meine Ausführungen in den Mitteil. d. Inst. f. österreich. Geschichtsforschung XXXVIII (1918), 213 ff., 698 ff.
25. (S. 148). Vgl. E. Maetschke, Die Besiedlung des Glatzer Landes. (Eine Nachprüfung), in der Zeitschrift des Vereines für Geschichte Schlesiens (Breslau), Bd. 50 (1916), S. 120.
26. (S. 148). Chronik des Thietmar von Merseburg in den Script. rer. Germ. (1889), Buch VI, Kap. 11 (8); Geschichtschreiber d. deutsch. Vorzeit, 11. Jahrh., 1. Bd., S. 190.
27. (S. 149). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens S. 376.
28. (S. 150). Vgl. Cod. dipl. Morav. III (1841), 246, Nr. 258.
29. (S. 151). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens S. 527 ff.
30. (S. 154). Ebenda S. 231, 243 ff., 520.

Achter Abschnitt.

1. (S. 161). Vgl. B. Bretholz, Gesch. Böhmens und Mährens S. 402.
2. (S. 163). Entgegen der Annahme Palackys, der diese Privilegien für Fälschungen erklärte, hat J. Šusta es wahrscheinlich zu machen versucht, daß Premysl Otakar II. ein solches Privileg vom deutschen König Richard von Cornwall zwischen 1265 und 71 erhalten haben könnte, das aber verloren gegangen sei (K volbě roku 1306, in Sborník prací histor. Jar. Golla 1906, S. 153 ff.) Dem widerspräche, daß es bei den weiteren Thronkämpfen nicht mehr erwähnt wird, weder Heinrich von Kärnten noch die Vertreter Elisabeths sich darauf berufen.
3. (S. 163). Die Hauptquelle für diese Zeit ist die „Chronik von Königsaal", s. o. S. 225, Anm. 10. Über K. Johann handelt das zweibändige Werk von J. Schötter, Johann, Graf von Luxemburg und König von Böhmen (1865).
4. (S. 165). Königsaaler Chronik S. 269.
5. (S. 166). Es ist wiederum willkürliche Auslegung der Quelle, wenn der Satz der Königsaaler Chronik (S. 392): quia omnes Boemos intendit excludere rex de terra auch in deutschen Werken (vgl. Th. Hoschek, Der Abt von Königsaal und die K. Elisabeth von Böhmen, Prager Studien, Heft 5, 1900, S. 81) wie-

dergegeben wird: „Der König beabsichtige die Tschechen aus dem Lande zu vertreiben und dahin Deutsche anzusiedeln"; denn weder von „vertreiben" noch vom „Ansiedeln Deutscher" steht in der Quelle ein Wort. Das geht wieder auf Palacky II, 2 (1850), S. 123 zurück, von dort fast wörtlich übernommen von Schlesinger S. 193, Bachmann I, 755, Tomek 157 u. a. Excludere heißt „ausschließen" und gemeint ist die Ausschließung des heimischen Adels von der Landesverwaltung, ohne Rücksicht auf die Nationalität im Gegensatz zu den Ausländern, nicht aber der Tschechen im Gegensatz zu den Deutschen.

6. (S. 169). Die Schrift erschien in deutscher Übersetzung u. d. T. „Kaiser Karls IV. Jugendleben von ihm selbst erzählt", in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit, 14. Jahrh., 5. Bd. (1885); lateinisch mit tschechischer Übertragung in den Font. rer. Boheio. III (1882), 323 ff.

7. (S. 170). Vgl. das grundlegende Werk „Die Regesten des Kaiserreichs unter K. Karl IV. 1346—1378", herausgeg. von A. Huber, Innsbruck 1877. — Eine neuere umfassende Geschichte Karls IV. besitzen wir nicht, da das Werk von E. Werunsky, Gesch. K. Karls IV. und seiner Zeit (Innsbr. 1880—92) mit dem 3. Bande, der bis 1368 reicht, abbricht. Einen teilweisen Ersatz bieten neben M. Pelzel, Gesch. Karls IV. Königs von Böhmen, 2 Bde. (Dresden 1783) Th. Lindner, Deutsche Geschichte unter den Habsburgern u. Luxemburgern, 2 Bde. (Stuttgart 1890—93); J. Loserth, Gesch. des späteren Mittelalters von 1197—1492 München 1903); J. Kalousek, Karel IV., otec vlasti. (Prag 1878).

8. (S. 173). Rex clericorum; vgl. C. Höfler in den Abhandlungen der böhm. Gesellschaft der Wiss., 6. Folge, 2. Bd. (1869), S. 14/5.

9. (S. 175). Vgl. A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands V (1920), S. 1137, 1191.

10. (S. 177). Vgl. K. Zeumer, Die Goldene Bulle K. Karls IV. (1908), S. 187.

11. (S. 178). Über die Regierungszeit Wenzels vgl. Th. Lindner, Gesch. des deutschen Reiches unter K. Wenzel. 2 Bde. (Braunschweig 1875, 1881), nebst der oben Anm. 7 angeführten Literatur. Ferner das wichtige Quellenwerk: Deutsche Reichstagsakten unter K. Wenzel, herausgeg. von J. Weizsäcker, Bd. 1—3 (1376—1400), München 1867—1877.

12. (S. 181). Über ihn vgl. die gründliche Untersuchung von L. Reimann, Johann von Nepomuk, nach der Sage und nach der Geschichte, in der Histor. Zeitschrift (von Sybel), Bd. 27 (1872), S. 225—281.

13. (S. 184). Deutsche Reichstagsakten unter K. Wenzel. II, S. 456.

14. (S. 185). Ebda I, 160.

15. (S. 186). Vgl. Chroniken der deutschen Städte, XIV (1877), 738.

Neunter Abschnitt.

1. (S. 189). R. Holtzmann, Französische Verfassungsgeschichte (1910), S. 198.
2. (S. 189). A. Sedláček, Gedanken über den Ursprung des böhm.-mähr. Adels, in: Sitzungsber. der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, Classe f. Philosophie, Geschichte, Jahrg. 1890 (Prag 1891), Nr. 8, S. 229 ff.
3. (S. 189). Palacký, Gesch. Böhmens I, 165.
4. (S. 190). Vgl. z. B. Doeberl, Entwicklungsgesch. Bayerns I, 52, 138; Riezler, Gesch. Bayerns, u. a.
5. (S. 190). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens, S. 333.
6. (S. 190). Eine lange Liste solcher deutscher Burgennamen in Böhmen und Mähren führt an J. Truhlář, Styky Čech s cizinou S. 323 ff.
7. (S. 190). So merkwürdigerweise Bachmann I, 581. — Abgesehen von dem Widersinn, daß die Baumeister auf die Namensgebung einen Einfluß gehabt haben sollten, kennen wir auch nicht in einem einzigen Fall den Erbauer, geschweige seinen Namen und seine Herkunft.
8. (S. 191). Vgl. J. Braniš, Dějiny středověk. umění v Čechách (Gesch. der m. a. Kunst in Böhmen) II (1893), 20.
9. (S. 192). Vgl. meine Gesch. Böhmens u. Mährens S. 501.
10. (S. 192). Chron. Aulae regiae S. 211. — Die Behauptung Šustas a. a. O. S. 466, daß das Privileg von 1212 (s. oben S. 75) dem Adel ein Wahlrecht „ausdrücklich" bestätigt habe, ist unrichtig, da sich dort ab iisdem auf successoribus bezieht und vom Adel nirgends die Rede ist.
11. (S. 193). Vgl. R. Koß, Zur Kritik der ältesten böhmisch-mährischen Landesprivilegien, in: Prager Studien Heft XV (1910). — Es beweist, in welche Schwierigkeiten die tschechischen Forscher durch ihr Festhalten an der Kolonisationstheorie Palackýs geraten, wenn man z. B. wie bei Šusta, Dvě knihy II, 300, das Eingeständnis liest: „Größere Schwierigkeiten verursacht die Erklärung, warum sich die Prager um die Bestätigung der Sobieslawschen Rechte bemühten, die doch nur für die deutsche Kaufmannschaft in Prag gegeben worden waren"; hier liegt eben auch ein Beweis, daß es nicht **Kaufmannschaft**, sondern **Bürgertum** war.
12. (S. 194). Francisci Prag. Chron. in den Font. rer. Bohem. IV (1884), 413.
13. (S. 194). Vgl. hiezu und zum folgenden J. Neuwirth, Gesch. der bildenden Kunst in Böhmen I (1893).
14. (S. 196). S. J. Loserth, Hus und Wiclif 1884, S. 94.
15. (S. 197). S. H. Denifle, Die Universitäten des Mittelalters I (1885), 582 ff., 588.
16. (S. 197). Font. rer. Bohem. IV 518.

17. (S. 197). Vgl. Jakubec, Gesch. d. čech. Lit. S. 16 ff.
18. (S. 198). R. Wolkan, Gesch. der deutsch. Literatur. S. 214 ff.
19. (S. 199). Vgl. K. Burdach, Zur Kenntnis altdeutscher Handschriften und zur Geschichte altdeutscher Literatur und Kunst, im: Centralblatt f. Bibliothekswesen, VIII (1891), 152 ff.
20. (S. 199). Vgl. K. Burdach, Reformation, Renaissance, Humanismus (1918), S. 188 ff., 192/3.
21. (S. 199). Vgl. K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation, III, 1 (1917): „Der Ackersmann aus Böhmen". Andere Urteile s. bei Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung II (1853), S. 222: „das vollkommenste Stück Prosa, das wir in unserer älteren Literatur besitzen"; Wackernagel, Kleine Schriften I, 314: „eine der schönsten altdeutschen Prosaschriften", Wolkan a. a. O. S. 239.
22. (S. 200). Vgl. J. Loserth in den Mitteil. des Vereins f. Gesch. der Deutschen in Böhmen XVII (1897), 291 ff.
23. (S. 201). Burdach im Centralblatt a. a. O. S. 335.
24. (S. 202). Vgl. L. Pastor, Gesch. der Päpste I (1886), 81.
25. (S. 202). Vgl. J. Loserth, Beiträge z. Gesch. der hussit. Bewegung. III. Der Tractatus de longevo schismate des Abtes Ludolf v. Sagan, im Archiv f. österreich. Gesch. LX (1880), 343 ff.
26. (S. 203). Vgl. A. Hauck, Kirchengesch. Deutschl. V, S. 872, Anm. 4.
27. (S. 206). Vgl. K. Müller, Kirchengeschichte II (1902), 75.
28. (S. 206). In H. v. d. Hardt Rerum magni concilii Constantiensis IV (1699), Sp. 757/8 heißt es von den Polen in Prag: „Cum Slesitae, qui sunt de natione Polonica, essent omnes Teutonici, ita quod veri Poloni minorem partem habebant".
29. (S. 207). So Denifle a. a. O. S. 601; woher K. Müller S. 77 die Zahlen der Weggezogenen „etwa 2000", der Zurückgebliebenen „etwa 500" nimmt, ist mir nicht bekannt.
30. (S. 207). Über Hus vgl. L. Krummel, Johannes Hus. Ein Lebensbild (1886); V. G. Lechler, Johannes Hus, ein Lebensbild (1890); J. Loserth, Hus und Wiclif, Zur Genesis der husitischen Lehre (1884); J. Sedlák, M. Jan Hus (1915); V. Novotný, M. Jan Hus (Světova Knihovna nr. 1000; kurzgefaßt), M. Jan Hus, Život a učení, 1. Bd. (bis 1412), 1919.
31. (S. 215). Vgl. F. Palacký, Documenta magistri Joannis Hus (1869), S. 580.

Geschichte Böhmens und Mährens

Von

Bertold Bretholz

Zweiter Band

Hussitentum und Adelsherrschaft

Bis 1620

1. bis 5. Tausend



Paul Sollors' Nachf., Reichenberg.

Verlags-Nr. 186. IX. 22.

Druck von Gebrüder Stiepel, Ges. m. b. H. in Reichenberg.

Inhaltsübersicht.

Erster Abschnitt.

Die Hussitenkriege. 1419—1436.

Unter den drei Königen aus dem luxemburgischen Hause, Johann, Karl und Wenzel, Vater, Sohn und Enkel, hat Böhmen binnen einem Jahrhundert eine so rasche auf- und absteigende Entwicklung durchgemacht, wie nie vorher oder nachher. Dieser Aufschwung und Niedergang erklärt sich nicht zuletzt aus dem grundverschiedenen Wesen der drei Fürsten.

Von dem diplomatischen Geschick Johanns, das sich bei Karl in staatsmännische Geschäftsklugheit wandelte, ist bei Wenzel kaum mehr der bescheidenste Rest politischen Verständnisses wahrzunehmen. Johann stellen wir uns vor als eine großzügige Natur von ungebundener Ritterlichkeit, die ihren Tod im Schlachtgetümmel sucht und findet; Karl ist eine mehr bürgerlich behäbige Gestalt, ohne Vorliebe für Kampf und Streit, aber auch ohne Furcht, tätig und pflichtbewußt, umsichtig und rührig; bei Wenzel tritt frühzeitig die Bequemlichkeit und Lässigkeit hervor, die bald in Unentschlossenheit und Teilnahmslosigkeit ausartet, verbunden mit Genußsucht und Rohheit. Die Verschwendungssucht des Vaters weicht beim Sohne einer beachtenswerten Wirtschaftlichkeit und setzt sich beim Enkel in Geiz um. Was Johann in kühnen Anfängen vorbereitet, Karl in unverdrossener Arbeit gefestigt hatte, die Machtstellung des Hauses Luxemburg und des Königreiches Böhmen, ist durch Wenzels Unfähigkeit zunichte gemacht worden. Er hat die Herrschaft in Deutschland verloren und jene in Böhmen, die er als Erbherr bis an seinen Tod behaupten konnte, seinem Bruder und Nachfolger Sigmund in einem Zustand vollster Verwirrung hinterlassen.

Dieser vierte und letzte Luxemburger auf dem böhmischen Thron ist wiederum eine von den drei Vorgängern merklich verschiedene Gestalt; ein buntes Gemisch aus deren guten und

schlechten Trieben.[1] Ein stattlicher, berühmt schöner Mann, ritterlich, weltklugen Sinnes, von heiterem Gemüt, dabei aber mit unzweifelhaften Neigungen zu Lasterhaftigkeit; ein Schwelger in sinnlichen Genüssen, ein blinder Verehrer des weiblichen Geschlechtes fast ohne Wahl. Nach dem frühen Tod seiner ersten Gemahlin, der ungarischen Maria, mit der er keine Kinder hatte, blieb er sechzehn Jahre Witwer (1392—1408), unbekümmert darum, daß mit ihm das luxemburgische Geschlecht aussterben würde, bis er der blendend schönen, aber wenig sittenstrengen Barbara von Cilli in die Netze ging. Die Ehe, der nur eine Tochter, Elisabeth, entsprang, war keine glückliche, was bei Sigmunds Anlage auch nicht zu erwarten war. Zu Geselligkeit jedweder Art, Turnier und Tanz, Gelage und Jagd, stets bereit, besaß er im Verkehr mit den Menschen Eigenschaften, die ihn überall gern gesehen machten. Er wird, und hierin gemahnt er an den Großvater, als leutselig und umgänglich geschildert, Höflichkeit, selbst gegen Niedriggeborene, galt ihm als selbstverständlich.

Eigentümlich berührt an ihm, dem Sohne des überfrommen Karl IV., seine Gleichgültigkeit gegenüber religiösen Dingen. Er hielt äußerlich an den hergebrachten kirchlichen Formen fest, war aber frei von jeder Übertreibung, sowohl nach der einen als anderen Richtung. Es gehört gewiß zu den größten Ausnahmen in jener Zeit, daß er sogar gegen die Juden keinerlei Voreingenommenheit empfunden hat. Umso merkwürdiger berührt seine entschiedene Abneigung gegen das böhmische Hussitentum, die sich wohl nur aus politischen Rücksichten erklären läßt.

In staatlichen Geschäften war er wie der Vater unermüdlich, gewandt und gewinnend, nicht zuletzt dank seiner glänzenden Beredsamkeit und der Kenntnis von mindestens sieben Sprachen, deutsch, ungarisch, tschechisch, polnisch, lateinisch, französisch, italienisch; ein mittelalterlicher Mithridates. Seine politische Aufgabe war nicht leicht. Der Staat, auf den er sein Hauptaugenmerk richten mußte, war Ungarn, in dem er seit der Vermählung mit Maria (1385) sich als Erbherr fühlte. Aber Ungarn besaß damals an der Türkei und an Venedig ernste

Feinde, so daß Sigmund stets seine Blicke nach Osten und Süden gerichtet halten mußte, um die großen Gefahren, die ihm von dorther drohten, rechtzeitig zu bannen. Was ihm neben Ungarn als Herrschaftsgebiet noch unterstand, konnte die gleiche Sorgfalt nicht mehr beanspruchen. Die Mark Brandenburg, die ihm 1378 nach Karls IV. Tod zugefallen war, hat er schon 1388 wieder preisgegeben, in dem Bewußtsein, zwei so entfernte und verschiedenartige Länder, von denen jedes seinen Fürsten und Herrn ganz benötigte, nicht zugleich regieren zu können. Das deutsche Königtum aber, das er seit 1410 innehatte, rückte unter solchen Verhältnissen, ganz so wie zu Zeiten Kaiser Karls IV., wiederum in zweite Linie. Vier Jahre währte es, bevor Sigmund nach erfolgter Wahl überhaupt ins Reich kam, um sich krönen zu lassen; die deutsche Geschichte „kennt kein ähnliches Vorkommnis". Die deutsche Königskrone war Sigmund nur ein Mittel, um leichter in die große europäische Politik eingreifen zu können, sie verlieh seinem Fürstentum Glanz und Würde. Die wirklichen Pflichten gegenüber dem deutschen Reich bekümmerten ihn wenig.

Nun fiel ihm nach dem Tode seines Bruders Böhmen zu. Eine gefährliche Erbschaft, denn ein Teil des Landes und der Bevölkerung stand in Aufruhr und betrachtete vor allem den neuen Herrscher als Feind. Denn schon seit den Ereignissen in Konstanz machte man ihn als deutschen König nicht ohne Grund verantwortlich für die verhängnisvolle Wendung, die die religiöse Frage, wie man erklärte, „zu Schimpf und Schande für das ganze Reich und die Nation" genommen hatte. Noch vor Hussens Märtyrertod hatten ihm dritthalbhundert böhmische und mährische Adlige geschrieben, er hätte all das, was bis dahin in Konstanz geschehen, „leicht verhindern" und bewirken können, daß Huß, „wie er frei nach deinem Willen dahin gekommen, auch frei zu uns nach Böhmen zurückkehre". Sie gaben ihm deutlich zu verstehen, daß sich das auch „für einen guten und gerechten König und Herren" geziemt und „zur Kräftigung seines guten Rufes, sowie des Friedens und der Ehre Böhmens und ihres treuen und besonderen Eifers für ihn auf immerdar" beigetragen hätte.[3] Der

Geschichte Böhmens und Mährens

Von

Bertold Bretholz

Zweiter Band

Hussitentum und Adelsherrschaft

Bis 1620

1. bis 5. Tausend



Paul Sollors' Nachf., Reichenberg.

Wie wohl auch an anderen Orten, wo Anhänger der Kommunion unter einerlei und beiderlei Gestalt neben einander wohnten, gerieten insbesondere in der Gegend von Bechin im mittleren Böhmen Geistlichkeit und Volk beider Bekenntnisse in schroffen Gegensatz zu einander. Hier war die Erinnerung an Huß besonders lebhaft, weil er nach dem Verlassen Prags im Jahre 1412 sich längere Zeit in diesem Gebiete aufgehalten hatte, lehrend und predigend unter dem Landvolk herumgezogen war. Seine ganze Lehre verdichtete sich dann bekanntlich kurz nach seinem Tode in der neuen Art der Abendmahlfeier unter beiderlei Gestalt des Brotes und Weines, von der Huß kurz vor seinem Tode Kenntnis genommen hatte, die aber von ihm weder ausgeübt noch gelehrt worden war. Es heißt, daß der Urheber eigentlich ein Deutscher, Magister Peter von Dresden gewesen ist, der später, 1421, in Regensburg als Wiklifit verbrannt wurde. Er gewann Anhänger Hussens dafür, darunter Jakob von Mies, der die Form in Prag und Böhmen einführte, wo das Volk mit Begeisterung nach der neuen Einrichtung griff, durch die man sich sichtlich vom alten Katholizismus abhob.[6] Dem suchte nun die katholische Priesterschaft zu wehren, bezeichnete jene als Irrgläubige und Häretiker und vertrieb sie aus den Kirchen. Das hatte zur Folge, daß die Verdrängten sich enger an einander schlossen und nach einem Ausweg suchten, um unabhängig von der unduldsamen katholischen Geistlichkeit ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Im Umkreis von Bechin entschlossen sie sich — es war im Frühjahr 1419, als König Wenzel in Prag und überall im Lande entschiedener gegen die Hussiten auftrat — auf einer Bergkuppe, die aus einer weiten Ebene herausragte, auf einfachste Art eine Kapelle zu errichten, indem über eingerammte Pflöcke ein großes Linnen ausgebreitet wurde. Den Ort nannten sie nach biblischem Vorbild „Berg Tabor". Hier kamen sie zu bestimmten Zeiten zusammen, hielten Gottesdienst ab, empfingen das Sakrament sub utraque, dann brachen sie das Zelt wieder ab und gingen ruhig ihrer täglichen Beschäftigung nach. Die gläubigen Besucher dieser frommen Stätte nannten sich „Taboriten". Der Ruf dieser Einrichtung verbreitete sich alsbald aller-

orten, fand auch Nachahmung, besonders berühmt blieb aber der Ursprungsort. An den Festtagen kamen die Anhänger unter Führung ihrer Priester aus der näheren und weiteren Umgebung nach „Tabor"; nicht nur aus den umliegenden Dörfern und Städten, sondern bald auch aus Prag und Pilsen, Taus und Königgrätz und auch aus mährischen Gemeinden. Es gab bald „Taboriten" auch außerhalb Tabors, im ganzen Lande.

Alle Verbote des Königs und auch der katholischen Barone an ihre Untertanen, diese Versammlungen zu besuchen, blieben wirkungslos. „Wie der Magnet das Eisen anzieht", vergleicht der Chronist Laurenz, „so lockte und zog der Berg Tabor die Bauern zu sich". Am 22. Juli (Maria-Magdalenentag), also noch zu Wenzels Lebzeiten, sollen sich weit mehr als 40.000 Menschen am Berge Tabor zusammengefunden haben.

Gegen diese Taboriten erhob man von katholischer Seite die schwersten Vorwürfe. Man sagte, daß bei ihnen Schuster und Schneider den Gottesdienst versehen, da sie einen Unterschied zwischen Priestern und Laien nicht anerkannten, daß ihre Geistlichen mit Bart und ohne Tonsur einhergehen, in den gewöhnlichen Gewändern die Messe zelebrieren. Man hielt ihnen vor, daß sie Kirchenbücher und Bilder , Kelche, Monstranzen und Reliquien mißachten, daß sie überhaupt gegen Kirchen und Altäre Haß hegen und den Glauben verbreiten, daß diese nicht zu Gottes, sondern irgendeines Heiligen Ehre dienen und daher ebenso zu vernichten seien, wie alles, was sie enthalten. Man sagte, daß sie die Klöster als „Räuberspelunken" bezeichnen, das geheiligte Chrisma, das Krankenöl und Taufwasser nur als menschliche Erfindungen ansehen, daß sie die Ohrenbeichte meiden, das Fegefeuer leugnen, die Fürbitte der Heiligen, die Schriften der heiligen Väter verspotten. Man stellte sie mit einem Worte als Leugner und Lästerer des ganzen kirchlichen Kults hin und wir gewahren, wie sich hiebei schon religiöse mit sozialen Fragen zu vermengen begannen.

Bis zu einem gewissen Grade waren auch wirklich solche Anschauungen unter diesen Taboriten verbreitet, ja mußten sich ausbilden, wenn man sie aus den katholischen Kirchen aus-

schloß und aller Behelfe, das religiöse Gefühl in herkömmlicher Weise zu befriedigen, beraubte. Diese Gegensätze konnten aber auch leicht zu Gewalttätigkeiten von beiden Seiten verleiten, insbesondere wenn die Macht fehlte, Ordnung und Recht zu schützen. Und das geschah in den letzten Wochen der Regierung Wenzels und unmittelbar nach seinem Tod, zuallererst in Prag, der Hauptstadt. „Denn da kein König und Fürst in Israel herrschte, auf den die Untertanen Rücksicht zu nehmen hatten, tat jeder, was ihm recht schien", kennzeichnet Laurenz die Lage und fährt fort: „Nie zuvor hat ein Auge gesehen, ein Ohr gehört, noch ein menschliches Herz empfunden, was und wieviel infolge dieser verpesteten Lehren durch das Volk Böhmens geschehen ist, das vorgab, für die Freiheit des Gesetzes Gottes und gegen die Diener des Antichrists die Waffen zu erheben". Er meint vor allem den furchtbaren Sturm gegen katholische Kirchen und Geistliche, Klöster, Mönche und Nonnen, der in Prag einsetzte; den Beginn jener dritthalbjährigen Periode, von Mitte August 1419 bis Ende 1421, von der man mit Recht gesagt hat, sie könne für zwei Jahrhunderte böhmischer Geschichte gerechnet werden, so vom Grunde aus habe sie alle Verhältnisse im Lande umgewandelt.[7]

Denn gleich am Tag nach Wenzels Tod, am 17. August, begann dort ein gefährlicher Umzug der Volksmassen von Kirche zu Kirche, von Kloster zu Kloster, verbunden mit Bedrohungen und Vergewaltigungen der geistlichen Insassen, sowie mit Beschädigungen und Verwüstungen der Gebäude außen und innen. Die größte Wut richtete sich gegen das Karthäuserkloster, weil die Karthäuser sich allerorten als Gegner Hussens und aller Neuerungen hervorgetan hatten. Der wegen seiner Schönheit viel bewunderte Bau, von König Johann begonnen und unter Karl IV. etwa 1363 vollendet, wurde zunächst vollständig ausgeplündert, die wenigen Mönche, die nicht geflohen waren, führte man ins Rathaus ab, um sie dann auszuweisen; am folgenden Tage brannte man Kirche und Kloster nieder, „so daß nur die kahlen Mauern übrig blieben".

Das Beispiel Prags zündete sofort in einigen anderen Städten Böhmens, in denen das hussitisch gesinnte Volk stark

genug war Unruhen zu erregen, in Klattau, Pisek, Pilsen, Königgrätz, Laun, Saaz, Wittingau, Budweis, also in den verschiedensten Gebieten des Landes. In diesen Wirren gingen auch schon Menschen zugrunde: Geistliche und Weltliche, Adelige, Ritter und Bürger, Männer, Frauen und Kinder, wie berichtet wird. In Beraun wurden schon im Jahre 1419 dreiundfünfzig Inwohner, Priester, Magister und Mönche, und mit ihnen drei Rittersleute „gleichsam in einer Stunde" verbrannt.

In solcher Gärung und Wirrnis befand sich Böhmen, als Sigmund davon Besitz ergreifen sollte. Infolge seiner Inanspruchnahme durch die ungarischen Angelegenheiten, wahrscheinlich auch wegen seiner bekannten Art, unleidliche Geschäfte aufzuschieben, ließ er zunächst den Dingen ihren Lauf, übertrug der Königinwitwe Sophie, die sich schon seit langem als Gönnerin des Hussitentums gefiel, und einigen hohen Adeligen mit dem utraquistisch gesinnten Cenek von Wartemberg an der Spitze die Regierung, denen nun auch die Aufgabe zufiel, den Aufruhr niederzuwerfen. Ihre halben Maßregeln führten zu neuen schweren Kämpfen wie auf dem Lande so auch in Prag. Am 25. Oktober mußte die königliche Besatzung die Wischehrader Burg den Aufständischen überlassen; am 4. November bedrohten diese auch schon die ganze Kleinseite und alle Gebäude bis knapp an das Schloß; die Königinregentin floh mit Ulrich von Rosenberg mitten in der Nacht und suchte in einer der königlichen Burgen Schutz vor denen, die sich bisher ihrer Förderung zu erfreuen gehabt hatten. Die Prager Burg wurde zwar behauptet, aber — „es war für viele eine Nacht von Furcht und Schrecken, Sorgen und Wehklagen, nur vergleichbar dem Tag des jüngsten Gerichts", schreibt Laurenz, der Augenzeuge aller dieser Ereignisse.

Nicht ohne große Schwierigkeiten brachte die Regierung am 13. November einen Waffenstillstand mit den Pragern zustande, der bis zum 23. April 1420 dauern sollte. Sie verpflichtete sich die Kommunion unter beiderlei Gestalt im ganzen Lande zu schützen, dafür wurde ihr die Burg Wischehrad von den Aufständischen zurückgestellt. Die Angst der „Prager" vor dem in der Stadt und im Lande überhandnehmenden Radikalis-

mus, den man nur schalten ließ, wenn man ihn benötigte, hieß sie diesen wenig günstigen Vergleich schließen, mit dem keineswegs alle einverstanden waren.

Eine kurze Ruhepause trat ein. Und nun, im Dezember 1419, kam auch Sigmund, zwar nicht nach Prag, aber doch nach Brünn, um vorerst hier einen Landtag zu versammeln und Heerschau zu halten über seinen Anhang. Auch eine Gesandtschaft der „Prager" stellte sich ein, um Sigmund als ihrem Herrn und König zu huldigen, zugleich aber auch Anerkennung zu fordern für eine Anzahl von Artikeln, die auf einem ohne Wissen und Willen des Königs abgehaltenen Prager Landtag beschlossen worden waren und das kirchliche, politische und nationale Programm der Utraquistenpartei beinhalteten.[8] Ihre hussitische Gesinnung trug die Gesandtschaft offen zur Schau, indem sie ihre eigene Geistlichkeit mit sich brachte und sich von den katholischen Kirchen fernhielt. Sigmund vermied jedwede entscheidende Zusage, äußerte sich aber unwillig über verschiedene kriegerische Vorkehrungen, die die Prager zu ihrer Verteidigung gegenüber den beiden königlichen Burgen, Hradschin und Wischehrad, getroffen hatten, forderte ihre sofortige Beseitigung, gebot die Rückkehr der Vertriebenen und Geflohenen und befahl, die katholische Geistlichkeit fortan in keiner Weise zu belästigen, sowie seine Ankunft in Prag abzuwarten. Er aber begab sich nicht dahin, sondern zunächst, zu Beginn des Jahres 1420, nach Breslau, wohin er schon Anfang Oktober einen Reichstag für den 11. Dezember einberufen hatte, der denn auch mit der üblichen Verspätung, mit der bei Sigmunds sprichwörtlicher Unpünktlichkeit stets gerechnet werden mußte, unter reger Beteiligung der Fürsten und Städte aus dem Reich abgehalten wurde.[9]

Während seines dortigen Aufenthaltes, der sich Monate hinzog, ließ er an verschiedenen Regierungsmaßregeln deutlich erkennen, daß er nicht gewillt sei, wegen der religiösen Frage zu unterhandeln, weder Taboriten noch Utraquisten noch sonst welche Richtung dulden werde, vielmehr entschlossen sei, jeden Widerstand mit Gewalt zu brechen. Die Straßburger Gesandten beim Reichstag meldeten schon im Januar 1421 an ihre

Stadt, der König plane von Breslau nach Prag zu ziehen „und wölle die Hussen strafen umb den Ungelouben", außer sie ergeben sich vorher, aber auch in diesem Falle behalte er sich vor „etliche", die den Anfang gemacht haben, zur Verantwortung zu ziehen.[10] Am 10. Februar erließ er an die Stände und Städte im Saazer Kreis — und wahrscheinlich in gleicher Weise an alle übrigen Kreise Böhmens — einen strengen Befehl, nirgend „die Wiklefie zu unterstützen", Städten, in denen sie herrsche — er nennt nur Pilsen, Pisek und Königgrätz — weder Hilfe noch Rat zu gewähren, vielmehr sich darum zu bekümmern, daß „alle gänzlich von demselben neuen Glauben entwichen". Er ließ es geschehen, daß während seines Aufenthalts in Breslau ein Prager Bürger, Johannes Krasa, der sich dort offen als Hussit bekannte, durch das Stadtgericht zum Tode verurteilt, geschleift und verbrannt wurde, daß ein anderer Prager, ein Abgesandter der Universität, zur Abschwörung seines Glaubens gezwungen wurde, um ähnlichem Geschick zu entgehen. Er gab Weisungen an schlesische und lausitzische Städte, wie mit gefangenen Hussiten zu verfahren sei. Und schließlich veranlaßte er Papst Martin V. oder bestärkte ihn in seinem Entschlusse, die gesamte Christenheit zu einem Kreuzzug gegen „wiklifitische und hussitische Ketzerei" aufzurufen. Denn schon am 22. Februar 1418 hatte dieser durch eine Bulle verkündet, daß die Häresie, die „insbesondere im Königreich Böhmen und in der Markgrafschaft Mähren und diesen benachbarten Gebieten" entstanden sei, ohne jedes Zugeständnis ausgetilgt werden müsse.[11] Jetzt erließ er am 1. März 1420 von Florenz aus die „Kreuzbulle" (Omnium plasmatoris domini), die zu allererst am 17. März in der Breslauer Kirche feierlich verkündet wurde.[12]

Solche sichere Anzeichen einer Böhmen drohenden kriegerischen Unternehmung Sigmunds an der Spitze eines Kreuzheeres blieben Utraquisten und Taboriten nicht verborgen und trieben sie zu Gegenmaßregeln, die umso kräftiger ausgebaut werden konnten, je länger Sigmund mit dem Zuge zögerte. Vor allem erfolgte in jenen ersten Monaten 1420, da Sigmund in Breslau Hof hielt, eine für die Folgezeit höchst bedeutsame

Umgestaltung der Verhältnisse in Tabor durch zwei Männer, die zum Kampf gegen Sigmund und sein böhmisches Königtum bis aufs äußerste entschlossen waren: Nikolaus von Huß und Johann Ziska.

Aus der Vorgeschichte des ersten wissen wir nur, daß schon König Wenzel ihn im Verdacht hatte, er wolle an der Spitze seines Anhangs ihn vom Throne stürzen und sich an seine Stelle setzen, weshalb er aus Prag verbannt worden war. Später kehrte er wieder dahin zurück und war bei dem Sturme auf die Kleinseite und die Prager Burg Anfang November 1419 einer der Hauptanführer. Der Chronist Laurenz, der nicht zu seinen Freunden gehörte, kann nicht umhin, ihn als einen Menschen „von großer Klugheit und Voraussicht" zu bezeichnen und sagt von ihm ein andermal, daß er „von allen Taboriten im Handeln der verschlagenste" gewesen sei. Der Prager Waffenstillstand, den er mißbilligte, veranlaßte ihn die Stadt zu verlassen und sich in Tabor einen neuen Wirkungskreis zu schaffen. Da aber Nikolaus schon in den Kämpfen des Jahres 1420 fiel, überragt ihn an Namen und Bedeutung Johann Ziska.[18]

Er dürfte um 1375 geboren sein. Aus den ersten Jahrzehnten seines Lebens ist glaubwürdig nur überliefert, daß er lange Zeit im Hofdienst König Wenzels stand, an dessen Feldzügen sich beteiligte, dabei ein Auge einbüßte und das Kriegshandwerk praktisch erlernte. Ein fleißiger Besucher der Predigten Hussens in der Bethlehemkapelle, wurde er ein begeisterter und überzeugter Anhänger der neuen Lehre, vor allem ein entschiedener Feind der katholischen Priesterschaft und des Mönchtums, galt aber anfangs als Mitglied der gemäßigten Utraquisten oder „Prager". Er wird schon als Teilnehmer bei dem Sturm auf das Prager Neustädter Rathaus am 30. Juli 1419 genannt, verblieb aber auch nach Wenzels Tod im Hofdienst. Während der Belagerung der Burg Wischehrad durch die Prager im Oktober dieses Jahres gehörte er zur dortigen königlichen Besatzung, trat aber nach der Erstürmung und Übergabe auf die Seite der Prager und schon beim Kampf um den Hradschin im folgenden Monat kämpfte er gegen die königlichen

Statthalter und tat sich in einer Weise hervor, daß er beim ganzen Volke bekannt wurde und fortan eine erste Führerstelle einnahm. „Denn damals begann er zu kämpfen und kämpfte bis an sein Lebensende", heißt es in einer gleichzeitigen Quelle. Auch er war ein Gegner des Waffenstillstands vom 13. November, aber außerstande ihn zu verhindern, verließ er Prag und ging mit seinem Anhang nach Pilsen, der „Sonnenstadt", wie die Hussiten sie damals nannten, in der Hoffnung, hier einen neuen Stützpunkt für seine Partei zu gewinnen, die eine Mittelstellung zwischen Taboriten und Pragern einnehmen sollte. Allein Ziskas Festsetzung in dieser Stadt, die noch keineswegs dem Hussitismus ganz verfallen war, führte zu Kämpfen mit dem mächtigsten Adligen jenes Kreises, Bohuslaw von Schwamberg, eines eifrigen Katholiken und ergebenen Anhängers Sigmunds. Die Stimmung in der Stadt, die unter den Kriegsnöten schwer litt, schlug um, und als auch ein von den Statthaltern abgesandtes Heer unter Wenzel von Duba heranzog, um Pilsen zu belagern, erkannte Ziska die Unhaltbarkeit seiner Stellung. Er trat in Verhandlung mit Duba und erhielt für sich und seine Getreuen freien Abzug. Unter fortwährenden Bedrängungen durch adelige Gegner schlug er sich kämpfend (Schlacht bei Sudomier am 25. März 1420) zu den Taboriten in Südböhmen durch, zu denen er schon früher von Pilsen aus Beziehungen angeknüpft hatte.

Die Verstärkungen, die die Taboriten auf diese Weise erhielten, ließen hier einen Plan reifen, der schon seit längerer Zeit erwogen wurde, ja schon in Durchführung begriffen war. Der Berg Tabor bot weder genügende Sicherheit, noch hinreichende Unterkunft für die Menge, die sich hier ansammelte und beisammen bleiben wollte. Man suchte nach einem geeigneteren Orte und fand ihn in einer nicht weit davon gelegenen Feste und ehemaligen Stadt namens Hradischt, die in den Kämpfen Otakars II. mit seinem Adel zerstört worden war. Nun wurde die Burg ihrem rechtmäßigen Besitzer entrissen und die Stadt wieder aufgebaut. Es ist die Gründung der heutigen Stadt Tabor — der biblische Name wurde übernommen —

etwa eine Wegstunde von jenem älteren Berg Tabor entfernt, von dem die ganze Bewegung ausgegangen war.[14] Der einstmalige linke Flügel der „Prager" unter Ziska ging nunmehr in den Taboriten auf, allein Ziska nahm fortan die erste Stellung unter ihnen ein, wenn auch mehrere Hauptleute von gleichem Rang eingesetzt wurden. Ziska ließ es sich vor allem angelegen sein, das Taboritenvolk, das sich zum großen Teil aus Bauern und kleinen Handwerkern zusammensetzte, über die eine Anzahl fanatischer Priester und entschlossener Ritter (niederer Adel) die Herrschaft führte, kriegerisch auszubilden, so daß es binnen kurzem zu größeren Unternehmungen zu gebrauchen war. Sie begannen schon im April 1420, als die Sammlung des Kreuzheeres unter Sigmund keinem Zweifel mehr unterliegen konnte. Es gelang den Taboriten, um nur das Wichtigste anzuführen, am 5. April (Charfreitag) das Städtchen Wozitz, wenige Meilen von Tabor entfernt, einzunehmen, obwohl eine Besatzung von etwa 2000 Reitern dort lag, am 24. April das Kloster Mühlhausen niederzubrennen, gleichzeitig sich das hussitisch gesinnte Pisek zu sichern, tags darauf das entferntere Prachatitz zu stürmen, von dort in den Pilsner Kreis vorzustoßen, Kloster Nepomuk zu zerstören, auf dem Rückweg, da Grüneberg von Bohuslaw von Schwamberg tapfer verteidigt wurde, Burg Rabie bei Horazdiowitz, die einem Riesenberger gehörte und als äußerst fest und sicher galt, zu brechen.

In ähnlicher Weise, wie Tabor ganz Südböhmen, so beherrschte in Nordostböhmen der Berg „Horeb" bei Hohenbruck das ganze Königgrätzer Gebiet. Die „Horebiten", wie sich die Hussiten hier nannten, standen unter der Anführung des hochadeligen Herrn Hinko Krussina von Lichtenburg und einiger Ritter. Ihren Angriffen unterlag unter anderem die Stadt Bidschow und das herrliche Kloster Münchengrätz, das ausgeplündert und völlig niedergebrannt wurde; unbehindert zogen sie sodann nach Prag zur Unterstützung der dortigen Kriegspartei.

Denn so verderblich und gefährlich diese über große Teile des Landes sich ausbreitende Herrschaft der Taboriten auch

war, letzten Endes lag die Entscheidung denn doch bei der Hauptstadt. Von ihrer Stellungnahme zu Sigmund hing das Schicksal ganz Böhmens ab. Mit ihr im Bunde und unterstützt von seinen eigenen bedeutenden Kräften und den zahlreichen ihm treu gebliebenen Adligen, Städten und Klöstern wäre er stark genug gewesen, die Ruhe im Lande herzustellen, von welcher Seite immer sie gestört würde.

Allein schon geraume Zeit vor Ablauf des Waffenstillstands (23. April 1420) konnte man gerade in Prag ein stetes Anwachsen der königfeindlichen Stimmung feststellen. Die verhetzenden Predigten fanatischer Priester kamen wieder in Schwung und rissen das Volk mit. Am stärksten wirkte Johann von Selau, so genannt nach seiner früheren Zugehörigkeit zu diesem Kloster, das er verlassen hatte, nunmehr Prediger an einer der großen Kirchen in Prag-Neustadt. Seine glühende Beredsamkeit erhöhte er noch, indem er seinen Predigten den Text der Apokalypse (Offenbarung) des Apostels Johannes zugrunde legte, mit ihren schaurigen Bildern von dem höllischen Ungeheuer des feurigen Höllendrachen, die er in geschickter Weise auf Sigmund, den Stifter des Drachenordens, anzuwenden wußte. Er war es auch, der schon am 3. April die Massen des Volkes vor das Altstädter Rathaus führte, um sie von neuem schwören zu lassen, den Kelch bis zum äußersten zu verteidigen. Neue Hauptleute wurden für die Alt- und Neustadt gewählt, denen man neben verschiedenen militärischen Vollmachten die Schlüssel der Rathäuser und Stadttore übergab. Und schon in den folgenden Tagen ging es an Schutzarbeiten zur Verteidigung der durch die Burg Wischehrad besonders gefährdeten Neustadt Prag, an denen sich Jung und Alt, Männer, Frauen und Kinder beteiligten, unbekümmert um die höhnenden Zurufe der Besatzung: „die Gräben werden euch nicht nutzen, wenn ihr euch eurem Erbherrn Sigmund, dem römischen und ungarischen König, widersetzen wollt". Die kampfbereite Stimmung der Prager Hussiten erregte in gewissen Kreisen der Stadtbevölkerung Sorge und Furcht, nicht so sehr vor den „Häretikern", wie der Chronist sagt, sondern weil man in der Überzeugung lebte, Sigmund werde mit den

schwersten Strafen, Brand und Mord, gegen dieses Volk vorgehen; „fliehen wir also“, so rieten sie, „so schnell als möglich an sichere Orte, damit wir nicht mit ihnen zugrunde gehen“. So kam es, daß ein Teil der Bürgerschaft die Stadt verließ und sich vornehmlich in den Schutz der Prager und Wischehrader Burg begab. Es war also die Angst vor den scheinbar unausweichlichen Gefahren, die der Stadt drohten, was sie zum Preisgeben von Haus und Hof veranlaßte. Oben aber mußten sie sich dann gegenüber den baronalen Burgherrn, die auf dem Hradschin und Wischehrad schalteten, verpflichten, an dem bevorstehenden Kampf gegen die Stadt Prag teilzunehmen.

Dazu kam es aber nicht. Am 17. April, eine Woche vor Ablauf des Waffenstillstandes war Wartemberg, der Burghauptmann und erste Statthalter in Böhmen, nach Prag zurückgekehrt, nachdem er sich längere Zeit am Hoflager König Sigmunds aufgehalten hatte. Dort hatte er, der eifrige aber geheime Utraquist, die Überzeugung gewonnen, daß der König es bei seiner Unternehmung gegen Böhmen auf alle Anhänger des Kelches, radikale und gemäßigte, Taboriten und Prager, abgesehen habe. Vor dem König hatte er seine wahre Gesinnung verborgen gehalten, so daß er mit allen Vollmachten in seine alte Stellung zurückkehren konnte. Diese nützte er nun aus, um Sigmunds Kriegsplan zu durchkreuzen. Nach Vereinbarung mit seinem engeren Anhang nahm er die königstreuen Hauptleute in Haft, bemächtigte sich der Burg und vertrieb vor allem die hieher geflüchteten Prager Katholiken, die nun in furchtbarstes Elend gerieten, da Wartemberg sich auch ihres ganzen Besitzes bemächtigte, des Geldes, des mitgebrachten goldenen und silbernen Geschmeides, anderer Kleinodien und Dinge. Alles Bitten und Flehen blieb nutzlos. Als Bettler mußten sie ihre Zufluchtstätte verlassen und in Wischehrad, Kuttenberg und anderen königstreuen Orten Schutz suchen.

Sodann schloß Wartemberg sofort ein Bündnis mit der hussitischen Partei in Prag „zur Verteidigung der Wahrheit“ und zum Kampf gegen König Sigmund. In Rundschreiben,

die die Siegel Wartembergs, seines Mündels Ulrich von Rosenberg und der beiden Prager Städte trugen, wurde das ganze Land Böhmen und auch Mähren aufgefordert, Sigmund nicht länger als König anzuerkennen. Sie nennen ihn „einen großen und grausamen Feind des Königreichs und der tschechischen Sprache", sie mahnen und drohen, verkünden von neuem die vier Prager Artikel, für die sie eintreten wollen „und nichts anderes". Noch entschiedener lautete ein Manifest, das die Prager allein wahrscheinlich an alle übrigen königlichen Städte Böhmens aussandten.[15]

Das hussitische Böhmen, der Adel, die Prager und die Taboriten, schienen zum Kampf gegen Sigmund und das Kreuzheer geeinigt. Der Aufruf Wartembergs und seiner Bundesgenossen trug das Datum des 20. April 1420. Am 9. April, am Dienstag nach dem Osterfest, war Sigmund von Breslau aufgebrochen und zunächst nach Schweidnitz gezogen. Hier erst sammelte sich in den nächsten drei Wochen „grot Volk", mit dem er dann „über den böhmischen Wald" in Böhmen eindrang, zuerst in Germer (Jaromierz), dann in Königgrätz halt machte. In dieser stark dem Hussitismus zuneigenden Stadt verweilte er neun Tage, „setzte den behmischen Rat ab und machte einen deutschen Rat", dann begab er sich nach Kuttenberg; „da fand er noch gute Christen überall". Auch die von der Prager Burg Vertriebenen, die zum großen Teil hier Zuflucht gefunden hatten, „freuten sich alle seiner Ankunft". Man empfing ihn in einer Prozession, an der sich über „tausend Berggesellen" beteiligten, die ihm versprachen, sie wollten mit dem König „durch des Christesglauben willen in den Tod gehen".

Die uralte deutsche Bergstadt Kuttenberg war damals einer der festesten Sitze des Katholizismus und des Deutschtums. Sie hatte auch schon vorher und auf eigene Verantwortung den Kampf vor allem gegen die Taboriten aufgenommen. „Von so entsetzlicher Grausamkeit — schreibt der utraquistische Chronist Laurenz — entbrannte das Volk in Kuttenberg, daß binnen kurzer Zeit mehr als 1600 Menschen dort elend niedergemacht und in die Schächte geworfen

wurden, so daß die Henker oft bei der Mordarbeit ermatteten". Ja es heißt sogar, daß man für eingefangene Taboriten Geldpreise aussetzte; den Schacht, der die meisten Opfer aufnahm, nannte man zum Hohn „Tabor".

In dieser dem alten Glauben und dem König blind ergebenen Stadt schlug Sigmund Mitte Mai sein Hauptquartier auf, eine neue Herausforderung seiner Gegner. Und doch versuchte es, wenigstens nach dem Berichte unserer Hauptquelle, des Laurenz, die gemäßigte Partei in Prag noch einmal mit dem König zu verhandeln. Sie schickte nach Kuttenberg eine Gesandtschaft, die um nichts anderes gebeten haben soll, als daß Sigmund die Kelchkommunion gestatte; er möge ihnen alle bisherigen Ausschreitungen verzeihen, dann wollten sie ihm nicht nur die Tore öffnen, sondern die Mauern niederreißen und ihn anflehen, zu ihnen zu kommen. Allein Sigmund sei ihnen, die sich nur allzu tief erniedrigten, wie ein zweiter „aufgeblasener Lucifer" entgegengetreten, habe ihnen befehlen wollen, vorerst alle Verteidigungswerke, die sie inzwischen aufgerichtet hatten, niederzureißen, alle Waffen abzuliefern, dann werde er in Prag erscheinen und ihnen bis zu einem gewissen Grade Gnade gewähren (aliqualem gratiam). Diese schroffe Antwort hätte die Prager zum äußersten Widerstand angespornt. Es scheint aber, daß die unmittelbare Ursache eine andere war. Gleichzeitig mit den Pragern hatte auch der eben erst von ihm abgefallene Burghauptmann Wartemberg mit Sigmund vertrauliche Verhandlungen angeknüpft, die rasch zu einem günstigen Ergebnis führten. Für das Zugeständnis, daß ihm und seinen Angehörigen volle Verzeihung für seinen Verrat zuteil werde und daß er auf seinen Gütern den Kelch gebrauchen lassen dürfe, verpflichtete er sich das Bündnis mit den Pragern preiszugeben und die Prager Burg den königlichen Leuten frei zu überlassen. Diese Auslieferung vollzog sich insgeheim ohne Wissen der Prager in der Nacht vom 6. zum 7. Mai und erregte einen so furchtbaren Wutausbruch in der Stadt, daß begreiflicherweise alle gemäßigten Elemente in den Hintergrund geschoben wurden. Man versuchte eine Erstürmung

der Burg, die aber mißglückte, und rächte sich dafür an Klöstern und Kirchen; Strahow mit seinen einzigartigen Schätzen an Kunstwerken, Kirchengeräten, Bildern, Handschriften usw. ging in Flammen auf; tagelange Kämpfe zwischen den Pragern einer-, den Besatzungen der beiden Burgen Hradschin und Wischehrad anderseits folgten; von einer Fortführung der Verhandlungen zwischen den Pragern und dem König in Kuttenberg konnte nicht mehr die Rede sein; der Krieg war unausweichlich.

Die Prager, die sich allein zu schwach fühlten, Sigmund entgegenzutreten, riefen nun die Taboriten aus allen Teilen des Landes zu ihrer Unterstützung herbei, diese fanatischen zu jedem Opfer bereiten Kämpfer. Die Horebiten unter Krussina von Lichtenburg waren schon seit einiger Zeit in Prag. Nun kamen noch die Taboriten unter der Führung Ziskas, Nikolaus' von Huß und der anderen Hauptleute, die Hussiten aus Saaz, Laun, Schlan, Königgrätz und von andersher; ihr Zug war gekennzeichnet durch neuerliche Verwüstung und Niederbrennung von Städten (Beneschau) und Klöstern (Brewnow, Postelberg). Wo immer sie mit ihren Gegnern zusammenstießen, blieben sie Sieger. Selbst einen gefährlichen Angriff auf Tabor, der von Ulrich von Rosenberg, dem mit dem Wartemberger auf die königliche Seite übergetretenen mächtigsten Herrn in Südböhmen, versucht wurde, schlugen sie am 30. Juni mit großem Erfolg ab. Prag, die Verwaltung der Stadt, das ganze Leben und Treiben daselbst in jeder Hinsicht, geriet ganz unter ihre Führung.

Inzwischen hatte auch Sigmund in Kuttenberg sein Kreuzheer zusammengebracht. Die Markgrafen Friedrich und Wilhelm von Meißen und der Landgraf Friedrich von Thüringen brachten 18.000, Herzog Albrecht von Österreich 6000 Mann, „und andere Herren und Fürsten unzählig Volk", so daß der Magdeburger Chronist eine Gesamtsumme von 100.000 annehmen zu können meint.[16] Am letzten Mai kam man bis Wischehrad. Es verging dann ein voller Monat mit mancherlei Zügen, Kämpfen und Verlusten (am 26. Juni wurde Königgrätz durch die Hussiten zurückgewonnen), bevor man

am 30. Juni an die Belagerung Prags durch dieses große Kreuzheer schreiten konnte. Aber ein erster Ansturm am 14. Juli auf den Witkow, auch Tabor genannten Berg, der nachher Ziskaberg hieß, mißlang.[17] Man ließ die an erster Stelle stürmenden 7- bis 8000 meißnerischen Reiter unter Graf Heinrich von Isenburg, der auch im Kampfe fiel, sich verbluten, ohne ihnen gegen die mit grenzenlosem Opfermut kämpfenden Taboriten, unter denen sich ein Mädchen besonders hervortat, Hilfe zu bringen. Im Kreuzheer sprach man von verräterischen Umtrieben der böhmischen Adligen in Sigmunds Umgebung, die ihn von einem ernsten Angriff abhielten. Sie hätten versprochen, ihm auch ohne Kampf zum Sieg über die Stadt Prag, ja das ganze Land zu verhelfen. Mißmut und Zweiung entstand, das Kreuzheer wurde durch Lagerbrände, Krankheiten, Mangel an Lebensmitteln, Plagen durch Ungeziefer, Gewürm und Schlangen heimgesucht. Die deutschen Fürsten warteten nur ab, bis Sigmund am 28. Juli im Prager Dom auf dem Hradschin gekrönt und gesalbt wurde, dann „löste sich das große und berühmte Heer, ohne die Häretiker vernichtet zu haben, auf", schreibt Andreas von Regensburg. Viele von ihnen, bemerkt Laurenz, schimpften schmählich über Sigmund „als Begünstiger der Häretiker und als Verräter". Auf dem Heimzug wurde das Land von den Söldnerscharen begreiflicherweise schwer verwüstet. Der erste Kreuzzug gegen die Hussiten war verunglückt.

Ohne das deutsche Heer, dem trotz seiner Buntscheckigkeit — Laurenz zählt 35 Völkerschaften namentlich auf, die darin vertreten waren und fügt noch hinzu: und sehr viele andere — doch das Deutschtum seinen Grundzug gab, konnte sich König Sigmund auf der Prager Burg nicht halten; die böhmischen Barone boten ihm, kaum daß das Heer abgezogen war, keinen genügenden Schutz, noch verhalfen sie ihm zum Frieden mit den Pragern, wie sie versprochen hatten. Nach Zurücklassung einer entsprechenden Besatzung auf dem Hradschin und in Wischehrad, über die die Burghauptleute frei verfügten, begab sich Sigmund zunächst nach Kuttenberg, dem sichersten Hort. Von dort zog er dann „wie unsinnig (veluti

insensatus)" in den ihm noch treuen Städten Ostböhmens umher, Tschaslau, Kolin, Nimburg, Leitmeritz u. a., schalt auf die Prager, die von einer ihnen angebotenen Besprechung zur Herbeiführung des Friedens nichts wissen wollten, schrieb an den Papst und die Reichsfürsten um Hilfe gegen die „Häretiker, die sich seines Landes bemächtigt hätten und im Begriffe stünden, sich einen anderen König zu wählen", und bat dann doch wieder die böhmischen und mährischen Barone um ihre Vermittlung bei den hussitischen Pragern. Sigmund bietet schon jetzt beim Beginn des Kampfes das Bild völliger Hilflosigkeit und Unentschlossenheit, vielleicht zum Teil herbeigeführt infolge Irreführung durch die hussitischen Barone seiner Umgebung.

Mit seiner in aller Eile am 28. Juli durchgeführten Krönung hatte Sigmund bezweckt, den Vorhalt seiner Gegner, der auch schon in den beiden Manifesten vom 20. April eine wichtige Rolle gespielt hatte, er sei noch nicht gekrönt und deshalb gebühre ihm keine Anerkennung, aus der Welt zu schaffen. Aber wie in vielem kam er auch damit zu spät. Es hätte seine allererste Regierungsmaßregel unmittelbar nach Wenzels Tod sein müssen. Jetzt erklärte man den Akt nicht für vollgültig, da mehrere Barone des Landes und die Vertreter der Stadt Prag nicht zugezogen worden waren. Man leugnete sein Königtum und trat spätestens anfangs August mit König Wladislaw II. von Polen wegen Übernahme der böhmischen Krone in Verhandlung, — Sigmunds Schwager.[18]

Zu diesem Schritt, von dem sie sich auch neue kriegerische Hilfe erhofften, mögen sich die Prager umsomehr veranlaßt gefühlt haben, da sich das Verbleiben der taboritischen Scharen in Prag wegen des religiösen und sozialen Gegensatzes auf die Dauer nicht aufrecht erhalten ließ. Schon am 22. August verließen die Bauernscharen, von denen die Bürger schwer gelitten hatten, die Stadt, die nunmehr auf sich allein angewiesen war. Die größte Gefahr für ihre Freiheit bedeuteten die beiden Burgen Prag und Wischehrad, solange sie sich in königlichem Besitz befanden. Daher begannen die Prager den schon mehrmals um diese Orte geführten Kampf von neuem

und wandten sich zunächst gegen den Wischehrad (September 1420).

Trotz des nicht unbedeutenden Zuzugs, den die Prager von hussitischen Adeligen und den Horebiten, die allein an 7000 Mann entsandten, für diesen Kampf erhielten, verteidigte sich die Burg unter Johann von Boskowitz auf Brandeis wochenlang mit Erfolg, ohne vom König Hilfe erlangen zu können. Er irrte im Lande mit seiner unzulänglichen Mannschaft an Ungarn, Böhmen und zusammengewürfeltem Volk umher, ließ, wie die Taboriten, plündern, morden und niederäschern, eine schwache Stadt, eine ungenügend versorgte Burg berennen, zersplitterte aber auf diese Weise seine Kraft. Nach Wischehrad konnte er nur äußerst langsam vordringen. Versuche, die Burg wenigstens mit Proviant zu versehen, scheiterten zumeist an der Wachsamkeit der Prager. Der Boskowitzer geriet unter solchen Verhältnissen mit seiner Besatzung in die größte Not. Er mußte mit dem Befehlshaber des hussitischen Belagerungsheeres, Hinek Krussina von Lichtenburg, das Abkommen treffen, die Burg am Morgen des 1. November gegen freien Abzug der Besatzung zu übergeben, wenn sie der König nicht bis zum Abend des 31. Oktober entsetzt haben würde. Nun erst verstärkte Sigmund sein Heer insbesondere aus Mähren und entschloß sich zum Angriff. Doch auch jetzt traf er seine Maßregeln so wenig umsichtig, daß die Wischehrader Besatzung von seinen Plänen zu spät erfuhr und die Übergabe sich in demselben Augenblicke vollzog, als der Kampf am Fuße des Berges begann. Der Unterstützung von seiten der Wischehrader, die nicht mehr in den Kampf eingreifen durften, entbehrend, erlitt Sigmunds Heer in der mörderischen Schlacht unter dem Wischehrad am Allerheiligentag 1420, in der der mährische katholische, zum Teil auch utraquistische Adel und seine Bauernschaften, sowie die deutschen Städte Böhmens und Mährens mit ihren Bürgermassen sich aufopferten und verbluteten, eine furchtbare Niederlage, bei der übrigens wiederum Verrat in den königlichen Reihen eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben soll. Wenigstens schreibt Andreas von Regensburg: „man beschuldigte

beide Teile, Sigmund und die Barone, der böswilligen Täuschung (dolus)".

Der Wischehrad blieb für Sigmund verloren. Die uralte Burg, der ehrwürdige Dom, alle Kostbarkeiten, Denkmale, Schätze wurden bis auf den Grund zerstört. Sigmund aber mußte von neuem Schutz und Zuflucht in den Mauern der aufopferungsvollsten deutschen Stadt Kuttenberg suchen und trachten, sich im Lande zu behaupten, bis seine Mahnrufe, ihm ein frisches Heer zur Verfügung zu stellen, Erfolg hätten. Mit den Resten, die er bei sich hatte, brannte und mordete er auf den Herrschaften hussitischer Barone, war aber zu schwach, um den furchtbaren Vernichtungszug zu verhindern, den nach dem Wischehrader Sieg einerseits die Prager, anderseits die Taboriten unter Ziska unternahmen, gegen alle, die sich ihnen bisher noch nicht angeschlossen hatten.

Jetzt, am 18. November, mußte der Rosenberger, der sich vom Hussitentum bereits losgesagt hatte, den Taboriten doch wieder versprechen, den Gebrauch des Kelches auf seinen Gütern überall zu gestatten. Der Burgherr auf Lestna (bei Beneschau), Wenzel von Duba, „König Sigmunds vor allen geliebter Rat", schloß tags darauf, 19. November, eine Treuga auf bestimmte Zeit ab. Diwisch von Ritschan aber mußte ihnen am 4. Dezember seine nahe von Prag gelegene gewaltige Burg ausliefern. Damit war auch das Schicksal des benachbarten berühmten Klosters Königsaal, der herrlichen Stiftung aus der Zeit der letzten Premysliden, besiegelt. Den Abt und die Mönche stürzte man in einen Brunnen und verschüttete ihn mit Steinen; der Bau wurde vollkommen verwüstet. Andreas von Regensburg hörte von Leuten, die bei der Belagerung zugegen waren, sie hätten „auf der ganzen Erde etwas ähnliches an Pracht nicht gesehen". Mit der Einnahme und Zerstörung der noch näher bei Prag gelegenen königlichen Feste Wenzelstein bei Kundratitz am 26. Januar 1421 beherrschten die Hussiten den ganzen Weg von Tabor bis Prag.

Das nächste Ziel, das die Taboriten ins Auge faßten, war Pilsen, die einstmalige „Sonnenstadt", die sich aber von

ihnen vollkommen abgewandt hatte und dauernd Vorkämpferin des strengen Katholizismus blieb. Auf dem Wege dahin gewann man zuerst die beiden Klöster Chotieschau und Kladrau und die mächtige Burg Schwamberg (bei Tepl) des gleichnamigen Adelsgeschlechtes, das zu den angesehensten in Böhmen gehörte und bis nun Widerstand geleistet hatte. Das Städtchen Rokitzan ergab sich freiwillig. Nachdem auf diese Weise die ganze Umgebung Pilsens erobert und gewonnen schien, begann am 14. Februar die Belagerung der Stadt selbst. Sie währte einen ganzen Monat, führte aber nur zum Abschluß eines Waffenstillstandes am 13. März, der vorläufig bis zur Jahreswende dauern sollte.

Mehr Erfolg hatten die Taboriten im Umkreis des schon seit langem mit ihnen verbündeten Saaz. Komotau erlag am Palmsonntag (16. März). Seinen tapferen Widerstand hatte es furchtbar zu büßen. Bald folgten die Städte Maschau, Laun und Schlan, die Burgen Makotrasch und Okor, die Prager Bürgern gehörten, um nur einige der wichtigeren Orte herauszuheben.

König Sigmund war zwar Anfang Februar 1421 bis ins westliche Böhmen vorgedrungen, hatte versucht, sich dort bei Kladrau den Hussiten entgegenzustellen, allein die völlige Aussichtslosigkeit seines Unternehmens erkennend, war er rasch wieder zurückgewichen, befand sich am 14. Februar bereits in Leitmeritz, am 26. in Kuttenberg, verließ sodann Böhmen und begab sich nach einem längeren Aufenthalt in Znaim (vom 9. März bis 2. April) nach Ungarn. Er überließ seinen getreuen Anhang im böhmischen Adel und in den Städten sich selber. Dem Bischof Georg von Passau, seinem deutschen Reichskanzler, schrieb er am 16. April aus Ungarisch-Brod, daß Gefahr vor den Türken, „die sich den Wicleffen zulegen" (d. h. sich mit ihnen verbinden), ihn gezwungen habe nach Ungarn zurückzukehren, denn diese Sache sei ebenso „notlich", als die „von den Wicleffen wegen".[10]

Und nun fand der Siegeszug der hussitischen und taboritischen Heere kein Hemmnis mehr. Die deutschen und katholischen Städte, nur auf ihre eigene Macht angewiesen, waren

ebenso wie die Klöster und Burgen in ihrer Vereinsamung gegenüber diesem brandenden Meer hilflos. In diese Zeit fällt auch der Übertritt des Erzbischofs Konrad von Prag, der sich schon seit längerer Zeit auf seinen Schlössern außerhalb Prags aufgehalten hatte und sich nun beeilte, einem Zusammenstoß mit den Hussiten rechtzeitig vorzubeugen. Am 21. April erschien er in Prag, knüpfte Verhandlungen mit dem Feinde an und bekehrte sich zum Utraquismus, indem er die „vier Artikel" als „erlaubt, katholisch und heilsam" anerkannte und sich zu ihrer Durchführung verpflichtete. Die Prager ließen aus Freude über diesen Erfolg, über dieses „Wunder (miracula)", wie man sagte, das Tedeum singen und die Kirchenglocken läuten; die Taboriten dagegen waren ungehalten und spotteten: „die Prager kurieren schon wieder eine antichristliche Bestie". Sein Übertritt hinderte allerdings die Taboriten nicht, später die erzbischöfliche Stadt Raudnitz heimzusuchen und zu verwüsten. Was sich nicht freiwillig anschloß, wie Melnik und Kolin, Nimburg und Tschaslau, erlag und wurde zerstört, darunter neben zahlreichen Klöstern (Sedletz, Opatowitz, Sazawa, Wilemow) die tapfere Stadt Böhmisch-Brod am 16. und 17. April in geradezu grauenhafter Weise. Kuttenberg, anfangs entschlossen zu kämpfen, sah sich gezwungen angesichts der feindlichen Übermacht zu verhandeln. Es bat die heranrückenden Prager, dieses „Kleinod des Königreichs" nicht zu zerstören und schloß am 24. April mit den Feinden einen Vertrag, kraft dessen die Stadt ausgeliefert wurde und die Bürger sich nur das Recht wahrten, fortziehen zu dürfen, wenn sie bis zum 15. August die vier Artikel nicht angenommen hätten. Nach Eroberung der noch östlicher gelegenen Städte Chrudim, Hohenmaut, Politschka u. a. stand man Anfang Mai an der mährischen Grenze.

In dieses Land schon jetzt einzudringen und den blutigen Vernichtungskrieg auch hier zu erregen, schien angesichts der Kräfte, die sich hier entgegenstellen konnten, nicht geraten. Auch hatten sich kurz zuvor der mährische Landeshauptmann Peter von Krawarn auf Straßnitz und andere Barone dieses Landes gegenüber den böhmischen Hussiten verpflichtet, die

vier Prager Artikel allgemein zu verkünden und das Königtum Sigmunds preiszugeben. Mit dieser Zusage begnügten sich die Böhmen und gaben Weisung an ihre Anhänger in Mähren, sich an den genannten Landeshauptmann sowie an Johann von Lomnitz zu halten und jene als Freunde zu behandeln, die diese beiden als solche bezeichnen würden.[20]

Man wandte sich nach dem Nordosten Böhmens, dessen Eroberung um so dringender erschien, als hier die Gefahr eines Einbruchs von Schlesien her zu befürchten war. Teils mit, teils ohne Kampf besetzte man die größeren Städte, darunter Germer (Jaromierz), Königinhof, Trautenau, dann auf dem Rückzug nach Prag noch Jungbunzlau, Leitmeritz, Melnik u. a. Der Adel rettete seine Burgen durch scheinbaren Übertritt zur neuen Lehre. Damals wechselte der Wartemberger zum drittenmal seine Gesinnung und wurde wieder Hussit.

Dieser mehr als halbjährige Feldzug der Hussiten und Taboriten durch fast ganz Böhmen wurde dann durch einen besonderen Erfolg abgeschlossen. Seit dem 11. Mai wurde der zweite für die Prager gefährliche Stützpunkt der Königlichen, der Hradschin, belagert. Die Eingeschlossenen wehrten sich, solange sie noch zu leben hatten. Aber schließlich brach die Not jeden Widerstand. Es wiederholte sich der Vorgang, zu dem vor einem halben Jahr die Burg Wischehrad sich hatte entscheiden müssen. Man machte die Übergabe abhängig von dem rechtzeitigen Entsatz durch Sigmund binnen einer gewissen Zeit. Als dieser ausblieb, mußten am 8. Juni an die dreitausend Mann den Hradschin räumen, den je hundert Krieger aus der Prager Alt- und Neustadt besetzten. Zuerst läuteten die Glocken in der Stadt und auf der Burg und man sang das Te Deum laudamus aus Freude über das Ereignis. Dann aber am dritten Tage, am 10. Juni, brach beim Volk, das der fanatische Johann von Selau antrieb, die Wut und Zerstörungslust gegen alles Katholische und Königliche durch, es wurde geplündert und verwüstet und nur durch das Eingreifen einiger Barone und anderer „billig denkender Männer" wurde die Burg und der Veitsdom vor dem Schicksal

Wischehrads, vor völliger Vernichtung gerettet. Die ganze königlich gesinnte dritte Prager Stadt, die Kleinseite, ging in diesen furchtbaren Kämpfen zugrunde. Noch um das Jahr 1489 lag sie in Trümmern, so daß man zweifeln konnte, ob sie den Namen einer Stadt verdiene.

Der Hussitismus herrschte in einem großen Teile des Landes, kirchlich und politisch. Es gab keine Macht im Innern, die sich ihm hätte entgegensetzen können.

Man konnte daran gehen, das Staatswesen auf der neuen Grundlage neu zu ordnen. Am 7. Juni 1421 wurde in Tschaslau — noch vom 28. Februar bis 5. März hatte König Sigmund dort sicher geweilt — unter Zuziehung der hussitischen Mährer ein allgemeiner Landtag abgehalten. Seine Aufgabe sollte sein, „die bisherigen großen Mißstände, Stürme, Verwüstungen, Brände, Gewalttaten und sonstigen Unordnungen im Königreich" umzuwandeln in Ordnung, Ruhe und Eintracht. Die Vertreter der beiden Prager Städte, dann der jüngste Konvertit, Erzbischof Konrad, der Hochadel mit den wankelmütigsten Gliedern Ulrich von Rosenberg und Cenko von Wartemberg an der Spitze, sowie die Vertreter der Taboriten, als erster Johann Ziska, ferner der Münzmeister der Stadt Kuttenberg und viele andere, die sich zum „Gesetz Gottes" bekannten, waren zugegen. Nachdem die religiösen Verhältnisse durch feierliche Anerkennung der vier Artikel rasch bereinigt waren, kam man zu den politischen Fragen. König Sigmund wurde von allen Parteien für abgesetzt erklärt — kaum ein Jahr, nachdem viele von ihnen ihm als gekrönten und gesalbten König von Böhmen geschworen hatten — da er „ein offenbarer Lästerer der heiligen Wahrheiten und Mörder der Ehre des böhmischen Volkes und seiner Sprache sei". Zur vorläufigen Regierung des Landes erwählte man zwanzig Personen: fünf Barone, vier Prager und elf Vertreter der verschiedenen Taboritengemeinden. Wer sich, so wurde ausdrücklich bestimmt, den Beschlüssen dieses Landtages nicht fügen würde, sollte als Feind betrachtet und gezwungen werden können.[21]

Es schien einen weitern großen Erfolg der Hussiten zu bedeuten, daß bald darnach (August 1421) zwar der Polenkönig Wladislaw II. für seine Person die ihm angebotene böhmische Krone ablehnte, aber seinen nahen Verwandten Herzog Witold von Litauen dafür in Vorschlag brachte.

Dagegen hatte die päpstliche Kurie in Gemeinschaft mit den deutschen Kurfürsten die Bekämpfung der Hussiten durch ein neues Kreuzheer schon seit Monaten ins Auge gefaßt. Jammerbriefe, die von deutschen Städten Böhmens an die Reichsfürsten und alle Stände, „allen und jeden des heiligen christlichen Glaubens übern und Liebhabern" einlangten, das Elend in entsetzlichen Schilderungen darlegten und um rasche Hilfe baten,[22] boten den äußern Anlaß, sich mit der Frage, die religiös und politisch von großer Bedeutung schien, zu beschäftigen. Schon am 2. März 1421 erklärten die Kurfürsten in einem öffentlichen Ausschreiben, daß, wie sie selbst sich verpflichtet fühlen nach ganzem Vermögen und mit ihrem eigenen Leben Heeresdienst zu leisten, sie auch von jedem Reichsstand erwarten, daß er „zu solchen der heiligen Christenheit und des heiligen Reichs schweren Nöten" kommen und helfen werde.[23] Es bildete sich ein mächtiger Fürstenbund „zur Unterdrückung der böhmischen Ketzerei", dem auch die Reichsstädte beitraten; „aller deutscher Zunge ein Bund". Auf dem Nürnberger Reichstag im April d. J. sollte alles nähere beschlossen werden. Da aber König Sigmund nicht erschien, konnten entscheidende Beschlüsse nicht gefaßt werden. Erst auf einem Mainzer Tag am 29. Juni, dem Sigmund allerdings auch fernblieb, erklärten sich die Reichsstädte bereit, an einem neuen Kreuzzug gegen Böhmen teilzunehmen, für den der eigens nach Deutschland entsandte Kardinal und päpstliche Legat Branda wirkte und zu dem König Sigmund von Ungarn aus mahnte. Er werde, so schrieb er am 19. Juli 1421 von Preßburg aus an Branda, wenn nicht unter den ersten, so doch gewiß nicht unter den letzten sein, die mit ihren Völkern in Böhmen auf dem Kampfplatz erscheinen und, damit niemand ihn beschuldige und mit Hinweis auf ihn fehle, mit Botschaften und Briefschaften eifrig bemüht sein;

denn „was für einen Ruhm könnten wir davontragen ... wenn wir das verderblichste Geschlecht aller Häretiker, Wiklefisten und Hussiten, nicht vernichteten?“[24] Das Reichsheer sollte von Eger aus, der Markgraf Friedrich von Meißen vom Norden, die Schlesier vom Osten, König Sigmund mit dem österreichischen Herzog Albrecht V., dem er noch im selben Jahr 1421, am 28. September, seine einzige Tochter Elisabeth vermählte, vom Süden her in Böhmen eindringen. Die große Unternehmung versprach um so sichereren Erfolg, als ein hussitisches Heer unter Führung des Priesters Johann von Selau, nachdem es Bilin zerstört, die Klöster Doxan, Teplitz und Ossegg vernichtet hatte, vor Brüx durch die Bürgerschaft dieser Stadt, die durch Zuzug aus der Nachbarschaft und ein meißnisch-sächsisches Entsatzheer unterstützt wurde, am 5. August eine schwere Niederlage erlitten hatte.

Wenige Wochen darnach, am 24. August, rückte das deutsche Heer in Böhmen ein. Aber vor den festen Mauern der Hussitenstadt Saaz, mit deren Belagerung das vereinigte West- und Ostheer am 16. September begann, scheiterte der zweite Kreuzzug, an dem mindestens 100.000 Mann, vielleicht noch mehr, teilgenommen hatten, nicht zuletzt aus dem Grunde, weil König Sigmund seine Zusage, gleichzeitig vom Süden her Prag zu bedrohen, nicht einhielt. Dadurch wurde das große Taboritenheer unter Ziska frei für den Vormarsch nach Norden. Bevor er noch vor Saaz eingetroffen war, hatte man die Belagerung aufgehoben und das Heer, dessen Verpflegung Schwierigkeiten verursachte, am 2. Oktober aufgelöst, das nun unter Verwüstung des Landes zuchtlos und schmachbeladen heimzog.

Seinem ersten Fehler, das deutsche Kreuzzugsheer nicht rechtzeitig unterstützt zu haben, fügte Sigmund einen zweiten hinzu, indem er in harter Winterzeit allein den Angriff auf Böhmen unternahm. Über Mähren, das inzwischen stark hussitisch geworden war,[25] aber in kürzester Zeit fast vollständig unterworfen wurde, eilte er mit seinen gefürchteten ungarischen Horden an die böhmische Grenze. In Iglau, wo sich der König in der ersten Hälfte Dezember auf-

hielt, fand sich auch schon böhmischer Adel bei ihm ein. Unter furchtbaren Verwüstungen und Gewalttaten rückte er siegreich bis Kuttenberg vor. Die Stadt wurde ebenso wie viele Dörfer und andere Städte im Tschaslauer Kreis niedergebrannt, die hussitische Bevölkerung ermordet. Eine Quelle berichtet, daß die Knaben durch die Ungarn geraubt, Weiber und Mädchen bis auf den Tod geschändet wurden. Bis Kolin gelangte der König. Ziska, der mit seinen Taboriten dem ungenügenden Hussitenheer vor Kuttenberg zu Hilfe kam, geriet in Gefahr umzingelt zu werden und mußte sich gleichfalls nördlich hinter Kolin zurückziehen (22. Dez.). Ein gleichzeitiger Angriff des deutschen Reichsheeres von Norden her hätte die Böhmen in eine verzweifelte Lage bringen können. Sigmund allein waren sie bald gewachsen. Er wurde rasch aus Böhmen bis an die mährische Grenze zurückgedrängt. Am 8. Januar 1422 erlitt sein Heer durch Ziska eine so furchtbare Niederlage bei Deutschbrod, daß Sigmund mit den Überresten zu einer traurigen Flucht durch Schnee und Eis ins mährische Land hinein gezwungen wurde. Deutschbrod, von den Taboriten verwüstet und zerstört, blieb sieben Jahre verödet liegen.

Die Erbitterung über den König wuchs im Reich und auch in Böhmen. In dieser Zeit entstand die Rede eines ungenannten böhmischen Katholiken über die Schandtaten König Sigmunds, die man mit Recht als das Schärfste und Feindseligste bezeichnet hat, was über ihn geschrieben wurde.[26] Drüben im Reich schwirrten Absetzungsgerüchte auf. Der polnische Thronplan schien sich jetzt zu verwirklichen. Witold von Littauen entsandte seinen Vetter Sigmund Korybut mit einem polnischen Heer durch Mähren (Mährisch-Neustadt) nach Böhmen; am 16. März 1422 hielt dieser als Stellvertreter des neuen Königs seinen Einzug in Prag Sein Erscheinen hatte umso größere Bedeutung, als eben damals in der Hauptstadt zwischen den beiden hussitischen Parteien eine Verbitterung und Kampfeswut herrschte, die in schroffstem Gegensatz stand zu der vor wenigen Monaten in Tschaslau vereinbarten Friedenseinigung. Am 9. März hatten sich die Prager des ihnen

seit langem unbequemen Führers der Radikalen in der Stadt Johannes von Selau und seiner nächsten Anhänger bemächtigt und sie enthaupten lassen. Daraufhin erhob sich ein Tumult, ein Stürmen und Zerstören von Kirchen, Häusern der Gegner und der Juden, daß, wie der Chronist schreibt, Prag in diesen zwei Tagen größeren Schaden litt, als von König Sigmund und seinen hunderttausend Mann, da sie vor der Stadt lagen. Sigmund Korybut warf sich zum Schiedsrichter auf, stellte auch die Ruhe einigermaßen her, indem er die Prager für sich gewann, aber nur mit Mühe setzte er es durch, daß ihn auch Ziska als „Helfer und obersten Verwalter dieses Landes" anerkannte.

Unter diesen inneren Zerwürfnissen, die die Schwäche des ganzen Hussitismus erkennen ließen, konnten die Katholiken und Anhänger der königlichen Sache wieder zu Kräften kommen und den Gedanken an Widerstand von neuem fassen. Trotz der ungeheuren bisherigen Verluste waren sie noch ansehnlich genug. Im Westen war es das ganze Egerland und die südlich daranstoßende sogenannte Pilsner Vereinigung mit den Städten Pilsen, Luditz, Tachau, Mies, Bischofteinitz u. a. m.; Bischofteinitz hatte Anfang Mai 1422 sogar eine schwere Belagerung glücklich überstanden. Im Süden war Budweis mit dem ganzen Nachbargebiet bis an die österreichische und bayrische Grenze eine zwar stark umbrandete aber widerstandsfähige Insel. König Sigmund hatte sie gleichzeitig mit Mähren bereits 1421 Herzog Albrecht V. von Österreich abgetreten, um ihm auch hier einen Stützpunkt für den Kampf gegen die Hussiten zu sichern. Im nordwestlichen Böhmen waren Brüx, Kaaden, das den Hussiten wieder entrissene Komotau, Rakonitz u. a. Orte, in denen die königliche Macht, Deutschtum und Katholizismus noch immer das Übergewicht besaßen. Und in wieviel hussitisch gewordenen Städten besonders im Osten wartete man nur mit Ungeduld auf den Augenblick, da man die bergende Hülle sub utraque von sich werfen und die alte Gesinnung bekunden durfte. Ähnlich unsicher war die Haltung eines Teiles des Adels, während andere sich noch immer mit großer Entschlossenheit gegen

Hussiten und Taboriten auf eigene Gefahr verteidigten, wie die Geschlechter Riesenburg, Schwamberg, Plauen, Kolowrat im Westen; im Nordwesten Nikolaus Lobkowitz von Hassenstein, der Hauptmann des Saazer Landfriedenskreises, Albrecht von Koldiz auf Bilin, zugleich Hauptmann von Schweidnitz und Breslau; die Berka von Duba auf Lippa; die Hasenburg, Sigmund von Wartemberg auf Tetschen; im Osten die Michelsberg, die Boskowitz auf Brandeis; im Süden die Rosenberg und manch andere.

Es hätte insbesondere in der ersten Hälfte des Jahres 1422 nur eines rechtzeitigen und einheitlichen Eingreifens vonseiten des Reiches und Sigmunds bedurft, um eine entscheidende Wendung herbeizuführen. Der Anlaß hiezu war auch vorhanden.

Das glänzendste Beispiel von mutiger Ausdauer und tapferer Standhaftigkeit bot damals die Besatzung der königlichen Burg Karlstein, das Juwel unter den Burgen aus der Zeit Karls IV. Ihren Widerstand zu brechen stellte sich insbesondere Prinz Korybut zur Aufgabe und belagerte die Feste seit dem Frühjahr 1422. Die Rettung dieses letzten Symbols des luxemburgischen Königtums in Böhmen benützte Sigmund als wirksames Losungswort für die Verhandlungen, die er mit den Reichsfürsten im Juli 1422 in Nürnberg wegen einer neuen Unternehmung gegen die Hussiten führte. Er erwirkte, daß sich in der ersten Hälfte Oktober ein doppeltes deutsches Kreuzheer, eines vor Nürnberg, eines vor Eger sammelte, um sich dann auf böhmischem Boden mit den von andern Seiten, Sachsen, Meißen, Schlesien, Österreich, herbeigeführten Scharen zu vereinigen. Kurfürst Friedrich von Brandenburg, unzweifelhaft der tüchtigste, politisch und kriegerisch geeignetste deutsche Fürst, empfing bereits jetzt in Nürnberg nach feierlichem Hochamt in der Sebalduskirche die vom Papste geweihte Fahne des heiligen Kreuzes aus den Händen Sigmunds, als dessen „Oberster Hauptmann wider die Wyklefen, die man Hussen nennet".

In umso schrofferem Gegensatz zu diesen Vorbereitungen stand dann die Durchführung des ganzen Unternehmens.

Das Heer, mit dem der Kurfürst in Böhmen einzog, etwa 4000 Mann, betrug noch nicht ein Fünftel der vereinbarten Zahl; gleichwohl vermochte es sogar Pilsen zu besetzen, das von den Hussiten arg bedroht war. Dagegen kam der so notwendige Zusammenschluß mit den Meißnern, die unterstützt von den Schlesiern und Lausitzern bis nach Brüx vorgerückt waren, nicht mehr zustande. Und die unverantwortliche Untätigkeit Sigmunds, der in Wien saß und dem Brandenburger, zu dem er in Wahrheit in wenig freundschaftlichem Verhältnis stand, die schwere Arbeit allein überließ, erzeugte allgemeinen Mißmut und Stockung. Ungenützt vergingen Monate. Im Dezember 1422 hatte das gesamte deutsche Heer das böhmische Land wieder verlassen, da auch vom Kurfürsten eingeleitete Verhandlungen mit den Hussiten zu keinem Ergebnis geführt hatten. Die Karlsteiner Besatzung hatte nach mehr als halbjähriger Belagerung, an einem Entsatze verzweifelnd, am 8. November mit dem belagernden Heer der Hussiten einen Waffenstillstand abschließen müssen. Der dritte Kreuzzug war gleichsam in sich zusammengebrochen.

Der Kurfürst von Brandenburg empfand die Schmach solcher Erfolglosigkeit einer mit größtem Pomp angekündigten Unternehmung umso schwerer, als er sich vollkommen klar darüber war, daß es nur einer leichten Kraftanstrengung und des ernsten Willens auf allen Seiten bedurft hätte, — „so wären all Sach gerinklich zu einem guten Ende zu bringen" gewesen; „des sein wir", erklärt er in seinem klaren Kriegsbericht aus Tachau vom 26. November 1422 nachdrücklichst, „an (ohne) allen Zweifel". Nicht geringe Bedeutung hatte er dabei dem Umstand beigelegt, „daß die Prager und die vom Tabor in großen Zweiungen mit einander sein". Gemeint ist der alte Gegensatz zwischen Taboriten und Pragern, der durch Korybuts Dazwischentreten nicht nur nicht beseitigt, sondern noch verschärft worden war.

Der schmähliche Rückzug des Kreuzheeres am Jahresende 1422 schien Zeit zu bieten, diesen Kampf auszutragen. Er währte schon Monate ohne Unterlaß, führte aber zu keiner Entscheidung, da die beiden Parteien einander gewachsen waren.

Da entschloß sich Ziska im Herbst 1423 durch kriegerische Unternehmung sich und seiner Partei neue Erfolge im Felde zu erringen, die dann auf die innere Lage nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Er zog zuerst nach Mähren und bemächtigte sich dann auf dem Heimzug 1424 einer Reihe wichtiger böhmischer Städte, in denen bisher die gemäßigten Elemente das Übergewicht gehabt hatten, wie in Kuttenberg, Kaurim, Böhmisch-Brod, Nimburg, setzte den Anschluß von Klattau, Saaz, Laun an seine Partei durch und war nun entschlossen, das Regiment Korybuts in Prag zu brechen und die Hauptstadt zu unterwerfen. Er lagerte bereits mit seinem Heere in Prags unmittelbarer Nähe bei Lieben, als es ebenda am 13. September und dann im Oktober in Zditz zu Verhandlungen kam, die zu einem halben Ausgleich führten. Nicht zuletzt bestimmten Ziska dabei die großen Gefahren, die dem Hussitentum in seiner Gesamtheit insbesondere durch die Fortschritte der Österreicher in Mähren drohten. Dorthin in allererster Linie gedachte er sich mit seinem Heer zu wenden. Allein gleich zu Beginn der Unternehmung erlag er der in seinen Reihen ausgebrochenen Pest am 11. Oktober 1424 vor Pribislau an der böhmisch-mährischen Grenze, während der Ort erstürmt und in Brand gesteckt wurde. Die Flammen der in Feuer aufgehenden Burg und die lebenden Fackeln der tapferen Verteidiger beschienen grausig Ziskas Totenbahre.

Die Unternehmung gegen Mähren wurde zwar fortgesetzt, verlief aber ohne bedeutsamere Erfolge, denn vor allem war die Einheit des taboritischen Heeres ohne den allgemein gefürchteten gewaltigen Heerführer nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die engeren Anhänger Ziskas lösten sich als die „Waisen" von den Taboriten ab und bildeten fortan eine politisch, militärisch und religiös selbständige Gruppe, die in Prokop dem Kleinen (Prokupek) ihr Oberhaupt anerkannte. Ihn überragte aber sehr bald der eigentliche Führer der Taboriten Prokop der Große (auch der Kahle genannt), die bedeutendste Gestalt in der zweiten Hälfte der Hussitenkriege nach Ziskas Tod.

Es heißt, daß er eigentlich aus einer in Böhmen eingewanderten Aachener Familie stammte und sich zuerst dem Kaufmannstand widmete. Mit seinem Oheim, der das Geschäft führte, machte er große Reisen nach Italien, Spanien, Frankreich und nach dem Osten bis Jerusalem. Dann aber unter der Wirkung der hussitischen Bewegung wandte er sich dem Studium der Theologie zu, wurde Priester und bald auch Anhänger der Taboriten. In Ziskas Schule wuchs er zum Feldherrn heran und übernahm dessen Erbschaft bei dem eigentlichen Taboritenheere. Im Felde erst gewann er seine überragende Stellung.

Wie König Sigmund die Last des Hussitenkrieges in Mähren und Südböhmen vornehmlich auf seinen Schwiegersohn, Herzog Albrecht V. von Österreich abgewälzt hatte, so fand er einen ähnlich mutigen und treuen Vorkämpfer für Nordböhmen in dem Markgrafen Friedrich von Meißen. Er hatte ihm schon Januar 1423 nach dem Aussterben des askanischen Hauses die sächsische Kurstimme verliehen, wiewohl andere Fürsten berechtigtere Ansprüche besaßen, und verpfändete ihm Aussig und Brüx mit dem zugehörigen Gebiete.[27] Dank Friedrichs Unterstützung konnte denn auch, wie Brüx schon im Sommer 1421, so Aussig im Herbst 1424 einen schweren Angriff seiner hussitischen Feinde glücklich abwehren. Das Jahr 1425 verging mit den langwierigen Auseinandersetzungen zwischen Taboriten und Waisen, während die Prager unter Korybut bereits nach einer Verständigung mit König Sigmund und den Katholiken strebten. Erst zu Beginn des Jahres 1426 gewannen die Taboriten ihre frühere Tatkraft wieder und erkannten sofort die Gefahr, die ihnen durch die Festsetzung der Meißner in Brüx und Aussig drohte. Sie bemächtigten sich zunächst einer Reihe kleinerer Ortschaften im Umkreis dieser festen Plätze: Weißwasser und Leipa, Trebnitz und Teplitz, Graupen, Dux und anderer. Im Juni 1426 konnte dann der Angriff auf Aussig gewagt werden, an dem sich auch die Prager unter Korybut beteiligten, den Hauptbefehl führte aber Prokop. Trotz aller Tapferkeit der Bewohner von Aussig, trotz aller Zuzüge aus Sachsen,

Meißen, Thüringen ging die Stadt am 17. Juni nach einem mörderischen Kampf verloren und wurde durch die Wut der Sieger völlig zerstört. Brüx behauptete sich dagegen auch diesesmal, bereitete sogar, unterstützt von den Meißnern, den Pragern, die den Angriff allein unternommen hatten, eine schwere Niederlage. Ohne die werktätige Mithilfe der gefürchteten Taboriten waren sie schwach und unentschlossen. Umsomehr sehnten sie sich nach Frieden mit dem König und der Kurie und leiteten von neuem Verhandlungen mit ihnen ein, die den ganzen Winter 1426/7 bis ins Frühjahr hinein währten. Diese Zeit des Zwischenspiels benützten die taboritischen Heere, um zum erstenmal über die böhmischen Grenzen hinaus in das österreichische Nachbarland einzubrechen, Weihnachten 1426 und März 1427 (Stift Zwettl). Als Prokop aber durch seine Anhänger in Prag — der Magister Johann von Rokitzan tritt jetzt bedeutsam in den Vordergrund — von den für ihn und seine ganze Partei gefährlichen Friedensverhandlungen der Prager Utraquisten Kunde erhielt, kehrte er zurück und warf seine Gegenpartei mit einem Schlage nieder. Korybut wurde (April 1427) aus dem Lande verwiesen, Prag für längere Zeit den Taboriten gesichert. Und wie sie dann auch ihre kriegerischen Unternehmungen in die Nachbarländer, in die Lausitz und nach Schlesien, wieder aufnahmen, alle Aussichten auf Ruhe und Frieden schwanden, siegte auch in Deutschland und bei König Sigmund der Gedanke, durch einen neuerlichen Kreuzzug ihre Macht endlich zu brechen.

Die Unternehmung wurde monatelang vorbereitet; Böhmen sollte zu gleicher Zeit von vier Seiten überrannt werden. Als aber im Juli 1427 ein Teil des Kreuzheeres unter Kurfürst Friedrich von Brandenburg ohne die anderen Teilnehmer abzuwarten über das Gebirge bis Mies, etwa dreißig Kilometer von der Westgrenze entfernt, vordrang, um diese Stadt, die 1426 von den Hussiten eingenommen worden war, zu befreien, stob es auf die bloße Nachricht, daß die Taboriten unter Prokop herannahten, auseinander (3. August). Tachau, das sich bisher behauptet hatte, ging verloren, und

Pilsen mußte mit den Feinden Waffenstillstand schließen. Das, wie der Chronist Andreas von Regensburg sagt, „nicht nur schlechte, sondern schmähliche Ende" dieses Kreuzzugs[28] verleidete in ganz Deutschland Fürsten und Reichsstädten die Lust, sich nochmals in solche Unternehmungen einzulassen. Die Taboriten waren für lange Zeit vor jeder ernsteren Gefahr im Innern und vor feindlichen Einbrüchen von außen her sicher. Sie konnten sich umso unbekümmerter selbst über die Grenzen ihrer Heimat auf weitausgedehnte Raubzüge wagen. Es sind die schrecklichen Hussitenzüge von 1428—1430, unter denen Mähren und Ungarn, Österreich und Bayern, die Lausitz und Schlesien, Meißen, Thüringen und Franken so schwer zu leiden hatten, und die zuletzt sogar über Berlin hinaus Brandenburg und Preußen bis Danzig hinab bedrohten. Zeitweilig fürchtete man in Braunschweig, Lüneburg, Hamburg. In Franken zählte man an die siebzig zerstörte Ortschaften, von Dörfern und dem freien Land nicht zu reden. Die Hussiten mieden zwar die großen Städte, aber an Wien, Dresden, Leipzig u. a. kamen sie recht nahe vorbei. Daß die Niederbrennung und Zerstörung ganzer weiter Gebiete, die sich nicht durch schwere Leistungen loskaufen wollten oder konnten, daß Mord und Totschlag zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörten, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Es genügt die Beschreibung Windeckes über den Einfall in Meißen und Franken an der Wende vom Jahre 1429 zu 1430 anzuführen, um ein Bild von dem Elend dieser Zeit zu geben. Er erzählt: „. . . da zogen sie in das Land zu Meißen wohl mit 100.000 Menschen und gewannen da wohl 18 Städte und Märkte und verbrannten da wohl 1400 Dörfer und taten da verderblichen Schaden. Und zogen da wieder hinweg in des Markgrafen von Brandenburg Land und Herzog Hansen Land und gewannen Bayreuth (30. Januar 1430) . . ., Kulmbach . . . und taten da gar großen Schaden an Leute Zutodeschlagen, an Rauben und Brennen . . . und hatten das leicht zu tun, denn die edlen Leute und die reisigen Gezuge (ausgerüsteten Zeuge), die ritten aus den Städten und ließen die armen Leute also elendiglich und die guten

Städte alle stehen; sie wurden alle verloren. Der Adeligen niemand wußte, wann sie (die Hussiten) gekommen wären; und wurde durch ihren großen Unmut (Feigheit) unmäßiglich viel armer Leute um ihr Leben gebracht; daß man fand das Kind an der Mutter Brust tot, die Mutter tot, das Kind lebend kaum vor großem Hunger. Und wären die ehrbaren Bürger von Nürnberg nit gewesen mit ihrer Speise, die sie alle Woch darsandten, ein wenig Fleisch und Brot, 4000 Menschen wären mehr gestorben, denn die sonst tot verblieben; denn sie (die Hussiten) Weiber und Kinder nicht töten, nur die Städte brannten sie aus. Und es wehrte ihnen niemand, also gar war das Volk verzagt. Denn da die Edlen hinweg-ritten, so flohen die Bürger und Bauern zu Holz (in den Wald) und ließen Weiber und Kinder hinder ihn (zurück). Dazu nahmen sie (die Hussiten) mehr denn 3000 Wagen mit Gut (beladen) und führten das hinter sich gen Böhmen. Und also zogen sie gegen Bamberg. Da sandten die von Bamberg zu ihnen und tegedingeten (verhandelten) mit ihnen um eine Summe Geldes, 12.000 Gulden. . . . Und also zogen sie gen Nürnberg zu; und also besorgete sich Markgraf Friedrich und Herzog Hans gar sehr und ritten zu den Hussen und die Ratsfreunde von Nürnberg und tegedingeten (mit) ihnen über 13.000 Gulden, daß sie sicher wären bis auf St. Jakobstag. Und also zogen die leidigen Hussen wieder nach Böhmen."[29]

Planvoller Widerstand wurde nur selten versucht. Ein einzigmal in diesen drei furchtbaren Jahren, Anfang 1430, bildete sich ein eigentliches deutsches Heer, das zwischen Leipzig und Grimma den Feinden entgegentreten sollte; es floh auf die erste Kunde von deren Herannahen erschreckt auseinander. Auch von auswärts wollte man den Deutschen zu Hilfe kommen; der Kardinal Heinrich von Winchester, ein Oheim des damaligen englischen Königs Heinrich VI., rüstete in England ein Heer, aber der Krieg, in den England mit Frankreich damals verwickelt war, und das Auftreten der Jungfrau von Orleans zwang ihn, seinen Scharen auf dem Marsche eine andere Richtung zu geben. — Die Jungfrau soll

dann später in einem Schreiben an die „häretischen Böhmen“ vom 23. März 1430 den Hussiten gedroht haben, selber den „eitlen und unzüchtigen Aberglauben“ mit dem Schwerte auszulöschen, ohne daß aber näheres über diesen Plan, wenn er ernst zu nehmen ist, bekannt wäre.[30]

Es schien nicht abzusehen, wann und wie diese Verwüstungen und Leiden im deutschen Volke und Lande ein Ende finden könnten, besonders da König Sigmund vom Frühjahr 1426 bis in den Sommer 1430 dauernd fernab in Ungarn mit ganz anderen politischen Aufgaben beschäftigt schien, als ob ihn die Dinge in Böhmen und im Reich am wenigsten angingen. Selbst die mächtigsten der deutschen Fürsten, wie der Markgraf von Brandenburg, die Herzöge von Bayern, der Burggraf von Nürnberg, wußten, da an eine gemeinsame Abwehr vonseiten des Reiches nicht zu denken war, kein anderes Mittel sich der Feinde zu erwehren, als sich mit ihnen abzufinden. Denn diese Hussitenzüge waren nicht zuletzt aus der Not heraus geboren, da die ausgesogene verarmte Heimat nichts mehr darzubieten vermochte, um das Heer zu erhalten; daher ließen sie sich durch Lieferung von Vieh und Geld nicht unschwer ablenken. Allein solch traurige Auskunftsmittel konnten niemanden befriedigen. Die Reichsstände verhandelten denn auch fast ununterbrochen auf großen und kleinen Versammlungen wegen der Hussitengefahr mit einander und dem in der Ferne weilenden König, bis dieser sich entschloß, der Frage seine Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden. Am 10. April 1429 schrieb er aus Preßburg an verschiedene Fürsten und Städte des Reichs, daß Verhandlungen, die er selbst mit den Führern der Hussiten, unter denen sich sogar Prokop der Große befand, eingeleitet hatte, ohne Ergebnis verlaufen seien, so daß er im Sommer einen neuen Feldzug nach Böhmen zu unternehmen entschlossen sei. „Wiewohl in unserm Kunigreich zu Behem — so lautet der Eingang — von viel Jahren bisher leider viel Unfürs, Unmenschlichkeit und Jammers begangen worden ist von den verbosten Ketzern, die alle Gesetz und Ordnung der heiligen Kirchen und christenlichen Glaubens zurückgeschlagen, mit

Mord, Brand, Kirchenbrechen, Vertilgung geistlichs Standes, des ganzen Adels und viel frommer Christen so mannich übel begangen haben und täglich begehen, daß das kein menschlich Hand vollkommenlich vollschreiben kann: und darumb daß das in allen umbgelegen Landen — Gott sei geklagt — landkundig ist, so ist nicht notdürftig, solch Unfür, die nicht allein häßlich zu begehen, sondern auch zu hören und zu sehen sein, in dieser Schrift auszudrücken. Und wiewohl von uns und anderen christenlichen Fürsten, Herren, Städten und Anderen ettwedike (etliche) darzu gegriffen und Zug und Ordnung gemacht und getan worden sind, damit man solchen Jammer aus der Mitt der Christenheit ausgerotten und ausgetilgen möchte, — so haben doch alle menschliche Sinne und Tat, vielleicht durch Last willen unserer Sünde und von Verhängnusse wegen des allmächtigen Gottes, keinen endlichen Austrag gehaben mögen, sondern dieselb Ketzerei schleicht also täglich je verrer je verrer (weiter). Und wo die nicht in Zeiten unterstanden wird, so ist zu besorgen, daß die also wachsen mag, ob man hinfür gerner dorzu tun wollte, daß das nicht so leichtlich zu gehen mugen wird . . . .".[31]

Trotz dieser tiefernsten Rückschau und Mahnung verging Monat um Monat, dieses und das ganze folgende Jahr 1430, Versammlungen, Fürsten-, Städte- und Reichstage wurden aller Orten abgehalten, ohne daß man zu einem Entschluß gekommen wäre. Noch am 26. Mai 1430 verkündeten die Kurfürsten, daß, da der beschlossene und so überaus notwendige „gemeine (allgemeine)" Ketzerzug nach Böhmen „nicht alsobalde zuwege und auszubringen" sei, man sich auf einen „täglichen und reisigen Krieg" (Kleinkrieg) und Beschützung der Grenzen beschränken müsse. Selbst die Sturmnachrichten im Sommer 1430 über den neuerlichen Angriff der Taboriten auf Pilsen und deren Einfälle in Bayern, während König Sigmund sich in Straubing aufhielt, und in andere Länder blieben ohne Wirkung. Erst der große Nürnberger Reichstag, den Sigmund im Februar und März 1431 abhielt, seit zehn Jahren die erste wirklich zahlreicher besuchte Versammlung im Reich, an der auch der päpstliche Vertreter Kar-

dinal Julian Cesarini teilnahm, beschloß einen neuen Kreuzzug gegen die Hussiten, den fünften und letzten. Aber nur dem unermüdlichen Drängen des Kardinals ist es zuzuschreiben, daß dieser Beschluß auch in die Tat umgesetzt wurde.

Am 1. August brach das deutsche Kreuzheer unter der Führung des Kurfürsten von Brandenburg über den Böhmerwald in der Richtung nach Tachau ziehend in Böhmen ein, den Troß mit eingerechnet an hunderttausend Mann. Von Süden her erwartete man den Herzog Albrecht V. von Österreich, vom Norden den Kurfürsten von Sachsen. Aber rascher war das taboritische Heer zur Stelle, eben als die Kreuzfahrer damit beschäftigt waren, die südlich von Tachau gelegene damals hussitische Stadt Taus zu belagern. Das bloße Herannahen des Feindes „mit seinem ungeheuren Geschrei", übertriebene Gerüchte von seiner Stärke, obwohl er nicht halb so stark war als das Kreuzheer, erzeugte eine solche Entmutigung, daß eine wilde Flucht entstand, die in eine maßlose Verwirrung ausartete, als die Taboriten die Fliehenden zu verfolgen begannen. Das Kreuzheer „zerging wie Rauch, zerfloß wie Wachs" schreibt ein gleichzeitiger Chronist; und ein anderer, Andreas von Regensburg, leitet die Beschreibung mit den Worten ein: „Traurig ist alles und voller Schmerz". Unendliche Beute, unzählige Gefangene blieben in den Händen der Sieger. Wie ein Hohn auf die feierlichen Zurüstungen der Kreuzfahrer vor dem Auszug mußte es jetzt erscheinen, daß die päpstliche Fahne, die Kreuzbulle, der Hut, Mantel und die ganze geistliche Ausrüstung des Kardinals den Ketzern als Trophäe zufiel.

Es ist kaum zu verstehen, daß nach solchem vollständigen Mißerfolg, der auf die Unfähigkeit der Führung, die Zuchtlosigkeit und Feigheit der zusammengewürfelten Heerhaufen, die gegenseitigen Feindseligkeiten unter den deutschen Fürsten zurückzuführen ist, König Sigmund und der Kardinal Cesarini doch sofort an eine neue gleichartige Unternehmung für das Jahr 1432 dachten und dem Reichstag in Frankfurt, der dort am 16. Oktober 1431 zusammentrat, Vorschläge unterbreiteten.

Allein das Gefühl der Ohnmacht gegenüber dem im Felde für unbesiegbar geltenden Feind ließ endlich den Gedanken reifen, der schon seit längerer Zeit insbesondere an dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg einen eifrigen Verfechter besaß und ihn schon im Februar 1430 zu ernsten Besprechungen mit den hussitischen Parteien zu Beheimstein veranlaßt hatte: durch unmittelbare Verhandlungen mit den Hussiten und Taboriten dem endlosen Blutvergießen und Kriegführen ein Ende zu bereiten. Immer entschiedener brach sich die Stimmung durch, die ein zeitgenössischer Chronist in die Frage zusammenfaßt: „Wenn es erlaubt ist einen Ketzer zu quälen und sein Fleisch zu betrüben und ihn dem weltlichen Arm zur Hinrichtung zu überliefern zur Sicherung und Abschreckung der übrigen, warum sollte es nicht erlaubt sein, mit ihm zu reden, seine Bedenken zu beantworten und zu zerstreuen, auf daß er sich bekehre und lebe?"

Es war eine bedeutsame Förderung dieses Gedankens, daß damals auch ein geeignetes Forum für eine derart wichtige politisch-religiöse Verhandlung bestand. Am 23. Juli 1431, also in denselben Tagen, da das Kreuzheer zum fünften und letzten Male gegen Böhmen auszog, hatte sich in Basel ein Konzil versammelt. Sein Hauptzweck war nicht die Zurückführung der Hussiten zur katholischen Kirche, sondern waren Reformen und Umgestaltungen der ganzen Kirchenverfassung. Das Papsttum und die Kirche standen noch allzu schroff auf dem Standpunkt, daß sie mit Häretikern nicht unterhandeln dürfen. Aber das Unglück von Taus belehrte zum mindesten den vom Papste sowohl für die Leitung des Konzils als des Kreuzzugs eingesetzten Kardinal Cesarini, daß der Weg zu Verhandlungen nicht mehr unbedingt abgelehnt werden dürfe, solle nicht Deutschland durch die Kriegsfurie, die bereits ein Dutzend Jahre das ganze Land verheerte, vollkommen zugrunde gerichtet werden. Auch hatten die Hussiten noch am 21. Juli 1431, zwei Tage vor der Konzileröffnung in einem offenen Ausschreiben an die ganze Christenheit ausdrücklich erklärt, auf einem Konzil erscheinen und ihre Grundlehren, wie sie in den vier Artikeln niedergelegt seien,

rechtfertigen zu wollen, wenn sie es auch ablehnten, sich einem Urteilsspruch zu unterwerfen. Es konnte nicht ohne Wirkung bleiben, wenn sie vor aller Welt erklärten, daß sie doch mit höchstem Bemühen bestrebt gewesen seien, vor einem Konzil der allgemeinen Kirche „öffentliches, freies, sicheres und liebevolles Gehör“ zu erhalten, das ihnen aber abgeschlagen worden sei. „Urteilet — so riefen sie aus — ihr selber über das, was wir gesagt haben; wir beschwören euch, prüfet und überleget ihr alle und jeder einzelne Christgläubige, ob jene Bischöfe die Sitze der Apostel mit Recht und Würde einnehmen, da sie von ihnen im Leben und in Sitten so verschieden sind. . . . Und wenn sie, wie sie vorhaben, mit ihren übergewaltigen Heeren unser Königreich überschwemmen, um es, wie es heißt, bis zur völligen Vernichtung zu zerstören: — wir vertrauen auf die Gnade des Höchsten, dessen Sache wir vertreten; wir werden gezwungen, Gewalt mit Gewalt abzuweisen, wie es alle Gesetze und alle Rechte erlauben“. Und sie hatten im letzten Kampfe wieder Recht behalten. Es ist daher wohl zu verstehen, daß der Widerstand gegen ihre Einladung zum Konzil bald aufgegeben wurde. Am 15. Oktober 1431 erfolgte sie mit der Zusicherung vollen Gehörs und sicheren Geleites. Allerdings vollzog sich die weitere Entwicklung ungemein langsam. Im Februar 1432 beschloß ein Prager Landtag die allgemeine Beteiligung unter bestimmten Voraussetzungen; am 18. Mai wurde in Eger mit Abgesandten des Konzils verhandelt, unter welchen Bedingungen die Hussiten nach Basel kommen würden; ein Kuttenberger Landtag wählte am 5. September Vertreter aller „vier Parteien“: Taboriten, Waisen, Prager und Adel. Am 4. Januar 1433 erschienen sie in der Zahl von vierzehn in Basel, darunter die Taboriten Prokop der Große, Magister Johann von Rokitzan, Peter Englisch, der Taboritenbischof Nikolaus von Pilgram, Meinhard von Neuhaus, Wenzel von Krawarn u. a.

Die Verhandlungen in Basel dauerten mehr als ein Vierteljahr; dann mußten sich im Juni 1433 Konzilsgesandte wieder nach Prag begeben, um dort neuerdings langwierige Besprechungen wenigstens über die Grundzüge eines Aus-

gleichs zu führen. Sie blieben nicht ganz ohne Erfolg. Am 11. August 1433 legten die Böhmen dem Konzil die vier Artikel zur Annahme vor mit der ausdrücklichen Erklärung: „Wir sind bereit uns zu vereinigen und eins zu sein in der gleichen Weise wie alle Christgläubigen nach Gottes Gesetz einig zu sein verpflichtet sind, und Gehorsam zu leisten jenen, die uns gesetzmäßig vorgesetzt werden, in allen kirchlichen Dingen, die sie uns nach Gottes Gesetz auftragen werden. Sollte aber das Konzil, der Papst oder die Prälaten befehlen, etwas zu tun, was von Gott verboten ist, oder etwas zu unterlassen, was im Kanon der Bibel niedergeschrieben ist, indem sie solche Kanones für verwerflich und verflucht (anathema) erklären, dann sind wir nicht schuldig zu gehorchen . . . ."

Man kann schon aus diesem Wortlaut der Verhandlungsgrundlage erkennen, wie schwer es war zu einer vollen und klaren Einigung zu gelangen. Immerhin schwirrten schon im September Gerüchte auf, „daß der Böhmen Botschaft von dem heil. Konzil zu Basel . . . gutlich und wohl verhöret und mit einem guten Ende wieder von dannen gefertigt sei, heimzuziehen". Eine neue Gesandtschaft des Konzils, an deren Spitze eine der einflußreichsten Persönlichkeiten der Versammlung, Bischof Philibert von Coutances stand, machte sich auf den Weg nach Prag und erreichte es, daß auf dem Martinilandtag nach langwierigen Verhandlungen am 30. November die sogenannten Baseler Kompaktaten, d. h. Vereinbarungen des Konzils über die vier Artikel, von der Mehrzahl der Stände und der Geistlichkeit angenommen wurden: eine Grundlage für Verhandlungen war endlich gewonnen. Aber entscheidend für den weiteren Fortgang war die Tatsache, daß sich unter den Einwirkungen der Baseler Besprechungen und Vereinbarungen der längst bestandene tiefe Spalt zwischen den hussitischen Parteien zur Kluft erweiterte, die nicht mehr, wie früher so oft, im letzten Augenblick zu überbrücken war.

Im Juli 1433 begann Prokop der Große aus Mißtrauen gegen die Basler Verhandlungen und getreu seinem und der Taboriten altem Grundsatze: „wir kämpfen um der gesamten

Kirche den Frieden zu verschaffen (bellamus itaque, ut pacem universali ecclesiae procuremus)" die Belagerung der einstmaligen „Sonnenstadt" Pilsen, die seit Jahr und Tag gestützt auf den benachbarten Adel treu zur katholischen Sache hielt. Obwohl sich allmählich ein fünffaches Heer aller hussitischen Parteien in der Stärke von 36.000 Mann um Pilsen ansammelte, wurde die Einnahme von Tag zu Tag unwahrscheinlicher. Nicht nur daß die Unterstützung, die der Stadt von verschiedenen Seiten zuteil wurde, erfolgreichen Widerstand ermöglichte, im belagernden Heer herrschten Zwistigkeiten und Unzufriedenheit, die sich schließlich gegen Prokop, den obersten Befehlshaber richteten. Ein tätlicher Angriff während eines Tumultes im Lager veranlaßte ihn sogar auf seine Stellung zu verzichten und nach Prag zurückzukehren.

Während sich hier vor Pilsen in vielmonatiger Belagerung die innere Schwäche des Taboritenheeres kundtat, gleichzeitig das Basler Konzil sich unermüdlich um die Gewinnung der gemäßigten Parteien bemühte, vollzog sich in Böhmen wohl der entscheidendste Schritt, der zu einer Wendung führen mußte: der Zusammenschluß des Adels ohne Unterschied des Bekenntnisses, also Utraquisten und Katholiken, gegen die radikalen Elemente in Form eines Herrenbundes, wie es in den unruhigen Zeiten der Regierung Wenzels mehrmals vorgekommen war. Meinhard von Neuhaus und Ulrich von Rosenberg, der Utraquist und der Katholik, waren die treibenden Kräfte. Schon auf dem Martinilandtag 1433 setzten sie es durch, daß einer der angesehensten Adligen im Lande aus altem berühmten Geschlecht, Albrecht von Riesenburg zum Verweser Böhmens und Mährens ernannt wurde. Im März und April 1434 schlossen sich diesem adeligen Herrenbund, in dem utraquistischer und katholischer Adel in gleicher Weise vertreten war, Mähren, dann die Prager Altstadt, Kuttenberg, Pilsen, Melnik an, wogegen sich die Neustadt Prag entschieden ablehnend verhielt und sich zu befestigen begann, ebenso wie die meisten übrigen Städte Böhmens, die zu den Taboriten hielten. Der letzte Kampf zwischen den beiden Richtungen, Hussi-

ten (Pragern) und Taboriten, begann, bei dem nun jene die Unterstützung durch die katholischen Barone im Lande erführen.

Prokop stellte sich wieder an die Spitze seiner Partei. Nach Einnahme der Neustadt durch den Adelsbund am 6. Mai berief Prokop das gesamte vor Pilsen lagernde Heer, das unter dem Oberbefehl Prokops des Kleinen stand, herbei mit einem die Lage grell beleuchtenden Schreiben, welches lautet: „Gott der Allmächtige, der nach Gewittersturm Helle und nach Betrübnis Trost verleiht, sei mit dir, mein in Christo vor andern geliebter Bruder. Wisse, daß mit Gottes Zulassung die falschen Barone mit den Pragern der Altstadt unsere lieben Brüder, die Neustädter Bürger, angegriffen haben; sie erschlugen einige und eroberten die Stadt, wovon wir selbst Augenzeugen waren. Nach unserem Dafürhalten solltet ihr daher alles andere lassen und von Pilsen nach Seltschan rücken. Denn Capek sammelt viel Kriegsvolk und wir von Tabor desgleichen. Besser ists, wir sterben, als daß wir das mit Hinterlist vergossene Blut unserer lieben Brüder nicht rächen. Gott mit euch und seid gewiß, daß er nach der Bestrafung der Seinigen sie auch wieder erfreut".

Obwohl dieses Schreiben aufgefangen worden war, erfolgte der Abzug von Pilsen am 9. Mai. Nach Prag vorzudringen war unmöglich, man zog weiter östlich bis über Böhmisch-Brod hinaus. In dessen Nähe bei Lipan kam es dann am 30. Mai zur Schlacht. Prokop der Große fiel mit vielen anderen Führern in dem heißen Kampf, der den Tag über, die ganze Nacht hindurch bis in den Morgen des 31. gewährt hatte.[32]

Der Sieg des Herrenbundes, der Untergang der namhaftesten Häupter der Taboriten bedeutete den Zusammenbruch der Partei. Allsogleich fielen bis auf Königgrätz alle Städte, die in der letzten Zeit zu ihnen gehalten hatten, etwa zwei Dutzend, von ihnen ab und schlugen sich auf die Seite der gemäßigten Prager.

Die Schlacht bei Lipan bedeutete aber zugleich das Ende der Hussitenkriege überhaupt. So urteilte man sofort in Deutschland. Das Basler Konzil veranstaltete Prozessionen, an denen mehr als neunzig Bischöfe teilnahmen. In Nürn-

berg wurde der Sieg feierlich begangen; auch hier zog man in Prozessionen umher, sang das Tedeum in allen Kirchen „und jedermann, Jung und Alt, trug Lichtlein in der Hand, Gott zu Lob und Ehren“, schreibt der heimische Chronist.

Die wichtigste Frage, die zunächst gelöst werden mußte, war die Wiederanerkennung Sigmunds als König, der inzwischen, am 31. Mai 1433, in Rom die Kaiserkrone erlangt hatte. Die Verhandlungen wurden sofort auf dem Landtag, der am 24. Juli 1434 in Prag abgehalten wurde, aufgenommen und dann in Regensburg, wo sich der König vom 20. August bis Ende September aufhielt, fortgeführt. Was die Böhmen in erster Linie von ihm verlangten, war die alte Forderung: die gesetzliche Geltung des Abendmahles unter beiderlei Gestalt im ganzen Lande. Aber die Konzilsvertreter, die an den Verhandlungen teilnahmen, wehrten sich entschiedenst gegen den Zwang, der dadurch auf diejenigen ausgeübt werden sollte, die die beiden Gestalten ablehnten. Eine zweite schwierige Frage betraf die Wiederbesetzung des Prager Erzbistums, da Konrad Vechta, der zum Utraquismus übergetretene letzte Inhaber dieses Amtes am 24. Dezember 1431 gestorben und diese Stelle seither nicht besetzt worden war. Fast zwei Jahre zogen sich die Verhandlungen über diese und andere Punkte hin, ohne daß eine Einigung erzielt werden konnte, ohne daß Sigmund den böhmischen Boden hätte betreten dürfen. Er weilte bald in Wien, bald in Preßburg. Erst im Juli 1434 kam er nach Brünn und unbekümmert um die Forderungen der Konzilsvertreter, die auch hier erschienen waren, trat er in unmittelbare Beziehung zu den Böhmen und machte ihnen Zugeständnisse, die weit darüber hinausgingen, was die Kirche bewilligen wollte.

Die Abendmahlsfeier unter beiden Gestalten sollte in Böhmen zur Regel werden; unter einerlei Gestalt sollte sie nur dort geduldet sein, wo der neue Ritus nicht eingeführt war. Die Wahl des Erzbischofs überließ er dem Adel, dem Klerus und den Städten, behielt sich nur ein Bestätigungsrecht vor, während die Kirche die erstmalige Wahl dem Basler Konzil vorbehalten wissen wollte. Und vielleicht das wichtigste

Zugeständnis bestand darin, daß sich Sigmund verpflichtete, bei Papst und Konzil dafür zu sorgen, daß diese Zusagen auch verwirklicht würden. Der König kehrte von Brünn nach Ungarn zurück und wiederum erst nach Jahresfrist, nachdem ein böhmischer Landtag die in Brünn getroffenen Verabredungen angenommen und am 21. Oktober 1435 Johann von Rokitzan zum neuen Prager Erzbischof gewählt hatte, erschien er in Iglau, wo am 5. Juli 1436 der endgiltige Abschluß des Friedenswerkes vollzogen wurde. Auf dem großen Marktplatz daselbst im kaiserlichen Ornate und in Gegenwart der Konzilsabgesandten empfing er feierlich die böhmische Gesandtschaft. Die Urkunden wurden vorgelesen und ausgetauscht; der Erzbischof vom König bestätigt (13. Juli). Am 2. August hielt er mit seiner Gemahlin von Iglau kommend feierlichen Einzug in Prag. Der Legat des Basler Konzils Johannes Palomar, der über des Kaisers glänzenden Empfang in Prag am 24. August einen Bericht abfaßte, beschließt ihn mit den Worten: „Was er einst mit 80.000 Kriegern nicht erreichen konnte, hat er jetzt ohne Schwert, ohne Bogen und ohne Lanze auf friedliche Weise erreicht".

Nur mit einer kurzen Unterbrechung im Sommer (Juli) 1437 aus Anlaß wichtiger Reichsgeschäfte, die in Eger stattfanden und denen er beiwohnte, verblieb Sigmund dauernd in der böhmischen Hauptstadt, die ihm so schweres Leid angetan hatte. Als er aber seinen Tod herannahen fühlte, eilte er in sein geliebtes Ungarn, wo er begraben sein wollte. Auf dem Wege dahin ist er am 9. Dezember 1438 in Znaim gestorben, der letzte böhmische Luxemburger.

Zweiter Abschnitt.

Die Wirkungen der Hussitenkriege in politischer, nationaler und wirtschaftlicher Richtung.

Laurenz von Brezowa, der bedeutendste böhmische Geschichtschreiber des Hussitenkrieges, oder „vielmehr der einzige, der diesen Namen verdient",[1] der diese Zeit vom Anfang bis zum Ende miterlebt hat, beginnt seine Chronik mit einer tiefen Wehklage: „Wenn ich das gegenwärtige mannigfaltige und unermeßliche Unglück und Verderben des einst so glücklichen und berühmten Königreiches Böhmen betrachte, das allmählich sich heranschlich, das Land weit und breit verzehrte und durch die Zwietracht inneren Kampfes vernichtete, — dann schwinden mir die Sinne und der Verstand, erschöpft von Schmerz, erschlafft an geistiger Spannkraft. . . .". Diese Worte sind etwa 1435 niedergeschrieben, kurz nach dem Basler Friedensschluß, am Ende der Leidenszeit.

Ihn, den aufrichtigen, tief empfindenden Utraquisten drückte das Gefühl, daß ein hehrer Gedanke, die Befreiung des Menschen von dem Druck priesterlicher Herrschaft, der Versuch der Wiederherstellung des „wahren Gottesgesetzes", auf böhmischem Boden ausgeartet war in einen der leidenschaftlichsten Kriege, in einen furchtbaren Kampf aller gegen alle, der das ganze Land und seine uralte Kultur binnen wenigen Jahren von Grund aus zerstörte. In Anlehnung an Bibelworte vom Schicksal des Volkes Israel sagt er, daß auch das einst ruhmvolle Böhmen allen übrigen Nationen zum Schauspiel (spectaculum) und zur Spottrede (proverbium) geworden sei.

Diese für jeden überzeugten Hussiten schmerzliche und kaum faßbare Entwicklung erklärt sich wohl daraus, daß die geistige und religiöse Idee, von der die ganze Bewegung ausging, nicht auf böhmischem Boden erwachsen war, sondern hier nur auf-

gegriffen wurde und sich alsbald umsetzte in politische, nationale, wirtschaftliche und soziale Umsturzpläne. Für die kirchliche Reform war Böhmen damals ebensowenig reif, wie andere Länder; umso weniger als der Hussitismus im Grunde nichts war als der fremde Wiclifismus. Auf englischem Boden war er zusammengebrochen, als er sich auf das soziale Gebiet auszudehnen begann, die niederen Volksklassen entfesselte und den Fortbestand der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen bedrohte; denn Adel und Bürgertum hatten sich dort rasch zu deren Schutze vereinigt. Der Hussitismus in Böhmen dagegen spaltete frühzeitig Adel und Bürgertum in sich, so daß er, als die Massen für ihn gewonnen waren, die bereits brüchigen Dämme der höheren Kreise mit Erfolg anrennen konnte. Sie dann auch niederzureißen, war zwar keine leichte Arbeit, aber Schwäche, Uneinigkeit und Fehler aller Art auf der Gegenseite machten es möglich. Nur daß nichts neues, besseres, lebensfähigeres aufgebaut wurde.

Vor allem nicht auf kirchlichem Gebiete. Dem stand von allem Anfang der Umstand entgegen, daß seit Hussens Tod der ganzen Bewegung die Einheitlichkeit fehlte. Dem alten Katholizismus trat nicht e i n neues Bekenntnis entgegen, zu dem sich das tschechische Volk hielt, vielmehr zersplitterte der Utraquismus in allerlei Lehrmeinungen und konnte auch nicht verhindern, daß im Lande von ihm ganz unabhängige Sekten emporwuchsen. In einer Schrift des bayrischen Chronisten Andreas von Regensburg, der erst 1439 starb, somit die ganze Entwicklung übersah, wird die böhmische „Häresie", wie er sie nennt, verglichen mit einem Ungeheuer, das verschiedene Gesichter zeigt, am Schweif aber zusammengewachsen ist;[2] und dann heißt es weiter: „Die Irrtümer, die die einen behaupten, leugnen die anderen und umgekehrt, und oft genug haben sie unter einander gekämpft und sich gegenseitig totgeschlagen . ." Das Gemeinsame, das sie verband — der Chronist bezeichnet es als den leeren Schein (vanitas) — war einzig und allein ihre Feindschaft gegen die katholische Kirche. Ein halbes Jahrhundert nach den Hussitenkriegen nennt man aber Böhmen „aller Irrtümer und Blasphemien Spülicht", vermag die hier

bestehenden mannigfaltigen Sekten weder zu unterscheiden noch aufzuzählen.

Wir kennen von früher her die beiden Pole des Hussitismus: Prager und Taboriten. Ihr Verhältnis zu einander war dauernd das von feindlichen Brüdern, die nur der gemeinsame Gegner von Zeit zu Zeit zum Zusammengehen zwang. Seit jenem 5. August 1420, da die Taboriten den Pragern, denen sie die Stadt gegen König Sigmund gerettet hatten, ihre Auslegung der gemeinsam angenommenen vier Prager Artikel vortrugen, die aber von diesen abgelehnt wurde, war an eine kirchliche Annäherung geschweige denn Vereinigung nicht mehr zu denken. Der Gegensatz vertiefte sich später immer mehr und alle Versuche, einen Ausgleich zu finden, scheiterten. Es kam zwischen ihnen zu den blutigsten Kämpfen. Die Verbrennung des taboritischen Priesters Martin Loquens in Raudnitz am 21. August 1421, die Enthauptung des den Taboriten sehr nahestehenden Prager Predigers Johann von Selau mit mehreren Gesinnungsgenossen am 9. März 1422 durch die Prager, die gleiche Strafe, die wiederum die Taboriten über den utraquistischen Geistlichen Johann Sadlo am 20. Oktober 1421 verhängten, sind einzelne Belege dieser erbitterten inneren Streitigkeiten. Dann kam das blutige Jahr 1424, in dem Prager und Taboriten monatelang gegen einander in Waffen standen, sich gegenseitig schwere Schlachten schlugen und Ziska nahe daran war, Prag, „das große Babel“, zu zerstören.

Nicht minder vom Vernichtungswillen erfüllt wie gegen einander waren beide Parteien gegen alle Sekten, die unter ihnen erstanden. Die bedeutendste, die sich damals bildete, die sogenannten Pikarden, die da lehrten, daß Gott nicht im Himmel, sondern in den guten Menschen, der Teufel nicht in der Hölle, sondern in den schlechten Menschen wohne, wurden von Ziska, soweit sie sich in Tabor bemerkbar machten, im Oktober 1421 unbarmherzig ausgerottet. Und nicht nachsichtiger waren die Prager. Am 21. Juli 1421 hatte der Stadtrat die Verfügung erlassen: „In jeder Stadt sollen fünfzig zuverlässige Männer ausgewählt werden, die von jeglichem Verdacht der Ketzerei frei sind, und diese sollen fleißig nach Pikarden

suchen und nach denen, die solchen oder anderen Irrlehren oder sonstigen Vermessenheiten zugetan sind, insbesondere jenen Priestern anhängen, die sich dem Gehorsam unserer Magister, die als Senioren aufgestellt worden sind, entzogen haben. Und diese Fünfzig sollen Vollmacht haben, solche Leute in Haft zu nehmen und ohne ihre Zustimmung darf keiner wieder freigelassen werden."[3]

Mit solchen Mitteln der Auskundschaftung aller Abtrünnigen, ihrer Bestrafung, Verfolgung und Ausrottung behaupteten sich die beiden stärksten kirchlichen Parteien, Prager einerseits und Taboriten mit ihren verwandten Abarten (Horebiten, Waisen oder Orphaniten, Gemäßigten, mediocres, in Mähren) anderseits, bis es zwischen ihnen zum Entscheidungskampf kam.

Die Schlacht bei Lipan hatte das radikale Taboritentum furchtbar erschüttert und geschwächt, aber ihm politisch und kirchlich noch lange kein Ende bereitet. Es konnte kaum mehr hoffen, daß sein Ritus sich noch durchsetzen werde. Man unterließ zwar nicht, darüber mit Kaiser Sigmund und den Utraquisten zu verhandeln, aber ohne Erfolg.[4] Die Taboriten galten fortan von Kirche und Staats wegen als Häretiker.

Die Utraquisten dagegen hatten durch die Basler Kompaktaten von seiten der katholischen Kirche und durch den Iglauer Vertrag von seiten des Kaisers Anerkennung errungen, weil schließlich ihr ganzes Kirchenwesen von dem der Katholiken sich nur unwesentlich unterschied. Im Dezember 1432 hatte ein vom Basler Konzil nach Prag entsandter Kardinal ausdrücklich erklärt: er habe in der Altstadt Prag in den Kirchen nichts wahrgenommen, was von dem katholischen Ritus abgewichen wäre, ausgenommen die Kommunion sub utraque specie.[5]

„Von den Reformgedanken des großen englischen Theologen (Wiclif)", schreibt ein deutscher Kirchenhistoriker, „blieb den kleinen Geistern, die sich in Böhmen um Worte zankten, nicht das mindeste erhalten. Die Tschechen waren trotz ihrer oppositionellen Reden stets katholisch gewesen, jetzt waren sie es auch äußerlich. Sie kehrten zur Gemeinschaft mit der Kirche zurück und nahmen deren Ordnungen wieder an. Das einzige, was

ihnen als Sonderrecht gewährt wurde, war die Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt. Dies Zugeständnis aber wurde noch weiter beschränkt: der Laienkelch sollte nur da zulässig sein, wo er bereits in Übung war".[6] — Diese Auffassung hat ihre Richtigkeit für einen sehr großen Teil des tschechischen Volkes in Böhmen in den dreißiger und vierziger Jahren, berücksichtigt aber nicht die Masse der schon damals bestehenden anderen Sekten und ebensowenig, daß diese sich immer noch vermehrten, während der reine Utraquismus in stetem Abnehmen begriffen war.

Der Katholizismus, der während dieser Kriegszeit in Böhmen oft aufs äußerste bedrängt war und die größten Einbußen erlitten hatte, war nach dem Friedensschluß nicht nur gerettet, sondern auf eine sichere Grundlage gestellt. Man konnte versuchen, für ihn wieder Boden zurückzugewinnen. Es ist bezeichnend, daß nunmehr vom Basler Konzil der Bischof Philibert von Coutances, der schon an den Verhandlungen regsten Anteil genommen hatte, nach Prag entsandt wurde und dort bis zu seinem am 20. Juni 1439 erfolgten Tode unangefeindet verblieb. Seine Aufgabe, die er auch mit großem Erfolg durchführte, ging dahin, vor allem in Prag, aber auch auf dem Lande, zu rekatholisieren. Er weihte Kirchen und Altäre von neuem ein, sorgte dafür, daß die Feiertage und sonstigen kirchlichen Festlichkeiten in alter Weise wieder begangen wurden, daß man an vielen Orten zu den alten katholischen Gewohnheiten und Ordnungen zurückkehrte. Er erließ selbständig Verfügungen an den Klerus wegen Befolgung der Kompaktaten und der Kirchengebräuche von ehedem.[7] Als am 18. Februar 1437 Sigmunds Gemahlin Barbara zur böhmischen Königin im St. Veitsdom gekrönt wurde, war es Bischof Philibert, der den feierlichen Akt vollzog, an dem die Äbtissin von St. Georg und andere Äbte und Prälaten teilnahmen. Der Zurückführung der Nonnen in ihre Klöster im selben Jahre wohnte König Sigmund mit den Konsuln aller drei Prager Städte bei. Gegen Ende des Jahres, am 19. November, konnte Philibert wahrheitsgetreu von den stets wachsenden Fortschritten der katholischen Religion in Böhmen nach Basel

berichten. „Außer der Kathedralkirche und St. Apollinaris sind in fünfzehn Klöstern Mönche und Nonnen wieder eingesetzt worden . . .; nur in zweien müssen noch die notwendigen Vorkehrungen getroffen werden, damit sie daselbst wohnen können. In den vorgenannten Kirchen wird der Ritus der allgemeinen Kirche eingehalten. Den Ausgewiesenen und allen anderen, die in diese Stadt zurückkehren wollen, steht das Recht zu kommen und zu verweilen frei. Man verlangt von ihnen nichts, als daß sie die Beschlüsse des (Basler) Konzils einhalten. Kürzlich schien es, als ob neue Unruhen im Königreich erregt werden sollten, die aber nach göttlichem Ratschluß, dank der Hilfe des Kaisers und der Unterstützung der Barone, Ritter und Städte keinen Eingang (ingressum) hatten. Was die Zukunft bringt, weiß Gott."[8]

Es war ein deutliches Merkzeichen der Erstarkung des Katholizismus und der Schwächung des Utraquismus, daß gegenüber dieser angesehenen Stellung des katholischen Konzilsgesandten der wohl vom Kaiser, aber weder vom Konzil noch vom Papste anerkannte utraquistische Erzbischof Johann von Rokitzan sich in Prag nicht behaupten konnte. Er fühlte sich dort bald so wenig sicher, daß er am 16. Juni 1437 heimlich die Stadt verließ. Das Erzbistum wurde fortan von dem neuernannten Administrator Christian von Prachatitz verwaltet, der einstmals ein treuer Anhänger Hussens gewesen war, aber schon während der Kriegszeit auf die Wiedervereinigung der Utraquisten mit der katholischen Kirche hingearbeitet hatte. Er gehörte denn auch zu den ersten, die sich nach Abschluß der Kompaktaten, im Dezember 1433, in die Gemeinschaft der katholischen Kirche hatten aufnehmen lassen.

Kirchlich hatten die Hussitenkriege in Böhmen nur ein Chaos herbeigeführt. Schon jetzt nach dem Friedensschluß durfte man als sicher ansehen, daß die religiöse Frage auf hussitischer Grundlage nicht gelöst werden könne, der Katholizismus daher keine Opfer scheuen würde, seine Herrschaft zurückzuerobern. Der weitere Kampf zwischen den Konfessionen und Sekten war unausweichlich.

Mit gleicher Heftigkeit wie gegen den Katholizismus sehen wir im Verlaufe des Krieges das Hussitentum gegen das Deutschtum im Lande auftreten. Religion und Nationalität sind unstreitig die entscheidenden Triebkräfte der ganzen Bewegung. Über das Verhältnis beider zu einander ist in der wissenschaftlichen Forschung viel gestritten worden. Man hat bald das religiöse, bald das nationale Moment in den Vordergrund gestellt und als das Ursprüngliche erklärt.[9] Die Anschauung, als ob „der Hussitismus . . . seinem wahren Kerne nach ein schlecht verhüllter Nationalitätsstreit war, welcher aus der zweifachen Bevölkerung Böhmens eine einzige schaffen sollte", ist mit gutem Grunde zurückgewiesen worden. Man kann nicht finden, daß die gleichzeitigen Quellen, weder die einheimischen böhmischen, noch auch die fremden deutschen, diesen Gedanken irgendwie nahelegten. Es ist im Gegenteil auffallend, wie stark sie den nationalen Gesichtspunkt in diesem Kampf zurückstellen. Das hängt wohl damit zusammen, daß die Verfolgung der Deutschen im Lande ursprünglich gar nicht in der Idee des Hussitismus gelegen war. Die Verfolgung des Deutschtums in Böhmen in der Zeit der Hussitenkämpfe ist vielmehr eine Rückwirkung des unbedingten Eintretens der Deutschen für den Katholizismus und für das angestammte Königshaus. Was die Kaadener am 24. April 1420 auf die Forderung Wartembergs, dem König Sigmund den Gehorsam aufzukündigen, antworteten: „Wenn wir das täten, so taugten wir fürbas nimmermehr in alle Ewigkeit zu Biederleuten",[10] bezieht sich ebenso auf ihr Verhältnis zur Kirche und ist der Standpunkt, den das ganze Deutschtum im Lande einnahm. Für Kirche und König sich aufzuopfern, hatten die Kuttenberger eidlich versprochen und wiederholt durch die Tat bewiesen, ebenso wie eine Reihe anderer deutscher Städte. Die Treue zur Religion der Väter und zur angestammten Dynastie, von der die Deutschen nicht lassen zu dürfen meinten, ohne ihren guten Ruf einzubüßen, wurde ihr Verhängnis. Denn unter solchen Verhältnissen mußte das Hussitentum zu allererst gegen diesen inneren Gegner sich wenden und ihn unschädlich zu machen trachten, um dann unbehindert dem äußeren, Königtum und

Papsttum, gegenübertreten zu können. Nicht das Deutschtum an sich wurde verfolgt, sondern das Deutschtum, das den König und die Kirche unterstützte.[11] Allein da gab es kaum einen Unterschied; fast alles, was in Böhmen und Mähren deutsch war, war zugleich katholisch und königstreu und wollte von einem gewaltsamen Umsturz nichts wissen. Der Haß und die Feindschaft des Hussitismus richtete sich somit bald gegen das heimische Deutschtum in seiner Allgemeinheit.

Wie es bekannt ist, daß die hussitische Bewegung selbst in Dresden und Bayern Anhänger besaß, so wissen wir auch, daß es anfangs auch deutsche Hussiten in Böhmen gab. Man kann es daraus schließen, daß schon am 5. April 1421 die Altstadt Prag die Verfügung traf, daß „kein geborener Deutscher in alle Ewigkeit in der Stadt weder erben noch vererben dürfe, mit Ausnahme jener Deutschen, die mit uns in den göttlichen Wahrheiten bisher ausgeharrt haben". „Nach Gastrecht und Gewohnheit", so hieß es weiter, „dürfen die geborenen Deutschen in der Stadt leben, so lange sie der Gemeinde recht sind".[12] Aber die Zahl wie der einen so der andern Gruppe dürfte besonders in der Folgezeit kaum erheblich gewesen sein.

Die Kommunion unter beiderlei Gestalt einerseits und die tschechische Sprache andererseits wurden alsbald die Kennzeichen wahren hussitischen Bekenntnisses. So kam es, daß die Hussiten König Sigmund beschuldigten, er wolle ihren Glauben und auch ihre „tschechische Zunge" ausrotten;[13] so vollkommen deckten sich binnen kürzester Zeit Kelch und Idiom. Der Hussitenkrieg, aus religiösen Gegensätzen entsprungen, mußte ein nationaler Krieg werden, der es vor allem auf die Zurückdrängung der Machtstellung, die das Deutschtum im Lande in allen Belangen besaß, abgesehen hatte. Mit dem Sieg der Kommunion sub utraque mußte auch der tschechischen Sprache das Übergewicht gewonnen und gesichert werden, denn nur ihre Bekenner galten auch als solche des Hussitismus, des „echten Gottesglaubens".

Dieser Kampf zwischen Hussitentum und deutschem Volk in Böhmen war von Anfang an ein ungleicher. Das Rückgrat des Deutschtums im Lande bildeten die Städte. Aber ab-

gesehen davon, daß der Entwicklung entsprechend die Städte in ihrem Innern auch tschechische Bevölkerung besaßen, war die deutsche Bürgerschaft auf sich allein angewiesen und sah sich gegenübergestellt entweder einer fanatisierten Menge in ihren Mauern selbst oder einem kriegslustigen Heer, das von außen angriff, oder einer Verbindung beider Kräfte. Die Hilfe, die der König oder die deutschen Fürsten bringen sollten, erwies sich einmal wie das anderemal als ein Danaergeschenk, das die Lage der Deutschen nur verschlechterte. Ein engeres Band unter den Städten selbst, das sie zu gegenseitiger Unterstützung verpflichtet hätte, bestand nicht. Wo es sich in der Zeit der Not bildete, wie im Egerer oder Pilsner Kreis, tat es auch bis zu einem gewissen Grad seine Wirkung und stärkte die Widerstandskraft. Ebenso bewährte sich der Schutz, den die eine und andere Stadt an einem benachbarten Fürsten fand, wie Brüx und Aussig und der weite Umkreis an dem Meißner, Budweis und das südmährische Gebiet an Herzog Albrecht V. von Österreich, Olmütz und Nordmähren, sowie andere mährische Gebiete an dem Olmützer Bischof.

Aber niemand kam den Deutschen in Prag zu Hilfe, als sich in den Augusttagen 1419 das erste Unwetter über sie ergoß. Ohne Unterstützung blieben die einzelnen deutschen Städte und Märkte, als im Frühjahr 1420 die Taboritenheere unaufhaltsam durch halb Böhmen dahinfluteten, alles zerstörend, was sich nicht ihren Geboten fügte. Unter solch ungünstigen Verhältnissen mußte das deutsche Bürgertum besonders in der Mitte des Landes, in der Nachbarschaft der festen Sitze des Hussitismus aufgerieben werden. Nicht zu reden von den deutschen Dörfern, die einer solchen Sturmflut noch weniger Widerstand zu leisten vermochten. „Oh, wieviel Städte, Märkte, Dörfer und Schlösser“, ruft einmal Laurenz aus, „mitsamt ihren Einwohnern hat nur das Feuer zerstört“; das Feuer, das gleichsam den Abschluß jedes dieser grausigen Kämpfe zwischen Taboriten und deutschen Städten bildete. Denn so hoffnungslos es von Anfang an auch war, versuchten doch eine Reihe deutscher Städte auf ihre eigene Kraft bauend auszuharren und stellten sich entschlossen dem Feinde entgegen.

Sie büßten aber fast regelmäßig ihren blinden Opfermut mit vollkommenem Untergang. Wir besitzen aus der gleichzeitigen Überlieferung eine Anzahl solch überaus trauriger Bilder vom Elend deutscher Städte in jener Zeit.

Eine der am schwersten heimgesuchten Städte war Prachatitz, dem Wischehrader Kapitel zugehörig, durch seinen Salzhandel mit Passau ebenso wichtig als reich, noch von König Wenzel IV. im Jahre 1382 mit verschiedenen Privilegien und Gnaden bedacht. Am 25. April des Jahres 1420, so berichtet der Chronist, wurde es im Sturm von den Taboriten eingenommen, „worauf ihre blutige Hand mit hundertfünfunddreißig Dreschflegeln und eisernen Kolben durch die Straßen dahinzog und die Menschen grausam niedermachte, wie Schweine. Fünfundsiebzig wurden in der Sakristei eingesperrt, diese mit Fässern und Stroh verrammelt und dann erbarmungslos verbrannt. Nichts half es ihnen, daß sie auf die Knie sanken, die Hände zum Himmel erhoben und herzbrechend flehten, daß man ihnen Zeit zur letzten Beichte gewähre und daß sie alles tun wollten, was man ihnen befehlen würde". Und ebenso geschah es, fährt der Bericht fort, „den Deutschen in Bistritz". Aber die Leiden von Prachatitz erneuerten sich noch einmal. „Im selben Jahre 1420, es war am 12. November — so erzählt dieselbe Quelle — nachdem die Taboriten in Pisek sich festgesetzt hatten, litten sie schwer durch die Angriffe der Prachatitzer auf die, welche dem Gesetz Gottes treu blieben. Denn nach der Niederbrennung der Stadt und der Zerstörung ihrer Mauern (am 25. April) waren doch wieder viele Prachatitzer in ihre Stadt zurückgekehrt, die früher vor den Taboriten geflohen waren, hatten die Häuser halb und halb, die Mauern aber von Grund aus wiederhergestellt und begannen jetzt jene grausam zu verfolgen, welche sub utraque kommunizierten, nahmen sie in Haft, zwangen sie zu falschen Aussagen, vertrieben einige, nachdem sie ihnen Hab und Gut weggenommen hatten, und verbrannten, was ärger ist, zwei oder drei Eiferer. Als Ziska davon erfuhr, machte er sich mit Brüdern und Schwestern in feierlicher Prozession auf den Weg nach Prachatitz, fand aber dessen Tore verschlossen. Er sprach sie friedlich

an: Öffnet das Tor und erlaubt uns mit unserem Corpus Christi und unseren Priestern in die Stadt hineinzukommen, es wird euch weder an Leib noch Gut etwas geschehen. Diese aber antworteten lästerlich: Wir brauchen kein Corpus Christi und keine Geistlichen mehr, wir haben die unsrigen, die uns genügen. Da sprach Ziska mit erhobener Stimme: Ich schwöre heute vor Gott, wenn ich die Stadt mit Gewalt in meine Hände bekomme, bleibt niemand am Leben, sondern alle, wieviel eurer auch sind, lasse ich töten. Ein Sturm wird unternommen und trotz aller Tapferkeit der Bewohner die Stadt gewonnen. Was auf der Straße war, wird wie die Kälber abgeschlachtet, etwa 230 Menschen. Dann zieht die Prozession feierlich in die Stadt und wird in die verschiedenen Häuser verteilt, dort rauben sie die Sachen, spüren die verborgenen Männer auf, töten sie grausam, nur Frauen und Kinder werden geschont; oder man führt sie vor Ziska, der mit Ausnahme von sieben Leuten, die als Taboriten bekannt waren, sie in die Sakristei zusammenpferchen läßt, die, 85 an der Zahl, daselbst verbrannt wurden. Die Frauen und Kinder aber vertrieben sie aus der Stadt."[11]

Auch er, der hussitische Chronist, empfindet das Entsetzliche dieser Kriegführung, wenn er in diesem Zusammenhang einmal ausruft: „Es gibt keine Feder, welche so viele und so furchtbare Tatsachen beschreiben könnte. . . . Stark geworden sind damals die Feinde der Kirche, und gekräftigt wurden die, die Unrecht taten und das christliche Volk mit Unmenschlichkeit, Feuer, Schwert und Dreschflegeln, wie die Knechte Neros, peinigten und verfolgten".

Prachatitz blieb dann viele Jahre in den Händen der Taboriten, bis 1436 Sigmund die Stadt königlich machte. Hier muß wohl die ursprüngliche Bevölkerung fast ganz zu grunde gegangen, das frühere Deutschtum vernichtet worden sein. Immerhin wird man die Bemerkung des Chronisten nicht übersehen dürfen, wie wenigstens nach der ersten Zerstörung dieser Stadt die geflohenen Bürger doch wieder zurückkehrten und sich sofort an die Wiederherstellung machten. Wenn auch nicht bei Prachatitz, so mag doch in anderen Fällen auf diese

Weise ein Teil des alten Stockes erhalten geblieben sein. Von bedeutenderen deutschen Städten, die ähnliches Schicksal zu erleiden hatten, werden in den Quellen noch genannt: Beneschau, Kaaden, Beraun, Deutsch- und Böhmisch-Brod, Germer, Trautenau und andere. In diesen allen hätte man nach dem Bericht einer Quelle alle, die im Glauben fest blieben, also Katholiken, was fast gleichbedeutend ist mit Deutschen, Adelige und Bürger, Weiber und Mädchen, Säuglinge und Greise, insbesondere aber Priester und Mönche teils durch Feuer, teils durch das Wasser, teils durch das Schwert schonungslos niedergemacht. Diese Verallgemeinerung mag übertrieben sein; allein welches schreckliche Los mancher deutschen Stadt beschieden war, zeigt uns die Schilderung der Zerstörung Komotaus. Der zeitgenössische Bericht lautet: „Im Jahre 1421 bewegte sich das ganze Heer (der Hussiten) von Pilsen nach Komotau, wo man am 15. März anlangte und es mächtig einschloß. Die Deutschen verlästerten das sich lagernde Heer von den Mauern und drängten es am ersten Tage zurück. Am folgenden, einem Sonntag, machte das Heer einen Angriff von allen Seiten gegen Graben und Mauern. Trotzdem die Inwohner der Stadt flüssiges Pech und siedendes Wasser auf die Angreifer schütteten, drangen die Prager von der einen, die Taboriten von der andern Seite in die Stadt und Burg ein und begannen einen Raubzug durch diese, wobei sie soviel Reichtümer vorfanden, wie nie vorher irgendwo. Alle Männer der Stadt wurden ermordet oder verbrannt, nur etwa dreißig zurückgelassen, die die Toten zu begraben hatten. Und sie begruben mehr als 3500, nicht gerechnet die verbrannten Krieger, Bürger, Priester und Juden. Die feindseligen Taboritenweiber begingen ein schreckliches Verbrechen. Sie führten die Frauen und Mädchen, die ihre Männer und Väter beweinten, vor die Stadt, nachdem sie ihnen freien Abzug versprochen hatten; draußen angekommen beraubten sie sie aber vorerst ihrer Kleider, ihrer Wäsche, ihres Geldes und aller anderen mitgenommenen Habe, sperrten sie in eine Weinberghütte und verbrannten sie, nicht einmal der Schwangeren schonend".[15]

Man stand gleichsam wilden unbezähmbaren Naturgewalten gegenüber, gegen die es keinen Schutz gab, die nur verheerten, schonungslos in blinder Wut. Man muß den Verzweiflungsschrei in dem Brief der Stadt Tachau an alle Stände des deutschen Reichs vom 23. April 1421 lesen, um eine Vorstellung zu gewinnen, in welcher Angst die vom Unglück noch verschonten deutschen Bürgerschaften um fremde Hilfe baten; „darumb so zwingt Angst und Lust nun mit hitzigem Seufzen auszuschreien: o du Liebe . . .“.[16]

Es ist nicht zu verwundern, daß unter solchen Verhältnissen die weitaus größere Zahl der Städte es gar nicht auf einen Kampf mit den Hussiten oder Taboriten ankommen ließ, sondern lieber mit ihnen Verträge abschloß und Abkommen traf, die sie wenigstens vor Zerstörung und Niedermetzlung sicherten. Zu ihnen gehörte von vielen anderen abgesehen, die geschlossene Reihe ehedem deutscher Städte in Ostböhmen: Kaurim, Kolin, Tschaslau, Nimburg, Kuttenberg, Chrudim, Hohenmaut, Trautenau, Königinhof, Leitomischl usw. Ging es zwar auch da nicht überall ohne Blutvergießen ab, so kam es doch wenigstens nicht zu Ausrottungen. Der Charakter der Stadt wandelte sich allerdings um: die deutschen Katholiken mußten sich unter eine tschechisch-hussitische Herrschaft beugen, stumm gehorchend einem politischen Schicksal, das unerwartet und fast unbewußt über Nacht über sie hereingebrochen war. Ein sprechendes Beispiel dieser Art bietet die Stadt Kuttenberg, dieser Pfeiler des Katholizismus und des Deutschtums. Selbst als die Schwesterstädte Kaurim und Kolin, Nimburg und Tschaslau in der Überzeugung, daß jeder Widerstand zwecklos sei, bereits ihren Frieden mit den „Pragern“ gemacht hatten, waren die Kuttenberger mit ihrem Bergmeister an der Spitze und gestützt auf ihre tüchtige Mannschaft entschlossen den Kampf aufzunehmen. Erst als sie die Menge des Feindes erkannten, von der Unterwerfung der umliegenden Städte erfuhren und überdies die Brüche in ihren Stadtmauern gewahr wurden, kehrten sie um und entsandten Mitbürger an die „Prager“ mit der Bitte, dieses „Kleinod des Königreichs“ doch nicht zu zerstören, mit ihnen edelmütig zu verfahren und denen, die sich den „Pragern“ und dem Gesetze

Gottes nicht anschließen wollten, freien Abzug mit Hab und Gut zu gewähren. Auf dieser Grundlage wurde denn auch am 24. April 1421 ein Vergleich abgeschlossen, mit der Frist des 15. August für alle, die ihm nicht sofort beitreten würden. Daraufhin ging man am folgenden Tage den Pragern in einer Prozession mit Weibern, Mädchen und Kindern unter Vorantragung des allerheiligsten Sakramentes bis zum Kloster Sedletz entgegen und bat unter Kniebeugung um Verzeihung für die begangenen Tötungen jener, die sich zum Gesetz Gottes bekannt hatten. Ein hussitischer Priester namens Johannes hielt ihnen in langer Predigt alle ihre Übeltaten vor und verkündete ihnen dann die Verzeihung Gottes und der „Prager", was auf beiden Seiten Weinen und flehentliches Beten auslöste. Einige Prager begaben sich sodann mit den Kuttenbergern in die Stadt, um sie in Besitz zu nehmen und die Neuordnung durchzuführen, während das Heer zu weiteren Unternehmungen fortzog. Die Kuttenberger setzten es sogar durch, daß ihr früherer Bergmeister Peter von Swojschin, genannt Zmrzlik, in sein Amt wieder eingesetzt wurde, denn nur unter ihm wollten viele Bergleute in Kuttenberg verbleiben. Die Abziehenden allerdings wurden trotz aller erhaltenen Bürgschaften beraubt und auch durch Abschneiden der Nasen verstümmelt, so daß sie zurückkehren mußten.[17]

Dieser langsame innere Tschechisierungsprozeß der sich dem Hussitentum anschließenden Städte im Gegensatz zu dem gewaltsamen in den eroberten machte aus vielen Deutschen Tschechen, aus Katholiken Hussiten; die neue Generation wuchs in einer überwiegend tschechisch-hussitischen Umgebung auf. Städte, die die Väter noch als ganz oder vorwiegend deutsch und katholisch gekannt hatten, lernten die Kinder als tschechisch und hussitisch kennen. Auch tschechische Historiker erklären ausdrücklich, daß es damals zu einer massenhaften Tschechisierung der Deutschen in Böhmen gekommen ist. Also nicht Untergang des Deutschtums durch Auswanderung oder völlige Vernichtung, sondern gewaltsame Umbildung des nationalen Besitzstandes im größten Maßstabe, vor allem in den Landstädten.[18]

Einen anderen Leidensweg hatte das Deutschtum in Prag durchzumachen. Hier schrumpfte es ein durch Flucht und Ausweisung. Seine Stellung war schon unter König Wenzel, abgesehen von dem Auszug der fremden deutschen Studenten und Lehrer im Jahre 1409, geschwächt worden, als 1413 ein königliches Dekret verfügte, daß fortan die Stadtkonsuln nur noch zur Hälfte deutscher Nationalität sein sollten, die andere Hälfte aber Tschechen.[19] Der Sturm in den Tagen nach Wenzels Tod richtete sich, soviel wir sehen, ausschließlich gegen die Geistlichkeit; nirgends ist in den Quellen die Rede davon, daß auch Deutsche, seien es einheimische oder fremde, wegen ihrer Nationalität und Sprache verfolgt wurden. Aber die Unsicherheit der Lage, die Gefahren, die sich auftürmten, veranlaßten doch viele zur Flucht. Die Chroniken schreiben, daß mit den Kanonikern und Mönchen auch „viele Kaufleute und die reichen Bürger" die Stadt verließen,[20] ohne daß aber hiebei auf ihr Deutschtum hingewiesen würde. Man wird daher auch nicht sagen dürfen, daß Prag „über die Nacht (vom 17. zum 18. August) eine rein tschechische Stadt geworden sei".[21] Es war zunächst nicht auf eine gewaltsame Ausrottung des Deutschtums abgesehen, sondern vielmehr auf eine Verdrängung aus Amt und Würden, auf eine Entreißung der Herrschaft in der Stadt. Das beweist auch ein Beschluß des Landtages, der im Herbst 1419 in Prag abgehalten wurde. Er bestimmte: „Weltliche und geistliche Fremde sollen zu keinem Amt, keiner Würde oder Pfründe im Lande zugelassen und besonders in den Städten nicht Deutsche in Ämter eingesetzt werden, wenn Tschechen da sind, die sie verwalten können. Urteile und Klagen sollen in Böhmen in tschechischer Sprache ausgestellt werden und die Tschechen überall im Königreich und in den Städten die ersten Stimmen haben."[22]

Allein dieser erste Ansturm ging noch vorüber. Wir wissen, daß König Sigmund bei seinen Verhandlungen mit den Pragern in Brünn im Dezember 1419 auch auf freier Rückkehr der Geflüchteten in die Stadt bestand und daß dieser Forderung sofort entsprochen wurde. Herolde verkündeten diesen Beschluß überall im Lande im Namen des Königs und

der Schöffen. Man darf annehmen, daß in Prag und in anderen Städten, die dessen Beispiel gefolgt waren, bis zu bestimmtem Grade die früheren Verhältnisse wieder hergestellt wurden. Aber nicht für lange. Im Frühjahr 1420 kam es neuerlich zu einer Massenflucht aus Prag. Nicht unmittelbar aus Furcht vor den Hussiten, sondern aus Angst vor den Gefahren, denen sich die Stadt durch ihren Widerstand gegen den König aussetzte. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß Sigmund mit seinem großen Kreuzheer die Stadt in Schutt und Asche legen würde und suchte sich zu retten.

Diesmal bezeichnet der heimische Chronist unter den Geflüchteten „die mächtigeren und reicheren Inwohner der Altstadt, etwa 400 Gäste (Fremde) aus der Alt- und Neustadt und besonders Deutsche“[23]. Als ersten und sichersten Zufluchtsort betrachteten sie die Prager Burg. Wir wissen, daß sie sich dort eidlich verpflichten mußten, bei der Rückeroberung der Stadt mit eigener Hand mitzuhelfen. Dazu kam es aber nicht; der für Sigmund unglückliche Ausgang des ersten Kreuzzuges besiegelte auch ihr Schicksal. Ihre Flucht, ihr Schwur gegen die eigene Vaterstadt kämpfen zu wollen, gab den neuen Machthabern die Möglichkeit, sie als Feinde der neuen Ordnung zu erklären und sich ihrer dauernd zu entledigen. Ihre Häuser und Wohnungen wurden zunächst den aus Tabor und von anderwärts herbeigerufenen Bauern und Kriegern überlassen, später, als diese Prag wieder verlassen mußten, in anderer Weise vergabt und verkauft.

Auf dieser Bahn der Ausweisung und Enteignung ging man sehr bald um einen Schritt weiter. Der Chronist erzählt, daß schon im Juni 1420 Prager Ansässige, „besonders Deutsche“, selbst wenn sie „unter beiderlei Gestalt kommunizierten oder zu kommunizieren versprachen“, dennoch gezwungen wurden, die Stadt zu verlassen. Er sagt auch offen heraus, daß dabei nicht sowohl religiöse oder nationale Gründe entscheidend waren, sondern „weil sie volle Vorratskammern besaßen“. Diese Deutschen waren aber, wie er ausdrücklich hinzufügt, nur Fremde, Gäste (hospites),[24] die somit die frühere

Flucht ihrer Stammesgenossen nicht mitgemacht hatten, sondern in Prag verblieben waren.

Über die Zahl der damals aus Prag Geflohenen und Vertriebenen haben wir keine sicheren Nachrichten. Selbst die Prager Universitätschronik verzeichnet es bloß als Gerücht, daß in der Altstadt im Jahre 1420 siebenhundertzwanzig Häuser verlassen dastanden.[25] Es wäre aber irrig, selbst wenn man die Ziffer gelten ließe, sämtliche als Besitz geflohener deutscher Bürger anzusehen. Ein großer Teil wird der Geistlichkeit und den Fremden gehört haben, manche Adeligen und auch tschechischen Katholiken. Als der Rat am 26. Juli 1420 die Beschlagnahme aller Güter derjenigen Prager Mitbürger verfügte, die die Stadt in ihrer Not verlassen und sich mit den Feinden verbunden haben, ist mit keinem Worte angedeutet, daß damit ausschließlich Deutsche gemeint seien.[26] Wir besitzen vielmehr sichere Zeugnisse, daß Deutsche trotz aller Umwälzungen in Prag sich behauptet haben, und zwar sowohl katholische als hussitische Deutsche. Von diesen haben wir schon oben gesprochen. Wir wissen aber auch, daß katholische Deutsche in Prag verblieben, denen für den Gottesdienst in ihrer Muttersprache die Kirche des Heiligengeistklosters zur Verfügung gestellt wurde.[27]

Also: zurückgeworfen aus seiner ehemaligen die ganze Stadtverwaltung beherrschenden Stellung, beraubt um das uralte Recht nach eigenem Gesetz und als freie Bürger in der ererbten Religion leben zu können, ohne Rückhalt an den mächtigen und reichen Patriziergeschlechtern, die seit Jahrhunderten einen so großen Einfluß auf das politische und wirtschaftliche Leben der Stadt ausgeübt hatten — so stand das Deutschtum nunmehr in Prag da; aber entwurzelt, vernichtet, sicherem Untergang preisgegeben war es nicht.

Prags Beispiel mag in einer Anzahl böhmischer Städte, in denen sich schon zu Zeiten König Wenzels eine hussitische Mehrheit gebildet hatte — wir hatten die wichtigsten schon früher in anderem Zusammenhang zu nennen — nachgeahmt und den dortigen Deutschen ein ähnliches Schicksal bereitet worden sein, allein unmittelbare und bestimmte Angaben von

einer Deutschenverfolgung oder Vertreibung fehlen, selbst für Königgrätz, Pisek und Pilsen, in welchen Städten sich die Begeisterung für den religiösen Umsturz anfangs am heftigsten äußerte. Wir wissen, wie rasch in Pilsen die Stimmung umschlug. Hier dürfte die deutsche Bevölkerung kaum irgendwelchen Angriffen ausgesetzt gewesen sein. Fand doch hier der umgekehrte Fall statt, daß Bürger, die, wie es in der Urkunde heißt, „der verruchten wiklifitischen Sekte", angehörten, die Stadt verließen, und daß mit Zustimmung König Sigmunds vom 19. Dezember 1420 deren zurückgebliebene Erbgüter der Stadt anheimfielen. Mitten in der Zeit der Hussitenkämpfe schreibt der Pilsner Rat noch am 29. September 1428 nach Eger in deutscher Sprache.[28]

Sehr wichtig für die weitere Entwicklung war, daß, wie schon angedeutet wurde, die mährischen Städte bis auf wenige Ausnahmen, und insbesondere die wichtigsten, Brünn, Olmütz, Znaim, Iglau, Kremsier, Neustadt und viele andere trotz zeitweiser Stürme von solchen Umwälzungen nicht berührt wurden, daß hier die alte deutsche Bevölkerung unangefochten in ihrem Besitz und in ihren Rechten fortleben konnte. In noch viel ausgesprochenerer Weise war dies in den schlesischen und lausitzischen Nebenländern der Fall.

Überblicken wir aber den Vorgang, der sich in diesen anderthalb Jahrzehnten im böhmischen Reiche abspielte, im ganzen, dann wird man sagen müssen. daß die Wirkung, die der religiöse Kampf auf das Deutschtum im Lande ausübte, ungeheuer war. Die Einbußen, die das deutsche Volk erlitt, waren nicht minder groß als die Verluste der katholischen Kirche. Der Rückschlag in nationaler Hinsicht stand dem religiösen nicht im mindesten nach; er war vielmehr weit verhängnisvoller. Denn die Kirche ging unmittelbar nach dem Friedensschluß daran, die bescheidenen Überreste, die ihr verblieben waren, zu neuer kräftiger Entwicklung zu bringen und fand an König Sigmund und Bischof Philibert, dem Konzilsgesandten, mächtige Helfer. Wir kennen seinen hoffnungsfreudigen Bericht vom Ende 1437, ein Jahr nach den Iglauer Abmachungen. Das verstümmelte Deutschtum blieb auf sich

allein angewiesen. Es hatte sich in dem langwierigen Kampfe bis zur äußersten Erschöpfung für das luxemburgische Königtum und noch mehr für die alte Kirche eingesetzt. Aber keine dieser beiden Mächte dachte daran, ihm seinen alten Besitzstand wieder zu verschaffen. Der Kirche handelte es sich nicht darum, das ehemalige katholische Deutschtum zu erneuern, sondern die hussitisch gewordenen Tschechen zurück zu gewinnen. Und ebenso lag Sigmund wenig an den deutschen Minderheiten, die noch vorhanden waren, an ihrer Stärkung und Vermehrung. Seine Politik war allein darauf gerichtet, mit Hilfe jener tschechischen Partei, die ihn willig anerkannte, der gemäßigten Utraquisten, seine Stellung im Königreich zu sichern. Die nationalen Verhältnisse, wie sie sich unter dem Einfluß eines furchtbaren Religionskrieges gewaltsam verändert hatten, wieder herzustellen, die historischen Rechte der Deutschen im Friedensschluß zu berücksichtigen und zur Geltung zu bringen, lag ihm vollkommen fern.

In dem großen Majestätsbrief, den er als Kaiser am 20. Juli 1436 in Iglau den böhmischen Ständen ausstellte,[29] wird diese Frage mit keinem Worte berührt. Nur die Stellung der Ausländer in Böhmen, die somit trotz aller Ausschließungen, Flucht und Vertreibung noch immer vorhanden waren, wurde geregelt: in Böhmen sollte keiner ein Amt erhalten können, sondern nur ein geborener Böhme; in den zugehörigen Ländern dagegen, also in Mähren, Schlesien und in den Lausitzen, sollte es damit so gehalten werden, wie zu Zeiten Kaiser Karls IV.; d. h. mehr oder weniger von dem Willen des Landesherrn abhängen. Zwei Tage später, am 22. Juli, bestätigte er dann noch Prag und den übrigen Städten in Böhmen das Recht, daß sie nicht verpflichtet seien, jene weltlichen und geistlichen Inwohner, die in den Kriegszeiten geflohen waren, wieder aufzunehmen und ihnen ihren Besitz zurückzustellen, wodurch zweifellos auch viele Deutsche schwer betroffen wurden. Nur dort, wo es sich um des Königs eigenen Nutzen handelte, machte er eine Ausnahme. Er selber regte an, daß in die Silberbergwerke von Kuttenberg „die erfahrenen deutschen Arbeiter und andere, die in den Zeiten

der Wirren von dort fortgegangen waren, wieder zurückkehrten". Aber „die neuen Inwohner der Bergstadt" verlangten, daß die Ankömmlinge „sub utraque" zu kommunizieren versprechen sollten. Wir gewahren wiederum, wie es sich den Hussiten auch jetzt noch nicht so sehr um Sprache und Nationalität, als um den kirchlichen Anschluß, um die religiöse Einheit handelte. Als die deutschen Bergleute diese Forderung ablehnten, setzte es Sigmund durch, daß für die Katholiken eine Kirche mit ihren Geistlichen, für die Utraquisten eine zweite dauernd bestimmt werde, und daß „der eine Teil den anderen nicht verunglimpfe noch behellige, sondern beide in gutem Frieden miteinander leben sollten"[30]. Es dürfte aber kaum Kuttenberg der einzige Fall dieser Art gewesen sein, sondern nur ein Beispiel dafür, daß die Rückkehr der alten Bevölkerung sich als eine wirtschaftliche Notwendigkeit herausstellte.

Auf diesem gewaltsamen Wege vollzog sich eine bedeutsame Umwandlung in der nationalen Schichtung des Landes. Das Deutschtum bisher überall ansässig, in Städten und Dörfern, auf Burgen, bei Klöstern, wurde hier geschwächt, dort vernichtet, fügte sich hier freiwillig in die neuen Verhältnisse und wurde dort dazu gezwungen. Im Innern Böhmens wurde es durch Ziskas Eroberungszug verschüttet und in Jahrhunderte langer weiterer Entwicklung konnte es in diesem Teile des Landes nicht mehr zu früherer Kraft emporsteigen. Hier, in Böhmen, gestaltete es sich zu einem umso kräftigeren und geschlossenen Randdeutschtum aus. In Mähren, wo das Hussitentum nicht mehr mit so ungestümer Kraft wütete, ist außer dem Rand- noch ein starkes Inseldeutschtum im Innern zurückgeblieben, gestützt von einer Reihe deutscher Städte, die von den Hussiten nicht überrannt werden konnten, und von den widerstandskräftigen großen Grundherrschaften der Olmützer Bischöfe, wie beispielsweise um Wischau und Zwittau und einiger katholischer Adliger, wie der Boskowitze um Trübau. Rand- und Sprachinseldeutschtum, das man bisher so grundfalsch aus dem Gang der Kolonisation im 13. Jahrhunderte zu erklären versuchte, ist vielmehr das Ergebnis der furcht-

baren hussitischen Sturmflut. Allein zu verdrängen war das angestammte Deutschtum weder aus dem einen noch dem anderen Lande.

Dieser Überzeugung entspringt wohl auch die Erklärung, die Franz Palacký einmal getan hat, indem er sagte: „Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß auch . . . im 15. und 16. Jahrhundert, als wir eine nationale Regierung, tschechische Schulen und Ämter hatten, die Zahl der Deutschen in Böhmen zunahm und ganze Dörfer und Landschaften, langsam zwar aber genug stark, sich germanisierten. Daraus schöpfen wir die unliebsame und betrübende Erkenntnis, daß in dem Wesen beider Völker, des tschechischen und deutschen, etwas liegt, was diesem gegenüber jenem, auch abgesehen von den politischen Verhältnissen, eine größere Expansivkraft verleiht und ein dauerndes Übergewicht sichert; daß wir irgend einen Fehler besitzen und zwar tief eingewurzelt, der wie ein geheimes Gift gleichsam an dem Kern unseres Wesens zehrt . . .“.[31]

Dieser hier angedeutete Gegensatz tritt nie deutlicher zutage, als in den verhängnisvollen Hussitenkriegen. Was das deutsche Volk gemeinsam mit dem tschechischen in Jahrhunderte langer mühevollster Arbeit in diesem Lande an Kulturwerten auf allen Gebieten geschaffen hatte, wurde binnen wenigen Jahren vom tschechischen Hussitentum bis auf den Grund zerstört und vernichtet, als das tschechische Volk ohne die Deutschen, ja gegen sie, nur weil sie katholisch bleiben wollten, eigene Wege einschlug.

Die Niederreißung eines gewaltigen Staatsbaues, mit dem damals kein zweiter in Mitteleuropa wetteifern konnte, war ein leichtes Werk für das tschechische Volk; die Aufrichtung eines neuen erwies sich alsbald als eine Unmöglichkeit. Nichts von dem, was sich die hussitischen und taboritischen Träumer erdacht hatten, ließ sich auch nur im bescheidensten Maße verwirklichen. Ein Elend trat ein, politisch und wirtschaftlich, „ein schrecklicher ja ungeheuerlicher Sturz (horrenda immo prodigiosa labes)“, so daß ernsten Patrioten „die Sinne schwanden“. Der Bruch mit der Vergangenheit, der Versuch, eine Entwicklung einzuleiten, die die wurzelkräftigsten Stämme,

die auf diesem Boden erwachsen waren, grundlos und gewaltsam aus der Erde herausriß und diese dann brach liegen ließ, mußte sich am ganzen Lande und Volke schwer rächen. Böhmen tritt in eine Periode geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Stillstands ja Rückschritts, der in schroffstem Gegensatz steht zu dem glänzenden, fast ununterbrochenen Aufstieg und Aufschwung der vergangenen Jahrhunderte.

Dieser Niedergang kündigt sich auf allen Gebieten an. Betrachten wir zuerst das Schicksal der Prager Universität, seitdem sie aufgehört hat, eine hohe Schule für das ganze deutsche Reich zu sein. Denn als solche war sie von Kaiser Karl IV. bei ihrer Begründung gedacht. Von nirgendher strömten denn auch Lehrer und Schüler zahlreicher zu, als aus den verschiedenen deutschen Ländern. Nicht minder eifrig beteiligte sich die tschechische Jugend an diesem für sie so leicht zugänglichen geistigen Ringkampf, ohne die mindeste Hemmung von seiten der Deutschen.

Man behielt es dauernd in Erinnerung, als „der Erste unter den Tschechen" in Paris die Magisterwürde erlangte und dann 1355 zum Universitätsrektor gewählt wurde. Es war Adalbert Ranconis aus einer Ortschaft Haid in Böhmen, daher auch de Heituno oder de Ericinio genannt.[32] Seine nationale Gesinnung tat sich darin kund, daß er eine Stiftung für Studierende in Paris und Oxford schuf, die er auf die „böhmische Nation" beschränkte. Deutlicher spricht sie sich darin aus, daß Thomas von Stitny von ihm erklärt, er habe nicht zu jenen gehört, die „alles anschwärzen, weil ich tschechisch schreibe; es schien ihm nicht schlecht zu sein, für Tschechen tschechisch zu schreiben", aber nicht etwa im Gegensatz zum Deutschen, sondern zum Lateinischen.

Die Gegensätze an der Universität ergaben sich aus der unglückseligen Trennung der Lehrer und Schulen nach „Nationen", einer äußerlichen Nachahmung einer Einrichtung an der Pariser Universität, die aber dort einen anderen Sinn hatte, da das französische Volk nur eine Sprache sprach, während das böhmische sich in zwei Stämme, den deutschen und tschechischen, schied. Vor allem aber betrachteten sich die

Deutschen aus dem Reich mit vollem Recht an der Prager Universität für ebenso gleichberechtigt, wie die Tschechen. In den Jahren 1384 und 1390 herrschten schon Mißhelligkeiten zwischen den drei deutschen und der einen böhmischen Nation. Trotzdem beide Male der Prager Erzbischof als Kanzler der Universität zu Gunsten der böhmischen Nation entschied, zogen die Deutschen daraus keine Folgerungen.[33] Wir wissen, wie erst das päpstliche Schisma den Riß herbeiführte. In den früheren Fällen hatte es sich mehr um Fragen materieller Art gehandelt. Jetzt aber, da eine grundsätzliche kirchliche Angelegenheit entschieden werden mußte, konnten die deutschen Nationen nicht nachgeben, ohne mit ihrer engeren Heimat in Widerspruch zu geraten.

Die Prager Universität wurde aus einer deutschen Reichsuniversität im Jahre 1409 zu einer böhmischen Landesuniversität umgestaltet, in der naturgemäß Lehrer und Studenten tschechischer Nationalität ausschlaggebend wurden. Aber nicht infolge eines nationalen Kampfes, sondern weil die deutschen Professoren aus dem Reich die antipäpstliche und antikatholische Richtung, in die ihre tschechischen Kollegen bewußt oder unbewußt unter dem Schutze des Hofes und eines großen Teiles des Adels trieben, nicht mitmachen konnten. Nicht, daß sich die Universität in drei deutsche Nationen und eine böhmische schied, sondern, daß sich in ihr zwei religiöse Parteien gebildet hatten, war das Unglück. Die eine Richtung vertraten die Deutschen aller Länder und Stämme, die zweite nur die Tschechen; aber sie obsiegten, dank dem Machtwort, das der unberechenbare König Wenzel zu ihren Gunsten sprach. Kaum aber waren die drei deutschen Nationen aus Prag verdrängt, so übertrug sich die kirchliche Spaltung auch auf die eine böhmische Nation; denn, wie der angesehene Magister Andreas von Brod, stimmten auch andere tschechische Lehrer mit Huß und seiner Partei nur in nationalen nicht aber in religiösen Fragen überein. Und von der Lehrerschaft griff diese Spaltung weiter auf die Geistlichkeit im ganzen Lande und auf das Volk. Schon 1413, vier Jahre nach dem Auszug der Deutschen, erklärte anläßlich einer Versammlung im Prager

erzbischöflichen Palast der Universitätslehrer Stanislaus von Znaim: im böhmischen Klerus seien zwei Gruppen zu unterscheiden, „eine größere, die nicht aufhöre, der römischen Kirche . . . Gehorsam zu leisten und sie als die einzig wahre Quelle und Richtschnur des Glaubens anzusehen; wogegen eine Anzahl schlechter Geistlicher sich erhebe, die Gebote der Kirche verachte, die von ihr verbotenen Lehren Wiclifs halte und verbreite und als den einzigen Richter in Glaubenssachen die heilige Schrift ansehen wolle, die von ihnen nach ihrem eigenen Sinne ausgelegt würde".[34]

Die tschechischen Universitätslehrer, die auf streng katholischem Standpunkt standen, hatten geglaubt, dieser ihrer Gegner auch ohne die deutschen Nationen Herr werden zu können und hatten die Deutschen ziehen lassen. Allein waren sie jedoch, wie sich rasch genug zeigte, ohnmächtig. Die Universität wandte sich nun in ihrer Mehrheit mit Begeisterung der neuen Bewegung zu; allerdings wurde sie auch dadurch das erste Opfer in diesem Vernichtungskampfe. Wenige Jahre zuvor noch hatte der ebengenannte Andreas von Brod den Ruhm der Prager Schule in überschwänglichen Worten gefeiert. „Der Wohlgeruch dieser Universität — so schrieb er — insbesondere meiner Mutter, der Artistenfakultät, breitet sich duftend überall auf dem Erdkreis aus, gegen Ost und West, Nord und Süd. Preußen und Russen, Polen und Ungarn, Engländer und Spanier, Sachsen und Schweizer, Norweger und Skandinavier, Veneter, Italer, Lombarden, Frankreich mit Übergehung von Paris, Neapel und das meerumflutete Cypern, der Rhein und Schwaben und beide Bayern schicken ihre Söhne hierher, um zu schweigen von den benachbarten Ländern, die alle diese Mutter, die Artistenfakultät, berühmt gemacht hat. Was sollen wir von ihrer Erhabenheit sagen, die andere Universitäten gleich edlen Töchtern herangezogen und wie ausgewähltes Reis in neues Erdreich eingepflanzt hat. Wien, Krakau, Heidelberg, Köln, Würzburg, Erfurt hat sie erwiesenermaßen mit glänzenden Lehrern geschmückt. Sie ist das Licht, sie ist der Glanz der umliegenden Provinzen; die Quelle und der Ursprung der benachbarten

Universitäten. O glückliches Böhmen, geschmückt mit einem so kostbaren Kleinod. O glückliche Krone, die du soviel leuchtende Edelsteine in dich fassest. O überglückliches Prag, das du diesen edlen Schatz in deinem Innern verschließest. Was soll ich von dir sagen, du edles, edelstes Prag . . ."[35]

Und jetzt, 1416, verfügte das Konstanzer Konzil ihre Aufhebung, verbot alle Vorlesungen und Schulhandlungen und erklärte alle von ihr in Zukunft erteilten akademischen Grade für ungültig. Wenn nun auch die Universität diese Verfügungen nicht anerkannte und weiter bestand, so büßte sie als wissenschaftliche Lehranstalt alsbald jede Bedeutung ein. Mit dem Jahre 1417 schlossen bereits für lange Zeit die Promotionen zum Magisterium, dem höchsten Lehrstand. Die drei Fakultäten, Jus, Medizin und Theologie lösten sich völlig auf, es blieb nur die artistische oder philosophische übrig. Und auch an ihr mußte vom Frühjahr 1420 bis 1423 mit dem Unterricht ganz ausgesetzt werden. Eigentlich erst 1430 begann die schulgemäße Tätigkeit an dieser einzigen Fakultät wieder. Allein der Mangel an Lehrkräften, die Unterbindung allen Verkehrs mit den übrigen Universitäten, dann der Verlust fast aller Besitzungen, Stiftungen und anderer Einkünfte, über die sie früher verfügt hatte und nicht zuletzt „die Vernichtung fast aller Bibliotheken der Kollegien, welche von dem Pöbel verschleppt oder vernichtet worden waren", und das allgemeine Elend im ganzen Lande vereitelten für lange Zeit die Wiederaufrichtung des von Karl IV. geschaffenen stolzesten Werkes.[36]

Wie hätte auch, ganz abgesehen von der geistige Arbeit hemmenden Kriegszeit, Wissenschaft und Kunst ihren alten Ruhm behaupten können, wenn die Taboriten, deren zerstörenden Einfluß alle übrigen hussitischen Parteien grundsätzlich dulden mußten, schon im Jahre 1420 das Volk lehrten: „Jeder Mensch, der die freien Künste studiert oder in ihnen einen Rang erwirbt, ist eitel und heidnisch und sündigt gegen das Evangelium Christi".

Der Hussitenkrieg hat Böhmen um seine berühmte Universität gebracht; er hat die kostbarsten Kunst- und Bauwerke zugrunde gerichtet, wertvollste Bücherschätze, ganze Bibliothe-

ken und Archive, die Quellen der Geschichtskenntnis, unwiederbringlich zerstört[37]. Die großartige geistige Kultur Böhmens aus der Premysliden- und Luxemburgerzeit ist damals zum großen Teil vernichtet worden; das an geistigen und künstlerischen Schöpfungen reiche Böhmen begann zu verarmen.

Diese Zerstörungswut der Hussiten — ein gleichzeitiger Chronist sagt einmal: „dieser Sekte Grundlage war Verfolgungen, Zugrunderichten, vollständiges Vernichten" und ein anderer späterer: „nie in der Geschichte wurde ein Land so verheert" — erklärt sich aus den Umsturzideen, die in das Volk hineingetragen wurden. Es sollte ein neues Zeitalter geschaffen werden, das nichts mehr mit dem früheren gemein haben würde. Es gab besonders einflußreiche taboritische Geistliche in Prag, die offen erklärten, „in dieser Zeit der Vergeltung müßten alle Städte, Dörfer und Burgen verwüstet, zugrunde gerichtet und verbrannt werden," und auch Prag, „das Babylon" der Städte, wollten sie nicht ausgenommen wissen.[38]

Dazu kam es zwar nicht der Tat, wohl aber der Wirkung nach. Die Vernichtung des kräftigen deutschen Bürgertums ließ die Städte tief herabsinken. Der Reichtum war aus den Städten verschwunden und mit ihm für lange Zeit der Bürgerstolz und die Bürgerkraft, der Unternehmungsgeist, das goldene Handwerk und der blühende Handel. Der päpstliche Bann allein hatte damals die Kraft, ein ketzerisches Land handelspolitisch von der Welt abzuschneiden. Sehr bald nach Ausbruch der Wirren begann man die Handelswege nach und durch Böhmen zu meiden. Das alte Prager Niederlagsrecht, wonach Kaufleute, die aus Salzburg, Passau, Regensburg, München nach Zittau, Bautzen, Görlitz, Schweidnitz, Breslau handelten, zuerst in Prag Halt machen mußten, ging langsam zugrunde.[39] Am 17. Mai 1424 befahl König Sigmund dem Rat zu Regensburg, er solle gemäß früheren Anordnungen seinen Mitbürgern strengstens verbieten, „daz niemand den Ketzern zum Behem und anderswo kein Förderung, Hilf und Rat mit Worten noch mit Werken tun, noch ihnen keinerlei Speise, Trank oder andere Notdurft reichen

solle, es sei mit Wein, Brot, Getreid, Salz, Kaufmannschaft, Spezereien, Gewürzen, Harnisch, Büchsen, Pulver oder keinen anderen Sachen, wie die möchten benennet sein . . .".[40] Daß mit Ungarn, Österreich, Sachsen und Schlesien der Verkehr fast völlig unterbunden war, ist durch die Stellungnahme der Landesherren zur hussitischen Frage gegeben.

Was konnte weiters, ganz abgesehen von dieser Ausschließung, dieses plötzlich emporgehobene tschechisch-hussitische Kleinbürgertum, was der in die Stadt verpflanzte Bauer für die Städteentwicklung bedeuten. Wir haben gehört, daß nicht einmal der Kuttenberger Bergbau ohne die altbewährte deutsche Knappenschaft fortgeführt werden konnte. Nach Jahrzehnte langer Entwicklung fällte ein Staatsmann unter Georg von Podiebrad noch das Urteil: Der Bauer kann keine Stadt verwalten.[41]

Zum Niedergang des Städte- und Bürgertums kam nun noch wohl als merkwürdigste Folgeerscheinung der Hussitenkriege die Verelendung der Bauernschaft auf dem Lande.

Neben dem kleinen Handwerker und niedrigen Arbeiter in den Städten und Märkten war es insbesondere der tschechische Bauer, den die Heilslehre der Hussiten und Taboriten gelockt hatte. Für ihn, den schwer gedrückten Gläubigen, schien das „Reich Gottes auf Erden", das man ihm in Aussicht stellte, in dem es keinerlei Unterschiede des Besitzes, des Standes, der Bildung mehr geben sollte, jedes Opfers wert. In Massen verließen sie Haus und Feld, verkauften ihr letztes Hab und Gut. Wurden die deutschen Dörfer geplündert und zerstört, verwüstet und verbrannt, so die tschechischen durch Entvölkerung in Wüsteneien verwandelt. Auf diese Weise entstand, was man den „agrarischen Ruin" des Landes genannt hat:[42] dieses starke Abziehen der Bauernmassen in die Städte, „in fremde ihnen unbehagliche Umgebung", oder „in die Reihen der heimatlosen Kriegsrotten". Was aber auf dem Lande aushielt, geriet, ob deutsch oder tschechisch, in eine verzweifelte Lage, da es allen Unbilden der Kriegszeit schutzlos preisgegeben war und sich jeden Tag bereit halten mußte, die Schlupfwinkel in den Wäldern aufzusuchen. Wir besitzen

aus dem Jahre 1432 eine recht anschauliche Schilderung des Bauernschicksals, wie es die Hussitenkriege gebracht hatten. „Ihre willigen Anhänger, denen sie jedwede Freiheit in den Wässern, Wäldern, Feldern versprochen hatten, haben sie aller Freiheit beraubt und zur Knechtschaft gezwungen, wie einst Pharao die Ägypter; denn sie fordern von ihnen Jahr für Jahr Zins und Zehent und Abgaben, davon diese nicht einmal das Wenige, was sie versprechen, einhalten können, geschweige das Viele, was von ihnen gefordert wird . . . Daß sie sie aber der Freiheit beraubt haben, dafür ist ein sprechender Beweis, daß die Bauern, die in Friedenszeit, wohin sie wollten, gehen konnten, jetzt aus Furcht vor jenen in die befestigten Städte sich flüchten, wo sie in der ihnen gewohnten Weise, wie auf dem Lande, nicht leben und sich den Bürgern nicht anpassen können, von großen Sorgen und Betrübnis geängstigt werden. Manche, die ihr Schicksal nicht mehr ertragen können, kehren auf das Land zurück, wo sie zur Nachtzeit, von der Tagesarbeit ermattet, durch das Hundegebell aus schwerem Schlaf aufgeschreckt, durch die Hintertür in die Waldverstecke eilen, wie das Wild, wenn es der Jäger mit seiner Meute verfolgt, und sich dort verborgen halten . . . Am Tag furchtsam, in der Nacht unruhig, und so immer elend . . .“[43] Man hat mit Grund gesagt, daß der Bauer damals in einen Zustand versetzt wurde, der „seine Widerstandskraft gegen künftige Unterjochung völlig lähmen mußte“.

Alle die Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit, die schönen Grundsätze von Liebe und Glauben und Reinheit, die in so vielen hussitischen und taboritischen Köpfen umherschwirrten und das Volk blendeten und verwirrten, trieben dieses nur immer tiefer ins Unglück und Verderben. Nichts blieb übrig von der geplanten neuen Gesellschaftsordnung ohne Mein und Dein, ohne Sondereigentum, in gleichem Rang und Stand. Vor dem Basler Konzil gaben die taboritischen Führer ohneweiters zu, daß die Menschen sich aus drei Klassen zusammensetzten, den Priestern, den weltlichen Herren und — dem Volke, das sich nach seiner Beschäftigung in verschiedene Gruppen scheide und die beiden höheren Schichten „in ihren

körperlichen Notwendigkeiten erhalten müsse".[44] In ihren Schriften und Briefen legten sie dar, daß „die Liebe, die die dritte Person in der Gottheit darstelle", die drei Stände miteinander verbinden müsse; daß der Priesterstand den beiden anderen durch religiöse Strenge und Sittenreinheit ein Muster abgeben; der der weltlichen Herren jenen Hilfe und Schutz gewähren; der dritte Stand aber, das Volk, willig nach Gottes Ratschluß Priestern und Herren „dienen (servire)" müsse. In Wirklichkeit war also in ihren Gemeinden keinerlei Unterschied gegen früher zu gewahren. Adel, Ritterschaft und Geistlichkeit spielte bei ihnen die herrschende, das Volk, das bürgerliche und bäuerliche, die dienende Rolle. Nachdem das Verhängnis der Niederlage bei Lipan über sie hereingebrochen war, erkannten sie auch die Unwahrheit ihrer Grundsätze und gestanden: „das arbeitende Volk, dessen wir eine Menge gehabt haben, die wir nach unseren Willen gebrauchen konnten, sind von uns abgefallen . . . denn wir haben sie mit Abgaben überlastet".[45] Dieses arbeitende Volk, oder wie es ein ander Mal einzeln aufgeführt wird, die Bauern, die Arbeiter und die Handwerker, waren die eifrigsten gewesen, wenn es sich um die Erstürmung der Burgen oder der festen Städte handelte und wurde deshalb stets in die erste Kampflinie gestellt.[46] Aber nicht genug daran, hatten sie auch in Friedenszeiten das schwerste Los zu tragen. Die Versammlungen der Taboriten in den Jahren 1422 und 1424 in Pisek, Tabor, Klattau stellten ausdrücklich fest, daß gerade die Gemeinden, die vorgaben, nach dem „Gesetze Gottes" zu leben, „das Volk ringsherum in ausnehmender und unmenschlicher Weise plagen, tyrannisch und heidnisch bedrücken, und den Zins, der „holdy" (Huld) heißt, ohne Unterschied auch von den getreuesten ohne Barmherzigkeit einfordern".[47] — Wie furchtbar waren die Bauern und das niedere Volk enttäuscht worden.

Alles Elend, das sich über das gesamte Volk ausbreitete, über Städter und Bauern, Tschechen und Deutsche, kam nur einem einzigen Stand zu Nutzen: dem Adel, den mächtigen Baronen, deren langsamen aber sicheren Aufstieg wir trotz manchen Rückstoßes seit den Zeiten König Wenzels I., seit

der ersten Schwächung des Königtums in Böhmen schrittweise verfolgen können.

Eine kurze Zeit mochte es scheinen, als ob die Wut der Taboriten sich auch gegen den Adel wenden würde. Aber ein Teil des Adels hatte rechtzeitig, anders als die deutschen Patrizierfamilien in den Städten, eine Schwenkung zu dem gemäßigten Hussitentum hin vorgenommen, der niedere Adel stand ohnehin in dessen Lager, das schützte den ganzen Stand vor Untergang. Wir wissen, daß selbst die radikale Partei der Taboriten „den Adel schonte und sogar in ihrer Mitte schalten ließ", daß die Beziehungen zwischen den Prager Utraquisten und den Adeligen oft überaus innige waren.

Der Chronist Andreas von Brod schiebt sogar die Hauptschuld an den Hussitenkriegen den Adeligen zu. Es sei ganz unwahrscheinlich, erklärt er, daß Bürger, Bauern und niedere Handwerker den höheren Gewalten, weltlichen und geistlichen, solchen Widerstand hätten leisten können, wenn nicht eine Anzahl von Adeligen — „nicht alle, aber viele", sagt er — sich mitverschworen hätten.[48] „Wer hätte denken können", schreibt er weiter, „daß Menschen, in denen der christliche Glauben ganz besonders kräftig lebte. in denen Treue und Gewissenhaftigkeit, Tugend und Ehrbarkeit ihre „Lagerstatt (cubile)" hatten, sich mit einem Male zu Verächtern alles Ehrbaren wandeln, alles, was Gottes ist, verachten und zerstören, und was des Kaisers ist, sich aneignen und gegen ihn sich auflehnen würden?" ... „Was trieb sie dazu, dem Fürsten sich zu widersetzen und das Heilige niederzureißen? Ich glaube, nichts anderes, als der Köcher der Magnaten, unter dessen Schutz sie ihre bösen Wünsche durchzuführen sich erkühnten" ... „Sie wußten aber nicht und überlegten nicht" — so schließt er dann — „was der geheime Gedanke dieser Hochedlen war, die sich sagten: Siehe da, dieses Bürgertum überragt uns in seinen Arbeiten, die Geistlichkeit an Besitz; der König schwelgt in Schätzen und Ländern. Man muß also trachten, das Bürgertum gegen den König aufzubringen. Wenn das geschehen ist, werden wir uns, wie immer die Sache sich wenden mag, bereichern und die weltlichen Güter, sei es der Geistlichen, sei es

der Bürger unter uns umsonst teilen. Denn stimmt der König den Bürgern und ihren Lehren von der Besitzlosigkeit des Klerus bei, dann müssen deren Güter unfehlbar (infallibiter) uns geschenkt werden. Stimmt er ihnen aber nicht bei, dann gibt es Krieg, hier und dort, und Ritter und Kriegsleute bereichern sich allenthalben. Was aber an weltlichen Gütern unseren Burgen und Schlössern benachbart liegt, fällt unserem dauernden Besitz anheim ... Im Köcher dieser Adligen lagen die Pfeile, genannt: Raub, Mord, Brand, niemand schonen, kein Mitleid fühlen, nicht mit Witwen, nicht mit Waisen. Oh, ihr wahnwitzigen Magnaten ... Leuten von schlechtem Glauben und armseligen Bauern habt ihr euch schmählich beigesellt, zur Beraubung und Verfolgung anderer und der Kirche ..."

Diese Kennzeichnung des Adels als des eigennützigen Urhebers der Bewegung steht in der zeitgenössischen Literatur nicht allein da. Auch Johann von Pribram, ein sehr gemäßigter Anhänger der Prager Richtung, der auch guten Einblick in die damaligen Verhältnisse Böhmens besaß, erklärte, daß die Adligen „ohne Verständnis für die kirchlichen Fragen ihr Augenmerk nur auf das Kirchengut richteten"[49]. Taboritenführer der schärferen Richtung, wie etwa ein Johann von Selau, waren davon überzeugt und sagten es offen heraus, daß „die Herren Verräter und Ungläubige seien, die der Wahrheit nicht aufrichtig anhingen"[50]. Am schlechtesten ist auf den böhmischen Adel König Sigmunds Hofchronist Eberhard Windecke zu sprechen, der ihn mit ganz geringen Ausnahmen als „Ketzer" und „gemeine Lute" erklärt, die ihr dem König verpfändetes Wort nicht hielten, und „taten auch den Werken (Worten?) gleich in viel Stücken". Er ist überzeugt, daß sie alles nur taten, „um der Pfaffen Güter zu haben ..."[51] Wir wissen auch aus Urkunden, daß Sigmund anläßlich seiner Krönung in Prag am 28. Juli 1420 den Adeligen auf das bloße Versprechen hin, ihm, wie Windecke sagt, Prag binnen 28 Tagen einzuantworten, Güter und Einkünfte überließ und diese Verschleuderungen sich noch mehrmals wiederholten.[52] Den Stolz der Barone kennzeichnet Windecke vorzüglich durch das Wort,

das sie angeblich dem Könige gegenüber gebrauchten: „Wir sind die Krone von Behem, und nit die Bauern (Geburen)".

Dieses selbstbewußte Auftreten gestützt auf die ungeheure Macht, die sie sich in diesen Zeiten des Umsturzes angeeignet hatten, — erinnern wir uns, wie der Wartemberger die Schätze der auf die Burg geflüchteten Prager gewann —, das Bewußtsein, keinen Stand und keine Macht im Lande zu haben, die ihnen noch gefährlich werden könnte, weder das Bürgertum noch die Geistlichkeit und auch nicht den von ihnen abhängigen König, sicherte dem Adel eine übergewaltige Stellung, politisch, wirtschaftlich, in jeder Beziehung. Schon im Tschaslauer Landtag vom Juni 1421, der eine zwanziggliedrige Regierung in Böhmen einsetzte, hatten die Adligen es verstanden, sich die Hälfte der Stellen zu sichern, während der Rest unter die Prager und die taboritischen Gemeinden geteilt wurde. Der Untergang der gebietenden und besitzenden Kirche, des geistig und materiell schaffenden deutschen Bürgertums konnte nur seine Macht mehren. Der utraquistische Klerus und dieses neue tschechische Volk in den herabgekommenen Städten konnte ihm nicht mehr gefährlich werden. Und als sich der hussitische Radikalismus, wie jede derartige Richtung, schließlich in der Schlacht bei Lipan verblutet hatte, erhob sich der höchste Adel auf diesem allgemeinen Trümmerfeld als einziger Sieger. Wie er niemals ein entschiedener Gegner der alten Kirche und des Königtums gewesen, sondern nur ihrer übermächtigen Stellung in Böhmen, fand er sehr bald den Weg zu ihnen. Durch die Kompaktaten und die Abmachungen in Iglau mit Sigmund sicherte er sich einen Vorrang, wie er ihn bisher noch nie im Lande besessen hatte.

Er konnte den Versuch wagen, auch zur alleinigen Herrschaft emporzusteigen, das Königtum für sich zu beanspruchen.

Dritter Abschnitt.

Das Königtum Georgs von Kunstadt-Podiebrad.

Bei dem ersten großen Siege, den die Prager über König Sigmund am Allerheiligentage 1420 vor der Burg Wischehrad errangen, wurden sie von zwei hochadeligen Herren befehligt, die schon seit langem mit großem Eifer die hussitische Bewegung gefördert hatten: von Johann Krussina von Lichtenburg und Botschek von Kunstadt und Podiebrad. Der Neffe dieses Botschek, der Sohn von dessen jüngerem Bruder Viktorin, Georg von Kunstadt und Podiebrad, eben in diesem Jahre 1420 am 23. April geboren, wurde Sigmunds Nachfolger im böhmischen Königtum. Nicht allsogleich nach dessen Tode, erst zwanzig Jahre nachher. Aber diese zwei Jahrzehnte böhmischer Politik und Geschichte erscheinen nur wie eine langsame aber sichere Vorbereitung zum nationalen Adelskönigtum.

Sigmund hatte keine männlichen Erben hinterlassen. Nach seinem Wunsche sollte ihm in allen drei Würden eines deutschen, ungarischen und böhmischen Königs sein Schwiegersohn, der Gemahl seiner einzigen Tochter Elisabeth, Herzog Albrecht V. von Österreich, der damals im Alter von vierzig Jahren stand, nachfolgen. In Ungarn, wo man Elisabeth als Erbin und geborene Königin anerkannte, mit der ihr Gemahl, wie man sich ausdrückte, „einen Leib und eine Seele" bilde, erfolgte die Wahl beider ohne Schwierigkeiten bereits am 18. Dezember 1437 und die Krönung in Stuhlweißenburg am 1. Januar 1438. Im Reich wurde Albrecht mühelos am 18. März 1438 von allen Kurfürsten zum römisch-deutschen König als Albrecht II. erhoben. Nur die Nachfolge in Böhmen stieß auf ernstere Gegnerschaft, die sich aus der Geschichte der letzten Vergangenheit leicht erklärt.

Albrecht war als glaubensstarker Katholik in der langen Zeit der Hussitenkriege „der Vorkämpfer der Kirche gegen die

Böhmen", „der unermüdliche Hammer auf den Ketzern" gewesen, „der gegen die Wut der Häresie mit Schwert und Bogen loszog", ein unversöhnlicher Feind der hussitischen Bewegung in allen ihren Abarten. Wie ehedem Sigmund durch sein Verhalten gegen Huß sich den Weg nach Böhmen verrammelt hatte, so schien der Haß der Hussiten gegen Albrecht unvereinbar mit dessen Anerkennung als Nachfolger. Allein die Verhältnisse lagen bereits ganz anders als vor zwei Jahrzehnten. Abgesehen davon, daß Albrecht seit 1421 im Besitze der Markgrafschaft Mähren war — das Budweiser Land hatte im Friedensvertrag von Iglau (1436) wieder mit Böhmen vereinigt werden müssen —, der kirchliche Standpunkt gab nicht mehr allein den Ausschlag. Wenn sich Albrecht nur zur Aufrechterhaltung der „vier Artikel" verpflichtete, waren die gemäßigten Utraquisten zufriedengestellt. Mit den Katholiken zusammen bildeten sie die Mehrheit im Landtag und wählten denn auch Albrecht am 27. Dezember 1437 zum böhmischen König, kraft des Erbrechtes seiner Gemahlin, und auch im Hinblick auf die „Verschreibungen, die die Krone zu Böhmen und das Haus von Österreich zusammen haben".[1] Die namhaftesten seiner Anhänger und Wähler waren teils Katholiken, teils Utraquisten: Ulrich von Rosenberg, Meinhard von Neuhaus, Albrecht von Sternberg, Peter von Michelsberg, Hans von Kolowrat, Johann von Smiritz, Johann von Kunwald, Hinko Krussina von Lichtenburg, Johann von Riesenberg, dann die Hasenburg, Wartemberg, Waldstein, Lobkowitz, Plauen, Gutenstein, Rabenstein, von Städten Prag, Kuttenberg, Pilsen, Budweis, Eger, Schlan, Tschaslau, Leitmeritz, Kaurim. Überblickt man dann allerdings die Reihe seiner Gegner, so findet man dort nicht minder bedeutende Namen, vor allem auch einige hohe Würdenträger aus der Zeit Sigmunds: Hinko Ptatschek von Pirkstein, ehedem Obersthofmeister, Bertold von Lippa, Oberstmarschall, dann den erst siebzehnjährigen Georg von Kunstadt auf Podiebrad, Friedrich von Straschnitz, Pernstein, Russinowsky, Kostka, Kolda, Zwiretitz, Klenau, von Städten Tabor, Königgrätz, Saaz, Laun, Nimburg, Kolin, Klattau, Pisek. Allerdings gab es auf der einen wie auf der anderen Seite

Mitglieder, nennen wir dort den Sternberger, hier den Pirksteiner, die unentschieden waren und eine zweideutige Rolle spielten.

Die Gegenpartei nahm nicht nur an der Wahl Albrechts nicht teil, sondern entschloß sich dem deutschen Habsburger einen polnischen Jagellonen als Gegenkönig entgegenzusetzen; entweder den regierenden König Wladislaw III. (geb. 1424) oder dessen jüngeren Bruder Kasimir. Sie wählten aus ihrer Mitte eine förmliche Gesandtschaft, die das Anbot der böhmischen Krone zu unterbreiten hatte. Es wurde auch auf einem polnischen Reichstag am 20. April 1438 von König Wladislaw für seinen Bruder Kasimir angenommen und ein polnisches Heer von etwa 5000 Mann nach Böhmen entsandt, um den polnischen Anhang im Lande zu schützen und zu stärken. Mittlerweile hatte aber Albrecht in aller Form von Böhmen Besitz ergriffen, war am 14. Juni 1438 im St. Veitsdome gekrönt worden und sammelte ein Heer, mit dem er den Kampf gegen seine Gegner aufnehmen konnte.

So ansehnlich nun auch sein Anhang in Böhmen war, so stark der Zuzug aus Österreich und Ungarn, sowie von Fürsten und Städten aus dem Reich, die sich für verpflichtet hielten, Albrecht als deutschem König die von ihm erbetene Hilfe zu leisten, so daß er schließlich über rund 8000 Mann zu Pferd, 12.000 zu Fuß und an die 1800 Kriegswagen verfügte, während die Gegner nur etwa 9000 bis 12.000 Mann im ganzen zählten, — eine Entscheidung im Felde vermochte Albrecht nicht herbeizuführen. Noch schwieriger wurde der Kampf, als sich die Gegner in die zur starken Festung ausgebaute Stadt Tabor zurückzogen, die Albrecht von Anfang August an belagerte. Mitte September entließ er daher die sächsischen, bayrischen, brandenburgischen und anderen Hilfstruppen, die auf ihrem Rückzug noch kleinere Zusammenstöße mit den Gegnern hatten (bei Sellnitz am 23. September 1438), hob die Belagerung Tabors auf und kehrte mit seinem eigenen Heer nach Prag zurück, um sich für einen ernsteren Kampf zu rüsten. Denn König Wladislaw hatte mittlerweile mit unvergleichlich stärkeren Kräften Schlesien angegriffen und bedrohte von dort

aus nicht nur Böhmen, sondern auch Ungarn. Es blieb Albrecht nichts übrig, als ihn vor allem dort aufzusuchen, bevor es zu spät wurde.

In Böhmen wurde auf Wunsch des böhmischen Landtages, „nicht von des Königs Satzen und Schaffen, sondern von Bitte wegen der Landherren, der Edlen, der Stadt zu Prag und anderer Städte", ein Ausländer, Graf Ulrich von Cilli, ein Vetter der Königin Elisabeth, „zum Obersten Hauptmann (Gubernator) des Königreichs" Böhmen bestellt, — so rasch hatten die Adeligen an ihre so oft erhobene Forderung vergessen, daß die hohen Ämter nur mit Heimischen besetzt werden sollten. Ihm beigegeben wurden als Räte: Meinhard von Neuhaus, Johann von Kolowrat, Hinek Krussina u. a., und zugleich Hauptleute für die zwölf Kreise, in die das ganze Land geteilt war, ernannt.

Böhmens Zustand in den nächsten Jahren unter dem neuen Regiment des Cilliers kennzeichnet eine gleichzeitige heimische Quelle mit den wenigen Worten: „. . . und in Böhmen erhoben sich die einen gegen die anderen, von den Burgen und von den Städten, und es verbanden sich die einen mit den anderen, die früher gegen einander gestanden hatten, so daß man nicht mehr wußte, wer wem noch treu und wohlgesinnt sei; und das dauerte bis zu Albrechts Tod."[3] Wir hören denn auch von ununterbrochenen Unruhen und Kämpfen der Adeligen und der Städte untereinander, aber auch mit den Nachbarn in Bayern, Sachsen und anderwärts. Hiezu kam noch 1439 eine fürchterliche Pest, die in Böhmen von Mitte Juni bis Ende November mehr denn 50.000 Menschen dahinraffte; in Prag allein wurden an manchen Tagen hundert Tote gezählt. Dieser Krankheit erlag damals am 19. Juni auch der Bischof Philibert von Coutances, dessen wir früher zu gedenken hatten. Albrecht aber mußte das Land in seinen schweren Nöten sich selbst überlassen, durch ernste Aufgaben, die er zu lösen hatte, ferngehalten. Am 21. Oktober 1438 hatte er Prag verlassen, war nach der Lausitz und dann nach Schlesien gezogen, um diese Gebiete von den Polen zu befreien. Das gelang auch. Vor der Macht und dem Ansehen des deutschen

Königs wich das polnische Heer und sein jugendlicher König rasch zurück. Im polnischen Reichstag wurde darüber Klage geführt, „wie man so unüberlegt den eitlen und trügerischen Versprechungen der Böhmen gefolgt sei".[3] Friedensverhandlungen wurden eingeleitet und wenigstens längere Waffenstillstandsverträge abgeschlossen, so daß Albrecht nach kaum halbjährigem Aufenthalt in Schlesien, zuletzt in Breslau, Anfang März 1439 das Land im Frieden verlassen und nach Ungarn sich begeben konnte, um sich der dringendsten Pflicht, die ihm oblag, zuzuwenden, dem Kampf gegen die Türken. Gleich während der ersten Unternehmung, die ihn im Sommer dieses Jahres nach Südungarn führte, erkrankte er aber im Lager bei Salankamen. mußte unter großen Beschwerden die Rückreise nach Wien antreten und starb unterwegs in Langendorf, westlich von Gran, am 27. Oktober.

Die Bedeutung seiner kurzen Regierung liegt darin, daß damals zum erstenmale der Versuch gemacht wurde, Österreich, Ungarn, Böhmen unter einem Regenten zu vereinigen und mit der deutschen Königskrone zu verbinden, ein Gedanke von außerordentlicher Tragweite. Die zwei Jahre, die dieser Bund gedauert hatte, konnten nicht ausreichen, um die Schwierigkeiten, die sich ihm von Haus aus entgegenstellten, zu überwinden, geschweige ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu wecken. Und Albrecht starb ohne männlichen Erben, der das begonnene Werk hätte fortführen können. Er hatte nur zwei noch unverheiratete Töchter hinterlassen, doch war seine Frau in Schwangerschaft. Vier Monate nach Albrechts Tode, am 22. Feber 1440, gebar sie in Komorn einen Sohn, der in der Geschichte den Namen Ladislaus Postumus (der Nachgeborene) führt. (Siehe die Stammtafel.)

Derselbe Prager Chronist, von dem die kurze, treffende Kennzeichnung der Verhältnisse in Böhmen von 1437 bis 1439 stammt, gibt auch in einem einzigen Satze ein Bild der nun folgenden Jahre: „Nach dem Tode des Königs Albrecht kämpften die böhmischen Herren, die einen mit den anderen; und wer des einen habhaft werden konnte, der unterwarf sich ihn, indem er ihn beraubte und das währte bis zur Zeit, da

Herr Georg von Podiebrad die Verwaltung übernahm . . ."[4]. Es ist der Beginn der mehr als zehnjährigen königslosen Zeit in Böhmen, die durch ihre Verwilderung und Verworrenheit das Elend der letzten zwanzig Jahre vervollständigte.

Der unerwartete Tod Albrechts, dem der tschechische Chronist Bartoschek von Drahonitz (gest. nach 1443) den Nachruf hielt: „er war gut, trotzdem er ein Deutscher war, kühn und mitleidig",[5] bedeutete für Böhmen eine Schwächung der österreichischen aus Katholiken und gemäßigten Utraquisten bestehenden Partei mit Ulrich von Rosenberg an der Spitze und eine Stärkung ihrer Gegner, die noch vor Jahresfrist eine Anlehnung an Polen gesucht hatten. Daran war dermalen nicht zu denken; man hatte sich gegenseitig enttäuscht. Diese Gegenpartei sah sich zunächst ganz auf sich selbst angewiesen, was den inneren Zusammenhang unzweifelhaft festigte; als ihr Haupt galt damals Hinko von Pirkstein. Wie der Rosenberger in Südböhmen, so gebot dieser von seiner Burg Ratai aus in Ostböhmen, aber nicht so sehr, wie jener, durch seinen ungeheuren Eigenbesitz, sondern durch den politischen Einfluß, den er sich in seinem Gebiet verschaffte. Es gelang ihm den gesamten Adel des Kaurimer, Tschaslauer, Chrudimer und Königgrätzer Kreises, an vierhundert Herren, Ritter, rittermäßige Diener und Edelleute — in diese vier Gruppen wird der damalige Adel geschieden — nebst allen zugehörigen Städten zu einem sogenannten Landfriedensbund zu einigen, dem sich bald auch der Bunzlauer Kreis mit seinem Hauptmann Georg von Kunstadt-Podiebrad anschloß. Sie traten am 17. März 1440 in Tschaslau zu einem gemeinsamen Kreistag zusammen, wählten Hauptleute und Räte, gaben sich eine Landfriedensordnung in dreißig Punkten und setzten fest, daß dieser Bund bis zur Krönung des nächsten Königs dauern solle und noch drei Monate darüber.[6] War der Hauptzweck, wie sie selber erklärten, „den zahlreichen und überaus nachteiligen Verderben und Schäden im ganzen Königreich und besonders in unseren Kreisen" zu steuern, so hatte eine solche Verbindung doch auch eine große politische Bedeutung. Sie stellte immerhin eine Macht dar, mit der die Gegner

fortan rechnen mußten. Wir sehen denn auch, daß — anders als im Jahre 1437 — bei der neuen Königswahl, die den im Juni 1440 in Prag zusammengetretenen Landtag beschäftigte, Ulrich von Rosenberg und sein Anhang bestrebt waren, im Einvernehmen mit der Partei des Pirksteiners vorzugehen. Man beschloß, daß „alle . . . ohne Verletzung oder Ärgernis der Rechte und Freiheiten irgendeines von ihnen den König und künftigen Herrn gemeinschaftlich wählen sollten“. So kam es, daß der erste Wahlgang am 16. Juni, bei dem 37 von 47 abgegebenen Stimmen auf den Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg entfallen waren, nicht als wirklich vollzogen angesehen wurde, sondern am 20. Juni eine zweite Wahl vorgenommen wurde, bei der sich alle Stimmen auf Herzog Albrecht III. von Bayern, den Schwager des 1419 verstorbenen Königs Wenzel von Böhmen, einigten. Die Entscheidung zu seinen Gunsten scheint nach verschiedenen Andeutungen in gleichzeitigen Quellen der Umstand beeinflußt zu haben, daß man ihn für den reichsten und freigebigsten unter den Bewerbern ansehen zu müssen meinte. Cheltschitzky, von dem später die Rede sein wird, schreibt in seinem „Netz des Glaubens“ die bezeichnenden Worte: „Daher wollten diese Landherren einen fremden König, einen reichen Deutschen, der sein fremdes Land in seine Herrschaft hineinreißen würde; denn sie, die die königliche Macht sich angeeignet hatten, geben nichts her, sondern wollen einen König, der ihnen auf Kosten anderer Länder noch dazu gibt.“

Allein Herzog Albrecht lehnte schließlich ab oder knüpfte Bedingungen an die Übernahme der Krone, die einer Ablehnung gleichkamen. Es bedrückte ihn doch auch das Gefühl, einem Kinde sein väterliches Erbe zu entreißen und sich damit noch die Feindschaft des ganzen österreichischen Fürstenhauses zuzuziehen. Und nun begann das Suchen nach einem anderen König, den man nicht fand, weil man ihn in Wirklichkeit nicht finden wollte; es folgten die Verhandlungen zuerst mit Albrecht von Brandenburg, dann mit dem Vetter Ladislaws, Herzog Friedrich von Österreich, der am 2. Februar 1440 zum deutschen König gewählt worden war. Auch er wies

die ihm angebotene Krone zurück und wehrte sich überdies entschieden, sein Mündel Ladislaw den Böhmen auszuliefern und nach Böhmen zu schicken, in welchem Falle man vielleicht bereit gewesen wäre, diesen zum König zu wählen, da ihn die Nebenländer Mähren, Schlesien und die Lausitz bedingungslos als erblichen Herrn bereits anerkannt hatten. Merkwürdigerweise war es die Partei des Pirksteiners, die diesen Vorschlag machte, während das Haupt der Katholiken und gemäßigten Utraquisten, Ulrich von Rosenberg — „ein Mensch, der sich immer der Zeit anzupassen verstand“, sagt Eneas Silvius in seiner Geschichte Böhmens — die Entscheidung über die Königsfrage absichtlich hinauszog.

Mitten in diesen aussichtslosen Besprechungen starb Hinek von Pirkstein am 27. September 1444. An seine Stelle trat nun Georg von Kunstadt-Podiebrad, zwar erst vierundzwanzigjährig und doch schon seit geraumer Zeit neben dem Pirksteiner das angesehenste und einflußreichste Mitglied des ostböhmischen Landfriedensbundes. Von seiner Geburt und Abstammung haben wir schon gesprochen. Aus seiner Jugendzeit ist wenig bekannt. Man liest vielfach, daß er 1434, also im Alter von vierzehn Jahren, an der Schlacht bei Lipan teilgenommen habe. Das ist aber mehr als zweifelhaft.[7] Sicher kann man ihn erst 1437 politisch tätig nachweisen. Als in diesem Jahre am 26. Dezember die Stände zusammentraten, um über die Nachfolge in Böhmen nach Sigmunds Tode zu beraten, stellte sich Georg auf die Seite jener, die sich für den Bruder des polnischen Königs, für Kasimir entschieden. Militärisch trat er erst 1438 hervor, indem er den Taboriten gegen König Albrecht II. zuzog und auf dem Marsche dahin, im August, auf einen Teil der königlichen Reiterei stieß und sie zurückschlug. „Von da an“, bemerkt der Chronist, „hatte er einen Namen“.[8] Zur Zeit der Wahl Herzog Albrechts von Bayern nahm Georg bereits eine solche Stellung unter seinen Standesgenossen ein, daß er mit Ulrich von Rosenberg, Meinhard von Neuhaus und Hinek von Pirkstein zu unmittelbaren Verhandlungen mit dem erwählten Fürsten in Cham an der bayrisch-böhmischen Grenze am 24. August 1440 ausersehen

wurde. Daß er in diesem Jahre zum Hauptmann des Bunzlauer Kreises ernannt wurde und sich dem ostböhmischen Landfriedensbunde anschloß, ist schon früher gesagt worden. Wann er, der Führer der strengen Utraquisten, sich mit der Katholikin Johanna von Rozmital vermählte, ist nicht bekannt. Jedenfalls brachte ihn dieser Ehebund in nahe Beziehungen zur Gegenpartei; er wurde Schwager Ulrichs von Rosenberg.

Kaum war Georg nach Pirksteins Tod auf einer Zusammenkunft der vereinigten ostböhmischen Kreise (Ende 1444) zum obersten Hauptmann erwählt, machte er sich auch schon an die Lösung der wichtigsten Landesangelegenheiten: die Einsetzung eines Königs und eines Erzbischofs. Am 25. November, auf einem gemeinsam mit den Anhängern Ulrichs von Rosenberg in Böhmisch-Brod abgehaltenen Landtag wurde vereinbart, eine Gesandtschaft an den deutschen König Friedrich III. nach Wien zu richten und die Ausfolgung Ladislaws zu verlangen. Eine zweite Gesandtschaft sollte an den Papst abgeordnet werden und die Bestätigung Johanns von Rokitzan fordern, der, 1436 zum Erzbischof gewählt, bald darauf vor Sigmund, der sich verpflichtet hatte, seine Anerkennung bei der Kurie durchzusetzen, aus Prag geflohen, nach dessen Tod aber wieder zurückgekehrt war und nun von seiner Partei seine endgültige Einsetzung erwartete. Allein beide Unternehmungen blieben ohne Erfolg, und eine neue gemeinsame Landtagsverhandlung der Parteien in Prag im Februar 1445 kam zu keinem Beschluß mehr. Man handelte fortan gesondert, auf eigene Faust, gegeneinander. Ulrich stand in fortwährenden Beziehungen zum Wiener und zum päpstlichen Hofe, deren Verhalten in den böhmischen Fragen er wesentlich beeinflußte; Georg unterließ es zwar nicht, gelegentlich auch mit Kaiser und Papst zu verhandeln, allein sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, seine und seiner Partei Stellung in Böhmen zu stärken, indem er einerseits mit den radikalen Taboriten, anderseits mit den Pragern in Beziehung trat. Unbestimmte Pläne tauchten auf, die böhmische Krone doch wieder irgend einem fremden Fürsten, in erster Linie dem Brandenburger Markgrafen anzubieten.

Eine allgemeine Unruhe und Unsicherheit herrschte die ganzen Jahre hindurch bis in den Beginn 1448, überdies drohten kriegerische Verwicklungen des ganzen Landes mit Sachsen.

Ein Vorstoß der katholischen Partei mit Wissen der Kurie brachte endlich Bewegung in diese stockende drückende Luft. Den böhmischen Machthabern katholischer und gemäßigt utraquistischer Richtung erschienen damals „die Gemüter der Böhmen so leicht zu behandeln (tractabiles)“, daß man den Zeitpunkt gekommen erachtete, entschiedener vorzugehen. Man veranlaßte Papst Nikolaus V. seinen Legaten in Deutschland, den berühmten Kardinal Don Juan de Carvajal nach Prag zu entsenden, um eine Einigung in der böhmischen Kirchenfrage herbeizuführen. In hussitischen Kreisen gab man sich zuerst der Hoffnung hin, daß er den Frieden im Sinne der Basler Kompaktaten, die das Papsttum bis nun noch nicht angenommen hatte, vorschlagen und auch Johann von Rokitzan als Erzbischof einsetzen werde. Deshalb wurde er bei seinem Einzug am 1. Mai 1448 von Katholiken und Utraquisten feierlichst empfangen. Man ging ihm vor die Stadt in großer Prozession entgegen, der ganze Klerus, die Universität, der Stadtrat, die Zünfte und Unmengen Volkes, „als ob man einen neuen König begrüßte“. Unter einem Traghimmel, den die Stadtkonsuln geleiteten, wurde er eingeführt. Von allen Kirchen, auch jenen der Utraquisten läuteten die Glocken und man sang: „Du bist eingekehrt, geliebtester Vater, den wir erwartet haben in unserer Trübsal; du bist eingekehrt mit himmlischen Geschenken, um zu segnen alle, die eines guten Willens sind“. Der Chronist bemerkt: „Nie seit Menschengedenken war einem sterblichen Menschen solche Ehre zuteil geworden, wie diesem Legaten“. Gleichzeitig tagte der Landtag in Prag, so daß alle Parteien hier versammelt waren; auch Georg von Podiebrad war zugegen.

Allein sehr rasch änderte sich die Lage, als die Radikalen im Landtag gewahr wurden, daß des Legaten einziges Bestreben dahin gehe, die Böhmen in den Schoß der Mutterkirche und zum unbedingten Gehorsam gegenüber dem Papst zurückzuführen, während er die Frage betreffs

des Erzbischofs und der Kompaktaten ins ungewisse hinauszuschieben verstand. Das Volk in Prag wurde unruhig, ein Sturm bereitete sich vor, so daß es Kardinal Carvajal geraten fand, unter dem Schutze Rosenbergischer Kriegsleute am 23. Mai die Stadt eiligst zu verlassen. „Der Legat", so faßt der Chronist den ganzen Zwischenfall zusammen, „hat nichts durchgesetzt, aber zu größerer Zwietracht Anlaß gegeben . . .".

Wiederum, wie schon so oft während der hussitischen Bewegung, hatte es sich gezeigt, welche Bedeutung die utraquistische Stadt Prag in dem Kampfe der beiden Parteien einnahm. Sie war für die Katholiken schon halb gewonnen gewesen; nur zwei Pfarrer in der Neustadt bei St. Michael und St. Castulus teilten das Sakrament noch unter beiderlei Gestalt aus. Eifrige Utraquisten trieb man aus, machte sie unschädlich, ließ sie enthaupten. In den Kollegien waren wieder deutsche Studenten und Magister, d. h. Katholiken; im Rat saßen jene Konsuln, die König Albrecht II. 1438 eingesetzt hatte. So erklärt sich der begeisterte Empfang, der dem päpstlichen Abgesandten in Prag zuteil wurde. Unter dieser Oberschichte lebte aber in der Stadt eine zweite, die, wie in den Zeiten Hussens und der Hussitenkriege, mit den Radikalen im ganzen Lande eines Sinnes war und sich leicht emporbringen ließ. Sie war es, die auch jetzt den Umschwung herbeiführte. Vor ihrem wilden Erwachen zog sich alles, was gemäßigt war, angstvoll zurück und ließ seine ursprünglichen Pläne wieder fallen. Georg, der zwischen diesen beiden äußeren Flügeln eine mittlere Stellung einnahm, benützte diese Stimmung, stärkte die Radikalen in Prag in den nächsten Monaten, um dann von ihnen unterstützt mit der Heeresmacht des ostböhmischen Landfriedensbundes Prag in der Nacht vom 2. zum 3. September einzunehmen, ohne auf einen ernsteren Widerstand zu stoßen, da der Überfall der Gegenseite überraschend kam. Burggraf Meinhard von Neuhaus wurde gefangen genommen; seine adeligen Anhänger, die Domgeistlichkeit, die Deutschen an der Universität, viele Bürger flohen. Georgs Freunde und Parteigenossen übernahmen die obersten Landesämter; Sdenko von Sternberg, obwohl Katholik, wurde

Oberstburggraf, Nikolaus Hase von Hasenburg Oberstlandrichter, der Rat in den Prager Städten wurde mit strengen Utraquisten besetzt. Es war eine Niederlage der Katholiken und der zur Einigung mit ihnen bereiten gemäßigten Utraquisten, wie sie entschiedener kaum erwartet werden konnte. Georg hatte eine Stellung errungen, die ihm einen unvergleichlich stärkeren Rückhalt darbot, als seine bisherige Oberhauptmannschaft in Ostböhmen; er war nun Herr von Prag und dies umso sicherer, als beide Führer der Gegner, Meinhard und auch Ulrich von Rosenberg nach diesem politischen Umsturz ihre Rollen im öffentlichen Leben ausgespielt hatten und keine gleichwertigen Nachfolger fanden. Meinhard starb am 1. Februar 1449 in der Gefangenschaft und alsbald verbreitete sich das Gerücht, ja sogar die offene Beschuldigung wurde laut, daß er auf Anstiften Georgs vergiftet worden sei.[9] Ulrich zog sich nach verschiedenen aussichtslosen Versuchen, bald mit Georg, seinem Schwager, zu verhandeln, bald ihn zu bekämpfen, immer mehr zurück; gelang es doch Georg, ihn auch aus seiner einflußreichen Stellung bei König Friedrich III. zu verdrängen. Das nahm seinen Anfang auf dem bedeutungsvollen böhmischen Landtag zu Beneschau im Juli 1451. Er war berufen worden, um die Königsfrage zur Lösung zu bringen; denn je mehr Georgs Macht und Ansehen im Lande stieg, umso eifriger waren seine offenen und geheimen Gegner bemüht, jetzt, ganz im Gegensatz zu ihrer bisherigen Haltung, durch Einführung Ladislaws in Prag die drohende Gefahr seiner Oberherrschaft im ganzen Lande zu bannen.

Schon auf dem Katharinenlandtag in Prag, der vom 25. November 1450 bis in den Januar 1451 hinein währte, war aus allen Parteien eine Botschaft gewählt worden, die sich zu König Friedrich III. nach Wien begeben und mit allem Nachdruck die Ausfolgung Ladislaws verlangen sollte. Die Weisung, die sie vom Landtag miterhielt, ermächtigte sie, nach Darlegung aller Gründe, die den König zu einer zustimmenden Entscheidung veranlassen sollten, für den Fall einer Ablehnung zur Erklärung, daß man sich mit Gottes Hilfe selber helfen werde, „damit wir länger ohne König und ohne Herrn

nicht bleiben". Diese Drohung bestimmte den König wenigstens zuzusagen, daß er sich beim nächsten Landtag vertreten lassen und seine Antwort dort den Ständen mitteilen werde. Dieser Landtag hätte am 8. Juli 1451 in Prag abgehalten werden sollen. Wegen der neuerlich in Böhmen aufgetretenen Pest, die in der Hauptstadt an manchen Tagen bis zweihundert Menschenleben forderte, mußte er in die einige Meilen südlich von Prag gelegene Stadt Beneschau — „Benediktsdorf (Benedicti villa)" nennt sie Eneas Silvius — verlegt werden. Dort erschienen am 18. Juli Friedrichs III. Gesandte: seine Räte Prokop von Rabenstein, ein gebürtiger Böhme, Heinrich Truchseß, Albrecht von Ebersdorf, vor allem aber sein Kanzler Eneas Silvius, der von da an anderthalb Jahrzehnte auf die Geschicke Böhmens den allergrößten Einfluß nehmen sollte.[10]

Die Bedeutung dieser königlichen Botschaft lag nicht so sehr in den vor dem versammelten Landtag geführten Verhandlungen, als vielmehr in den geheimen Besprechungen, die Eneas mit verschiedenen böhmischen Baronen zu führen Gelegenheit fand. „Sie kamen" — so erklärt er — „zahlreich zu uns von beiden Seiten und die einen beschwerten sich über die andern". Mit Georg von Podiebrad suchte er selber durch Vermittlung Rabensteins Fühlung; denn er wurde gewahr, daß er „ein großer und mächtiger Mann sei, dem der größte Teil des Königreichs folge". Wenn er ihn für den Einheitsgedanken bereit fände, sagte sich Eneas, wie er selber gesteht, dann würden die übrigen leicht auch dahin zu bringen sein. Es kam zu einer überaus wichtigen Aussprache zwischen diesen beiden Männern.[11] Eneas begann mit einem Hinweis auf die Verhältnisse in Böhmen einst und jetzt. „Dieses Königreich", so will er gesagt haben, „stand einst in höchstem Ansehen und war unter den westlichen Ländern das reichste. Hier blühte der Glaube und glänzten alle Wissenschaften. Jetzt ist es arm, zerrüttet, zerfleischt . . . Ihr Böhmen seid nicht nur untereinander zerworfen, sondern von dem größten Teil der Christenheit abgetrennt . . . Wenn ihr aber zur Einheit der Kirche zurückkehren und im Hause des Herrn wandeln wolltet, könnte leicht euer Königreich die frühere Würde und

seinen ehemaligen Glanz wieder erlangen." Und sich sofort unmittelbar an Georg wendend fuhr er fort: „Der du das Volk dieses Reiches führst, wohin du willst, erwirb dir einen großen Namen, mach, daß dich der apostolische Stuhl liebe, gib ihm die Söhne zurück, die der Satan ihm abspenstig gemacht hat ... Alle werden zurückkehren und die römische Kirche verehren, wenn du es wollen wirst. Dich wird dann der Papst und der Kaiser lieb und wert halten, und wenn Ladislaw in sein Reich kommen wird, wird er dich seinen Beschützer, seinen Vater nennen, dir größten Dank wissen, wenn du ihm ein beruhigtes Land zurückstellen wirst, von Irrtümern gereinigt, friedfertig, gesittigt, glaubenseifrig. Und nicht allein du wirst Ruhm erlangen, sondern auch deine Nachkommen und Kindeskinder werden davon für immerdar Ehre haben; ewig wird das Andenken deines Namens sein, gesichert der Stand deiner Familie ... Und wenn du aus diesem Leben scheidest, wirst du ... die ewige Glückseligkeit vereint mit Unsterblichkeit erlangen ...".

Man sieht, daß Eneas das Gespräch von Anfang an darauf angelegt hatte, durch Überredungskunst Georg für den Übertritt zur katholischen Kirche zu gewinnen, in dem Glauben, daß dann auch fast alle Utraquisten dessen Beispiel folgen würden. Allein der weitere Bericht des Eneas läßt nicht den Eindruck aufkommen, als ob sich Georg so leicht hätte umstimmen lassen. Er leugnete zwar nicht die nackten Tatsachen, aber mit einem „Gott weiß, wer die Schuld daran trägt", lehnte er die Verantwortung für seine Glaubensgenossen ab. Er gab im weiteren Gespräche deutlich zu verstehen, daß er sich der Schwierigkeiten, den Prager erzbischöflichen Stuhl mit Johann von Rokitzan zu besetzen, bewußt sei; er billigte bis zu einem bestimmten Grade die Forderung der Kurie, daß die der böhmischen Kirche entrissenen Güter vom Adel zurückgestellt werden. Aber in einem Punkte blieb er unerbittlich und ließ sich nicht überzeugen: was nämlich die vom Basler Konzil bewilligten aber vom Papsttum noch immer nicht bestätigten Kompaktaten anlangte. „Wünscht Papst Nikolaus", so erklärte er, „daß wir ihm gehorsam seien, dann befehle er die Ver-

träge einzuhalten und wir werden ihn verehren. Dies ist der kürzeste und der einzige Weg zum Frieden und zur Einheit; er muß beschritten werden, denn nur er führt zur Eintracht". Alle Einwände, die der Kanzler erhob, daß doch die Utraquisten selber die Kompaktaten nicht im ursprünglichen Sinne befolgten, sich allerlei Übergriffe erlaubten, lehnte er mit der kurzen Bemerkung ab: „Das alles sind mir unbekannte Dinge"; fügte jedoch allsogleich hinzu: „Aber das sage ich dir, wenn die Verträge nicht eingehalten werden, kann von Frieden und Eintracht nicht die Rede sein". Ja er begann mit dem Krieg zu drohen: „Greifen wir wieder zu den Waffen, dann werdet ihr die alten Verträge gern (ultra) anbieten, sie werden aber nicht angenommen werden . . . Hätte ich dem Papste zu raten, würde ich für die Einhaltung der Kompaktaten sprechen". Und im weiteren Gespräch noch einmal: „Über die Kompaktaten habe ich dir gesagt, was ich denke; bleibt der Papst hart, dann wird er das Königreich noch härter finden; wer siegen wird, weiß ich nicht".

Diese vertraulichen Besprechungen übten auf die öffentlichen Verhandlungen im Landtag eine entscheidende Wirkung. Eneas hielt dort eine schwungvolle aber nur kurze Rede, die im wesentlichen nur die Ausfolgung Ladislaws behandelte. Er knüpfte an das Wort des Propheten Jesaias an: „Der Fürst wird, was des Fürsten würdig ist, bedenken".[12] In entgegenkommendster Art wurde die Entschuldigung König Friedrichs III. vorgebracht, daß Ladislaw doch noch ein Kind sei, noch nicht selbständig regieren könne, weshalb die Stände, die doch schon an die zwölf Jahre auf ihren König warteten, „noch ein klein wenig" sich gedulden möchten. Der Widerstand von seiten jener Partei, die früher die Ausfolgung Ladislaws mit solchem Eifer betrieben hatte, äußerte sich nur noch in einigen zurückhaltenden Gegenbemerkungen, als ob die Wiener-Neustädter Verhandlungen vom März bereits vollkommen in Vergessenheit geraten wären. Und Georg hatte gewiß keinen Grund dem deutschen König Schwierigkeiten zu bereiten, als er die sichere Überzeugung gewonnen hatte, daß dessen Vertreter ihn bereits als Führer des maßgebendsten Teils des böh-

mischen Volkes anerkenne. Die wichtigen kirchlichen Fragen aber, die im Mittelpunkt des Zwiegespräches gestanden hatten, wurden vor dem Landtag kaum berührt.

Noch im selben Jahre 1451 erfolgte denn auch Georgs Anerkennung als „Gubernator Böhmens" durch König Friedrich III. Er erhielt eine ähnliche Stellung in Böhmen, wie sie in Ungarn Johann Hunyady schon seit 1446 mit Friedrichs Zustimmung hatte: Stellvertreter des Königs Ladislaw bis zu dessen Regierungsfähigkeit. Diese Anerkennung durch das Reichsoberhaupt erleichterte nun Georg den weiteren Aufstieg in Böhmen. Am 27. April 1452 erklärte ihn auch der Prager Landtag zum „bevollmächtigten und rechtmäßigen Verweser des Königreichs Böhmen", stellte ihm für die Verwaltung einen zwölfgliedrigen Rat zur Seite und bestimmte, daß jeder, der von den fehlenden Ständen, Adel, Rittern und Städten, bis zum 15. August seine Zustimmung nicht gegeben habe, als „Störer des allgemeinen Wohles" angesehen würde. Dieser Beschluß der Mehrheit des Landtags gab Georg, der mittlerweile fortwährend gerüstet und ein Heer gesammelt hatte, das Recht, gegen seine letzten Gegnerschaften im Lande einzuschreiten: einerseits gegen die taboritische, anderseits gegen die Rosenbergische Partei. Die Stadt Tabor, mit der Saaz, Laun und Pisek im Bündnis standen, unterwarf sich am 1. September, als Georg mit seinen 17.000 Mann vor den Mauern erschien.[18] Eine Woche später, am 7. September, erschien der stolze Ulrich von Rosenberg im Lager Georgs zwischen Budweis und Frauenberg und verständigte sich mit ihm im eigenen Namen und in dem aller seiner Bundesgenossen auf der Grundlage des Landtagsbeschlusses vom 27. April.

In diesen Tagen, Ende August und Anfang September, da sich in Böhmen die Einigung aller maßgebenden Parteien unter der Führung Georgs vollzog, war in Österreich ein überaus bedeutungsvoller Umsturz eingetreten. Die österreichischen Stände hatten Friedrich III., der eben von seiner Kaiserkrönung und Vermählung mit Leonore von Portugal in Rom zurückgekehrt war, gezwungen, ihnen Ladislaw auszuliefern und diesen am 13. September siegreich nach Wien

gebracht. Georg plante zwar, Friedrich mit seinem ganzen Heer gegen seine Bedränger zu Hilfe zu kommen, wurde aber durch die Vorgänge in Böhmen, die Auseinandersetzung mit den Taborern und Rosenberg, zu lange aufgehalten. „Da seht ihr wohl", so soll er zu den Seinigen gesprochen haben, als er von den Abmachungen zwischen den Aufständischen und dem Kaiser erfuhr, „wieviel Kriegsruhm, welche Fülle des Gewinnes uns in diesem Feldzug wieder entgangen ist. Österreich, das einst reiche Land, wäre uns zur Beute geworden und der Ehrentitel, den Kaiser verteidigt zu haben, uns ewig geblieben. Fürwahr, jene, die in seinem Rate sitzen, sind weibische Männer und verrückt, daß sie nicht einmal bis zum achten Tag die Belagerung aushalten konnten."

Aber Ladislaw in den Händen der Wiener zu belassen, war weder seine, noch des ungarischen Gubernators Absicht. Der Kampf der Machthaber in Ungarn, Österreich und Böhmen, Hunyadys, Ulrichs von Cilli und Georgs, um den jungen zwölfjährigen Fürsten begann. Die inneren Wirren, die daraus in Österreich und Ungarn entstanden, können uns hier nicht weiter beschäftigen. Sieger blieb der böhmische Gubernator. Laut Landtagsbeschluß vom 16. Oktober begab sich eine Gesandtschaft von fast 400 Adeligen unter der Führung Heinrichs von Rosenberg, des Sohnes Ulrichs, dann eines Sternbergers, Hasenburgers und Schwambergers nach Wien und forderte Ladislaw für Böhmen. Dabei stellte man aber auch Bedingungen für seine Annahme, vor allem in religiöser Hinsicht. Der junge König soll damals gesagt haben: „Aber wenn sie mich zum König haben wollen, müssen sie notwendig Christen sein und sich zu dem Glauben bekennen, zu dem ich mich bekenne". Das war aber keineswegs die Anschauung seiner maßgebenden österreichischen Ratgeber. Sie brauchten gegen den Kaiser und gegen Ungarn Unterstützung und glaubten sie am sichersten bei den Böhmen zu finden. An der kirchlichen Frage das Zusammengehen mit den Böhmen scheitern zu lassen, schien ihnen politisch unklug. Ein Johann von Schönberg, dem man nach Eneas[14] schon längst Verrat und Treulosigkeit vorwarf, soll offen erklärt haben: „Wozu sorgen wir uns um

Dinge, die den römischen Stuhl angehen? Was kümmert es uns, wie sich die Böhmen zum Papst stellen, woher sie den Erzbischof empfangen, welches Recht sie für ihre Kirchen als bindend aufstellen, nach welchem Ritus sie Gottesdienst halten? Mögen die Geistlichen darauf bedacht sein, was ihres Amtes ist, wir aber sorgen für das Reich, damit es dem Könige nicht verloren gehe. Die Böhmen, gleichviel ob sie Christen oder Heiden sind, gehören zu den unsrigen. Wenn sie nur dem Könige die Abgaben zahlen, mögen sie einer Sekte folgen, welcher sie wollen."

Ladislaw mußte, wenn auch „widerwillig", alle Verträge unterzeichnen, die zwischen den Böhmen und Österreichern auf geheimen Zusammenkünften, wie Eneas sagt, zwischen Georg von Podiebrad und Ulrich von Cilli vereinbart wurden, in denen den Böhmen politisch und kirchlich alles zugestanden wurde, wonach sie begehrten. Dann erst entschloß sich der Gubernator, selber am 29. April 1452 vor dem Könige in Wien zu erscheinen. Noch am 17. April hatte Eneas nach Rom geschrieben. „Mir ist noch nicht bewußt, was der Christenheit besser wäre, die Annahme des Königs Ladislaw durch die Böhmen oder seine Ausschließung".[15] Während Georgs dreitägigem Aufenthalt am Wiener Hofe wurden nicht nur alle früheren Vereinbarungen vom König von neuem bekräftigt, sondern vor allem auch Georgs Stellung als Gubernator, die der Landtag nur für zwei Jahre festgesetzt hatte, in einem geheimen Vertrag für weitere sechs Jahre gesichert: „. . . haben darumb den gemelten Görziken von Kunstadt durch seine Redlichkeit willen . . . nach Ausgang der obberürten zwaier Jahr noch hinfür auf ander sechs Jahr . . . zu unsern Verweser und Gubernator des genannten Königreichs von kuniglicher Macht gesatzt und ihm die Verwesung desselben Kunigreichs gänzlich empfohlen", wie es in der deutsch abgefaßten Originalurkunde lautet.[16] Aufgefallen ist damals der innige Verkehr, der gleich bei diesem ersten Zusammensein zwischen Georg und dem Königskind herrschte, so daß Georg nicht von Ladislaws Seite wich, dieser ihn „Vater" ansprach.

Die zwischen dem König und den Böhmen vollkommen hergestellte Einigkeit sollte nun auch besiegelt werden durch den Besuch Ladislaws in Prag und seine feierliche Krönung zum König. Wiederholt festgesetzt wurde sie immer wieder verschoben. Im Juli 1453 war Ladislaw bereits in Brünn und nahm dort die Huldigung der Stände, die ihn zu nicht geringem Verdruß der Böhmen vom Anfang an als Erbkönig anerkannt hatten, entgegen, kehrte aber gegen Ende des Monats wieder nach Österreich zurück; nach amtlicher Verlautbarung wegen dringender politischer Geschäfte, in Wirklichkeit wegen Geldmangels am Hofe und vielleicht auch aus Angst vor Gefahren, die Ladislaw in Böhmen zu drohen schienen. Wenigstens verzeichnet Eneas Silvius einen höchst merkwürdigen Zwischenfall, der damit im Zusammenhang steht. Der König habe eben damals, als er sich zur Reise nach Böhmen (Sommer 1453) anschickte, einen Brief folgenden Inhalts erhalten: „Johann Smirzitzky entbietet Ladislaw, dem König von Böhmen, seinen Gruß. Es geht das Gerücht, daß du in Kürze zu uns kommen willst. Wenn du in der Weise kommst, daß des Herrschers Ansehen mit dir, auf seiten der Böhmen aber die Notwendigkeit zu gehorchen ist, dann gut; wenn nicht, dann wirst du besser zu Hause bleiben, es sei denn, daß du etwa zweiköpfig wärest, so daß du das eine Haupt in Wien zurücklassen, das andere mit zu uns bringen könntest. Lebe wohl."[17] Smirzitzky, ein reicher — nicht, wie Eneas behauptet, katholischer, sondern utraquistischer — Baron, der seit langem eine einflußreiche politische Stellung einnahm und in dem am 27. April 1452 Georg beigegebenen Zwölferrat saß, büßte die schwere Verdächtigung, die sich wohl in erster Linie gegen den Gubernator richtete, mit dem Tode durch Enthauptung, am 7. September 1453.

Im folgenden Monate wurde dann endlich die Krönungsfahrt Ladislaws nach Böhmen durchgeführt. Am 19. Oktober leistete er an der Landesgrenze bei Iglau, bis wohin ihm die böhmischen Stände entgegen gekommen waren, in deutscher Sprache den vereinbarten Eid auf die Landesprivilegien, der mit den Worten begann: „Wir Ladislaw von Gotis Genaden

7*

erwählter König zu Behemen" und endete: „Das helf uns Gott der Herre und alle Heiligen". Am 24. Oktober erfolgte der Einzug in Prag, wie er nach dem Ausspruch eines Augenzeugen so glänzend in Böhmen noch nie gesehen worden war.[18] Am 28. folgte die Krönung im St. Veitsdom durch den Bischof Johann XIII. von Olmütz „unter den größten Freudenbezeugungen des Volkes und mit ungeheurem Aufwand", sagt Eneas.

Mehr als ein Jahr verblieb der junge König in Böhmen unter der Leitung des Gubernators Georg, der sich seiner vollkommen bemächtigt hatte. Er schlief — so heißt es ausdrücklich — mit ihm im selben Zimmer, sprach ihn „mein Sohn" an, ließ sich von ihm „Vater" nennen. Um so auffallender erscheint es, daß, wie gleichfalls berichtet wird, Ladislaw in religiöser Hinsicht während seines Prager Aufenthaltes seinen katholischen Standpunkt schroff hervorkehrte und seine Abneigung gegen das Hussitentum offen zur Schau trug. Er lehnte es, „so sehr er auch darum gebeten wurde", sagt Eneas, entschieden ab, utraquistische Kirchen zu besuchen, geschweige dem Gottesdienst daselbst beizuwohnen. Als ein utraquistischer Priester sich anschickte, in der königlichen Kapelle vor dem König den Gottesdienst zu versehen, soll er ihm gedroht haben, ihn mit Gewalt vom Altar wegschleppen und vom nächsten Felsen herabstürzen zu lassen, wenn er nicht freiwillig weiche. Der Gubernator scheint auf das religiöse Empfinden des Königs keinen Einfluß genommen zu haben, so sehr er ihm auch sonst nahe stand. Hatte er gegen die Stärkung des katholischen Glaubens in Böhmen nichts einzuwenden oder war es ihm nicht unerwünscht, daß sich Ladislaw durch diese Bevorzugung des Katholizismus die Zuneigung der utraquistischen Bevölkerung Böhmens verscherzte? Der Unwillen über die religiöse Richtung am Prager Hofe kam denn auch auf dem Prager Fastenlandtag 1454 unverhofft zum Ausbruch. In Gegenwart des Königs und des Gubernators erklärte ein utraquistischer Baron Benesch Mokrofous von Hustiran: „Herr König und Herr Gubernator und ihr anderen Herren und Edlen, zwar habt ihr sehr gut angefangen bei der Verwaltung Böhmens,

aber das, was am meisten notwendig ist, habt ihr ausgeschlossen und hintangesetzt, nämlich den Glauben, davon ihr hättet ausgehen müssen, um dann erst zu anderen Anordnungen und Arbeiten euch zu wenden".[19] Er sprach immer eifriger von den Kompaktaten, vom Erzbischof Johann von Rokitzan, und als ihm andere Barone zu widersprechen versuchten, wandte er sich an den ganzen Landtag mit der Frage: „Habe ich wahr gesprochen?", worauf ihm mit dreimaligem: „Es ist so" geantwortet wurde. Der König, der sich den Vorfall verdolmetschen ließ, so wenig beherrschte er noch die tschechische Sprache, und der Gubernator waren anfangs ganz verwirrt (perplexus), schließlich verwies Georg den Redner darauf, daß diese Fragen doch nicht in den Landtag gehörten, sondern vor den königlichen Rat. Diese Mahnung und die Angst vieler vor einem neuen Ärgernis (scandalum et obprobrium) war der Grund, daß die Angelegenheit nicht weiter verfolgt und Benesch besänftigt wurde. Vielleicht hängt es mit diesem Auftreten der Utraquisten zusammen, daß eben auf diesem Landtag die dringende Forderung des berühmten Predigers Johann von Kapistran, auch nach Prag kommen und dort frei reden zu dürfen, wie er dies schon in zahlreichen anderen Städten Böhmens und Mährens getan hatte, abgelehnt wurde. Und ebenso klingt die Erklärung des Eneas nicht unwahrscheinlich, daß, „als der König den Wunsch äußerte, nach Österreich zurückzukehren, ihm keiner der Ketzer entgegen war"; sein längeres Verbleiben in Prag schien eine fortwährende Stärkung des Katholizismus im ganzen Lande zu bedeuten, insbesondere angesichts der Zurückhaltung, die der Gubernator in dieser Hinsicht an den Tag legte.

Ladislaw begab sich, als er am 29. November 1454 von Prag aufbrach, zuerst nach Schlesien, um in Breslau die Huldigung der Stände dieses böhmischen Nebenlandes entgegenzunehmen, das sich entschieden geweigert hatte, diesen Akt, wie Georg und die Böhmen gefordert hatten, in Prag zu vollziehen. Georg begleitete den jungen König auf dieser Fahrt, obgleich sowohl die Schlesier als insbesondere die Breslauer seinem Gubernatorentum schon damals den heftigsten

Widerstand entgegensetzten, der sich dann von Jahr zu Jahr verstärkte. Nirgend wurde der Hussitenfeind Johann von Kapistran mit solcher Begeisterung aufgenommen, wie gerade in Breslau. Auch noch auf der weiteren Reise nach Wien, die Ladislaw am 31. Januar 1455 antrat, blieb der Gubernator an dessen Seite und erst Mitte Mai kehrte er allein von Wien heim, Ladislaw in schweren politischen Sorgen zurücklassend. Schuld daran war vor allem eine ernste Verfeindung mit dem Kaiser, dann der furchtbare Türkenkrieg, der als Folge des weltgeschichtlichen Ereignisses der Einnahme Konstantinopels durch die Osmanen am 29. Mai 1453 ausgebrochen war, weiter der Tod des ungarischen Gubernators Johannes Hunyady am 11. August 1456, als dessen Folge in Ungarn blutige Parteikämpfe ausbrachen, und schließlich schwierige Verhältnisse in Wien und in Österreich. Georg von Podiebrad wußte um alle diese Fragen, ohne aber den Standpunkt, den Ladislaw einnahm, in vielen Punkten zu teilen. Das Verhältnis zum Gubernator hatte sich von dem Augenblick gewandelt, da Ladislaw aufhörte ein Kind zu sein und daran dachte, die Regierung seiner Erbländer in eigene Hand zu nehmen. Das gegenseitige Vertrauen war, wenn es je aufrichtig bestanden, längst verschwunden. Nur unter dem Schutze einer stattlichen Ritterschar entschloß sich Georg einer Einladung des Königs nach Wien zu folgen, betrat aber nicht die Stadt, die ihm nicht sicher schien, sondern lagerte auf freiem Felde am linken Donauufer und forderte vom König, daß er zu ihm hinauskomme, was dieser auch nach einigem Zögern tat.

Es handelte sich bei diesen Besprechungen, wie es scheint, um die Frage, wo die bevorstehende Vermählung des Königs mit Magdalena, der Tochter König Karls VII. von Frankreich, stattfinden solle, in Wien, in einer ungarischen Stadt oder aber in Prag, wie Georg verlangte. Bei den Verhandlungen vor Wien scheint Ladislaw noch nicht eingewilligt zu haben, denn der Gubernator „lenkte in hellem Zorn und unter Drohungen seinen Weg nach Mähren zurück". Allein bald änderte Ladislaw seinen Entschluß und am 29. September

1457 kam er nach Prag „mit außerordentlich glänzendem Gefolge" und „mit nicht geringeren Ehren als das erste Mal empfangen". Kaum zwei Monate später, am 23. November, erlag er, inmitten der letzten Vorbereitungen zur Hochzeit, binnen sechsunddreißig Stunden einem pestartigen plötzlichen Anfall. Aber der Verdacht, daß er vergiftet worden sei, entweder auf Veranlassung Johanns von Rokitzan oder Georgs Gemahlin Johanna von Rozmital oder gar des Gubernators selber, erhob sich sofort. Auf dem am 21. Januar 1458 in Wien eröffneten Landtag hielt Georgs Sekretär, Jobst von Einsiedeln, eine längere Rede, die die auch schon in Wien umlaufenden Gerüchte widerlegen sollte.[20]

Die Lage nach diesem unverhofften Tode war schwieriger als nach König Albrechts II. Hinscheiden, ja man kann sagen schwieriger als bei irgend einer Thronerledigung vorher. Zwar an Bewerbern um die Krone mangelte es nicht und jeder konnte mehr oder weniger begründete Rechte vorbringen. Es meldeten sich die Habsburger, Herzog Ludwig von Bayern, der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, sein Bruder Markgraf Albrecht, sogar König Karl VII. von Frankreich für seinen gleichnamigen Sohn, den Bruder der Braut des verstorbenen Ladislaw. Geht man zurück auf die berühmten Staatsgrundgesetze Karls IV. vom Jahre 1348, durch die in Böhmen die Erbfolge in männlicher und auch weiblicher Linie festgesetzt worden war, dann waren unbedingt die beiden Schwestern Ladislaws die berechtigten Erbinnen, bezw. ihre Gatten. Die ältere Anna war seit 1446 mit Herzog Wilhelm von Sachsen, die jüngere Elisabeth seit 1453 mit König Kasimir von Polen vermählt. (Vgl. die Stammtafel). Wilhelm rechnete denn auch mit Bestimmtheit auf seine Erhebung auf Grund des Erbrechtes seiner Gemahlin. Allein der böhmische Adel hatte sich bei der Erhebung der letzten drei Könige Sigmund, Albrecht und Ladislaw auf den Standpunkt gestellt, daß nur die Wahl durch die Stände im Landtag das wahre Recht zur böhmischen Königskrone verleihe und war entschlossen, diesmal Erb- und andere Rechte nicht gelten zu lassen. Der Landtag, der am

27. Februar 1458 eröffnet wurde, und ohne als Wahllandtag angekündigt zu sein, über den künftigen König entscheiden sollte, verlief nicht nur so formlos als möglich, sondern stand vor allem unter dem Zwang der insbesondere durch Johann von Rokitzan aufgereizten Straßenmenge. Während im Saale des Altstädter Rathauses, allwo der Landtag sich versammelte, die Vertreter des französischen und sächsischen Ansprechers, die allein erschienen waren, ihre Reden hielten, rief das Volk unten auf dem Platz und auf den Gassen bereits: man möge nur „Herrn Girzik (Georg) oder sonst einen anderen behemischen Herrn und keinen Deutschen oder andern zum Könige wählen und aufnehmen". Die Gesandten der Städte Görlitz und Bautzen, die einzigen, die aus den Nebenländern erschienen waren, verließen eiligst „in großem Verdrieße und Mißfallen" Prag, als sie das Lärmen und Schreien auf den Straßen vernahmen. Der sächsischen Gesandtschaft, der sie beim Ausreiten aus der Stadt begegneten, erklärten sie, es gehe in Prag zu, „daß es Gott erbarmen mocht". Die katholischen Barone suchten anfangs die Wahl hinauszuziehen. Als sie dann am 2. März im Sitzungssaal erschienen, war alsbald das Rathaus von einer ungeheuren Volksmenge umstellt, in die sich bewaffnete Haufen mischten; im Saal selbst erschienen der Stadtrichter, Kerkermeister, Schergen und Henker, angeblich um Unruhen rechtzeitig niederhalten zu können. Da erschraken die Gegner, die Rosenberg, Schwamberg, Kolowrat, Neuhaus, Michelsberg und andere, denn, wie Rosenbergs Sekretär, der anwesend war, zutraulich bemerkt: sterben, das tut gar weh. Diese Lage benützte der katholische Baron und Oberstburggraf Sdenko von Sternberg, damals und noch lange Zeit der treueste Anhänger Georgs, und rief in den Saal: „Der Gubernator sei unser König. Es lebe Georg, unser gnädigster König und Herr." Indem die Mehrzahl antwortete: „Hoch lebe König Georg von Böhmen", war die Wahl vollzogen und entschieden.[21]

Wahl ist aber nur der erste Akt einer Königserhebung; den zweiten bildet die Krönung. Diese hatte für Böhmen einst Karl IV. durch eine eigene französischem Vorbild nach-

gebildete Ordnung als eine rein kirchliche, feierliche Handlung gestaltet. Darauf wollte Georg nicht verzichten; ohne sie hätte er sich nicht als wahren König gefühlt. Hier bricht wieder die alte katholische Überlieferung durch, von der sich frei zu machen den böhmischen Utraquisten so schwer wurde. Wer sollte ihn aber krönen und salben, das Hochamt halten und den Segen erteilen? Der gewählte aber von den Katholiken und dem Papste nicht anerkannte hussitische Erzbischof Johann von Rokitzan? Durch seine außerordentlichen Bemühungen um Georgs Wahl hätte er sich diesen Dank wohl verdient. Allein daran dachte der neue König keinen Augenblick. Er verlangte nach katholischen Geistlichen. Im eigenen Lande fanden sich keine, da der Olmützer Bischofsstuhl eben damals unbesetzt war und der Bischof von Breslau Jost aus dem Hause der Rosenberg sich weigerte Georg anzuerkennen. Da half ihm König Mathias von Ungarn, der Sohn Johann Hunyadys, der nach Ladislaws Tode schon am 24. Januar 1458, in ähnlicher Weise wie später Georg in Böhmen und nicht ohne dessen Zutun von den Ungarn auf den Thron seines Landes erhoben worden und überdies mit einer Tochter Georgs verlobt war. Er gab seine Zustimmung, daß die beiden ungarischen Bischöfe Vinzenz von Waitzen und Augustin von Raab sich dieser Aufgabe unterzogen und erwirkte hiezu auch die Zustimmung des bei ihm weilenden päpstlichen Legaten, des Kardinals Carvajal. Allerdings nicht bedingungslos. Georg mußte sich verpflichten, vor der Krönung einen Eid zu leisten, der gleichsam die Abschwörung der hussitischen Lehren und den Übertritt zum Katholizismus bedeutete und ihn auch band, in gleichem Sinne bei seinem Volke zu wirken. Nur soviel setzte er durch, daß dieser vor einer beschränkten Zahl geistlicher und weltlicher Großen am 6. Mai 1458 abgelegte Eid vorläufig geheim gehalten wurde. Wir kennen den vollen Wortlaut; er heißt mit Hinweglassung alles Formelhaften:

„Ich Georg, gewählter König von Böhmen, der ich demnächst gekrönt werden soll, verspreche, gelobe und beschwöre vor Gott und seinen Engeln in die Hände der beiden Bischöfe ... und in Gegenwart der Herren ..., daß ich von jetzt

an in Hinkunft treu und gehorsam sein werde der heiligen römischen und katholischen Kirche und dem heiligsten . . . Papst Calixt III. und seinen Nachfolgern . . . und treu, wie die anderen katholischen und christlichen Könige, den Gehorsam und die Gleichmäßigkeit (obedientiam et conformitatem) einhalten werde in der Einheit des orthodoxen Glaubens, den die heilige römisch-katholische und apostolische Kirche bekennt, verkündet und hält. Ich will diesen katholischen und orthodoxen Glauben bewahren, schützen und verteidigen nach ganzem Können und werde das mir unterstellte Volk nach der mir von Gott verliehenen Klugheit von allen Irrtümern, Sektenwesen und Häresien und von anderen der heiligen römischen Kirche und orthodoxen Lehre entgegenstehenden Artikeln zurückrufen (revocare); ich will und werde mich bemühen, es zur Beobachtung des wahren katholischen und orthodoxen Glaubens, zum Gehorsam, zur Gleichförmigkeit, Einheit, zum Ritus und Kult der heiligen römischen Kirche zu führen und diesen wieder herzustellen. Ich werde allen Fleiß anwenden, daß alles Vorgeschriebene nach meinem ganzen Können und Bemühen zum Lob, Ruhm und zur Ehre Gottes und zur Erhöhung der heiligen katholischen Kirche erfüllt werde. So helfe mir Gott und die mit meinen Händen körperlich berührten heiligen Evangelien Gottes."[22]

Nicht enthalten war in dem Eide eine von Georg gleichzeitig mündlich abgegebene „Abschwörung der Irrlehre (abiuratio erroris)", die er nicht aufnehmen lassen wollte, um nicht durch eine öffentliche Urkunde der Häresie geziehen zu werden, da er doch in diesen Lehren erzogen worden sei.

Am Tage darauf konnte die feierliche Krönung vor sich gehen. Mit diesem Entschluß, so verhängnisvoll er auch für die Zukunft wurde, waren zunächst die ernsten Schwierigkeiten für seine allgemeine Anerkennung überwunden. Der Widerstand, der sich in den Nebenländern, Mähren, Schlesien, Lausitz gegen seine Wahl erhoben und sich in erster Linie gegen den „Ketzer" gerichtet hatte, entbehrte nunmehr, da ihn der Papst als König anerkannte, jedweder Berechtigung. In Mähren waren es insbesondere die großen deutschen Städte

Olmütz, Brünn, Znaim, Iglau, auch Mährisch-Neustadt und Hradisch, die sich mit Herzog Albrecht VI. von Österreich, dem Bruder Kaiser Friedrichs III., verbunden und von ihm auch militärische Unterstützung erhalten hatten. Allein nun fügten sich die meisten willig; Iglau, das sich am längsten wehrte, erlitt schwere Strafe. Nicht anders erging es in der Lausitz und in Schlesien. Nur das starke, streng katholische Breslau unterwarf sich nicht und beharrte in seiner Feindschaft gegen den hussitischen König.[23] Mit Herzog Albrecht VI. kam es allerdings zu einem Kleinkrieg, der in die Sommermonate 1458 fiel. Ein böhmisch-mährisches Heer drang in Niederösterreich ein, brannte und verwüstete das Land bis an die Donau. Der Herzog mußte die Hilfe seines Bruders, des Kaisers, anrufen, der nach mehreren Zusammenkünften mit dem Böhmenkönig am 3. Oktober den Frieden herstellte. Georg war auch aus diesem Kampfe als Sieger hervorgegangen. Seine Lage am Ende des Jahres, in dem er die Königskrone erlangt hatte, erschien über alle Maßen günstig; und die nächste Zeit brachte neue Erfolge. Die Nachbarfürsten von Sachsen, Brandenburg, Bayern suchten Annäherung oder lehnten die Annäherungsversuche nicht ab. Im April 1459 fand in Eger ein glänzender Fürstentag statt, auf dem durch Vermittlung des Markgrafen Albrecht Achilles von Ansbach-Bayreuth alle Gegensätze zwischen Böhmen und Sachsen beigelegt wurden. Ein Ehegelöbnis zwischen Georgs Sohn Heinrich (Hinko) und Katharina, der Tochter des Mark- und Landgrafen Wilhelm III. von Meißen-Thüringen, Georgs ehemaligen gefährlichsten Rivalen im Thronkampf, und weiters zwischen seiner Tochter Sidonie (Zdenka) mit Wilhelms Neffen Albrecht, dem Sohne des Kurfürsten Friedrich II. von Sachsen, besiegelte den Freundschaftsbund. Es bedeutete die Aufnahme des Podiebradschen Geschlechtes unter die deutschen Fürstenfamilien, mochte man auch noch hier und dort über den „uffgerückten Kunig" spotten.[24] Die Anwesenheit des Pfalzgrafen Ludwig von Bayern in Eger ermöglichte auch böhmisch-bayrische Irrungen aus früherer Zeit, sowie bayrisch-brandenburgische Gegensätze vorläufig wenigstens auszugleichen.

Georg gewann Stimme und Ansehen unter den deutschen Fürsten, wiewohl er kaum ihre Sprache beherrschte und sich in den Verhandlungen eines Dolmetsch bedienen mußte.[25]

Diese so rasch errungene Machtstellung des hussitischen Böhmenkönigs erklärt sich nicht zuletzt aus den verworrenen Verhältnissen im Reich unter Kaiser Friedrich III. Er kümmerte sich nicht um die mannigfachen Streitigkeiten, die dort herrschten, alle Aufforderungen dahin zu kommen, „um die Bürde des Reiches löblich zu tragen", blieben von ihm unbeachtet, den zahlreichen Fehden, die dort ausbrachen, ließ er ruhig ihren Lauf, den Übergriffen des Papsttums entgegenzutreten, wie von ihm verlangt wurde, kam ihm gar nicht in den Sinn. Er fügte sich vollkommen der Anschauung seines Kanzlers Eneas Silvius, daß vor allem Kaiser und Papst zusammenhalten müssen, und sah auch darin keine Beeinträchtigung, daß im Reich die päpstliche Macht im allgemeinen fast in jeder Beziehung höher als die kaiserliche gehalten, der päpstliche Stuhl, wie man sagte, als „der oberste Brunnen der Christenheit" angesehen wurde. Die Unhaltbarkeit dieser Verhältnisse, die Notwendigkeit einer Neuordnung durch eine kräftige Hand drängte sich immer weiteren Kreisen auf. Der Gedanke, dem deutschen Kaiser zum mindesten einen römisch-deutschen König an die Seite zu stellen, der für das Reich sorgen sollte, wurde in politischen Kreisen schon Ende der fünfziger Jahre ernst erwogen. Man dachte an den Herzog Philipp von Burgund, an des Kaisers Bruder Herzog Albrecht VI. von Österreich, auch an den Pfalzgrafen Ludwig, allein festere Gestalt gewannen diese Pläne nicht. Die Gegnerschaft der deutschen Fürsten unter einander erstickte jeden solchen Gedanken im Keime.

Da tauchte eben damals das Neugestirn des tatkräftigen Böhmenkönigs auf und lenkte sofort die Aufmerksamkeit auch im Reiche auf sich. So unnatürlich der Plan auch von Anfang an war, einen Tschechen und Hussiten zum deutschen König erheben zu wollen, so daß Georg selbst es zunächst als eine Sache erklärte, „davon kein Nutzen, sondern allein großer Unwille entstehen möchte", — nach einer ersten Ablehnung ließ er

sich doch gewinnen, wie es scheint im November 1459 anläßlich des glänzenden Hochzeitfestes seiner Kinder in Eger. Der Kanzler des bayrischen Pfalzgrafen, ein Doktor Martin Mair, dürfte den Plan ersonnen haben und betrieb ihn sodann mit größtem Eifer. Für Georg hätte eine solche Erhöhung, die die Zeiten eines Kaisers Karl IV. wieder aufleben machen konnte, vor allem die Bedeutung gehabt, daß dadurch so ziemlich alle Schwierigkeiten, die seine Stellung in Böhmen barg, überwunden gewesen wären. Dem böhmischen König, der als erster weltlicher Kurfürst auch die römisch-deutsche Königskrone trüge, hätten wohl auch die strengeren Utraquisten Zugeständnisse in politischer und kirchlicher Hinsicht gemacht, wie Georg selbst sie bereits für seine eigene Person als notwendig erkannt hatte.

Der Böhmenkönig wandte sich zunächst an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den bewährten Unterhändler. Der wollte auch gern vermitteln, aber doch nur mit Wissen und Zustimmung des Kaisers. „Wenn Euer Gnaden von unserem Herrn dem Kaiser nur einen Zettel brächten, nur ein Finger lang, darin uns Seine Majestät befehlen in der Sache zu arbeiten, sei es bei den Kurfürsten oder anderswo (d. h. wohl beim Papste), dann wollen wir dem getreu und fleißig nachkommen", lautete seine Antwort. Am 1. Mai 1460 schickte Georg diesem Rat folgend seine Gesandten an den Kaiser nach Wien, erhielt aber eine ablehnende Antwort. Er ließ sich nicht abschrecken, versuchte es vielmehr, seinen Plan mit Umgehung des Kaisers, ja gegen den Kaiser zu verfolgen, durch Verbindung mit den größten Gegnern des Kaisers, den Wittelsbachern, Polen und Ungarn.

Von Anfang Januar bis zum 20. Februar 1461 saß Georg wiederum in der deutschen katholischen Reichsstadt Eger, die ihm zeitlebens besondere Treue und Freundschaft bewies, mit deutschen Fürsten in der gleichen Angelegenheit beisammen und hier überzeugte er sich, daß die deutsche Königskrone vielleicht ohne den Kaiser, nie aber ohne den Papst durchzusetzen sei. Papst war damals Pius II., jener Eneas Silvius Piccolomini, der, wie wir wissen, Böhmen und Georg seit langem kannte. Er hatte von seiner ersten Begegnung mit ihm einen

tiefen Eindruck von seiner Persönlichkeit davongetragen und sein Urteil konnte sich durch den gewaltigen Aufstieg des Hussitenführers in Böhmen seither nur gefestigt haben. Aber schon damals, als er im Juli 1451 in Beneschau mit ihm das berühmte politische Gespräch geführt hatte, muß sich in ihm die Vorstellung gebildet haben, daß Georgs Ehrgeiz größer sei als seine hussitischen Überzeugungen; daß es, wenn auch nicht sofort so doch schrittweise gelingen werde, Georg zur katholischen Kirche zurückzuführen. Im selben Jahr 1458, da Georg König von Böhmen geworden war, hatte Eneas im August den päpstlichen Stuhl bestiegen, als Nachfolger Calixts III. Und wie dieser schon früher, so brachte auch der neue Papst Georg zunächst volles Vertrauen entgegen, betrachtete Georg als vollwertiges Glied der katholischen Kirche, zögerte nicht, ihn ganz ebenso zu behandeln, wie andere Fürsten des Reichs. Dadurch erwies er ihm einen ganz außerordentlichen Dienst. Als der Papst im Oktober 1458 wegen der Türkengefahr einen Fürstenkongreß nach Mantua einberief, erhielt auch Georg eine Einladung. Der Papst sprach ihn, wie die anderen Fürsten mit „geliebter Sohn" und „König" an, nannte auch ihn einen „frommen Fürsten, Verehrer des Glaubens und der Religion". Georg ließ dieses Schreiben allgemein verbreiten zum Zeichen, daß sein Königtum nun auch bei der Kurie voll anerkannt werde. Damals urteilte der Breslauer Stadtchronist Eschenloer sehr richtig: „Das kleine Brieflein unterwarf ihm Fürsten, Lande und Städte, die nachher durch große Bullen und auch durch Kreuzpredigten, durch Bann und alle Vermaledeiungen nicht wieder von ihm abgebracht werden konnten".[26]

Die Schlesier und Lausitzer gaben von da an ihren Widerstand auf. Denn nur von ihm als Ketzer glaubten sie sich bisher fernhalten zu sollen; da er aber den urkundlichen Beweis erbrachte, daß der Papst zwischen ihm und den übrigen Fürsten keinen Unterschied mehr mache, entfiel für die meisten jeder Grund die bisherige Politik noch weiter zu verfolgen. Nur die Breslauer blieben päpstlicher als der Papst. Sie schickten Botschaft um Botschaft und Brief um Brief, um den Papst zu „unter-

richten, wie es um Girsiken eine Gestalt hätte". Aber sie erwirkten schließlich doch nur, daß ihnen ein Aufschub für ihre Huldigung auf drei Jahre gewährt wurde (13. Januar 1460); zu einer Art Vorhuldigung mußten sie sich durch eine eigene städtische Gesandtschaft bequemen. Es war das Werk Papst Pius' und seiner eigens zu diesem Zwecke nach Breslau und Prag beorderten Legaten. Und Georg konnte sich nunmehr rühmen, daß in seinem weiten Reich keine Landschaft und keine Stadt mehr bestünde, die seine Herrschaft nicht anerkannte. Er aber zögerte noch immer jenen letzten Schritt zu tun, den er in seinem Eid versprochen hatte und auf den der Papst nunmehr sicher rechnete. Am 12. September 1460 schrieb er dem Papste: „Die schuldige Ehre, Achtung, Unterwerfung und den vollen Gehorsam, die wir bei unserer Erhebung eurer Heiligkeit und der heiligen römischen Kirche durch eidlichen Schwur geleistet haben — sie wollen wir unverbrüchlich eurer Heiligkeit nach Art christlicher Könige bewahren, wie wir sie durch unser königliches Wort versprochen haben. Jenes schon längst gegebene Versprechen zu erfüllen, haben wir im Geiste beschlossen; aber der schwere Lauf unserer Angelegenheiten, der eurer Heiligkeit nur zum Teile bekannt ist, erlaubt uns nicht unser Gelübde einzuhalten; wir suchen in Frieden und ohne schwerere Verwirrung unseres Reiches nach einer Gelegenheit, um der Schlechtigkeit der Menschen und Zeiten bei der heiligen Wiedereinführung des Glaubens nicht mit den Waffen, sondern mehr mit Rat und Klugheit zu begegnen."[27] Er führt als ein Hindernis die herrschende Zwietracht der Barone und Adligen an, die vor seiner Zeit entstanden sei. Er bittet den Papst dringend (obnixe), seinen etwaigen Unmut zu mäßigen „und gegen uns und unser Reich, die wir den apostolischen Befehlen sowohl gehorchen als zu gehorchen stets bereit sind, nicht das zur Ausführung bringen, was uns durch den Gesandten angedroht wurde". Er verspricht, seine Botschaft behufs „feierlicher und öffentlicher Obedienzerklärung" spätestens bis zum 2. Februar 1461 „mit voller und ausreichender Vollmacht zu den Füßen eurer Heiligkeit" zu entsenden, die „alle Schuldigkeit nach Art unserer Vorfahren, der Könige von Böhmen, und der übrigen christlichen Fürsten erfüllen werden".

Der Papst konnte nach solchen Versicherungen und nach dem Dienst, den er ihm bei den Breslauern erwiesen hatte, nicht zweifeln, daß die Angelegenheit in Kürze günstig erledigt sein würde, umsomehr als auch die Frage der deutschen Königswahl Georg ganz auf den Papst hinwies. Aber die so bestimmt zugesagte böhmische Gesandtschaft kam wiederum nicht. Man arbeitete vielmehr in Prag eine merkwürdige Denkschrift für den Papst aus, die den Titel führt: „Die Unterrichtung des Handels, der bei unserm heiligen Vater den Papst von unseres gnädigsten Herrn, des Königs zu Böhmen, wegen ist fürzunehmen".[28] Wenn sie auch, wie es scheint, nicht in die Hände Papst Pius' gelangte, da sie von den Ereignissen überholt wurde, so gewährt sie doch den besten Einblick in die geheimen und wahren Triebkräfte der Politik Georgs in jener Zeit. Der Grundgedanke, den die Schrift verfolgt, geht dahin, den Papst zu überzeugen, daß es seine Pflicht sei, aber auch ihm nur zu eigenem Nutzen gereichen könne, wenn er dem böhmischen König vorerst zur deutschen Königswürde verhelfe. Er geht aus von der der ganzen Christenheit drohenden Türkengefahr, die auch den Papst damals in vollstem Maße beschäftigte. Der Ungarnkönig Mathias — so führte die Denkschrift aus — könne ohne die Hilfe des Reiches den Türken nicht lange mehr Widerstand leisten, das Reich aber werde keine Hilfe leisten, bevor nicht darin Friede herrsche. Und der Kaiser — „nit allein kein Friede macht, sonder auch zu mehrer Aufruhr Ursach gibt". Daher müsse „das Reich mit einem andern Regierer versehen werden, der gevorchtig (gefürchtet), mächtig, großmutig und zu dem Fried im Reich, auch dem Zuge an (gegen) die Türken geneigt sei". Der König von Ungarn habe ihm, Georg, bereits nahegelegt, sich um die deutsche Krone zu bewerben, da er „bas (besser) dann jemand in der Christenheit die Sachen löblich vollenden und handhaben" könnte; er (Georg) sei, „vast (sehr) geforcht, großmächtig, vernünftig, zu dem Fried in dem Reich geneigt", sein Reich sei günstig gelegen, er selber mit den Fürsten von Ungarn, Polen, Österreich, Bayern, mit einigen Kurfürsten und mächtigen Städten des Reichs durch Erbeinigungen, Lehensband, Verschwägerung

(„Heiraten") in solchen Beziehungen, „daß sie auf ihn mehr dann keinen anderen Fürsten ein Aufsehen haben und sich auch nach ihm mehr dann niemand anders halten und richten".

Will also der Papst den Christenglauben und Ungarn vor den Türken retten, „so muß er vor allen Dingen jemand dorzu ordinieren, der vollen Gewalt und Macht hab, Fried und Einigkeit und was dorzu not ist, im Reich zu machen, den zu handhaben und den christenlichen Zug zu vollbringen"; denn sonst fällt in dieser oder jener Weise Ungarn den Türken anheim und dann werde der Türke so mächtig sein, daß er das römische Reich „leichtiglich auch unter sich pringen mug".

Um nun den Papst für diesen Königsplan zu gewinnen, verrät ihm Georg, daß er, der Papst, ernste und gefährliche Gegnerschaften habe, einerseits unter den deutschen Kurfürsten, aber auch anderwärts (Tirol, Sizilien); „aus dem allen verstee der Papst wohl, was ernst gegen ihm fürgenommen wird". Die sechs Kurfürsten seien bereits fest mit einander verbunden, nur er, Georg, der siebente, „der oberste Kurfürst", wie er sich wiederholt hier nennt, habe ihrer wiederholten Aufforderung sich ihnen anzuschließen, noch nicht willfahrt, vielmehr sie zurückzuhalten versucht, „dem Papst zu gut". Wenn aber der Papst das Reich „mit einem Regierer versicht, der sich nach seiner Heiligkeit richtet, so ist die Sach alle gesprochen und würdet (würde) der Kurfürsten Einung auch zerrütt"; der Papst wisse ja wohl, was solche Einigungen bedeuten, wenn eine „Obergewalt" eingreift.

Damit aber der Papst „noch gruntlicher verstee", daß Georgs Anerbieten sowohl eines Kreuzzugs gegen die Türken, als der Herstellung der Ordnung im deutschen Reich „aus einem guten Herzen komme", folgt die ausdrückliche Erklärung, Georg brauche sich eigentlich um alle diese Dinge nicht zu kümmern, „ihm in keinen Weg not wär, sich in eine Unrue und Arbeit zu geben". Habe ihm doch Gott die Gnade getan, daß er das Königreich Böhmen, „das dann vast lang Zeit her mit Kriegen und Aufruren beladen und bekümmert und des Friedens und der Gerichte entsetzt und beraubt gewesen ist", binnen Jahresfrist zu Friede und Einigkeit gebracht habe, „daß

ein jeder hin und herwider dorinnen und dodurch friedlich und sicher wandern und Rechten ... bekommen mag ...". Daher glaube und hoffe er, daß er auch die anderen Sachen, den Zug gegen die Türken, die Reichsangelegenheiten und allem voran die Erhaltung des Ansehens des heiligen Stuhls in Rom, derart durchführen werde, „daß seiner Heiligkeit und ihm die Ehre und Lob durch Gott vorbehalten sei, daß sie Beschützer und Schirmer des heiligen Christenglaubens, des heiligen Stuhls zu Rome und des heiligen Reichs geheißen und gehalten werden".

Wenn ihm dann der Papst in der Frage der Ernennung eines Erzbischofs für Prag und in der Entsendung eines Legaten entgegenkomme, der mit ihm gemeinsam einen Weg einschlage, „dodurch ohne Blutvergiessung ein Einigkeit des Glaubens im Konigreich furgenommen werde" ...., so wolle der König dem Papst „offenlich Obedienz und Gehorsam tun, inmassen sein Vorfahren, Kunig zu Beheim, getan haben".

Er schildert ihm dann die Vorteile eines gemeinsamen Vorgehens in allen großen und kleinen politischen Fragen im einzelnen, ebenso wie die Gefahren für das Papsttum, wenn es zu dieser Einigung nicht käme.

Wenn aber der Papst im Grunde Geneigtheit zeige, dann solle man ihm erklären, daß sich Georg mit einem bloßen Titel, Gubernator, Coadjutor, Vikar, Präsident oder Regierer des Reichs, oberster Hauptmann wider die Türken oder Conservator und Handhaber des Reichsfriedens, nicht zufrieden geben könne; vielmehr sei „hart darauf zu dringen", daß Georg „römischer König" würde, denn nur im Besitze dieses Titels könne er „Ehr, Gehorsam und Volg (Folgsamkeit) im Reich erlangen"; höchstens „vorläufig" könne man einen bescheideneren Titel in Verhandlung ziehen. Als römischer König würde er dem Papste „offentlich Obedienz und Pflicht tun, wie einem romischen König zu tun gebührt"; er würde den Kurfürsten nicht gestatten, „in ein concilium oder pragmatica sanctio" zu willigen, wie gegen den Papst geplant sei; er würde nichts „furnehmen" lassen, „dodurch den Papst einicherlei Irrung an seiner Obrigkeit beschehen möcht"; er würde

sich in nichts „von seiner Heiligkeit nit trennen noch scheiden lassen in keinen Weg“. Sodann werden die Mittel angegeben, wie der Kaiser zur Anerkennung einer solchen Ernennung Georgs zum deutschen König zu bringen wäre — in Frieden oder mit Gewalt. Zum Schluß verpflichtet sich der König, alle von den Kurfürsten bereits geplanten Zusammenkünfte zu verhindern oder mindestens bis zum 24. August 1462 (Bartholomäustag) verschieben zu lassen, „bis der König sein Sach bei dem Papst und Kaiser, wie vorsteht, ausgetragen hab“.

Wir sehen aus dieser „Unterrichtung“ klar, wohin das Schiff des utraquistischen Böhmenkönigs steuerte: zu einem Bündnis mit dem Papste gegen alle: Kaiser, Reich, Kurfürsten. Um den Preis, daß ihn der Papst zum deutschen Könige mache, war Georg bereit, überall und in allen politischen Fragen mit der Kurie Hand in Hand zu gehen; vor allem auch das hussitische Böhmen wieder zurückzuführen in den Schoß der allgemeinen katholischen Mutterkirche. Und hier wurde auch der Anfang gemacht, um dem bereits mißtrauischen Papste nicht bloß durch Worte, sondern durch Taten den guten Willen des Königs zu bezeugen.

Zu Beginn des Jahres 1461 begannen in Böhmen religiöse Verfolgungen der in Böhmen bestehenden zahlreichen Sekten — wir sprechen noch in anderem Zusammenhange davon — insbesondere an der Prager Universität gegen Studenten und Lehrer, wie es ausdrücklich heißt: „auf Befehl der königlichen Majestät“.[29] Noch bezeichnender für die Lage war das wiederholte Vorkommen von Rekatholisierungen[30] und die ernsten Verhandlungen mit den Adligen wegen Rückgabe der geistlichen Güter, die sie sich in den Hussitenkriegen angeeignet hatten. Am Gründonnerstag (2. April) 1461 wagte es dann Bischof Jost von Breslau im Prager Dom — König Georg weilte allerdings in Kuttenberg — zu predigen „gegen den Kelch“. Das rief aber unter den Orthodoxen sofort „einen großen Sturm gegen den dicken Bischof“ hervor, so daß er Prag lieber verließ und sich eiligst zum König nach Kuttenberg begab.[31] Georg lernte an diesem Zwischenfall die Grenzen seiner Macht in Böhmen kennen. Die freiwillige Preisgabe

des Kelches war schon in Prag nicht zu erreichen, so lange er nicht deutscher König war. Georg stand in Gefahr die böhmische Krone einzubüßen, zum mindesten einen schweren Bürgerkrieg hervorzurufen, wenn er noch länger über seine Stellung zum Utraquismus im Zweifel ließ. Es blieb ihm nichts übrig, als vor den zum Landtag in Prag versammelten Ständen am 15. Mai „ein feierliches Gelübde über die unversehrte Erhaltung der Kompaktaten" abzulegen und es in einer eigenen Urkunde niederschreiben zu lassen.[32]

Mit diesem Bekenntnis brach aber der ganze an sich überaus kühne Königsplan jäh zusammen. Nur noch als Schreckmittel gegen den Kaiser oder die Fürsten taucht er gelegentlich auf.[33] Mit dem Papste konnte darüber nicht mehr verhandelt werden. Allein Georg gab die Hoffnung noch immer nicht auf. Denn scheinbar erfuhr seine Stellung im Reiche und im Rate der Fürsten zunächst noch keine wesentliche Schwächung. Überall bedurfte man des so mächtigen Böhmenkönigs; „überall waren die Böhmen mit", sagt der Breslauer Chronist. Diese seine Verstrickung mit allen Angelegenheiten des Reichs, die dadurch gegebene Möglichkeit hier zu vermitteln, dort Frieden zu schließen, hier „die Fehde zu zunden, dort sie auszulöschen", sicherte ihm auch weiterhin noch hohes Ansehen und Einfluß. Darauf baute er; er wurde sich gar nicht bewußt, welche schwere Niederlage er in Wirklichkeit bereits erlitten hatte. Am 11. Dezember 1461 schrieb er scheinbar ganz unbefangen dem Papst über diese seine Tätigkeit in der letztvergangenen Zeit; „wir haben weder Arbeit, noch Wachsamkeit noch Fleiß gespart, um all diese Kämpfe und diese gräßlichen (atrocissimas) Schlachten zu dem den Sterblichen gewünschten Frieden zu führen".[34] Er fühlt sich als der Friedensbringer überall. „Noch dauert die alte Zwietracht und das vor langer Zeit entstandene große Wirrsal zwischen Polen und Preußen leider Gottes an; . . . aber wir haben unsere Gesandten schon an beide Teile gesandt und wenigstens von einem, dem preußischen Ordensmeister, haben wir schon die Vollmacht zu unterhandeln . . .". „Und alles das tun wir bloß, um dem allmächtigen Gotte und der ganzen triumphierenden Kirche Lob

und Ruhm zu mehren, damit eure Heiligkeit und der erhabene Kaiser, die als Spitzen und Häupter von Jesus Christus auf Erden eingesetzt sind, Namen, Ruhm, Sieg vermehren, die Kirche und das heilige Reich wachsen und gestärkt werden". Und alle diese schönen Worte hatten nur den Zweck, seine Gesandtschaft anzukündigen, die er „wegen Herstellung der Einigkeit im Glauben in unserem Königreich abzusenden im Begriffe stand. Am 10. März langte sie in Rom an; sie bestand aus dem Kanzler Prokop von Rabenstein, einem Katholiken, Sdenko Kostka von Postupitz, Georgs allergetreuestem Anhänger, einem Hussiten, aus zwei utraquistischen Theologen Wenzel Wrbensky und Wenzel Koranda, und Wolfgang Forchtenauer, einem kaiserlichen Gesandten, der sich in Wien angeschlossen hatte.[35] Die Gesandtschaft kam, um, wie es nach dem Vorfall vom 15. Mai 1461 nicht anders mehr möglich war, die Bestätigung der Kompaktaten zu erlangen; ein aussichtsloses Beginnen, da sich in den Händen des Papstes der Eid König Georgs und das Zeugnis über seine „Abschwörung des Irrglaubens" befand. Der Papst, der einstmals über Georg geurteilt hatte, er sei zwar „mit dem Irrtum der Hussiten behaftet, aber sonst ein Verehrer des Rechten und Guten, . . . mehr getäuscht als starrsinnig", soll in diesen Tagen sich über ihn geäußert haben, er sei „ein halber Ketzer, schlecht vom Neste aus, man könne ihm keinen Glauben schenken.[36]"

Die Verhandlungen führten denn auch zu keinem Ziele weder in vertraulichen Besprechungen noch in der feierlichen Audienz, die am 20. März stattfand und in der der Papst den Gesandten selbst antwortete und — zwei Stunden lang sprach. Er verlangte die Verzichtleistung auf die Basler Kompaktaten von seiten König Georgs im Namen des ganzen böhmischen Volkes, während die Gesandtschaft gekommen war, um deren Bestätigung durch den Papst zu erbitten. Hier ließ sich keine Brücke schlagen. Und um seine Entschlossenheit klar kundzutun und Georg jede Hoffnung auf eine Umstimmung der Kurie jetzt oder später zu nehmen, erklärte Papst Pius II. am 31. März in öffentlichem Konsistorium vor 4000 Menschen und auch in Anwesenheit der böhmischen Gesandten die Kompak-

taten, welche das Basler Konzil den utraquistischen Böhmen zugestanden hatte, für vernichtet und kraftlos. Dazu kam noch unmittelbar darauf die Veröffentlichung des Eides, den Georg vor seiner Krönung geleistet hatte, in vollem Wortlaut mitsamt den Briefen, die der Kardinal Carvajal aus diesem Anlaß dem Papste Calixt III. geschrieben hatte, die nun allgemein verbreitet wurden.

Die Boten des Böhmenkönigs erkannten die ernste Lage, in die ihr König nunmehr gerate und regten die nochmalige Absendung eines päpstlichen Legaten nach Böhmen an, der vielleicht doch noch von Georg jene Zugeständnisse erwirken könnte, die sie zu machen nicht die Vollmacht besaßen. Der Papst stimmte diesem letzten Friedensversuche bei. Er betraute mit der Aufgabe Fantinus de Valle, der eigentlich das Amt eines Unterhändlers Georgs in Rom versah und nunmehr von Pius II. auch zum außerordentlichen Gesandten ausersehen wurde. Der König weilte in politischen Geschäften, die mehr Sachsen, Brandenburg und Polen als Böhmen betrafen, außer Landes. Aber auch als er Mitte Juni nach Prag zurückkehrte, zog er die Verhandlungen mit Fantin nicht ohne Grund hinaus. Ihn beschäftigte damals ein neues überkühnes Projekt, das ein französischer geschäftlicher und politischer Abenteurer, Antonio Marini von Grenoble, ersonnen hatte, wie früher den deutschen Königsplan der landshutische Kanzler Doktor Mair. Georg sollte mit dem französischen König Ludwig XI. an die Spitze eines europäischen christlichen Fürstenbundes treten, dessen Hauptaufgabe die Vertreibung der Osmanen aus Europa und die Wiedereroberung Konstantinopels zu bilden hätte.[37] Der Papst und der deutsche Kaiser sollten dabei umgangen, Frankreich zur Vormacht im Westen, Böhmen im Osten Europas erhoben, Georg vielleicht gar zum Kaiser von Byzanz gemacht werden. Dann hätte die römische Kaiserwürde nicht mehr lange auf sich warten lassen und einen Kaiser von Byzanz und Rom würde der Papst kaum mehr gewagt haben, an seinen Eid zu erinnern und ihn als Ketzer zu verfolgen.

In solchen Träumen lebte der König, als er sich entschloß, den Kampf mit dem Papste aufzunehmen. Für den 12. August

1462 war nach Prag ein Landtag einberufen, auf dem zu allererst Bericht über das Ergebnis der letzten Gesandtschaft nach Rom erstattet wurde. Daran schloß sich unmittelbar eine lange Rede des Königs, die mit den Worten begann: „Wir wundern uns, was der Papst tut. Will er etwa wiederum dieses Reich, das kaum durch die Kompaktaten geeint und zur Ruhe gelangt ist, spalten und zu den Waffen drängen? . . . Der Papst klagt uns an, daß wir den bei unserer Krönung geleisteten Eid nicht genüge tun. Wir werden ihn euch vorlesen . . ." Und aus dem Wortlaut folgerte er und suchte zu beweisen, daß er nur geschworen habe, alle Häresien in Böhmen zu vernichten, daß er aber nie zugeben werde, daß die Kompaktaten zu Häresien gestempelt werden und daß er sie abgeschworen habe. Er schloß: „Wisset denn für gewiß, daß, da wir in dieser Kommunion (unter beiderlei Gestalt) geboren, erzogen und in ihr nach Gottes Willen zu dieser königlichen Würde erhoben worden sind, wir deshalb auch geloben, sie festzuhalten, zu verteidigen und mit ihr zu leben und zu sterben. . . . Und wir glauben, daß es keinen anderen Weg des Seelenheils gibt, als mit den Kompaktaten zu sterben und die Kommunion sub utraque anzuwenden nach der Festsetzung des Erlösers".[38] Daß aber seinerzeit Georg nicht nur von Häresien gesprochen hatte, sondern auch „von anderen der heiligen römischen Kirche und orthodoxen Lehre entgegenstehenden Artikeln", darunter die Darreichung des Kelches eben auch verstanden werden konnte, wurde leichthin übergangen.

Auf die Schlußfrage des Königs, ob alle anwesenden Herren ihm, falls er der Kompaktaten wegen mit jemandem in Streit und Krieg geriete, beistehen würden, erfolgte sofort die Scheidung der Landtagsteilnehmer in Utraquisten und Katholiken. Nur jene erklärten sich bereit mit Leib und Gut zu helfen; diese lehnten die Kompaktaten ab und verlangten für sich das gleiche Recht, in dem Glauben zu leben und zu sterben, in dem sie geboren seien, d. h. in der Einheit mit der römischen katholischen Kirche. Im übrigen verpflichteten sie sich alles zur Ehre des Königs und des Reichs zu tun und ihn zu unterstützen. Am folgenden Tage kam der Legat zu Wort.

Seine Darlegungen führten zu einem ernsten Wortgefecht zwischen ihm und dem ungemein aufgebrachten König, das tagsdarauf einen bedenklichen gewaltsamen Abschluß fand. Fantin, der unverletzliche päpstliche Legat, wurde verhaftet, der Kanzler Rabenstein, der die Gesandtschaft nach Rom geführt hatte, seines Amtes enthoben, so daß die katholischen Herren in vollster Bestürzung Prag verließen.

Der Bruch zwischen König und Papst war vollzogen. Gleichwohl kam es vorderhand noch zu keinem Kampfe. Der Papst fand nicht den mächtigen weltlichen Arm, der sich ihm hiefür zur Verfügung gestellt hätte. Georg nahm insbesondere unter den deutschen Fürsten angesichts ihrer gegenseitigen Zersplitterung und Verfeindung eine so maßgebende Stellung ein, daß es niemand gewagt hätte, ihn anzugreifen. Als es im Herbst dieses Jahres wiederum zu einem ernsten Krieg zwischen Herzog Albrecht VI. und seinem Bruder Kaiser Friedrich III. kam, die Bürgerschaft Wiens sich auf Albrechts Seite stellte und den Kaiser in seiner Burg belagerte, war es doch von allen Fürsten des Reichs der Böhmenkönig allein, der eine Heeresmacht von über 20.000 Mann aufbringen und dem Kaiser zur Unterstützung zuführen konnte. Auf diese Weise erzwang er den Frieden zwischen den feindlichen habsburgischen Brüdern.[30] Dieser neue Freundschaftsbund zwischen Friedrich III. und Georg band auch dem Papst die Hände. Am 31. Dezember 1462 schreibt Papst Pius II. an den Kaiser in entgegenkommendster Weise: er nehme zur Kenntnis, daß er, der Kaiser, seine einzige Hoffnung auf den Böhmenkönig setze, „daß dieser allein die schlechten Wiener bändigen und ihm die Freiheit wiedergeben könne". Wenn der Kaiser mit Rücksicht darauf ihn, den Papst, bitte, keine geistlichen Strafen gegen Georg zu verhängen, trotzdem er sich als Häretiker erklärt habe, so könne der Papst nur sagen: „Oh unselige Zeit, in der wir leben. Armes Deutschland, bejammernswerte Christenheit, dessen Kaiser nur noch von einem häretischen König geschützt werden kann . . . Und wenn wir es auch für unbillig halten die Anmaßung eines Häretikers nicht zu zügeln, noch unbilliger erschiene es uns, dir in solchem Unglück nicht beizustehen . . .

So haben wir denn das Haupt geneigt und deinetwegen die gegen den Böhmen schon beschlossenen Strafen aufgeschoben." Die ganze Ohnmacht des deutschen Reiches in jener Zeit spricht aus diesen Worten; vor ihr schien sich auch das Papsttum beugen zu müssen, sie war es, die Georg vor der gefährlichen Bedrängung durch die Kirche schützte. Aber nur für kurze Zeit. Die Kirche konnte und durfte nicht aus politischen Rücksichten von ihren Grundsätzen, Häresien nicht zu dulden, zurückweichen. Noch in den letzten Wochen seines Pontifikates, als ein schwersiecher Mann faßte Pius II. den Entschluß, den widerspenstigen Böhmenkönig niederzuringen, nicht zuletzt auf das Drängen der Breslauer Bürgerschaft hin, deren Haß und Feindschaft gegen Georg durch all die Jahre mit ihren Wandlungen unverändert geblieben war.

Am 16. Juni 1464 erfolgte in einem öffentlichen Konsistorium in Rom die Eröffnung des geistlichen Prozesses gegen den ketzerischen Böhmenkönig nach Verkündigung aller seiner Vergehen und seine Vorladung vor den päpstlichen Stuhl binnen 180 Tagen.[40] Lange bevor die Zeit abgelaufen war, am 14. August erlag aber der Papst seinem Leiden. Sein Nachfolger Paul II., gewählt am 30. August, mit der böhmischen Frage wenig vertraut, stand vor einem schweren Zwiespalt. Einer seiner ersten Ratgeber, der Kardinal Carvajal, der seit einem Jahrzehnt und länger die böhmische Frage verfolgte, den Papst Pius II. auch in die Kommission wegen Führung des Prozesses gegen König Georg ernannt hatte, ein Mann von höchstem Ansehen in kirchlichen Kreisen, nahm bereits den Standpunkt ein, „daß es unerläßlich werden dürfte, die Wunden, die kein Heilmittel annehmen, mit dem Eisen zu behandeln und die faulen Glieder zur Verhütung einer giftigen Ansteckung von dem Leibe der heiligen Kirche lieber gänzlich wegzuschneiden".[41] Anderseits machten sich beim Papste fremde Einflüsse zu gunsten Georgs geltend. „Auf Bitten verschiedener Fürsten", wie er selber später erklärte, „die auf die Umkehr Georgs sicher hofften", stellte der Papst den von seinem Vorgänger eingeleiteten Prozeß wieder ein, bot neuerdings zu friedlichen Verhandlungen seine Hand, die

in Wiener-Neustadt vor dem Kaiser Anfang des Jahres 1465 geführt wurden, aber wiederum ergebnislos verliefen. Im August stand man soweit wie vor einem Jahre: Georg wurde auch vom Papste Paul II. nach Rom vorgeladen und trotz neuerlicher Versuche, Georg mit der Kurie zu versöhnen, die von Herzog Ludwig von Bayern im November unternommen wurden, erfolgte schon am 8. Dezember der zweite Schlag von seiten des Papstes: er entband alle Untertanen Georgs ihrer Eide gegen den König und verbot ihnen jedweden Verkehr mit ihm, jede Teilnahme an dessen Versammlungen, Kriegszügen und anderen Unternehmungen.[42] Diese Verfügungen erschienen um so ernster, als unmittelbar zuvor, am 18. November der katholische Adel Böhmens und Mährens sich unter der Führung Bischof Josts von Breslau und Sdenkos von Sternberg, des einstmaligen machtvollen Anhängers Georgs, zu einem Herrenbund (Grünberger Bund) für fünf Jahre geeinigt hatte, zum Schutze jedes Mitglieds, das vom König angegriffen würde. Am 23. Dezember 1466 wurde über ihn der Bann ausgesprochen. Am Gründonnerstag, 26. März 1467, erfolgte seine Verfluchung mitsamt seiner Familie und seinem ganzen Anhang; furchtbare Verfügungen in jener Zeit, die das ganze politische und öffentliche Leben eines Volkes zum Stillstand bringen konnten. Wenn sie zunächst ohne sichtbare Wirkung blieben, so lag das daran, daß wie früher Pius II., so jetzt Papst Paul II. unter den deutschen Fürsten niemanden fand, der Krieg mit Böhmen gewagt hätte, am wenigsten der Kaiser, der sich kaum seiner eigenen aufrührerischen Vasallen in Österreich zu erwehren vermochte, und daß Georg in Böhmen, Mähren und auch in Schlesien nicht nur an utraquistischen sondern auch an katholischen Adligen und Städten treuergebene Anhänger besaß. Der böhmische Herrenbund, das stets kampfbereite Breslau, der Olmützer Bischof Prothasius und eine Anzahl deutscher und katholischer Städte in Mähren reichten nicht aus, um König Georgs Lage in seinem Reiche ernstlich zu gefährden. Der Kleinkrieg, den sie begannen, konnte keine Entscheidung bringen. Das Reich aber, das zeigte sich deutlich auf dem am 14. Juli 1467 eröff-

neten Reichstag in Nürnberg, versagte sich dem Kaiser und dem Papste für den böhmischen Krieg. Dagegen fand sich zu ihrer Unterstützung bereit König Mathias von Ungarn, der zweite Wahlkönig jener Zeit, der Schwiegersohn Georgs, den aber verwandtschaftliche Bande umsoweniger hemmten, als seine Gemahlin, Georgs Tochter, Katharina drei Jahre zuvor, 1464 gestorben war. „Girsik erschrak, wann er hatte sich aller deutschen Fürsten und etlicher Könige, da er arges vermutete, gesichert, und uf diesen Mathiam hatte er keine Sorge, achtete sein nichts"; so kennzeichnet der Breslauer Chronist die Überraschung, die diese Wendung im Kampfe verursachte. Die wahren Gründe, die den Ungarnkönig veranlaßten einzugreifen, kennt er nicht, auch andere Quellen enthalten wenig darüber; es mögen wohl bedeutsame Versprechungen gewesen sein, die ihm die Kurie gemacht hatte; Hoffnungen und Pläne ähnlich jenen, mit denen sich Georg eine zeitlang geschmeichelt hatte, deutsche Königs- und Kaiserwürde, Weltherrschaft.

Wir wissen nur, daß Mathias in einem Schreiben vom 2. Oktober 1465 Papst Paul II. versicherte: „Eure Heiligkeit gebietet mir schriftlich, den apostolischen Prozessen gegen Georg, der sich König von Böhmen nennt, Gunst . . . und tätigen Beistand zuzuwenden . . . Ob es gegen die Böhmen, ob es gegen die Türken gilt, immer sind Mathias und seine Ungarn bereit, und soweit meine und meines Reiches Kräfte reichen, bleiben sie eurer Heiligkeit und dem apostolischen Stuhle vor allem ergeben".[43]

Georg nahm den Kampf auf, wenn er auch daneben Ausgleichs- und Vermittlungsversuche mit dem Papste in seinem Namen fast ununterbrochen führen ließ. Wichtiger war, daß er damals den entschlossensten und leidenschaftlichsten Kämpfer gegen päpstliche Übermacht in seine Dienste rief, Gregor Heimburg, den einstmaligen Syndikus des Nürnberger Rats, der ihm nun ein gefährlicher Berater wurde, wie früher einmal Martin Mair oder Marini. Aber alle seine Manifeste zur Verteidigung der „Ehre und Unschuld" des Böhmenkönigs, der von Rom ärger behandelt werde, „als der Brudermörder Kain und die Sodomiten", seine leidenschaftlichen Anklagen

gegen das Papsttum und den Papst hielten diese nicht mehr zurück, das geistliche Strafgericht gegen Georg zu vollenden.

Am 31. März 1468 erfolgte die Kriegserklärung von seiten des Ungarnkönigs und binnen kurzem war Mähren und Schlesien für den Böhmenkönig verloren. Mitte Februar 1469 lagerte Mathias mit seinem Heer bereits vor Chrudim. Weiter vorzudringen war ihm aber nicht möglich, weshalb er sich nicht ungern auf Verhandlungen einließ. Der Vertrag von Wilemow, den die beiden Könige persönlich am 28. Februar abschlossen, sicherte Mathias solche Vorteile, daß er sich nicht nur in Mähren behaupten konnte, sondern sogar am 3. Mai 1469 in Olmütz zum König von Böhmen wählen ließ, daselbst die Huldigung der mährischen Stände und im folgenden Monat die der schlesischen in Breslau, der alten Todfeindin Georgs, entgegennahm. Georg konnte es nicht verhindern.

Darauf entbrannte der Krieg von neuem; ein wirrer jahrelanger Krieg, „der noch viel grausamer geführt wurde" — heißt es in einer gleichzeitigen Schrift vom Jahre 1469 — „als es bei dem früheren, der schon so wild gewesen, der Fall war". Ein Entscheidungskampf war nicht herbeizuführen. Die Unklarheit der Beziehungen der beiden Gegner zu den benachbarten Fürsten, zum Kaiser, zu Polen, zu den deutschen Kurfürsten, die Unentschlossenheit der Kurie, die Türkengefahr, Zwischenfälle verschiedenster Art, die die parteipolitischen Verhältnisse immer ins Schwanken brachten, ließen auch das Zünglein an der Wage nicht zur Ruhe kommen. Langsam, aber noch ganz unsicher schien sich sogar Georgs Lage etwa seit Beginn des dritten Kriegsjahres zu bessern, als er nach kurzer Krankheit am 22. März 1471 starb. Einen Monat zuvor war Johann von Rokitzan, das ewig mahnende utraquistische Gewissen Georgs, vom Tode ereilt worden. Zwei dem unaufhaltsamen Schicksal Böhmens trotzende Kämpfer hatten, einer höheren Gewalt weichend, das Feld räumen müssen.

In einem berühmten Gespräche, das einige hohe böhmische Adlige und Geistliche im Jahre 1469 inmitten der Kriegswirren, die im ganzen Lande herrschten, über die Lage des Vaterlandes führten, wandte Sdenko von Sternberg, der einst-

mals als erster vor König Georg das Knie gebeugt hatte, um später sein verbissenster Gegner zu werden, auf diesen das Bibelwort an: Auch wenn man wie ein Adler emporsteigt, stürzt man durch einen Windhauch." — Seine Lage mag damals darnach ausgesehen haben und vor allem war es der Wunsch des Sternbergers, dem man nachsagte, daß er selber nach der böhmischen Königskrone strebe, und seines mächtigen Anhangs, Georg vollständig zu Fall zu bringen. Das gelang nicht. Er hat bis an sein Lebensende die Herrschaft wenigstens im Lande Böhmen behauptet. Allein, welches Elend hatte er über seine Heimat gebracht. Dieselbe Schrift sagt einmal: „Wir lesen in den Geschichtsbüchern so manche ergreifende Schilderung menschlicher Unfälle; schrecklichere als die, welche unser Land jetzt betroffen haben, finden wir nicht, . . . nicht in Sagunt . . . Babylon . . . Troja . . . Rom . . . Jerusalem . . . Das Verderben Böhmens ist im Vergleiche zu diesen viel größer". Und an anderer Stelle: „Unsere älteren Leute, die es noch im Gedächtnis haben, . . . bekennen, daß so lange die grimmen Taboriten im Lande schalteten, kein solches Wüten mit Feuer und Schwert zu sehen war". Sie spricht von „so viel Raub, Mord, Brand, Klosterzerstörung und Jungfrauenschändung . . . Ermordung von Säuglingen, von Niederbrennung ganz katholischer Dörfer, wegen der sich so manche Getreue aus Verzweiflung selbst erhängten . . .".

Das war der Ausgang der Regierung Georgs, den neuere Geschichtsschreiber gleich neben den größten böhmischen König, Karl IV., den berühmten „Vater des Vaterlandes" stellen, wenn sie ihn nicht gar voransetzen, indem sie sein ganzes Wesen auffassen als „vollste und reinste Hingabe an das Vaterland". Dem stehen aber andere Urteile gegenüber, in denen er als „Typus des politischen Abenteurers, der, unbeschwert durch religiöse und moralische Hemmungen, nach den höchsten Zielen späht, des Hazardeurs, dem kein Einsatz zu hoch ist," bezeichnet wird. „Meister in allen Waffen", heißt es da weiter, „verbirgt er heute dem Gegner sein wahres Gesicht hinter der Maske demütiger Unterwürfigkeit, überrascht ihn morgen durch zynische Ableugnung alles Verheißenen, durch rücksichtslose

Gewalttätigkeit, um es übermorgen wieder mit gütlichen Verhandlungen zu versuchen, — der echte Sohn einer barbarischen Zeit."[45]

Der Sieg der hussitischen Ideen im böhmischen Volke hatte die Lostrennung vom Deutschen Reich und der römischen Kirche bedeutet. Georgs ganzes Streben ging aber dahin, Böhmen aus seiner politischen Entfremdung und religiösen Vereinsamung herauszureißen. Er wollte deutscher König werden, gleichgültig auf welchem Wege: ob durch den Kaiser oder die Kurfürsten, mit Hilfe des Papstes oder im Bunde mit dem französischen Hofe, um gestützt auf diese Würde, die trotz ihres Niedergangs noch immer etwas galt, Böhmen wieder einfügen zu können in den deutschen Reichskörper. Die Krone Deutschlands sollte ihm die Möglichkeit bieten, die kirchlichen Sonderbestrebungen Böhmens niederzuringen, die an all dem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Elend schuld waren. Aber wie einstmals unter Premysl Otakar II., mit dessen Zeit seine Regierung im glänzenden Aufstieg und jähen Untergang eine gewisse Ähnlichkeit hat, war auch für ihn dieses Ziel unerreichbar. Ein Fürst, der im Innersten kein Deutscher war, wenn er auch das Deutschtum, wo es ihm nützte, gelten ließ, mit deutschen Herrschern sich verband, deutsche Staatsmänner, deutsche Ratgeber und Beamte an sich zog, deutsche Städte und Bürger, die ihm Treue und Ergebenheit bewiesen, förderte; ein Fürst, der sich vom Hussitismus nicht losmachen konnte, wenn er auch dem Katholizismus zustrebte, eine Katholikin zur Frau wählte, in seinem Rat oft fast lauter Katholiken hatte,[46] konnte nicht deutscher König werden.

Das hussitisch-tschechischnationale Königtum Georgs, an dem er festhalten zu müssen meinte, insolange er keine andere höhere Würde errungen habe, hat die Wirrnisse, in die Böhmen geraten war, nicht nur nicht beseitigt, es hat sie noch weiter vermehrt.

Vierter Abschnitt.

Der Niedergang des Königreiches durch die politischen, kirchlichen und ständischen Kämpfe unter Wladislaw II. und Ludwig II. 1471—1526.

König Georgs Tod entfesselte von neuem, zum fünften Male binnen einem halben Jahrhundert, einen Thronkampf in Böhmen. Herzog Albrecht von Sachsen, Georgs Schwiegersohn, König Mathias von Ungarn, und Prinz Wladislaw, der fünfzehnjährige Sohn des Königs Kasimir von Polen, traten einander als Hauptbewerber gegenüber; jeder besaß seinen nicht unansehnlichen Anhang im Lande. Die Entscheidung fiel zu Gunsten des Polen aus. Auf einem Landtag, der nicht in Prag, wo sich Herzog Albrecht bereits festgesetzt hatte, sondern in Kuttenberg abgehalten wurde, erwählte ihn am 27. Mai 1471 die Mehrheit der Stände. Zur feierlichen Krönung auf dem Hradschin kam es dann am 22. August. Für Wladislaw hatte man sich entschieden nicht nur, weil er von König Georg schon 1469 den böhmischen Ständen empfohlen worden war, sondern vor allem, weil er nach der alten Thronfolgeordnung tatsächlich als der einzige berechtigte und gesetzmäßige Erbe im Königreich Böhmen gelten mußte: seine Mutter war eine Urenkelin Kaiser Karls IV. Vor dem ungarischen König entschuldigten dessen ehemalige adelige Wähler ihren scheinbaren Treubruch mit dem Hinweis, daß Wladislaw „königlich böhmischem Blute entsprossen sei".[1]

Allein Mathias gab den Kampf um die Krone noch nicht, wie Herzog Albrecht von Sachsen, auf. Er trug doch seit dem 8. Mai 1469 den Titel eines Königs von Böhmen, war im wirklichen Besitz des größten Teils von Mähren und Schlesien, hatte auch in Böhmen eine Anzahl katholischer Barone und Städte (Budweis, Pilsen) auf seiner Seite und konnte sich vor allem auf seine starke ungarische Macht stützen. Die Wahl

Wladislaws in Kuttenberg beantwortete Mathias damit, daß er sich in Iglau am 28. Mai in feierlicher Weise durch den päpstlichen Gesandten Bischof Laurenz Rovarella von Ferrara in Anwesenheit hoher Geistlicher und Adliger aus Böhmen und Mähren in seiner Würde als König von Böhmen bestätigen ließ. Und schon im nächsten Monat nahm er den Kampf auf, der sich zuerst nur auf böhmischem und mährischem Boden abspielte, bald aber auch nach Schlesien, Ungarn, Polen, ja sogar Österreich übergriff. Ein wüstes, langwieriges, wenn auch durch Waffenstillstände und Friedensversuche mehrmals unterbrochenes Kriegstreiben, das den ohnehin elenden Zustand der Länder verschlimmerte, von neuem öde Dörfe: schuf, den Handel, Verkehr, Ackerbau und alle kulturelle Arbei. untergrub. Eine Entscheidung vermochte keine der beiden Parteien herbeizuführen. Die Friedensverhandlungen, in die sich fremde Mächte, insbesondere der Kaiser und der Papst, mischten, zogen sich lange Zeit hin und kamen erst 1479 zum Abschluß. In einer Zusammenkunft beider Könige in Olmütz am 25. Juli dieses Jahres in Anwesenheit mehrerer deutscher Fürsten oder ihrer Gesandten wurde endgültig beschlossen, was schon Monate zuvor, im Februar-März 1478 in Brünn, im September-Oktober d. J. zu Ofen, zwischen den beiderseitigen Unterhändlern vereinbart worden war.[3] Beide Herrscher, Mathias von Ungarn und Wladislaw von Polen, nahmen den Titel „König von Böhmen" an und betrachteten sich gegenseitig als Erbherrn des ganzen Reiches, das aber zunächst zwischen ihnen geteilt wurde. Wladislaw behielt nur Böhmen, Mathias dagegen Mähren, Schlesien, die Niederlausitz, das Gebiet der sogenannten Sechsstädte (Bautzen, Zittau, Görlitz, Kamenz, Löbau und Laubau), d. h. die Oberlausitz und die beiden Herzogtümer Schweidnitz und Jauer. Für den Fall, als Mathias früher stürbe, sollten diese Länder gegen eine Entschädigung von 400.000 Dukaten oder ungarischer Gulden wieder mit Böhmen vereinigt werden. Würde aber Wladislaw zuerst mit Tod abgehen und Mathias König von Böhmen werden, dann sollten die genannten Provinzen frei an die Krone des Königreichs Böhmen zurückfallen.

Die alte Monarchie Karls IV. war entzwei gerissen, die Nebenländer vom Hauptkörper abgetrennt, allein der langwierige Krieg, der ausdrücklich als ein Erbstück aus den Zeiten König Georgs erklärt wurde, hatte nach achtjähriger Dauer ein Ende gefunden. Böhmen kam gleichwohl nicht zur Ruhe; den politischen Kampf löste allsogleich der religiöse ab.

Die Versuche einer Versöhnung zwischen dem utraquistischen Böhmen und der Papstkirche hatten nie solche Aussicht auf Erfolg gehabt, wie unter Georg von Podiebrad. Er selbst scheint sie gewünscht zu haben und hat seinen guten Willen durch die Vernichtung des Taboritentums, das man als Hemmschuh der Einigung ansah, bekundet. Allzuschwer allerdings war ihm der Kampf gegen die früher für uneinnehmbar angesehene Glaubensburg nicht geworden. Seitdem auf dem Januarlandtag 1444 das utraquistische Bekenntnis, wie es Rokitzana und Johann von Pribram lehrten, von der Mehrheit für „besser, gewisser und verläßlicher" erklärt worden war, als das taboritische, das der Priester Nikolaus Biskupetz von Pelhrimow vertrat, war das Taboritentum gleichsam zur Sekte herabgewürdigt. Wie nach Lipan der politische, begann jetzt der geistige Rückgang; Tabors Einfluß sank von dieser Zeit an. Georg fand bei seinem Angriff im August 1452, dessen wir gedachten, keine alten Taboriten mehr vor. Noch schützten zwar, wie uns Eneas Silvius, der 1451 zweimal in dieser „Burg und Zufluchtstätte der Häretiker" unangefeindet einkehren konnte, feste doppelte Mauern, gewaltige Türme und tiefe Gräben die Stadt, über den Toren prangte noch das Bildnis Ziskas und der Kelch als Wahrzeichen, zahlreiche Krüppel erinnerten an die Kriegszeit, aber die alte wilde Hussitenkraft war verbraucht, der taboritische Gemeingeist völlig abhanden gekommen. „Jetzt lebt jeder sich selber, und schlaff und träg geworden fürchten sie bereits die Nachbarn, streben nach Schätzen und Gewinn", sagt Eneas. Die 4000 waffenfähigen Männer, die die Stadt damals ungefähr zählte, waren keine von Opfermut beseelte, unüberwindbare, einheitliche Masse mehr, sondern zum großen Teil dürftig von Leinenweberei lebendes, in sich gespaltenes Volk. Vor allem aber: der alte

Glaube saß nicht mehr fest. Eneas' Gastfreund hatte in einem Versteck Marien- und Christusbilder, aber offen die taboritische Häresie abzuschwören, mied er aus Furcht um seinen Besitz. Denn — so bemerkt Eneas — „er war reich", wie sie alle viel Hausgerät und große Schätze besaßen, „die Beute vieler Völker".

Die Bürger selbst waren es, die die Stadt, als Georg mit seinen 17.000 Mann sich zu ihrer Belagerung anschickte, mitsamt ihren geistlichen Führern, an erster Stelle Biskupetz, auslieferten. Die letzten Taboritenpriester schmachteten fortan in den Kerkern der Burgen Georgs, zu Podiebrad, Lititz und anderwärts. Noch vor Ausgang dieses Jahres 1452 herrschte auch in Tabor, wie in den anderen Städten, die ihr zuletzt noch anhingen, Saaz, Pisek, Klattau, Laun, Kolin und Nachod, utraquistischer Gottesdienst, geleitet von neuen dort eingesetzten utraquistischen Priestern.

Der Untergang des Taboritentums bedeutete aber keinen Sieg, ja nicht einmal eine Stärkung des Utraquismus. Es ist bezeichnend, daß eben im Jahre 1453 das Prager katholische Domkapitel, das 1448 wieder, wie schon früher, seinen Sitz hatte aufgeben und nach Pilsen flüchten müssen, in die Hauptstadt zurückkehren konnte. Dem Utraquismus und Katholizismus erstanden vielmehr auf böhmischem Boden neue kirchliche Widersacher, denn beide Bekenntnisse entbehrten damals jedweder Anziehungskraft auf das Volk, das sich nach einem neuen Glauben sehnte.

Eneas versichert uns in seinem Bericht über Tabor, dort seien „soviel Häresien als Köpfe gewesen und für jeden herrsche die Freiheit, zu glauben, was er wolle". Wir werden ähnliche Bemerkungen später von anderen mit den religiösen Zuständen Böhmens vertrauten Personen hören. Die meisten dieser Sekten haben wegen ihrer Kleinheit und Abgeschiedenheit für die allgemeine Geschichte wenig Bedeutung. Eine Ausnahme bildet nur die Religionsgenossenschaft, die unter dem Namen des böhmischen Brüdertums (Brüderunität) gerade in der Zeit Georgs von Podiebrad aufkam und fortan Jahrhunderte in das religiöse Leben beider Länder mächtig eingriff.

Das böhmische Brüdertum geht in seiner eigentlichen Entstehung zurück auf einen einfachen Mann, der den kirchlichen Kampf in Böhmen fast von seinen ersten Anfängen miterlebt hatte und den die Enttäuschung über die religiöse Entwicklung zum Begründer einer neuen Sekte machte: es ist Peter Cheltschitzky.[3]

Wie von Huß und Ziska wissen wir auch von seiner Jugend nichts Bestimmtes, aus seiner späteren Zeit nur soviel, als seinen eigenen Schriften zu entnehmen ist. Sein Geburtsjahr dürfte um 1390 fallen; der Geburtsort ist unbekannt. Der Beiname läßt darauf schließen, daß er zu dem Dorfe Cheltschitz im südlichen Böhmen bei Wodnian Beziehungen hatte, von dort herstammte oder sich später dort niederließ. Zu Hussens Zeit befand er sich in Prag, besuchte aber nicht einmal die Universität. Gleichwohl galt sein ganzes Denken und Fühlen den kirchlichen Fragen, die im Vordergrund des geistigen und politischen Lebens jener Zeit standen. Die Erlangung des wahren Seelenheils auf Erden beschäftigte ihn ebenso ernst, wie die Magister und Doktoren an der hohen Schule. Ihm aber stand, je weiter der Kampf ging, je furchtbarer die Menschen im eigenen Lande gegen einander wüteten, das eine Bibelwort vor Augen: „Du sollst nicht töten". Auch die utraquistischen und taboritischen Geistlichen hatte es seit jeher beschäftigt, aber alle hatten sich schließlich dafür entschieden, daß Töten und Morden und Kriegführen notwendige Übel seien. Peter kann dieses Zugeständnis nicht machen und baut sich von diesem Gottesgebot, das er in seine Seele einpflanzt, ausgehend eine neue Sittenlehre und eine neue Welt auf, grundverschieden von der, in der er lebte. Suchen wir uns mit Hilfe einiger seiner Ausführungen hineinzufinden in das Denken dieses schlichten Bauern, der nicht nur viele seiner Zeitgenossen mitgerissen, sondern noch auf Generationen hinaus, wenn auch nicht mehr in ursprünglicher Weise, fortgewirkt hat. In seiner bedeutendsten Schrift, dem etwa 1440 entstandenen „Netz des Glaubens"[4] zeigt er, welches Verderben die Verbindung von weltlicher Macht mit dem Christentum für den wahren Glauben zur Folge hatte. Aus dieser Verbindung entstand nach Peters

Überzeugung der Adel, den er schildert: als Leute, die auf ihre hohe Geburt und auf ihre lächerlichen Wappen stolz sind, vergnügungssüchtig und faul, sich über Arbeiten erhaben fühlen, in prächtigen aber lächerlichen Gewändern einherschreiten, sich guttun bei reichen Tafeln, in Bädern, weichen Betten, höflichen Umgangsformen und leerem Geschwätz, die eine besondere Ehre besitzen, die sie angeblich mit Gericht und Hand verteidigen müssen, Auspresser und Verächter des untertänigen Volkes sind, das sie ernährt, Schuldenmacher, schlechte Vorbilder für ihre Kinder, Diener und Bürger und doch Christenmenschen sein wollen. Für eine Scheidung der Menschen nach der Geburt gebe es in der heiligen Schrift keine Stütze, das sei bloß eine heidnische Idee.

Dem Adel stehen am nächsten die Bewohner der ummauerten Städte, die auch einen wahren Christen unter sich nicht dulden. Denn wie der Vater der Städte Kain, der Brudermörder, ist, so ist ihre Grundlage Mord, Diebstahl, Gewalt. Liebe zum Nächsten gibt es in den Städten nicht. Nach außen hin sichert man sich durch Graben, Mauern und Blutvergießen, im Innern hört das Gezänke und der Streit nicht auf. In den Städten blüht nur Rache, Stolz, Gewinnsucht, Völlerei, Trunkenheit, Vergnügungssucht, Gefallen an schönen Gewändern und prächtigen Häusern, Schacher, ertragreiches auch diebisches Geldleihen auf Hypotheken und anderweitig, dort blüht der Betrug mit falschem Maß und Gewicht, mit hohen Preisen und falschen Waren. Das Land hat an den Städten ein schlechtes Beispiel. Der gute Priester kann sich in ihnen eher selbst schädigen, als die Menschen bessern. — Kein milderes Urteil fällt er über die Mönche und Klöster, über die Magister an der Universität, „die Umkehrer des Gesetzes Gottes" und über die Pfarrer.

Cheltschitzky verurteilt den christlichen Staat, die Vereinigung der staatlichen Gewalt mit der Kirche; ihm gelten der Kaiser und der Papst als die beiden großen Walfische, die in das „Netz des Glaubens" eingedrungen sind, es durchlöchert haben und gemeinsam mit den früher angeführten „Rotten" des Adels, der Bürgerschaft, der Geistlichkeit und der Gelehrten

an der Vernichtung des wahren Christentums und Christenglaubens arbeiten. Die Kirche, so lehrt Peter, bedarf keines Krieges, erst die weltlichen Mächte haben ihn geschaffen.

Es sind Gedanken und Anschauungen, die wiederholt und lange vor ihm ausgesprochen wurden, die er sich aus anderen Quellen zu eigen machte und nun in seinen vielen Schriften in volkstümlicher Weise kundgab. Eine kleine Gemeinde sammelte sich in Cheltschitz um ihn, wie ähnliche damals an verschiedenen Orten, in denen solche Grübler und Weltverbesserer auftraten, entstanden: in Wilemow, Diwischau, Witanowitz, Wlassenitz, vielleicht auch in Kolin, Saaz, Leitomischl, in Mähren in Kremsier, Proßnitz, Meseritsch u. a. Allein während die meisten dieser Sektenhäupter von Anfang an von der utraquistischen Kirche verfolgt wurden, empfand insbesondere das Oberhaupt der utraquistischen Kirche, der ungeweihte Erzbischof Johann von Rokitzan für Peter von Cheltschitz und seine Lehre eine besondere Achtung, so wenig auch beide in ihren religiösen Ansichten übereinstimmten. Rokitzana ging so weit, daß er eine Gruppe besonders treuer, aber mit den Prager Verhältnissen nicht zufriedener Anhänger, unter denen sich auch sein Schwestersohn Gregor befand, die ihn am liebsten an der Spitze einer kleinen von ihnen zu bildenden religiösen Gemeinschaft gesehen hätten, während er nach Höherem strebte, an Peter wies. Das war um das Jahr 1453. Sie ließen sich von Peter, den sie in Cheltschitz aufsuchten, belehren, lasen seine Schriften. Aber ein völliges Aufgehen in dessen Lehre, ein Zusammenschluß mit den Cheltschitzern stieß doch wieder auf Schwierigkeiten; in manchen Punkten entsprach ihnen der Standpunkt Peters nicht. Wie wäre das auch bei Fragen, die in das Leben eines jeden tief eingriffen, möglich gewesen. Sie trachteten darnach eine eigene neue Religionsgenossenschaft zu gründen. Rokitzana selbst war es, der es bei König Georg erwirkte, daß sich diese „Brüder" im Jahre 1457 in einem verödeten Dorfe Kunwald, das zur Podiebradschen Herrschaft Senftenberg gehörte, an der äußersten Ostgrenze Böhmens, ansiedeln durften. Gregor und der Pfarrer Michael von Senftenberg, der nach Kunwald übersiedelte, wurden die

ersten Häupter der Gemeinde. Katholische, utraquistische, taboritische Priester, Magister und Bakkalare, Adelige und Leute niedern Standes, Handwerker und Bauern schlossen sich ihnen an; alle unter Verzichtleistung auf Rang und Stand, was damals noch als Grundbedingung galt. Religiöse Gemeinden in Böhmen und Mähren, die nach ähnlichen Grundsätzen ihr kirchliches Leben eingerichtet hatten und sich den Kunwaldern verwandt fühlten, traten durch wechselseitige Besuche mit ihnen in nahe Verbindung. Das Brüdertum, wie es sich in Kunwald einen ersten Mittelpunkt schuf, begann gleich in den ersten Jahren seines Bestandes eine Gefahr für den Utraquismus zu werden. Der taboritischen Sekte hatte Georg den Todesstoß erteilt; eine ihr in manchen Anschauungen nicht allzufern stehende neue, jugendkräftige „Brüdersekte" schien an ihre Stelle zu treten. Sie gewann auch in Prag selbst Anhänger und Bruder Gregor kam wiederholt zu ihnen, sammelte sie um sich und stärkte sie in ihrem Glauben. Bei einer solchen Zusammenkunft im Jahre 1461 — es ist die Zeit, in der König Georg durch Verfolgung der Sekten der katholischen Kirche seinen Eifer für die Herstellung der Glaubenseinheit beweisen wollte — wurden sie, auch Gregor, in Haft genommen, gefoltert und mußten schließlich, um nicht schwerere Strafe zu erleiden, vor Rokitzana in der Teinkirche gewisse Lehren, in denen sie von den Utraquisten abwichen, widerrufen. Nach kürzerer oder längerer Zeit freigelassen, erduldeten sie doch auch fernerhin Verfolgungen, so daß sich der Riß zwischen ihnen und den Anhängern der utraquistischen Staatsreligion immer mehr vertiefte. Das zwang die einander räumlich fernstehenden Gemeinden zu engerem Zusammenschluß und zur Ausbildung einer eigentlichen Verfassung. Im Jahre 1467 wurde hiezu der Anfang gemacht. Eine Synode in dem Dorfe Lhota bei Reichenau, wohin Gregor seinen Wohnsitz von Kunwald verlegt hatte, besucht von „mehr denn sechzig Brüdern" aus verschiedenen Gemeinden, von denen sich die meisten im Prachiner, Saazer, Chrudimer Kreis in Böhmen, im Olmützer und Prerauer in Mähren befanden, wählte in „apostolischer" Weise die ersten drei Priester, zwei

Bauern und einen dürftigen Dorfschreiber, die durch Wiedertaufe der Versammelten ihr Amt einleiteten; ferner einen Rat, der den Priestern zur Seite stehen sollte. Von den drei gewählten Priestern erhielt einer, Mathias von Kunwald, die Würde eines Bischofs, im Rat nahm Gregor die erste Stelle ein. Kaum wurden diese Beschlüsse bekannt, begann auch sofort eine neue Verfolgung von Staatswegen. Ein Landtag in Beneschau (1468) verfügte, daß die Brüder überall aufgegriffen, zum Übertritt gezwungen, im Weigerungsfall mit schweren Strafen heimgesucht werden sollten. Die Brüder verteidigten sich in öffentlichen Schreiben, die an ihren Hauptgegner Rokitzana gerichtet waren, in denen sie ihn gleichsam als den geistigen Urheber ihrer Vereinigung bezeichnen: „Hast du uns nicht selbst gelehrt — rufen sie vor aller Welt aus — wie es mit der alten (utraquistischen) Kirche nichts sei . . .; endlich wiesest du uns an Peter von Cheltschitz, an diesem hielten wir fest. Da erkannten wir, daß der Antichrist sich überall festgesetzt habe und zweifelten nun auch an dir. Du weißt doch, daß, als wir zwei von den unsern an dich absandten, damit du dich uns anschließest, du . . . erwidertest: „„Ich weiß wohl, daß ihr Recht habt, doch kann ich mich euch nicht ohne Schimpf anschließen"". Geschmäht und gequält, weil wir einige Zeremonien aufgaben, haben wir öfter Gehör verlangt, selbst an den König geschrieben, doch umsonst. Du kennst uns doch wohl nach innen und außen, unsern ganzen Glauben; wie kannst du also solche Dinge über uns in die Welt schreiben? . . . Unsere Trennung hat nicht Geringfügigkeiten zum Grunde, sondern weil es mit euch durchaus nichts mehr ist; weil Glaube und Liebe bei euch zu Grunde gehen, so haben wir uns von euch ab- und dem Evangelium zugewandt".

Der Bruch war schon mit diesem ersten Schreiben vollzogen. Die Brüder wurden verfolgt, in Kerker geworfen, auch der Scheiterhaufen gegen sie in Anwendung gebracht. Wäre nicht der Krieg mit dem Ungarnkönig ausgebrochen, der die Aufmerksamkeit von innern Fragen ablenkte, so wäre dem Brüdertum ein frühes Ende bereitet worden. König Georgs und Rokitzanas Tod zu Beginn des Jahres 1471 befreite sie von

ihren schwersten Bedrängern in der ersten Zeit ihrer Entwicklung. Der utraquistische böhmische König, dem sie in einem verzweifelten Schreiben ihre Zugehörigkeit mit den Worten in Erinnerung gerufen hatten: „Gehören wir nicht zu der Partei sub utraque, genießen wir nicht das Abendmahl unter beiden Gestalten (wie Du)?", bedeutete für sie Untergang, der katholische polnische Wladislaw, mit dem sie nichts verband, Rettung. „Wenn irgend einem Menschen, so hat die Unität ihre feste Entwicklung der gütigen Nachsicht des Königs Wladislaw zu danken."[5]

Der ostböhmische Zwickel von der mährischen und Glatzer Grenze bei Leitomischl und Neustadt in großem Bogen, der bei Chlumetz und Chrudim seine größte Weite gegen Westen hin erlangte, war ihr zusammenhängendstes Machtgebiet. Ein Mitglied des Herrenstandes, Johann Kostka von Postupitz, der hier seine Besitzungen hatte, wurde zuerst ihr Beschützer, später als einfacher Bruder ihr Mitglied. Ohne äußere Kämpfe, insbesondere mit den Prager Utraquisten, ohne innere Spaltungen und Zersetzungen, insbesondere nach dem Tode Gregors im Jahre 1473, ging es zwar auch bei ihnen nicht vorwärts, allein eine Macht im böhmischen Staate bedeuteten sie schon zu Beginn der Regierung König Wladislaws und von dieser Zeit an breiteten sie sich immer weiter aus und gruben den Utraquisten den Boden im Lande ab.

Und von der andern Seite bedrohte die Utraquisten der, wenn auch nicht so sehr an Volkszahl, wohl aber an Ansehen und Einfluß wachsende Katholizismus. Mit der Wahl des polnischen Wladislaw war nun auch das Königshaus katholisch, neben den vielen mächtigen katholischen Adelsgeschlechtern: Rosenberg, Neuhaus, Sternberg, Hasenburg, Guttenstein, Schwamberg, Kolowrat, Schwihau, Riesenberg und anderen. Sie hatten die meisten hohen Ämter inne, besetzten die Pfarrherrn- und andere geistliche Stellen auf ihren ausgedehnten Gütern mit Katholiken. Nicht anders als auf dem Lande entwickelten sich die religiösen Dinge in den Städten, vor allem in Prag. Am 22. April 1467 hatte König Georg den deutschen Egerern, denen wegen ihrer Treue und Anhänglichkeit zu ihm

die Strafe des Bannes drohte, zugesichert, sie „in der gewohnlichen Form der heiligen römischen Kirchen, als eure Eltern und ihr selbs hergebracht habt, . . . zu schützen und schirmen" und stellte zugleich fest, daß „hie zu Prage" eine „große Zahl" von Katholiken leben, „viele Klöster und Kirchen in derselben Form sich halten", d. h. katholisch seien.[6] Dieser starke Zusatz an Katholiken bewirkte es, daß Prag seit Georgs von Podiebrad Tod wiederum das Aussehen einer religiös gemischten Stadt annahm, in der man es am ehesten versuchen konnte, das Ausgleichswerk der vollen Versöhnung einzuleiten. Es war ganz die gleiche Lage wie vor den Septembertagen 1448, als die katholischen Barone und die gemäßigten Utraquisten das Übergewicht in der Hauptstadt zu haben meinten und dann durch die Verbindung Georgs von Podiebrad mit den taboritisch gesinnten Massen plötzlich entwurzelt wurden. Nur fehlte es diesmal an einer so machtvoll gebietenden Persönlichkeit, die die Bewegung nach ihrem Willen zu leiten und unnütze Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten hintanzuhalten vermocht hätte. König Wladislaw, an sich schwach und ohne Einfluß auf die Parteien, befand sich wegen der in Prag und in Böhmen wütenden Pest in Mähren, in Trebitsch; sein Stellvertreter auf dem Hradschin, Burggraf Medek von Waldek, und die übrigen hohen Beamten ließen sich von der Bewegung überraschen; ebenso der zur Partei des gemäßigten Utraquismus gehörige Prager Stadtrat. So konnte am 24. September 1483 in Prag ein Aufstand ausbrechen, der an den Sturm des 17. August 1419 nach König Wenzels Tod gemahnt.

Als plötzlich in der neunten Morgenstunde die großen Glocken in der Teinkirche ertönten, die nur in außergewöhnlichen Fällen geläutet wurden, ahnten die versammelten Ratsherren gar nicht, was sich vorbereitete. Sofort war aber auch schon „der Povel des Volkes" beisammen, stürmte bewaffnet das Rathaus unter den Rufen „zabaj, zabaj (schlag tot, schlag tot)". Der Stadtrichter, etliche Ratsherrn wurden sofort niedergemacht und aus den Fenstern des Rathauses in die angesammelte Menge geworfen, die übrigen in Haft genommen. Auf

dem Neustädter Rathaus kamen auf diese Weise sieben Ratsherren um, einige, weil die wütende Menge es verhinderte, die beim ersten Angriff schwer Verwundeten zu verbinden und zu pflegen. Zwei Tage später wurden fünf von den Verhafteten nach schweren Foltern und Martern, die sie überstanden hatten, geköpft und ihre Leichen auf der Erde liegen gelassen, „als die Hunde uf dem Steinwege oder uf dem Plahen".

Mit diesem Sturm gegen das Stadtregiment verband sich vom ersten Augenblicke an eine schwere Judenverfolgung, denen man „alles nahm, was sie hatten; nicht ein Nagel hatten sie ihnen lassen stecken"; ferner eine Beraubung der Kirchen und Klöster: „und nahmen da Kelche und Meßgewand, Bücher und Heiligtum und was sie ley fanden; und nemlich die ketzerischen Frauen". Mönche wurden vertrieben, Klöster bis auf den Grund zerstört, der Vorsteher der Barfüßer, von dem man vergeblich über verborgene Schätze Auskunft verlangte, wurde gemartert und schließlich geköpft, obwohl selbst „viele aus den Ketzern sprachen, ihm gescheh Ungerechtigkeit". Der Abt von Wischehrad wurde ertränkt. Und die nächsten, die die Wut der aufgereizten Massen zu fühlen bekamen, waren die Deutschen: „Darnach wo sie einen Deutzschen funden, den fingen sie; der legeten sie über einand im Gefängnis bei dritthalb hundert unde gaben ihnen nichtes anderes denn Wasser und Brot zu essen, unde nicht halb genug, also daß ihr aus ihn Hungers halben etliche starben". Wer dem Utraquismus beitrat, wie Hans Buchsenmeister von Nürnberg, „dem lassen sie das sein"; wer sich wehrte, den trieben sie aus „und nehmen ihm, was er hat". Gleichwohl versichert der Bericht: „so sind noch viel Christen (d. h. deutsche Katholiken) in der Stadt".[7]

Wenn es in anderen hussitisch gesinnten Städten, wie vornehmlich in Saaz, Kaaden, Komotau, Brüx, Laun, Schlan Nimburg, Königgrätz, Germer, nicht zu ähnlichen Ausbrüchen kam, so war doch die Angst groß, denn der Chronist fährt fort: „die armen Christen (Katholiken), die noch heimelich bei ihnen wohnen, sind in steten (beständig) voll Sorgen Tag und Nacht, unde haben sich zu der Were unde Marter geschickt (auf Verteidigung und Marter vorbereitet), unde wissen nicht den Tag

und die Stunde, wenn sie von den vermaledeiten Ketzern unde Püffen (Buben?) überfallen werden."

Der Gedanke, daß man vor neuen schweren Hussitenkämpfen stehe, drängte sich allgemein auf. Papst Sixtus IV. schrieb bereits am 4. Dezember unter diesem Eindruck an deutsche Fürsten, an den Kaiser und die Könige von Ungarn und Polen: „Ungeheurer Schmerz ist uns kürzlich widerfahren, Gott ist uns Zeuge, als wir von so viel Gräueltaten hörten, welche das böse Geschlecht der Häretiker in der Stadt Prag gegen die Gläubigen verübt hat, und wir beseufzten jenes Volk, das durch so viel harte Schläge erregt wird. Wir fürchten aber, daß solche Ungeheuerlichkeit der Häretiker, wie es zu geschehen pflegt, wenn einmal Schande und Furcht abgelegt sind, sich weiter ausbreiten könnte und in jenen Gegenden noch größeres Unheil anrichten. Deshalb haben wir sogleich, nachdem wir mit unsern Kardinälen die Sache beraten hatten, unserem Gesandten . . . geschrieben und ihm aufgetragen, mit Euren Majestäten . . . über die Wichtigkeit dieser Angelegenheit zu sprechen, was vorzukehren notwendig ist, damit dort der katholische Glauben nicht noch größeren Schaden erleide . . ."[8]

Allein die Prager Vorfälle erwiesen sich nur als ein vereinzelter, verspäteter Nachschauer der einstmaligen schweren Gewitter. In Wirklichkeit hatte der religiöse Gedanke nicht mehr die Kraft, die politische Entwicklung auf die Dauer zu bestimmen. Andere Gegensätze bedrückten Volk und Stände in weit höherem Maße.

König Wladislaw, der anfangs über die Prager äußerst aufgebracht war, verglich sich späterhin mit ihnen unter der Bedingung der Wiederherstellung der früheren Zustände, der Rückberufung der Vertriebenen und Geflüchteten, der Rückstellung der geraubten Sachen und der Entschädigung der betroffenen Personen. Genau am ersten Jahrestag des Ereignisses, am 29. September 1484, kehrte der König von Kuttenberg nach Prag zurück, ehrenvoll begrüßt; und „alles lenkte sich zum Guten, wofür Gott ewig Dank sei", schreibt ein Prager Chronist. Wenige Monate darnach wurde auf einem Kuttenberger Landtag (13. bis 20. März 1485) ein Religions-

frieden zwischen Utraquisten und Katholiken für 31 Jahre abgeschlossen, der die religiöse Frage bis zu einem gewissen Grade wenigstens für lange Zeit aus dem Brennpunkt des öffentlichen Lebens fortschob. Dieser Vertrag setzte fest, daß Katholiken und Utraquisten sich nicht weiter verfolgen noch bedrücken dürfen, weder Weltliche noch Geistliche; daß vollste Gleichberechtigung auf den Herrschaften am Lande, sowie in den Städten herrschen sollte. Katholische Herren, Ritter, Bürgerschaften, die Priester, Volk oder Untertanen unter sich haben, welche Leib und Blut Christi unter beiderlei Gestalt empfangen, sollten es ihnen nicht im mindesten wehren; und umgekehrt. Ferner sollten die Basler Kompaktaten und sonstigen Verträge, die aber gar nicht einzeln angeführt werden, ihre Macht behalten, „wie sie sind". An den Papst sollten beide Parteien eine Gesandtschaft entsenden, „damit bei Seiner Heiligkeit die entsprechenden Wege gefunden werden". Der König möge selber und durch seine Freunde, Geistliche und Weltliche, Fleiß und Mühe beim Papste verwenden, damit auch dort die Einigkeit durchgesetzt werde; wann aber Seine Majestät eine solche Gesandtschaft nach Rom absende, bleibe ihm überlassen, nur möge es recht bald geschehen und ohne Verzögerung.[9]

Die Ausgleichsstimmung benützte man, um mit den kirchlichen auch alte langwierige ständische Schwierigkeiten zwischen Hochadel, Ritterschaft und Städten auf dem Kuttenberger Landtag gütlich beizulegen. Jener erste Stand hatte nämlich den Rittern die Teilnahme am Gerichtswesen, „den Sitz in den Gerichtsbänken", den Städten sogar an den Landtagsverhandlungen überhaupt nehmen wollen. Durch die Verbindung der beiden niederen Stände, Ritterschaft und Bürgertum, wurde dieser Anschlag verhindert. Die Ritterschaft erhielt im Landrecht acht, der hohe Adel die doppelte Anzahl, sechzehn Stimmen; den königlichen Städten wurde im Landtag die sogenannte dritte Stimme zugebilligt, aber nur in Fragen, die sie betrafen.

Solche überraschende Erfolge waren recht eigentlich das Verdienst des Fürsten, der sich seit anderthalb Jahrzehnten um

den Frieden im Lande bemühte. „Wir ruhen jetzt aus unter dem Schutze König Wladislaws", schreibt 1489 Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein, von dem wir noch zu sprechen haben werden, in einem seiner die Stimmung der Zeit so getreu widerspiegelnden Briefe.[10] Wladislaws Güte und Milde, seine Freundlichkeit und seine Menschlichkeit wirkten bis zu einem gewissen Grade auf die allgemeinen Verhältnisse. Man konnte einem Herren solcher Art, einem solchen Friedensfürsten, nicht durch fortwährende Zänkereien das Leben vergällen. Volk und Land bedurften dringend einer Ruhezeit, um die Zerstörungen aller Orten wieder gutmachen zu können. Wladislaw gedachte auch hierin mit gutem Beispiele voranzugehen. Er begann im Jahre 1484 den glanzvollen Neubau der Prager Burg, der als Wladislawscher Trakt dauernd seinen Namen trägt, wenn er auch später durch den großen Brand von 1541 zum Teil zerstört wurde. Ebenso dürfte die Fortführung des Prachtbaues der Barbarakirche in der königlichen Bergstadt Kuttenberg, der 1419 durch den Ausbruch der Hussitenkriege unterbrochen worden war, des Pürglitzer Schlosses, vielleicht auch die Errichtung des Prager Pulverturmes im Jahre 1476 auf Anregungen des Königs zurückgehen. Es gab so viel vor Jahrzehnten begonnene und unterbrochene Bauten im Lande fortzuführen, wiederherzustellen, instandzusetzen. Es fehlte auch nicht an fremden und einheimischen Baumeistern — Benedikt Rieth von Laun und Mathias Raisek sind die bekanntesten — und Künstlern auf den verschiedensten Gebieten, die sich gerne den Arbeiten unterzogen hätten.[11]

Wenn gleichwohl die Kunsttätigkeit in Böhmen und Mähren sich damals nur auf das Notwendigste beschränkte, so erklärt sich das aus dem Mangel an allgemeiner Schaffensfreudigkeit. Der König und einige besonders reiche Adelsfamilien konnten bauen und schaffen, den andern Ständen und Schichten des Volkes fehlten die Mittel oder sie schlossen sich aus Unverständnis von selber aus. Die berufensten Anreger, die für solche Aufgaben Sinn und an ihrer Durchführung Freude hatten, der bodenständige Bürgerstand und die alte Kirche, zählten nicht mehr. Auch entbehrte man des innigeren Zusammenhangs mit den Nachbarländern.

Es ist nicht anders, wenn wir unsere Aufmerksamkeit dem geistig-wissenschaftlichen Leben zuwenden. Auch da zeigen sich zwar eifrige aber hoffnungslose Versuche, den entnervten Körper zu neuer Tätigkeit anzustacheln.

Die alte Universität besteht noch, aber in welch kläglichem Zustand. Auf Grund zeitgenössischer Berichte wurde er schon oft geschildert: „Der Stand der Prager hohen Schule war damals (am Ende des 15. Jahrhunderts) sehr traurig. Die Universität war seit den Zeiten der Hussitenkriege immer tiefer gesunken, wurde ein Tummelplatz religiöser Streitigkeiten und entfremdete sich dadurch ihrem wahren Zwecke. Fremde suchten sie schon lange nicht auf, aber auch ein großer Teil des böhmischen Volkes entfernte sich von ihr, da sie ausschließlich in Diensten des Utraquismus stand. Die katholischen Adligen schickten ihre Söhne zum Studium in die Fremde. Aber auch die Utraquisten kümmerten sich um ihr sogenanntes „Kleinod“ nicht sehr. . . Die Universität sank unter ihrer Herrschaft zu einer gewöhnlichen Partikularschule herab und bewahrte schließlich nur noch die artistische (philosophische) Fakultät, und auch hier waren die Vorlesungen aufs niedrigste gesunken, die Hörerzahl war so gering, daß oft die Prüfungen aus Mangel an Kandidaten entfallen mußten“. „Sie war oft im 15. Jahrhundert zum Auslöschen“. „Auch stak sie im Sumpf der Scholastik und ließ den neuen Geist des Humanismus nicht eindringen“. „Von allen mittelalterlichen Universitäten war die Prager die allerletzte, an der die neuen humanistischen Studien eine entsprechende und dauernde Vertretung fanden, erst im 16. Jahrhundert“.[12]

Es gab wohl Männer in Böhmen und Mähren, die das Übel erkannten und sich bemühten, die kirchliche und politische Absonderung nicht auch noch auf das geistige Gebiet übergreifen zu lassen, vielmehr sie durch die neue Kultur des Humanismus zu überwinden, die sich anschickte die Welt zu erobern und die Menschheit aus dem Mittelalter in die neue Zeit hinüberzuführen. Und welches Land wäre seiner Vergangenheit nach berufener gewesen in dieser Entwicklung eine Führerrolle zu spielen, als Böhmen, das diese Aufgabe schon

lange vorher auf sich genommen hatte, aber durch das Verhängnis der Hussitenkriege darin aufgehalten worden war. Einstmals, im 14. Jahrhundert, unter Kaiser Karl IV. hatte der humanistische Geist auf böhmisch-mährischem Boden Wurzel gefaßt. Die italienischen Humanisten, vor allem Petrarca und Cola die Rienzo setzten alle ihre Hoffnungen auf Böhmen. Die Wiederbelebung des Kaisertums, die Erneuerung des römischen Reiches, das auch Italien aus seiner inneren Zersplitterung und Ohnmacht herausreißen würde, erwarteten sie von Karl. Und als diese Erwartungen nicht in Erfüllung gingen, da glaubten die Epigonen sich noch an seinen Sohn, Wenzel IV. klammern zu sollen. Der böhmische Humanismus des 14. Jahrhunderts war wie die ganze damalige Kultur eine Treibhausblüte, die im freien Erdreich des Landes keine Wurzeln fassen konnte. Und als unter ungleich günstigeren Bedingungen ein Jahrhundert später humanistischer Geist und humanistische Bildung überall in Deutschland emporkeimte, war Böhmens Boden bereits durch die Hussitenkriege zum großen Teil vertrocknet. Es gab nur noch Oasen in einer Wüste. Der merkwürdige Ausspruch des Eneas Silvius: „Dieses treulose Geschlecht von Menschen hat nur das eine Gute, daß es die Wissenschaften liebt (quia litteras amat)",[13] ist sicherlich nur so zu deuten, daß er dabei entweder an die übereifrige Beschäftigung der utraquistischen Magister, ja auch von Leuten aus dem Volke mit der Bibel und anderen kirchlichen Schriften denkt oder an die zahlreichen Gelehrten, die sich in Italien oder Deutschland Wissen holten, ohne es aber in der Heimat zum allgemeinen Wohle verwerten zu können. Hatte Silvius, „der Apostel des Humanismus in Mitteleuropa", doch selbst mehrfache Beziehungen zu verwandten Geistern daselbst schon um die Mitte des Jahrhunderts. Mit gutem Grunde hat man auch jenen von uns früher erwähnten Dialog des in Italien ausgebildeten Johannes von Rabstein „die große Streitschrift zwischen Mittelalter und Neuzeit" genannt. Aber trotzdem Johannes geistig und sittlich über viele seiner Zeitgenossen in Böhmen hervorragte, mußte er sich bescheiden, als Propst von Wischehrad sein Leben „in glücklichem, wissenschaft-

lichem Stilleben" zu verbringen. Nicht anders erging es anderen Vertretern der neuen Richtung, unter denen neben dem Bischof Prothasius von Olmütz (1457—1482) einige Mitglieder des hohen Adels erscheinen: Udalrich von Rosenberg auf Krumau, Ladislaus von Boskowitz in Mährisch-Trübau, der Begründer einer großartigen Bibliothek, und alle überragend der als „Leuchte der Böhmen" und „göttlicher Dichter" gepriesene Bohuslaus Hassenstein von Lobkowitz (1460—1510). Er war ein Jünger des italienischen Humanismus, aber hingezogen fühlte er sich zu Deutschland und dessen Geistesleben, wie er denn auch in dem berühmten Briefe vom 27. September (1507) von sich sagt: „Ich bin gewiß ein Deutscher, bekenne es und rühme mich dessen";[14] als solcher aber ein böhmischer Patriot, der an dem Elend seiner Heimat schwer trug, weil er, der sich viel mit Geschichte beschäftigte — er schrieb auch eine verloren gegangene Chronik von Böhmen — den Irrweg erkannte, auf dem man sich befand. Auch er gab sich Mühe, durch geistiges Schaffen, durch Anlegung von Sammlungen, Bücher- und Handschriftenschätzen neue Mittelpunkte kulturellen Lebens zu begründen. Es war alles umsonst. Ein Jahr vor seinem Tode hatte er in einem Briefe an seinen Freund Johann Schlechta von Wschehrd der völligen Hoffnungslosigkeit, von der er überzeugt war, in dem kurzen Satz Ausdruck gegeben: „Denn unser Staatswesen ist verderbter und verdorbener, als daß es gebessert werden könnte". Seine Briefe, von denen allerdings auch nur ein Bruchteil erhalten ist, sind nicht nur klare Zeugnisse seines eigenen Innenlebens, sondern ein Spiegelbild der damaligen politischen und geistigen Zustände in Böhmen überhaupt.

Er sieht — in der berühmten Schilderung Prags von ungefähr 1489 — vor allem trotz des Friedensschlusses von 1485 den religiösen Kampf nicht beendigt, weil die Voraussetzungen für einen solchen nicht behoben wurden. „Eine große Freiheit herrscht bei diesem Volke — so schreibt er — was den Aberglauben betrifft und niemandem gereicht es zum Schaden, welchem Bekenntnis er will anzuhängen. Sieht man von Wiklefiten und sogenannten Pikarden — gemeint sind Utra-

quisten und Böhmische Brüder — ab, so gibt es solche, die Jesus Christus überhaupt leugnen, andere die behaupten, daß unsere Seele mit dem Körper zugleich stirbt, solche die vorgeben, daß jeder in seinem Glauben selig werden könne, sehr viele, die alles Überirdische und Unterirdische für erdichtet erklären, um über zahllose ähnliche Anschauungen hinweg zu gehen. Und darüber nicht nur nachzudenken, sondern öffentlich zu predigen, ist erlaubt. Über Glaubensfragen disputiert man allerorten: Greise und Jünglinge, Männer und Frauen lehren und erklären die heilige Schrift, die sie nie gelernt haben. Jede Sekte, wenn sie nur erst ans Licht gekommen ist, hat auch schon Anhänger. So groß ist die Neuerungsgier bei ihnen". Dies der eine Fehler der Bevölkerung, den er feststellt. Der zweite, von dem er nicht minder offen spricht, beweist, wie wenig ernst diese scheinbare Beschäftigung mit religiösen Problemen zu nehmen ist. „Das Volk — fährt er fort — dient insgesamt nur dem Leib und kennt nichts, was wünschenswerter sein kann als Essen und Trinken. Kein Preis ist zu hoch für das, was den Gaumen reizt: mäßig sein, halten sie für einen Schimpf. Der Trunkenheit schämt man sich nicht und so oft einer den Becher in die Hand nimmt, so oft folgen ihm die anderen. Ein Bischof Roderich[15] habe daher über die Böhmen launisch gespottet, es sei ganz merkwürdig, wie es einen dürste, dürste es gleich alle. Beim Trinken vergeude man die Zeit mit Schwätzen und wie in Italien die Barbierstuben, so seien hier die Wirtshäuser die Brutstätten aller Fabeleien, denn jeder erzähle, was ihm wahrscheinlich dünke und behaupte leichthin, es von anderen gehört zu haben. Gegen Fremde sei man zuvorkommend, außer gegen solche, die sich der deutschen Sprache bedienen, denn sie halte man für die größten Gegner ihrer Religion". Wiederum, wie wir es so oft bemerkt haben, ist es nicht die Nationalität, sondern die Religion, die dem Tschechen den Deutschen entfremdet.

Vernichtend lautet Hassensteins Urteil über seine Landsleute in sittlicher Beziehung; den Frauen gesteht er nichts weiter zu als Schönheit und auffallende Üppigkeit; die weitere Kennzeichnung wirft auf sie ein schlechtes Licht.[16] Da er

einmal einen gelehrten Freund in Deutschland zu seiner Vermählung beglückwünscht in der Voraussetzung, daß dessen Gattin auch seine Liebe zu den Wissenschaften teile, fügt er hinzu: „Wenn unser Böhmen ein solches Wunder (von Frau) besäße, würde ich glauben, daß Fische unter dem Pflug gefunden werden“.[17]

Nicht minder scharf spricht er sich über den Charakter der Männer aus. Sie seien wild (feroces) und zu Stolz geneigt, so daß sie sich höher dünken als jedes ihrer Nachbarvölker. Sie geraten leicht in Aufruhr und lassen sich dann schwer wieder beruhigen; wohin sie Wut und Raserei führt, dorthin stürzen sie sich und verlassen den Ort nicht mehr, auch nicht auf vernünftigen Rat und Ermahnungen hin. Es fehle dem Volke von Natur aus nicht an Geist (ingenium), aber durch Ausschweifung und Faulheit (luxu et desidia) sei es verderbt. — Er zieht dann einen Vergleich zwischen einst und jetzt, zwischen den Zeiten Kaiser Karls IV., da Prag der vornehmste Handelsplatz (emporium) Deutschlands und dessen Namen in ganz Europa berühmt war, und heute; — „aus was für einer Höhe von Ruhm und Würde sind wir herabgestürzt, weil wir mehr wissen wollen, als zu wissen nötig ist, und unsere besonderen Vorteile dem öffentlichen Wohl voransetzen“.

Ihm, dem welterfahrenen, vielgereisten Manne entgeht auch nicht der wirtschaftliche Stillstand oder Rückgang im Lande. Sehr bezeichnend sagt er einmal: „Unter so vielen tausenden Handwerkern, die wir gewohnt sind Mechaniker zu nennen, findet man kaum einen, der sich durch besondere Kenntnisse in seinem Fach auszeichnen würde“. Den gleichen Eindruck hatte schon etwa zwanzig Jahre früher, unter der Regierung Georgs von Podiebrad, den man so oft als einen Erneuerer des wirtschaftlichen Lebens in Böhmen hinstellt, einer seiner ersten Ratgeber Magister Paul Zidek, der für den König eine Art „Handbuch der Verwaltung (Spravovna)“ geschrieben hatte.[18] Auf Anstiften der utraquistischen Geistlichen, erklärt dieser, ist es selbst tüchtigen Handwerkern und Kaufleuten nicht erlaubt sich niederzulassen, bevor sie sich nicht zu dem der ganzen Welt verhaßten utraquistischen Glauben bekennen.

Es gereiche dem König überall zu großem Nachteil, daß er das zulasse; es vermindere die Herrschaft, den Ruhm und Reichtum des Königreichs, denn jeder König sei um so gefeierter, je mehr Volk er unter sich habe und je reicher das Volk unter ihm sei. Einstmals habe es in Prag reiche Leute gegeben, die Kauher, Rotleb u. a., die mehr Gold hatten, als jetzt die Prager Bürger Silber. Die Straße der Goldschmiede sei voll von Goldschmieden gewesen, jetzt stehe sie verlassen da und könne nicht einmal Trödler bekommen. Das sei leider eine schlechte Wirtschaft und halte sie lange an, müsse Prag veröden. Denn, so sagt er an anderer Stelle, das Volk sei für viele Handwerke dumm (hlaupí), insbesondere für Berg- und Hüttenbau, für die Bearbeitung von Gold, Silber, Kupfer, Messing, Zinn, ebenso für Seidenweberei. Zur Bearbeitung solcher feinen Sachen eignen sich die Tschechen allein ohne die Deutschen nicht (sami Čechové bez Němcuov se nehodí). Und was den Handel anlangt, bemerkt er, daß in früheren Zeiten zum Bewundern feine Werke (na divy čistá diela) von Prag nach Wien, Nürnberg, Venedig, Rom ausgeführt und von dort andere eingeführt wurden . . . Die Handwerker hätten doch gegen das Handwerk nichts verbrochen, daß man sie verjage.

Das sind gewichtige Urteile von Zeitgenossen, die man nicht darum unterschätzen darf, weil es Katholiken waren, die so sprachen. Man kann durchaus der Meinung beipflichten, die neue tschechische Geschichtsschreiber mit soviel Eifer vertreten,[19] daß fast alle Handwerke und Geschäfte in Prag und den anderen Städten Böhmens und Mährens weiter bestanden, wie im glanzvollen 14. Jahrhundert, da die Deutschen die Hauptträger des ganzen Wirtschaftslebens waren. Handel und Handwerk, Geschäft und Verkehr haben natürlich nicht aufgehört; sie wurden weder durch die Hussitenkriege, noch in der folgenden Leidenszeit ausgemerzt. Es handelt sich nicht um die Zahl der Gewerbe und sonstigen Tätigkeiten, sondern um die Art; und die litt durch den Abschluß von Deutschland, durch die Niederhaltung und Erschwerung aller Mitarbeit der Deutschen.

Ewig denkwürdig bleibt wohl die wichtige Nachricht, daß ein Prokop Waldvogel aus Prag in den Jahren 1444—1446 in Avignon, der alten Papstresidenz, die Kunst des Buchdruckes übte, die er vielleicht unmittelbar von Guttenberg in Straßburg erlernt hatte.[20] Er war, wie ein tschechischer Forscher erklärt, „offenbar kein Zugehöriger unseres Volkes", somit also ein Deutschböhme, dessen Geschlecht sich in Prag schon am Ende des 14. Jahrhunderts nachweisen läßt und trotz Hussitenkriege dort verblieben war. Dem Deutschen war aber jede Betätigung in seiner Heimat unmöglich gemacht, er mußte seine Kenntnisse, die für Böhmen damals hätten epochal werden können, in die Fremde tragen. Ganz ebenso verließ einige Jahrzehnte später Sigmund Hruby von Jeleni, der sich mit klassischer Literatur beschäftigte, Böhmen und arbeitete lieber in der berühmten Druckerei Frobenius in Basel, als in der Heimat. — Der auf ausschließlich national-tschechischem Standpunkt fußende Utraquismus verhinderte im Lande jeden Fortschritt.

Das Deutschtum und die deutsche Sprache wurden aus Angst vor dem Katholizismus zurückgedrängt, wo und wie es nur möglich war.[21] Was nicht während der Hussitenkriege durch „Kampf, Austreibung, Flucht und haufenweises Erschlagen" vernichtet worden war, bekam später die planvollen Tschechisierungsversuche zu fühlen. Denn merkwürdigerweise hatte das Deutschtum jene furchtbare Zeit mit sehr ansehnlichen Resten, die wahrscheinlich selbst in Böhmen weit bedeutender sein dürften als man annimmt, überstanden. Die Palackysche Ansicht, als ob noch um 1453 „in den Städten des Königreiches, Eger, Kaaden und Brüx ausgenommen, das Deutsche kaum irgendwo zu hören war", gilt allgemein als Übertreibung.[22] Schon 1437, ein Jahr nach dem Iglauer Friedensschluß zwischen Kaiser Sigmund und den Böhmen, in den auch die Deutschenverbote aufgenommen waren, beschwerte man sich, daß entgegen den Vereinbarungen Fremde Ämter innehaben und richten, „zum großen Schimpf der tschechischen Sprache"; 1443 beklagten sich die Taborer bei Ulrich von Rosenberg, „daß einige böhmische Herren, die sich bemühen, die deutsche Sprache emporzubringen und die tschechische zu

schwächen, Deutsche ins Land bringen" und sprechen die Befürchtung aus, daß durch jene, die die deutsche Sprache immer emporzubringen trachten, dem Land Schaden zugefügt werde".[23] Das bezieht sich auf Vorkommnisse in Südböhmen. Gleichzeitig erfahren wir, daß Aussig (1443) einen fast ausschließlich deutschen Rat besaß, in Graupen (1444) alle Bürgernamen deutsch waren, Böhmisch-Kamnitz während des ganzen 15. Jahrhunderts deutsch geblieben war, in Kuttenberg die gesamten Bergarbeiter, in Chrudim viele Handwerker deutsch waren, in Dux, Brüx, Kaaden, Komotau, im Tepler Gebiet die deutsche Sprache auch nach den Hussitenkriegen vorwiegend oder gar ausschließlich in Verwendung stand. Bis zu einem gewissen Grade erhielten sich diese Verhältnisse trotz mancher Wandlungen im einzelnen auch später. Es darf schon hier erwähnt werden, daß der Hassensteiner einmal im Jahre 1505 schreibt, das Volk in Kaaden sei zum größeren Teile der tschechischen Sprache unkundig. In derselben Zeit empfiehlt er dem Kanzler der Prager Altstadt Magister Johann Paschek einen Egerer Bürgersohn aus angesehenster Familie, Johann Schmidl, der dort tschechisch lernen will, was somit in Eger unmöglich war.[24] Aber auch für Prag selbst sind Belege für das Vorhandensein von Deutschen nach den Hussitenkriegen zu erbringen. Im Jahre 1448, als Georg von Podiebrad die Stadt besetzte, „gab es", so heißt es in der gleichzeitigen Chronik, „schon viele Studenten und Meister in den Kollegien"; 1446 war Heinrich Dornde aus Mühlhausen Dekan, andere Lehrer stammten aus Erfurt, Leipzig, Frankfurt. Die Schüler waren, wie man wohl mit Recht annimmt, Deutsche aus Böhmen, wiewohl gerade aus den deutschen Gegenden Böhmens (aus Eger, Graupen, Elbogen, Kamnitz) viele Studenten nach Italien zogen.[25] Das beweist, daß nicht nur alle Einwanderungsverbote sich nicht aufrechterhalten ließen, sondern daß auch das einheimische Deutschtum sich langsam emporrang. Es war ja doch im Grunde genommen durch die Hussitenkriege nur eine ungeheuer starke Tschechisierung zahlloser Deutscher und deutscher Ortschaften eingetreten. Es bedurfte gar keiner besonders starken Zuwanderung fremder Deutscher, sondern

bloß ruhigerer Zeitumstände, um den naturgemäßen Rückwandlungsprozeß zu ermöglichen. Er wurde gewiß durch die wenn auch nur kurze Regierung des deutschen Habsburgers Albrecht II. gefördert, dann allerdings wieder unter Georg von Podiebrad und den beiden polnischen Königen zurückgehalten. Aber das Deutschtum ganz auszuschalten, geschweige völlig aufzusaugen, war schon damals ein Ding der Unmöglichkeit. „Es zeigte sich nämlich, daß die Tschechen die Deutschen, deren Zuzug sie abwehrten, nicht überall ersetzen konnten . . .; wirtschaftliche Ursachen zwangen daher den König und die böhmischen Stände zur Milderung ihrer grundsätzlichen deutschfeindlichen Politik; . . . es ist bemerkenswert, daß in einer Zeit stark entwickelten tschechischnationalen Bewußtseins den deutschen Gemeinden in der Sprachenfrage scheinbar vollkommene Freiheit gelassen wurde, die erst später die Koldinischen Stadtrechte einzuschränken suchte; aber ohne Erfolg", ist das Urteil eines tschechischen Historikers.[26]

Wiederum war es der Adel, der auch bei diesen Versuchen, das Deutschtum zurückzudämmen, den Ton angab und seinen Standpunkt durchzusetzen versuchte. Er selber hörte auf, deutsch zu sprechen, zu lernen, zu verstehen; gewiß nur ein Teil, aber immerhin in den maßgebendsten Kreisen. Schon Georg von Podiebrad dürfte außer der tschechischen keine andere Sprache gekannt haben. Der Oberstburggraf von Prag Sdenko Leo von Rosenthal, dessen wir noch als des höchsten Landesbeamten unter Wladislaw und Ludwig zu gedenken haben werden, ebenso der Obersthauptmann von Böhmen Radislaw Berkowsky von Schebirow erklären selber, daß ihnen die deutsche Sprache fremd ist. Noch 1516 verkaufte ein Trzka von Lippa die großen Herrschaften Tetschen, Kamnitz, Bensen und Sandau an die aus Sachsen stammenden Saalhausen, weil ihm in Nordböhmen „die Wege zu schlecht und der Deutschen zu viele waren".[27]

Ob man allerdings daraus den Schluß ziehen darf, daß im 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts es selbst hochgestellten Personen nicht schwer war, sich auch ohne die Kenntnis der deutschen Sprache zu behelfen, möge dahingestellt bleiben. Wir

wissen, welche wichtige Stellung bei Georg von Podiebrad der deutsche Sekretär Georg Jost von Einsiedeln einnahm. Und Paul Zidek belehrte den König, daß „man durch eine Sprache das Königreich gewiß nicht fördert, sondern nur durch die Verschiedenheit der Sprachen und des Volkes“. Er gibt ihm zwar eine sehr unrichtige Darstellung von der Entwicklung beider Sprachen, des Deutschen und Tschechischen, in der Landesverwaltung seit Karl IV., fordert aber mit Recht die Kenntnis beider und verurteilt die ausschließliche Herrschaft des Tschechischen: „Leider gefällt mir der jetzige Zustand nicht, denn Ruhe haben wir dabei nicht. Gerechtigkeit, Ordnung, Liebe, die ganze Eintracht sind gefallen“.[28]

Allein der Adel ging in seiner Einseitigkeit und blinden Feindseligkeit gegen das Deutsche immer noch weiter. Man suchte das Tschechische zur ausschließlichen Amtssprache zu erheben, zum mindesten in der Landesverwaltung. In Mähren gebot schon ein Landtagsbeschluß vom Jahre 1480, daß die Einlagen in die Landtafel nur in tschechischer Sprache erfolgen durften.[29] Im Jahre 1495 folgte der böhmische Landtag diesem Beispiele, wobei allerdings die königlichen Schreiben ausgenommen wurden, die in ihrem ursprünglichen Wortlaut, lateinisch oder deutsch, eingetragen werden mußten. Ähnliche Bestimmungen wurden schließlich dem Obersten Gerichtshof, dem Landrecht, durch die Wladislawsche Landesordnung von 1500 gegeben.[30]

Zu dieser Unterstützung und Förderung der einen Landessprache kamen noch hinzu die Bemühungen einiger Literaten, das Tschechische auch zur Schriftsprache auszubilden. In vorderster Linie steht Viktorin Kornel von Wschehrd (1460—1520) aus Chrudim, der berühmte Verfasser der „Neun Bücher vom Rechte des Landes Böhmen“ aus den Jahren 1495—1499,[31] der damals das bedeutsame Wort ausgesprochen hat: „Obgleich auch ich vielleicht lateinisch schreiben könnte, wie andere, aber wissend, daß ich ein Tscheche bin, will ich lateinisch lernen, aber tschechisch schreiben und sprechen“. Oder Wenzel Pisensis (1482—1511), der versuchen wollte, ob die tschechische Sprache so reich sei, daß sie, „ohne Bettelei bei deutschem Gefasel oder

lateinischem Mischmasch" selbständig dieselbe Sache so ausdrücken könne, wie die Griechen sie ausdrücken würden.

Man kann daraus erkennen, wie von allen Seiten daran gearbeitet wurde, Böhmen in einen tschechisch-nationalen Staat umzuwandeln und nicht mit Unrecht wurde erst kürzlich wieder erklärt: „Nie vorher oder nachher war die tschechische Sprache amtlich so ausgezeichnet geschützt, wie im 15. und 16. Jahrhundert". Dennoch herrscht überall politischer, sittlicher und geistiger Niedergang und Hassenstein will, wie er in einem seiner Epigramme schreibt, lieber die Pestgefahr in Bologna überdauern, als das Elend der Heimat mitansehen, denn, so sagt er, „aus dem Vaterland flieht, wer recht zu leben bestrebt ist, da im Vaterland gut zu bleiben kaum möglich erscheint."[32] Und selbst der begeisterte Tscheche Viktorin von Wschehrd hat in einem Schreiben an Hassenstein ihm zugestanden: „Man kann in unserem Staate fast kein Glied finden, das nicht zerbrochen oder geschwächt daliegt." — Wo lag wohl die tiefere Ursache?

König Georg hatte Böhmens gefährliche Lage richtig erkannt, als er mit allen Mitteln darnach strebte, es wieder in den Mittelpunkt der deutschen Reichspolitik zu stellen, ein neuer Karl IV. zu werden. Er war seinem Ziele nicht gar so fern, wenn er nur die Scheidewand, die die Kommunion sub utraque zwischen dem damaligen Böhmen und der übrigen christlichen Welt aufrichtete, nicht allzu hoch angeschlagen hätte. Einen Schein des Rechts für die furchtbaren Hussitenkriege, ein winziges Ergebnis, den Laienkelch, wollte er seinem Volke nach all den Opfern wenigstens sichern. Daß ihm der Papst auch diesen bescheidenen Triumph nicht zugestand, daran scheiterten alle seine oder seiner Ratgeber Pläne.

Sein Nachfolger, der König aus polnischem Stamme, den Hassenstein den „bescheiden gemäßigtesten und gerechtesten Fürsten" nennt, der stets „mehr nach fremdem als eigenem Urteil handelte", unterfing sich solch hoher Aufgabe nicht. Durch stete Nachgiebigkeit jeden Anlaß zu Unzufriedenheit zu beseitigen, schien ihm oberste Regentenpflicht. Allein nicht für die Dauer vermochte dies Mittel seine heilsame Wirkung aus-

zuüben, sondern nur solange er selbst im Lande weilte. Als der „gute König" Prag verließ, um fortan in Ungarn dauernden Wohnsitz zu nehmen, somit sein unmittelbarer Einfluß aufhörte, war es um den Frieden in Böhmen geschehen.

Am 6. April 1490 war Mathias Corvinus gestorben. Unvergleichlich glücklicher in seiner langen Regierung (1458—1490) als Georg von Böhmen hatte er es doch ebensowenig wie dieser durchsetzen können, seinem Sohn Johann die Nachfolge zu sichern und eine neue Dynastie zu begründen. Am 15. Juni wurde Wladislaw zum König von Ungarn erhoben und schon am 23. Juni zog er mit einem ansehnlichen Heere, das eben für eine kriegerische Unternehmung gegen Bayern sich gesammelt hatte, dahin, um nur noch zweimal während seines weiteren Lebens für kurze Zeit nach Böhmen zurückzukehren. Dort regierten inzwischen die hohen Landesbeamten, die er an seiner Statt eingesetzt hatte. Sie erwiesen sich alle zu schwach, die böhmischen Verhältnisse auch nur auf dem Ruhepunkt zu erhalten, den Wladislaw erreicht hatte. Ein anfangs ungemein aussichtsreich scheinender Einigungsversuch zwischen dem böhmischen Utraquismus und Rom, der 1493 unternommen wurde, scheiterte wie alle früheren. Sogar Hassenstein hatte sich diesmal guten Hoffnungen hingegeben.

„Ich brenne — so schreibt er am 10. Oktober 1493 an einen Freund — von außerordentlicher Sehnsucht, daß dieses heilsame Werk, das mit solcher Zustimmung aller begonnen worden ist, ehestens zu frohem Ende komme, wie es die Besten und Eifrigsten in diesem Staate erwarten". Denn wenn, erklärt er weiter, nicht jetzt diesem Übel des religiösen Zwiespalts mit allem Eifer und Fleiß entgegengetreten werde, „dann — ich will nichts anderes prophezeien — kann man einen guten Ausgang nurmehr wünschen, nicht mehr hoffen". Er erwartet davon den größten Aufschwung im ganzen Lande. „Und von Prag gar, was soll ich sagen? Wenn mich nicht mein Gefühl täuscht, wird es binnen kurzem ein wunderbares Wachstum nehmen. Diese Hoffnung gibt mir die Annehmlichkeit des Ortes, das Klima, die Fülle an allem, was der Mensch braucht. Es wird sich füllen mit unzähligen Handelsleuten, es wird

besucht werden von der wißbegierigen Jugend. Ob jemand im Krieg oder zu Hause sich hervortun wird wollen, nach Prag, zur Lehrmeisterin solcher Künste wird er streben. Den benachbarten Fürsten und Völkern, die alle jetzt auf unsere Zwietracht ihre Hoffnung setzen, werden wir wieder zum Schrecken und zur Verehrung sein. Haß und Streit werden weichen und nicht mehr wird einer den andern als Schismatiker und Häretiker verachten, sondern als die Söhne einer Mutter in demselben Hause, das ist in der Kirche, erzogen, werden wir wieder unter gleichen Gesetzen und Einrichtungen leben". Aussichtslose Erwartungen eines Mannes, der, wie viele andere, unter den Zuständen der Heimat schwer litt, helfen wollte und zu schwach war, sie zu ändern. Anfang der neunziger Jahre plante man, ihn nach dem Tode Johanns XIV. zum Bischof von Olmütz zu machen, er wurde auch im Mai 1493 vom Kapitel einstimmig gewählt, allein die Nepotenwirtschaft am römischen Hofe hob diese gewiß glückliche Wahl auf. Weder seine Briefe an den König, noch an den Kanzler Johann von Schellenberg, dem Bohuslaw als Muster eines Beamten ein berühmtes literarisches Denkmal gesetzt hat, noch an den Administrator des Prager Erzbistum und andere Persönlichkeiten, noch auch der unmittelbare Appell des mährischen Adels an Papst Alexander VI. fruchteten. Die, die auf die „Wolle" sehen, waren glücklicher als die, die nur an das Heil der Schäfchen dachten, spottet Hassenstein selber in einem seiner Briefe.

Neue Hoffnungen knüpften sich an des Königs Wladislaw Besuch in Prag im Jahre 1497, der vom 27. Februar bis 6. Juli währte. Ein Landtag wurde abgehalten, in dem alle wichtigen Fragen zur Sprache kamen und zahlreiche Beschlüsse gefaßt wurden, ohne daß aber der abschüssige Gang der inneren Politik sich dadurch änderte. Auch Hassenstein, das mahnende Gewissen, benützte die Anwesenheit des Königs, um ihm in einem eingehenden Bericht vom 22. April die Lage zu schildern und ihn zu Entschlüssen zu drängen, von denen allein er eine Besserung der allgemeinen Verhältnisse erwartete: Wiederbesetzung des Prager Erzbistums und Wiederherstellung der katholischen Kirche in ihrer alten Macht. Er schmeichelt ihm,

übertreibt seine Erfolge. „Andere bewundern zwar, daß du so viele Reiche fast ohne Blutvergießen erworben hast, zählen die deiner Herrschaft unterworfenen Völker auf, rühmen weit und breit dein weites Reich; ich sehe in dir anderes, was größer und bewunderungswürdiger ist. Ungarn und Böhmen waren durch schwere Kriege bedrängt, litten an innerem Aufruhr, die Äcker waren verwüstet, die Dörfer rauchten in Bränden, die Märkte waren zerstört, nirgend war Achtung vor den Gesetzen, nirgend ein Platz für Billigkeit und Rechtschaffenheit: das alles hast du gefestigt, besänftigt und zur vollen Ruhe gebracht; diese zwei wildesten Völker, die immer ebenso nach Krieg als Frieden gierig sind, hast du gelehrt: daß Gesetze ertragen werden können. Das sage ich nackt ohne Übertreibung, ohne Ausschmückung und doch fürchte ich dir lästig zu sein, denn deine Natur ist: lieber gutes zu tun als gutes zu hören und du hältst es für besser, des Lobes würdig zu sein, als gelobt zu werden".

Der König verließ von neuem Prag und Böhmen für ein volles Jahrzehnt, ohne die Anregungen Bohuslaws auch nur in Erwägung gezogen zu haben. Und auch der von ihm an seiner Statt ernannte Statthalter Peter von Rosenberg, zu dem Hassenstein in freundschaftlichsten Beziehungen stand und dem er schriftlich eine eingehende Belehrung darüber gab, wie man dieses hohe Amt verwalten müsse, wurde sehr bald (1499) seiner Stellung überdrüssig; so aussichtslos erwies es sich, die immer gefährlicher sich gestaltenden Gegensätze zwischen den Ständen auszugleichen. Alles strebte einer Adelsherrschaft zu, der die übrigen Bevölkerungsschichten untertan sein sollten.

Am wehrlosesten erwies sich in diesem Kampf die Bauernschaft; sie versank damals in einen der Sklaverei ähnlichen Zustand, wie er wohl nie zuvor in Böhmen bekannt war. „Beinahe ein ganzes Jahrhundert wurde an dem Werke gearbeitet, das Landvolk in Böhmen in die Leibeigenschaft zu bringen", sagt Palacky, und weiter: „Es läßt sich nicht verkennen, daß eine der Hauptursachen dieser Veränderungen die langjährigen Hussitenunruhen und Kriege waren".[33] Erst jetzt nach der sozialen und nationalen Umwälzung, nachdem das

deutsche Bauernvolk aus weiten Gebieten des Landes verschwunden war, kam der Grundsatz in Böhmen auf: „wer nicht selbst ein Herr sei, müsse einen Herrn haben", wodurch der Fortbestand eines freien Bauerntums unmöglich gemacht wurde.[34] Nach einigen Jahrzehnten allmählicher Verschlechterung der rechtlichen Verhältnisse dieses Standes verfügte der böhmische Landtag im März 1487 die ersten gesetzlichen Maßregeln gegen den freien Abzug der Untertanen und des Gesindes. Ein Jahrzehnt später, auf dem Pfingstlandtag 1498 hatten, um Palackys Worte zu gebrauchen, „die Stände keine angelegentlichere Sorge, als durch neue Bestimmungen die erbliche Leibeigenschaft des niederen Volkes zu sichern und zu verschärfen". Wie hätte das auch anders kommen können, da schon um 1467 der mährische Landeshauptmann Ctibor von Tobitschau, von dem Palacky sagt, daß er in die Reihe jener vorzüglichen Männer gehört, auf die nicht bloß sein Volk, sondern auch das Menschengeschlecht stolz sein darf, die bezeichnenden Worte niederschrieb: „Und besonders diese Bauern (er nennt sie „Roboter") wären im Hinblick auf ihre Armseligkeit nicht wert auf der Welt geduldet zu werden, wenn sie nicht, wie der Esel, dazu gut wären, den Boden zu bearbeiten".[35] Nach Ctibors Überzeugung sind diese Roboter von Gott dem Adel, darunter er Kaiser, Könige, Fürsten, Herren, Ritter und Edelleute insgesamt versteht, „zu eigen gegeben", damit dieser nach seinem Willen mit ihnen schalte und sie auch bestrafe für ihre Sünden. Auch haben die Roboter dem Adel für diese Leitung Zins zu zahlen und Abgaben zu leisten. Das war die Auffassung von der Stellung der Bauern selbst bei den edelsten Männern jener Zeit.

Es ist bezeichnend, daß Ctibor das gesamte Volk in die drei Stände, Adel, Geistlichkeit und Roboter scheidet und einen eigenen Bürgerstand gar nicht mehr kennt oder anerkennt. Die Lage der Einwohner in den dem Adel gehörigen Städten war nicht viel besser als die der Dorfleute: Unterstellung in rechtlicher, Bedrückung in wirtschaftlicher, Abhängigkeit in religiöser Hinsicht. Die wenigen freien sogenannten königlichen Städte hatten damals Jahrzehnte lang schwer zu kämpfen

um ihr altes Recht, im Landtag überhaupt vertreten zu sein, die dritte Stimme im Landtag, wie man es nannte, zu behaupten. Der Adel betrachtete sie als Untertanen des Königs, wie die Bürger in den adeligen Städten als seine eigenen.

Der hohe Adel war am Zielpunkt seiner Bestrebungen. Er konnte nun auch getrost darangehen, seine errungenen Rechte, die Stellung, die er im Staate einnahm, gesetzlich festzulegen. In Mähren geschah es durch das sogenannte Tobitschauer Buch,[26] entstanden 1480—1490, eine Art Gesetzbuch der mährischen Landesverwaltung, das Werk des schon genannten Ctibor von Cimburg und Tobitschau, der 1469 zur höchsten Würde eines Landeshauptmannes emporgestiegen war, die er bis an sein Lebensende (1494) behauptete. Er verfaßte die Schrift auf Wunsch seiner Standesgenossen, die über die staatsrechtlichen Angelegenheiten des Landes, über das Verhältnis des Landesfürsten zu den Herren, über die Gerichtsverfassung, über Privat- und öffentliches Recht unterrichtet sein wollten. Und Ctibor belehrte sie in streng aristokratischem Geiste: „Der Herrenstand herrscht über das Land und richtet, die Landedelleute sowie die Bürger sind in ihren Rechten möglichst beschränkt, dem Bauer liegt es ob, Frondienste zu leisten und zu zahlen".

Noch stärker ausgeprägt ist dieser Grundzug in der von den böhmischen Ständen 1500 herausgegebenen sogenannten Wladislawschen Landesordnung, dem „ersten offiziellen Gesetzbuch".[27] Sie ist das Werk eines Mannes rittermäßigen Standes, Albrecht Rendl von Uschau, der sich hiedurch den Ruf eines böhmischen Machiavelli erwarb, indem im Lande fortan „rendeln" soviel bedeutete, wie eigenmächtiges Fälschen von Rechten. Im Dekanatsbuch der Prager Universität heißt es von Rendl, er habe die alten Gesetze Böhmens verschlechtert und verderbt, indem er viele ganz beseitigte, andere beschränkte, diese verkehrte, jene veränderte. Ein anderer Zeitgenosse, dem insbesondere die Vergewaltigung der Städte durch diese „wunderlichen neuen Rendlschen Rechte" auffiel, scheute sich nicht zu erklären: „Es wäre kein Schade, wenn man auf diesen Rendlik vier Wagen trockenen Holzes aufschüttete und alle diese Be-

schlüsse (nálezy, auch Erfindungen) mit ihm verbrannte, damit kein Mensch sich je daran versuche".[26]

Nun verließ auch Hassenstein seine einstmalige Zuversicht vollkommen. Als er 1503 nach längerer Abwesenheit heimkehrte, schrieb er einem Freunde: „Wie es hier zugeht, kann ich dir ohne tiefsten Schmerz nicht schreiben. Außer den Bergen und Wäldern und den Orten, wo ich aufgewachsen, habe ich im Vaterland nichts gefunden, was mich freuen könnte. Überall wuchert Räuberunwesen, unzählige Aufstände entstehen, alle Stände murren, das Volk schielt geradezu nach den Waffen, wenn die Adeligen nicht ihre Rechte aufgeben; wir fürchten die heimischen und die auswärtigen Feinde (Bayern, Pfalz, Brandenburg, Sachsen). Die Herren unserer Regierung sind zum Herrschen bereit, die Ungerechtigkeit der einzelnen zu verfolgen sind sie aber zu schlaff, und, was schmählich zu sagen ist, sie kranken zum Teil an jener alten Krankheit des gegenseitigen Neides und stimmen nur dann überein, wenn es sich um die eigene Sache handelt; zum andern Teil dienen sie dem Genuß und der Habgier. Wenn sie auch oft zusammenkommen und Landtage abhalten, so bringen diese dem Staate keinen Nutzen. Innen und außen kein Friede und keine Hoffnung, daß die Dinge besser werden, so daß ich meinem Vaterland nichts gutes prophezeien kann". Und drei Jahre später: „Alles zielt auf den Krieg hin, und kommt nicht die Pest, die in den Nachbarländern schon haust, und hemmt unsern Aufruhr, dann bricht im nächsten Frühjahr (1507) der innere Krieg aus". Von Brief zu Brief steigert sich sein Unmut und seine Verzweiflung. Ein Freund aus Nürnberg, Bernhard Adelmann, schildert ihm die traurigen Verhältnisse im Reich. Darauf antwortet er: „Wie du mir das Leben in Deutschland schilderst, hast du unbewußt zugleich das unsere gezeichnet, und da ich deinen Brief las, glaubte ich wie in einem Spiegel unsere Verderbnis und unsere Wirren zu sehen. Aber uns droht nicht nur Bürgerkrieg und alles was daraus folgt, sondern Verwüstung, Zusammenbruch, Untergang, und was die großen Reiche einzeln zugrunde zu richten pflegt, das häuft sich auf uns insgesamt zusammen. Außerordentlich ist der Hochmut

und der Neid unserer Vornehmen . . . unglaublich die Faulheit aller unserer Klassen . . . , in Begierden und Vergnügungen kein Maß . . .; Geschenken und Bestechungen sind wir derart zugänglich, daß nichts bei uns nicht käuflich ist . . . Was die Religion anlangt, so ist es schon so weit gekommen, daß die meisten dem Dogma des Diagoras und Theodorus verfallen Himmel und Hölle leugnen und . . . sagen: Aus nichts sind wir geboren und nachher werden wir sein, als ob wir nie geboren gewesen wären. Und niemand tritt dieser tödlichen Krankheit entgegen, nicht die Geistlichen . . . nicht die Weltlichen . . . Der König selber, dessen Frömmigkeit und Glauben alle christlichen Völker preisen und bewundern, ist entweder durch das Alter für die Geschäfte lässiger geworden oder überdrüssig unseres Wesens und lebt bei den Ungarn, als ob er an Schlafsucht litte. Darnach kannst du beurteilen wie mir, der ich bei diesem Geschlechte lebe, zu Mute ist. Einst freilich unter den Ottonen, Heinrichen, Friedrichen, als Deutschland blühte, da wuchs auch unsere Macht ins unendliche und als der edelste Teil eures Reiches galt Böhmen; jetzt aber, da euer Staatswesen wankt, wanken wir nicht nur auch, sondern brechen völlig zusammen . . . . Euch reiben die Kriege auf, uns verzehrt der Rost".

Seitdem König Wladislaw das Land verlassen hatte, seit 1490, waren alle Übelstände gewachsen und wurden noch verstärkt durch die Unklarheit der dynastischen Verhältnisse für den Fall des Ablebens des Königs.

Wladislaw war lange unvermählt geblieben. Erst 1502, im Alter von 46 Jahren, heiratete er eine nahe Verwandte König Ludwigs XII. von Frankreich, Anna von Foix-Kendal. Sie gebar ihm zwei Kinder, 1505 Anna, 1506 Ludwig, starb aber bald darauf. Schon mit drei Jahren wurde der Sohn zuerst zum König von Ungarn, dann in Prag am 11. März 1509 zum König von Böhmen gekrönt. Aber seine Erziehung genoß Ludwig in Ungarn. Ob er wirklich tschechisch gesprochen hat, bleibt fraglich, da noch im Jahre 1514 Wladislaw zweimal die böhmischen Stände um einen Lehrer für Ludwig ersuchte und auf die Nachteile hinwies, die aus der Unkenntnis der

Sprache entstehen würden. Bei Lebzeiten seines Vaters kam er nicht mehr nach Böhmen. Im Jahre 1515 wurde er am 20. Juli in Wien von Kaiser Maximilian an Sohnes Statt angenommen, sogar mit der Zusicherung, die deutsche Kaiserkrone dereinst zu erhalten. Zwei Tage später erfolgte daselbst die merkwürdige Doppelheirat: Maximilian, zum zweiten Male Witwer geworden, 56 Jahre alt, reichte der zehnjährigen ungarischen Prinzessin Anna die Hand, behielt aber einem seiner beiden Enkel, Karl oder Ferdinand, den Kindern seines verstorbenen einzigen Sohnes Philipps des Schönen von Burgund, das Recht vor, binnen Jahr und Tag an seine Stelle zu treten; König Ludwig von Ungarn und Böhmen wurde mit der österreichischen Maria, der Schwester Karls und Ferdinands getraut (s. die Stammtafel).[29]

Wenige Monate darnach, am 13. März 1516, starb König Wladislaw der Gutherzige.

Herrscher in Ungarn und Böhmen war nun ein zehnjähriges Kind. Die Stellvertretung in Böhmen übernahm der Baron Leo Sdenek von Rosental (Rozmital), den Wladislaw 1507 zum Oberstburggrafen in Prag ernannt hatte. Er war ein Neffe Georgs von Podiebrad: sein Vater und Georgs Gemahlin Johanna waren Geschwister. Es genüge hier über diese politische Gestalt, die ein Vierteljahrhundert die Geschicke des Landes lenkte, die Worte Palackys anzuführen, die dieser gebraucht, als Leo zum erstenmal in den Vordergrund trat, anläßlich seiner Ernennung zum Oberstlandrichter durch König Wladislaw im Jahre 1504: „Seine Wirksamkeit wurde für unser Vaterland wahrhaft verhängnisvoll".

Neben ihm ragten unter den Adelsgeschlechtern hervor die mächtigen ungemein reich begüterten Rosenberge und die Pernsteine, diese sowohl in Böhmen als Mähren angesessen. Ein Johann von Pernstein schaltete als Landeshauptmann in Mähren, dessen Bruder Wilhelm war das Haupt der böhmischen Linie und hatte von 1490—1514 das zweithöchste Landesamt eines Oberstlandhofmeisters inne. Es scheint auf seinen Einfluß zurückzuführen zu sein, daß gleich zu Beginn der vormundschaftlichen Regierung der Ausbruch eines Bürgerkrieges

— schon machten sich hier und dort Bauernunruhen bemerkbar — hintangehalten wurde, hauptsächlich durch eine rechtzeitige Verständigung des Adels mit dem Bürgerstand. Man schloß auf dem St. Wenzelslandtag 1517 über die wichtigsten Streitpunkte — Zuständigkeit von Stadtgericht und Landrecht, Teilnahme der Städte an den Landtagen, Bierbraugerechtigkeit, Steuern, Zölle — den sogenannten St. Wenzelsvertrag vom 24. Oktober, der die Ruhe für längere Zeit verbürgte. „Und der bedeutendste Urheber dieses Vertrages war Herr Wilhelm d. Ä. von Pernstein, der sich schon mehrere Jahre darum bemühte und viel arbeitete, damit die Böhmen sich allein einigten ohne fremde Völker, welche die Natur der Böhmen nicht kennen", schreibt der gleichzeitige Prager Chronist. Ihm mochte der Erfolg groß scheinen angesichts der Gefahren, die dadurch für den Augenblick beschworen worden waren. Allein es währte nicht lang und neue ständische Streitigkeiten brachen aus, ja sogar Zerwürfnisse zwischen den beiden Ländern Böhmen und Mähren, die den Oberstburggrafen Rosental zu dem Ausspruche veranlaßten: „Ich habe gehört, daß das Königreich Böhmen das Haupt und die Markgrafschaft Mähren ein Glied ist; allein daran liegt nicht viel, wir könnten auch leibliche Brüder sein, wenn wir nicht miteinander gut sein wollen".[40]

Das Grundübel lag in dem Mangel einer die ständischen Gegensätze gerecht ausgleichenden, die politischen und wirtschaftlichen Übergriffe des hohen Adels eindämmenden königlichen Macht. War Wladislaw seiner Natur nach dieser Aufgabe nicht gewachsen, so Ludwig infolge seiner Jugend. Damit hing es wohl auch zusammen, daß seine Anwartschaft auf den deutschen Kaiserthron, die er 1515 verbrieft erhalten hatte, gar nicht in Frage kam, als dieser durch den Tod Maximilians I. am 19. Januar 1519 erledigt wurde. Dessen älterer Enkel, der König von Spanien wurde als Karl V. in Frankfurt a. M. am 28. Juni 1519 von den Kurfürsten einstimmig gewählt. Ludwig hatte sich als böhmischer König und deutscher Kurfürst vertreten lassen und für seinen Schwager gestimmt.

Die ganze Entwicklung schien dahin zu zielen, wie es auch schon Kaiser Maximilian I. im Auge hatte, die österreichische, böhmische und ungarische Ländergruppe einander näher zu bringen und sie unter dem Schutze des deutschen Kaisertums zusammenzuschließen zum „Schild und zur Vormauer des Christentums“ gegen das türkische Heidentum, das seit der Eroberung Konstantinopels am 29. Mai 1453 zu einer großen Gefahr für ganz Mitteleuropa heranwuchs. Die lange Vereinsamung Böhmens schien beseitigt werden zu sollen durch den Gang der Weltgeschichte. Die Außenpolitik begann unter König Ludwig Einfluß zu gewinnen auf Böhmens innere Verhältnisse. Und nicht nur in politischer, auch in religiöser Hinsicht.

Weder Papst noch Kaiser hatten den Utraquismus aus Böhmen und Mähren auszumerzen vermocht; nicht durch Gewalt noch durch Güte, nicht durch Kampf noch durch Verhandlungen, nicht mit kirchlichen noch politischen Mitteln. Streng katholische Fürsten regierten im Lande und waren doch machtlos angesichts der Abneigung des Volkes gegen die alte Kirche. Aber umgekehrt erwies sich die religiöse Bewegung in Böhmen unfähig, sich über die engen Grenzen ihrer Heimat auszudehnen, ihre Idee weiter zu verbreiten. Der englische Wiclifismus hatte im Sturme Böhmen erobert, der in nationale Bande gefesselte Hussitismus blieb unfruchtbar. Allerdings der soziale Grundgedanke des Hussitismus, die geheime Feindschaft wider die Priesterschaft und die Reichen schwirrte während des ganzen 15. Jahrhunderts auch durch die deutschen Lande.[41] Nicht nur einmal fürchtete man dort, daß nach böhmischem Muster die Massen über die Geistlichen, die Kommunen und Städte herfallen würden. Das Dorf Niklashausen in Franken mit seinem fanatisierten Hirten Hans Böhm, zu dessen Predigten sich oft zehntausende und mehr Menschen aus niederen und auch höheren Kreisen sammelten, wo man sich gleichfalls „Bruder“ und „Schwester“ ansprach, wo man glaubte, es sei „der Himmel auf Erden gefallen“, erinnerte sehr an das Treiben auf dem Berge Tabor. Die Zeitgenossen hielten einen Zusammenhang zwischen dieser Bewegung und

dem Hussitismus für offensichtlich. Aber in Deutschland wurden diese Umsturzversuche, wie einstens in England, mit rücksichtsloser Strenge niedergeworfen, bevor sie noch zu einer allgemeinen sozialen Gefahr anwuchsen. Böhm wurde am 13. Juli 1476 zum Scheiterhaufen verurteilt und verbrannt, viele Anhänger schwer bestraft. Andere Bauernunruhen, wie die Bundschuhbewegung im Elsaß und Breisgau am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts, der sich auch schon Geistliche und Adlige anschlossen, schlugen nicht minder fehl. Der Kampf gegen die alte Kirche mußte rein geistig erwachsen, ohne die gefährlichen nationalen und sozialen Erregungen, die ihm seine wahre innere Kraft raubten.

Am 31. Oktober 1517 hatte der Augustinermönch und Universitätslehrer Martin Luther in Wittenberg, die Tragweite seines Entschlusses nicht ahnend, die 95 Thesen gegen den Ablaß an die Kirchentür geheftet. „In vier Wochen hatten sie die ganze Christenheit durchlaufen", bezeugt ein Zeitgenosse. Wie hätte Böhmen von dieser gewaltigen Bewegung unberührt bleiben sollen, die äußerlich an die frühesten Anfänge Hussens gemahnte?[42]

Die erste Nachricht vom Eindringen der lutherischen Lehre in Böhmen kommt uns aus Deutschbrod, also einem vom Schauplatz der Ereignisse ziemlich entfernt liegenden Punkt. Dort predigte schon 1518 der utraquistische Pfarrer Johann trotz Warnungen und Verbote seiner Kirchenoberen, des Prager Konsistoriums, im Sinne Luthers; bald auch mehrere Geistliche an Prager Kirchen. Als dann Luther in der großen Leipziger „Disputation" (Juni-Juli 1519) von Dr. Eck gehöhnt wurde, er sei wohl ein Böhme, ein böhmischer Ketzer, ein Patron der Böhmen, da stieg seine Wertschätzung in Böhmen besonders hoch. Der Pfarrer an der Teinkirche in Prag, Johann Poduschka, schrieb ihm schon am 16. Juli einen Brief, der die Bedeutung, die Luther für die böhmischen Utraquisten gewann, deutlich erkennen läßt.

Er beginnt mit der Versicherung, daß ihm Luther aus vielen und verschiedenen seiner Schriften wohl bekannt sei, aus denen man klar ersehe, wer und wie er sei. Er, Poduschka, und seine

Anhänger bewundern an Luther, daß er trotz so vieler Schmähungen ganz und gar keine Bedenken trage, Christi und der Apostel Lehre frei und offen zu predigen. Er rühmt ihn als „Wächter über sein Volk", mahnt ihn auszuharren, versichert ihn, daß in Böhmen sehr viele seien, die „Tag und Nacht durch Gebete ihm helfen". Schon wenige Tage später, 19. Juli, erging ein zweites Schreiben an Luther von Wenzel Rozdalowsky, Propst des Kaiser-Karl-Kollegs in Prag, der ihn zu seinem „ruhmvollen Sieg" über Dr. Eck beglückwünscht. Ein Musikus Jakob, ein großer Verehrer Luthers, habe die Nachricht nach Prag gebracht. Da Luther durch diesen Mann um die Schriften Hussens, „des Apostels der Böhmen", gebeten habe, um sich über ihn, den er nur nach der Meinung der Menge und dem schlecht beratenen Konzil kenne, ein selbständiges Urteil zu bilden, schickte er ihm dessen Schrift „über die Kirche". Er schließt: „Was ehemals Johannes Huß in Böhmen gewesen, bist du, Martin, jetzt in Sachsen. Wache und kämpfe im Herrn und hüte dich vor den Menschen und laß den Mut nicht sinken, wenn du dich Ketzer und exkomminiziert schmähen hörst, eingedenk dessen, was Christus gelitten, was die Apostel, was alle auch heute leiden, die fromm in Christus leben wollen".

Es verlautete allgemein, daß die Böhmen, während Luther in Leipzig stritt, in Prag für ihn öffentliche Gebete und täglichen Gottesdienst veranstalteten und Dr. Eck hielt Luther während der Disputation am 5. Juli öffentlich vor, er höre, daß die Böhmen Luther zu seinen Behauptungen, die ihren Irrtümern sehr genehm sind, Glück gewünscht hätten.

Obwohl seine beiden Hauptanhänger Poduschka und Rozdalowsky noch im Jahre 1520 in Prag an der furchtbar wütenden Pest — „wie die Menschen selten eine solche Krankheit gesehen haben", schreibt der Chronist — dahinstarben, sein Ruf stand in Böhmen bereits fest. „Sie bewegen das Wort gar gewaltig unter den ihren", schreibt Luther selbst am 17. Februar 1521 an seinen Freund Spalatin, den Hofkaplan und Vertrauten des Kurfürsten Friedrich des Weisen, da er vernommen hatte, daß seine „Zehn Gebote" und sein „Vaterunser" ins Tschechische übersetzt worden seien. Und nicht minder

bedeutsame Beziehungen knüpften sich zwischen Luther und den Böhmischen Brüdern, die im letzten Jahrzehnt der Regierung Wladislaws, von 1503 angefangen, besonders aber seit dem St. Jakobsdekret von 1508 eine schwere Verfolgungszeit durchgemacht hatten.[43]

Die kirchliche Vereinsamung des nichtkatholischen Böhmen schien schwinden zu sollen; neue Bande bildeten sich zum deutschen Volke jenseits der Grenze. Aber für die Katholiken und die gemäßigten Utraquisten bedeutete diese Entwicklung eine neue Gefahr. Die religiöse Frage drängte sich in anderer Gestalt als früher in den Vordergrund. Und kein König im Lande, mit dessen Unterstützung man rechtzeitig entgegen zu wirken vermöchte. Spätestens seit dem Jahre 1520 drängte Wilhelm von Pernstein, der treue Freund und Berater des jungen Königs Ludwig, auf dessen Anwesenheit in Böhmen, in Prag. Am 19. März schrieb er an König Sigmund von Polen, Ludwigs Vaterbruder und zugleich Vormund: „Was das Königreich Böhmen anlangt, so wisset, daß sich dort nichts Gedeihliches für unsern Herrn König vollzieht, vielmehr geht es immer mehr zugrunde . . . ., es verkommt einfach und das Volk darin . . .".[44] Gleich darauf, am 26. März, an Ludwig selbst: „. . . Denn in diesem Königreich haben sich solche Unordnungen herausgebildet und nehmen nicht ab . . ., wenn nicht eiligst da zugesehen und Einhalt geboten wird. . . .; und laßt Euch durch nichts verleiten Eure Reise hieher aufzuschieben". Aber die Pest verhinderte sie. Im Oktober mahnt er von neuem: „Eure Herkunft ist so groß notwendig, daß sie nicht mehr größer sein kann, denn häßlich geht das Königreich zugrunde." Er mahnt ihn schon jetzt die Zügel der Regierung kräftig in die Hand zu nehmen. „Ihr müßt so regieren", schreibt er ihm, „daß Ihr der Herr seid, der — stets unter Wahrung der Gerechtigkeit — wenn er sagt „ich will", auch weiß, daß es geschieht, und wenn er sagt „ich will nicht", daß es nicht geschieht. Und wenn Eure kön. Gnaden diesen Vorsatz nicht schon in der Jugend fassen, könnt Ihr niemals fest sein, werdet nur König heißen, aber andere werden das königliche Amt ausüben und tun, was ihnen beliebt . . .". Und in einem anderen

Briefe vom 10. Dezember 1520: „Der verstorbene König hat wegen seiner Güte sich selber in diesem Königreich viel Böses angetan, worüber ich mit Euer Gnaden oft gesprochen habe . . Alle Eigenschaften Eures Vaters möchte ich Euch wünschen, seine Gerechtigkeit und was er sonst gehabt hat. Nur das möchte ich Euch nicht wünschen, daß Ihr nicht anders in Eurer Regierung Euch gehabet als er; sondern daß Ihr Herr seiet und, ohne den Leuten Unrecht zu tun, herrschet und befehlet, damit die Leute wissen, daß sie einen Herrn haben. Dann nur wird es Euer Gnaden gut gehen und Eurer Gnaden Untertanen". Am 8. April 1521 starb dieser Berater, Wilhelm von Pernstein.

Erst im März 1522 kam dann Ludwig nach Böhmen. Im Juli des Vorjahres 1521 hatte seine Vermählung mit der Habsburgerin Maria, der Schwester Karls V. von Spanien und des österreichischen Erzherzogs Ferdinand I., des Gemahls seiner Schwester Anna, stattgefunden. Dann mußte ein Krieg gegen die Türken unternommen werden, während dessen Dauer der König an Ungarn gebunden war. Der Krieg war unglücklich verlaufen. Man mußte auf einen gefährlichen Angriff des gewaltigen Soliman I. für das Jahr 1522 gefaßt sein. Diese Sorge vornehmlich war es, die Ludwig nach Böhmen trieb. Aber hier drängten sich ganz andere Fragen in den Vordergrund: das Kirchentum, die innere Verwaltung, der Kampf der Stände, die Stellung des Königs. Der Chronist erzählt eine bezeichnende Episode vom ersten Zusammentreffen des Königs mit den hohen Adligen, die ihm bis zur Landesgrenze entgegengekommen waren, beim Dorfe Arnolds, eine Meile von Polna, auf freiem Felde. Sie verlangten nach der ersten Begrüßung des Königspaares, daß Ludwig bevor er böhmischen Boden betrete, einen Eid leiste „nach Ordnung und Recht". Der König lehnte es ab mit der Erklärung: „bis wir sehen werden, welche unsere Getreuen sind", und sie bestanden nicht weiter auf ihrem Verlangen. In Prag aber fand er nach der Schilderung des Chronisten, „wie es damals unter allen Ständen, den weltlichen sowohl wie den utraquistischen Priestern zu gären begann, daß die einen sich von den anderen

trennten, einander auf sonderbare Weise beschuldigten und gegen einander predigten; was die einen lobten, tadelten die anderen und umgekehrt, die einen nannten die anderen Ketzer und Pikharten, die einen veränderten ältere und die anderen ersannen neue Dinge. Aus einer solchen Zerrüttung und Uneinigkeit unter der Geistlichkeit entstand viel Böses, auch die Verbannung vieler guter Bürger. Denn das Volk war in seiner Religion geteilter Meinung, die einen fanden Wohlgefallen und rühmten die Lehre des Doktors Martin Luther, die anderen wiederum predigten dagegen, man solle dem Einhalt tun, daß Gottes Wort schon in den Gast- und Schankhäusern gepredigt werde. Die Leute stritten sich oft darüber, ja oft schlugen sie sich deshalb unbarmherzig unter einander, auch Briefe schrieben und druckten sie und verfaßten Lieder darüber".[45]

Das ist bloß ein allgemeines Bild der Zustände. In den Verhandlungen zwischen dem König und den Ständen kamen alsbald ganz bestimmte Schwierigkeiten zum Vorschein. Schon Cheltschitzky schreibt in seinem „Netz": der Hauptherr, der König, hat hier niemanden, über den er herrschen könnte und auch nicht genügend Besitz, um sich und sein Gesinde zu ernähren. Das änderte sich allerdings unter König Georg von Podiebrad, von dem es im Rabensteinschen Dialog heißt, er habe 46 gut befestigte Städte und 72 Schlösser besessen. Allein unter dem schwachen Wladislaw ging fast der ganze königliche Besitz an den Adel über, zumeist in der Form von Verpfändungen, und Leo von Rosental war Meister in der Erwerbung solcher Güter. Es ging ein bezeichnendes Sprichwort in Prag: daß zur Zeit König Georgs die Juden in Prag einen Löwen und eine Löwin ernährt hätten, jetzt aber genüge das ganze Königreich Böhmen nicht, einen einzigen „Löwen" zu sättigen. (Rosental hieß mit seinem Vornamen „Leo".)[46]

Die Stände verlangten von ihm wenigstens Rechnungslegung über die Pfandsummen, die sich bereits auf mehr als 300.000 Meißner Schock beliefen. Aber er wehrte sich mit der Erklärung, er habe hierüber Quittungen vom seligen König Wladislaw. Die ganze Finanzwirtschaft und die innere Ver-

waltung krankten unter solchen Eigenmächtigkeiten der höchsten Beamten und ihrer Anhänger und Günstlinge, gegen die die übrigen Stände hilflos waren, wenn nicht der König selbst eingriff.

Nachdem Ludwig in Prag angekommen war, ließ er sich vorerst feierlich inthronisieren und dann seine Gemahlin zur böhmischen Königin krönen. Sie war um ein Jahr älter als er und galt schon damals als geistesstark und für politische Fragen empfänglich. Das junge Königspaar war beraten von dem Markgrafen Georg von Brandenburg, Ludwigs Vetter und früherem Erzieher, dann dem Herzog Karl von Münsterberg, einem Enkel Georgs von Podiebrad, der ebenso wie sein älterer am 3. April 1515 verstorbener Bruder Bartholomäus eifrigst in die böhmischen Angelegenheiten eingriff, schließlich ungarischen und polnischen Räten, denen sich auch eine Anzahl böhmischer Adeliger anschlossen, die den König zu unterstützen bereit waren. Aber die Gegenpartei, geführt von Leo von Rosental und Peter von Rosenberg, war lange Zeit im Übergewicht; ein harter Kampf begann. Sieben Landtage mußte der König binnen kaum Jahresfrist hinter einander einberufen, von denen die ersten vier erfolglos verliefen und aufgelöst wurden, der fünfte dem König in einigen Punkten entgegenkam, bis erst der sechste, der am 5. Februar 1523 begann, die Entscheidung brachte, weil Leo und einige andere Mitglieder seines Anhangs anfangs nicht zur Stelle waren. Diesen günstigen Zufall benützten die königlich Gesinnten und „binnen drei Tagen wurde mehr erreicht als früher in einem Jahre“.[47] Als Leo später doch erschien, fürchtete man allerdings, daß der König wieder vor ihm zurückweichen werde, aber er gab ausdrücklich (propria vox) das Versprechen, fest zu bleiben und die vom böhmischen Adel, die zu ihm hielten, gegen jedweden zu verteidigen.

Man wählte den Ausweg, daß alle hohen Beamten, selbstverständlich auch der allmächtige Oberstburggraf Leo, ihre Ämter niederlegten, auf daß niemanden ein Verdacht treffe; die Landtafel wurde im Namen des Königs versiegelt, alle unberechtigten Verschreibungen von königlichen Schlössern und

Gütern wurden für ungültig erklärt. Auf einem letzten, dem siebenten Landtag vom 22. Februar bis 9. März wurde Herzog Karl von Münsterberg zum Hauptmann und Gubernator des Königreichs eingesetzt, wiewohl er nicht zum einheimischen Adel gehörte, und die neue Beamtenschaft ernannt; auch wurde beschlossen, die Wladislawsche Landesordnung zu überprüfen und zu verbessern. Die Hilfe gegen die Türken wurde im einzelnen festgesetzt. Gleichzeitig vollzog sich, am 14. März, auch ein vollkommener Umsturz in der Stadtvertretung Prags: der bisherige Primator Johann Paschek, der Hand in Hand mit Leo von Rosental gegangen war, wurde ersetzt durch Johann Hlawsa; ähnlich geschah es bald darnach in der Bergstadt Kuttenberg. Ein Umschwung hatte sich vollzogen, wie er tiefgreifender gar nicht gedacht werden konnte. Aber er war von keiner Dauer. Dem zermürbten Körper nützten solche Linderungsmittel nicht mehr.

Am 16. März verließ das Königspaar Prag, um nach Ungarn zurückzukehren. Das sich selbst überlassene Land verfiel rascher, als man es hätte ahnen können, dem alten Wirrsal, und wiederum, wie immer früher, bot die religiöse Frage den ersten Anlaß dazu. In der neuen Regierung befanden sich neben Katholiken auch „Kalixtiner", weil, wie Ludwig dem König Sigmund von Polen gleichsam entschuldigend erklären ließ, geeignete Katholiken nicht durchwegs vorhanden waren und sich die „Kalixtiner" der Sache des Königs geeigneter erwiesen hatten als die, die für „wahre Christen" gehalten wurden. Dieses „Kalixtinertum" stand aber bereits dem Luthertum ungemein nahe. Während des Königs Anwesenheit in Prag, im Juli 1522, hatte Luther offen an die böhmischen Stände als seine „lieben Herren und Freunde" ein Schreiben gerichtet, in dem er sie vor den lauen Utraquisten in ihrer Mitte warnt, die „darob seien, daß die Behemen wiederumb zum schädlichen Stuhl der römischen Tyrannei fallen sollen", weil sie sonst „zu ewigen Zeiten keinen beständigen Frieden mögen haben"; er spricht hier die Hoffnung aus, daß „Deutsche und Böhmen durch das Evangelium und göttlich Wort einen Sinn und Namen überkommen werden", und verspricht ihnen: „wahrlich,

ich und die unsern wöllen Johannem Huß, den heiligen Marterer Christi, verteidigen und wenn auch gleich ganz Behmen, da Gott für sei, sein Lehre verleugnete, so soll er doch der unser sein".

Kaum war der König von Prag fortgezogen, begann man dort schon im April 1523 die kirchlichen Zeremonien abzuändern „nach dem Beispiel der Lutheraner und der benachbarten Länder". Denn die Utraquisten hatten seit den Zeiten König Georgs und Rokitzanas den einfachen hussitischen Gottesdienst längst wieder aufgegeben und in bezug auf Zeremonien und Kult, was Bilder, Marien-Statuen, Prozessionen, Ausstellung des Sakramentes anlangt, sogar „die Idolatrien bei den Römern", wie sich Georg Pisensis, der Universitätsdekan in seinen gleichzeitigen Aufzeichnungen ausdrückt, bei weitem überboten; „aus Paulinern wurden sie Sauliner". Jetzt geriet man wieder ins Lutherische Fahrwasser, aber nicht einheitlich, sondern, sagt Georg, „wieviel Geistliche, soviel Kulte, eine babylonische Verwirrung".[48]

Da damals der Administrator Schischmanek, das Haupt des utraquistischen Konsistoriums, der stark dem Katholizismus zuneigte, am 29. Juni gestorben war, mußte an die Neuwahl dieser höchsten kirchlichen Behörde geschritten werden, was im August 1523 geschah. An die Spitze trat Magister Gallus Cahera, einst Pfarrer in Saaz, der sich aber in der letzten Zeit in Wittenberg bei Luther aufgehalten, dessen besondere Gunst erworben hatte und nun eigens nach Prag berufen wurde, wo ihm auch bald die erste Pfarre in der Stadt, die Liebfrauenkirche im Tein, zufiel. Georg Pisensis fällt über ihn in seiner Chronik ein vernichtendes Urteil; er sei ein von Natur unsinniger (insensatus) Mensch, aber dabei verschmitzt und schlau, gierig nach schmeichlerischer Rede und Gewinn, nicht um das Wohl der Religion, sondern des Beutels besorgt, ein Mensch ohne Gotteseifer, ohne Treue, unverschämt, ein waghalsiger Lotterbube (lotre). Andere Zeitgenossen weichen im Urteil nicht sehr ab, so daß Palacky nicht Unrecht haben dürfte, wenn er seine „Nichtswürdigkeit" so groß bezeichnet, „wie man ihres Gleichen nur selten in der böhmischen Geschichte findet".

Ein geistliches Oberhaupt dieser Art konnte die politische Partei, die sich seiner Führung überließ oder auch nur mit ihm gemeinsame Sache machte, leicht zu schwerem Schaden bringen, den Stadtprimator Hlawsa, den Oberstburggrafen Johann von Wartemberg und den Statthalter Fürst Karl von Münsterberg, die alle in dem Rufe standen, der lutherischen Richtung zum mindesten wohlgesinnt zu sein. Schon bei der Ratswahl in Prag im März 1524, ein Jahr nach Ludwigs Abreise, gelang es den vereinigten Katholiken und, wie sie Luther nennt, den lauen Utraquisten, Hlawsa und seinen Anhang zu stürzen und Paschek von neuem an die Spitze des Stadtregiments zu bringen. Sofort setzte nun der Kampf gegen das Luthertum in Prag ein. Und der erste, der seinen Mantel nach dem Winde drehte, war Gallus Cahera, der scheinbar getreueste Lutherjünger. Auch Luthers Eingreifen blieb jetzt erfolglos; er konnte nur noch seinem Unmut über den Verrat, der an seiner Sache verübt worden, in heftigen Worten Ausdruck geben; „Gallus, das Scheusal der Böhmen; Gott zertrete seine Absichten, der mit uns so sein Spiel getrieben," schreibt er am 22. Februar 1525.

Dem Umsturz im Rathaus waren wenige Monate später, im August 1524, ernste Unruhen in der Hauptstadt gefolgt, die den neuen Machthabern den erwünschten Anlaß gaben, sich der Gegner zu entledigen: lutherisch gesinnte Geistliche und Deutsche (Alemanni), die früheren Ratsherren, darunter auch Hlawsa, und ihre Anhänger aus der Stadt auszuweisen; andere gingen von selber. Katholiken und gemäßigte Utraquisten behaupteten das Feld. „Niemals", schreibt damals ein katholischer Geistlicher,[40] „war eine so große Eintracht zwischen uns und den Utraquisten (Calixtinos), wie jetzt; wenn der König ein Mann wäre, jetzt könnte er etwas zustande bringen. Beißende Spottlieder gehen um gegen Pikarden und Lutheraner, besonders gegen gewisse hohe Herren der Regierung und einige angesehene Prager Bürger . . .".

Der König, beziehungsweise seine Ratgeber am ungarischen Hofe ließen sich denn auch gewinnen, in dem Glauben, daß alles nur um der Erhaltung des katholischen Glaubens willen

geschehe, umsomehr, als auch der Papst Klemens VII. und König Sigmund von Polen ihre Zufriedenheit mit der Wandlung der Dinge in Prag König Ludwig offen aussprachen. Auf dem Landtag, der in Prag vom 25. Januar bis zum 10. Februar 1525 tagte, wurde Leo von Rosental in das Amt eines Oberstburggrafen, das er vor kaum zwei Jahren hatte aufgeben müssen, wieder eingesetzt, mit ihm einige andere Barone seiner Richtung in ihre früheren Würden und Stellungen. Karl von Münsterberg behielt zwar die Statthalterschaft, aber nur mehr dem Namen nach, unumschränkter Herr und Gebieter in Böhmen war wieder der „Löwe", den das ganze Land nicht zu sättigen vermochte und der gerade jetzt in einen schweren Erbschaftsstreit mit dem Hause Rosenberg verwickelt war, der ihm die Perlen dieser Herrschaft verschaffen sollte: Krumau, Prachatitz u. a. Die Zustände, wie sie vor dem März 1523 geherrscht hatten, die allgemeine Zwietracht, der Bruderkrieg lebten von neuem auf. Damals schrieb ein einfacher Prager Bürger, ein biederer Leinwandhändler, Bartholomäus von St. Egid, die Zeitereignisse, wie er sie in seiner Vaterstadt miterlebte, nieder unter dem bezeichnenden Titel: „Die Erhebung der einen wider die anderen in der Stadt Prag". Er entschuldigte sich in der Vorrede beim Leser, daß er über Dinge rede, die es mehr verdienten verlacht als gewürdigt zu werden (irrisione magis quam aestimatione digna sunt).

Das gegen Luthertum und Pikarden (böhmische Brüder) geschlossene Bündnis zwischen Katholiken (Leo von Rosental) und Utraquisten (Cahera) sollte gleichsam seine Weihe finden durch eine endgültige „Glaubenseinigung", über die auf dem letzten Landtag ernste Vorverhandlungen geführt worden waren. Und so aussichtsreich schienen diesmal die vorläufigen Ergebnisse, daß der päpstliche Legat von Ofen aus am 11. Februar jubelnd nach Rom berichtete: „Heute, eben in dieser Stunde, erhalte ich die erwünschte Nachricht von der Rückkehr der Böhmen in den Schoß der Mutterkirche und zum römischen Stuhl . . .". Es bedurfte scheinbar nurmehr der Genehmigung durch den König und den Legaten im Namen des Papstes. Zu

diesem Zwecke begab sich eine stattliche Abordnung, der Rosental, Cahera und Paschek angehörten, im Mai 1524 nach Ofen. Hier stellte sich aber sehr bald heraus, daß sie keineswegs, wie sie vorgaben, im Namen des ganzen Landes oder auch nur der gesamten Stände aufzutreten und zu verhandeln berechtigt waren. Zahlreiche Eingaben und Warnungen liefen aus Böhmen am königlichen Hofe ein, die Einblick gewährten in die völlig verstrickten politischen und kirchlichen Verhältnisse des Landes. Der Kardinal überzeugte sich, wie er am 26. Mai nach Rom schrieb, daß sie nicht von Eifer für den Glauben, nicht von christlicher Liebe, sondern von Parteihaß, Leidenschaft und Gewinnsucht getrieben würden, weil sie fürchten, durch die Macht der Pikarden erdrückt zu werden. Dazu kam, daß einige der Verbannten mit dem Exprimator Hlawsa an der Spitze trotz aller Gefahren, die ihnen drohten, den Weg zum König nach Ofen fanden und ihn von dem ungerechten und gewaltsamen Treiben ihrer Gegner unterrichten konnten. Daran scheiterten die Einigungsbestrebungen und als sich noch Gerüchte verbreiteten, daß in Böhmen Bauernunruhen ausgebrochen seien, das Volk in Prag sich auflehne, der gegnerische Adel sich in manchen Kreisen sammle, eilten die Abgeordneten raschest in die Heimat zurück (Juni 1525).

Der arme, schlechtberatene König Ludwig, der zu gleicher Zeit mit dem ungarischen Adel in schwerem Streite stand, dem ein furchtbarer Türkenkrieg unmittelbar drohte, konnte in die böhmischen Wirren nicht anders eingreifen, als daß er immer wieder beide Parteien zu Mäßigung und friedlichem Ausgleich um des allgemeinen Besten willen mahnte. Aber die Machthaber kümmerten sich nicht darum; auch wenn der König einen vollen Wagen solcher Briefe schickte und wenn sie mit Gold geschrieben wären, würde man sich an sie nicht halten, sollen sie offen erklärt haben.

In dieser wirren Zeit mußte König Ludwig, weil der ungarische Adel es verlangte, selber in den Kampf gegen die Türken ausziehen mit ungenügender Heeresmacht, von Verrat bedroht. Er verlor die Schlacht bei Mohatsch am 29. August

1526 und büßte auf der Flucht durch Ertrinken im Bache Czele bei Fünfkirchen sein junges Leben ein.

Mit ihm erlosch das polnische Königsgeschlecht im Mannesstamme, dessen mehr als halbhundertjährige Herrschaft in Böhmen (seit 1471) dem Lande zum größten Verderben gereicht hatte, da alle Stände und Schichten des Volkes litten, mit alleiniger Ausnahme des hohen Adels. Eines Adels, von dem ein ernster tschechischer Geschichtsforscher urteilt, daß es ein patriotischer Irrtum wäre zu glauben, er sei besser und ehrbarer gewesen als in allen übrigen Ländern trotz einzelner Ausnahmen; sein Grundzug sei Ausschweifung, Schwelgerei und Sittenlosigkeit.[50] Nur die Ohnmacht der übrigen Stände, hervorgerufen durch die Hussitenkämpfe, hatte ihm dieses Übergewicht verschafft. Immerhin: der Höhepunkt war mit dem Ende der schwächlichen ziellosen Herrschaft der beiden polnischen Könige erreicht. Der Kampf zwischen Königtum und Adel beginnt mit dem Jahre 1526. Das ist dessen Bedeutung für die innere Geschichte Böhmens und Mährens.

Fünfter Abschnitt.

Böhmen und Mähren im Zeitalter der deutschen Reformation. 1526—1564.

Dreimal im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts waren die Habsburger bereits zur böhmischen Königskrone gelangt, ohne sie behaupten zu können. Nach dem Aussterben der Premysliden hatte Albrecht I., der zweite Habsburger auf dem deutschen Königsthron, Böhmen und Mähren als dem Reiche heimgefallene Lehen in Znaim am 18. Januar 1307 seinem erstgeborenen Sohn Rudolf und dessen Brüdern zu gesamter Hand feierlichst übertragen. Der plötzliche Tod Rudolfs am 4. Juli desselben Jahres löste das eben erst geknüpfte Band. Das luxemburgische Geschlecht verdrängte die Habsburger aus Böhmen und Mähren. Erst nach dem Tode des letzten Luxemburgers Kaiser Sigmund im Jahre 1437 übernahm dessen Schwiegersohn, Herzog Albrecht von Österreich, zugleich auch schon deutscher König, das böhmische Erbe und behielt es, wenn auch nicht ohne Kampf, bis ans Ende seines Lebens, 1439. Seinem nachgeborenen Sohn Ladislaw fiel es dann erst nach mancherlei Zwischenfällen im Jahre 1452 zu, doch war auch ihm nur eine kurze Herrschaft beschieden. Mit seinem frühen Tode, Ende 1457, entschwand den Habsburgern der mühsam wiedergewonnene Besitz von neuem für mehr als ein halbes Jahrhundert.

Viel verhängnisvoller als diese zeitweiligen, wenn auch langen Unterbrechungen wäre es für die Ansprüche der Habsburger auf das nachbarliche Königreich gewesen, wenn sich die Nachricht bewahrheitet hätte, daß sie selber auf ihre Erbrechte in Böhmen verzichteten. Auf einem Prager Landtag im September 1465 erklärte König Georg, um einer mit seiner Regierung und Verwaltung unzufriedenen Adelssippe die Verdienste, die er sich um das Land erworben habe, darzutun: „Es ist bekannt, daß diese Krone gebunden war, ihre Könige

von nirgendandersher zu nehmen, als aus dem Fürstentum Österreich; an diesem bindenden Vertrag hingen die Siegel vieler böhmischer Herren. Aber wir haben mit Gottes Hilfe der Krone die Freiheit erwirkt, daß die österreichischen Fürsten dieses Recht aufgegeben haben und entsagten, sich jemals in Ewigkeit darauf zu beziehen, noch sich darüber zu beklagen. Der Kaiser (Friedrich III.) hat es als österreichischer Herzog getan, und als römischer König hat er es mit Majestätsbrief bestätigt, so daß ihr davon bereits befreit seid; und wenn es keinen König gibt, muß derjenige König werden, den ihr dazu wählet, was ihr früher nicht hattet".[1]

So bestimmt die Nachricht auch auftritt, ist es immerhin auffallend, daß sich diese Urkunden nicht nur nicht erhalten haben, sondern sich auch sonst keine Spur eines solchen Abkommens vorfindet. Ein Zugeständnis von so außerordentlicher Wichtigkeit hätte Kaiser Friedrich III. nur im Jahre 1462 machen können, als ihm König Georg, begleitet von böhmischem und mährischem Adel, gegen die aufständischen Wiener und den Herzog Albrecht VI., Friedrichs Bruder, Hilfe brachte. Allein den Dank, den der Kaiser gerade für diese Unterstützung in Form von Gnadengaben (gratiae) abstattete, kennen wir aus den zwei großen Privilegien vom 7. und 21. Dezember 1462, in denen aber von einem solchen Verzicht für sich, geschweige für das ganze österreichische Haus, zu dem er gar nicht berechtigt war, nichts enthalten ist.[2] Die Ansprüche der Habsburger auf die böhmischen Länder waren mittlerweile auf anderer Grundlage von neuem erwachsen. Schon der 1471 zum König von Böhmen gewählte Jagellone Wladislaw hatte eine Mutter aus habsburgischem Geschlecht, Elisabeth, die Schwester des böhmischen Königs Ladislaw, die Gemahlin König Kasimirs von Polen. Wichtiger war, daß Wladislaws Tochter Anna, geboren 1505, trotzdem ihr schon im folgenden Jahre ein Thronerbe nachfolgte, Erbrechte auf Böhmen verbrieft besaß. Während seines letzten Aufenthaltes in Prag hatte Wladislaw am 11. Januar 1510 eine Urkunde ausgestellt, durch die für den Fall, als der Thronfolger Ludwig ohne eigene Nachkommen stürbe, Anna als „rechte

Erbin des Königreiches Böhmen" gelte. Im Hinblick auf diese Vereinbarung mit den Ständen wurde zugleich verfügt, daß Anna in diesem Sinne erzogen werden, sich die tschechische Sprache aneignen solle und zu ihrer Verlobung oder Vermählung die Zustimmung des „Königreiches" eingeholt werden müsse, „weil sie darin . . . erbt".[3]

Als König Ludwig am 29. August 1526 kinderlos starb, war somit seine Schwester Anna, die Enkelin einer Habsburgerin, schon nach dem Erbfolgegesetz von 1510, die einzig berechtigte Nachfolgerin und mit ihr ihr Gemahl Erzherzog Ferdinand I. von Österreich, dessen Eheschließung gewiß nicht ohne Wissen der böhmischen Stände vor sich gegangen war.[4] Allein die höchsten königlichen Beamten, in erster Linie Rosental, hielten sich keineswegs an die letzten Abmachungen, erklärten vielmehr Böhmen als Wahlreich und die Mehrzahl der Stände schloß sich ihrem Standpunkte an. Schrieb doch Rosental schon am 13. September an Adalbert von Pernstein nicht ohne einen vorwurfsvollen Unterton: „man höre, es wolle jemand in diesem Königreich früher König sein, als er gewählt wäre." Und am folgenden Tag: „Wenn irgend jemand ohne unsern Willen König werden wollte, so dürfen wir uns weder in dieser noch in anderer Hinsicht von unseren Freiheiten abbringen lassen, sondern es soll eine ordentliche Wahl stattfinden, bis es an der Zeit sein wird."

Vom 8. bis 24. Oktober tagte denn auch ein Landtag,[5] der als seine wichtigste Aufgabe die Wahl eines neuen Landesherrn auf Lebenszeit bezeichnete. Ein Anfallsrecht, das Anna und Ferdinand geltend machten und schon aus dem Privileg Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1212 ableiteten,[6] wiesen die Stände mit dem Hinweis zurück, daß Anna „abgefertigt und verheiratet und dadurch dieses Anfalls verlustig gegangen sei". Anfallsberechtigt wäre nur ein männlicher oder weiblicher Nachkomme des letzten Königs, also Ludwigs gewesen, denn „Anfälle gehen nur nach vorn und nicht zurück".

Ferdinand hat daraufhin zwar nicht auf sein und seiner Gemahlin Anfallsrecht Verzicht geleistet, allein den wirklichen Kräfteverhältnissen Rechnung tragend sich dem Standpunkt der

Böhmen, daß eine Wahl vorgenommen werden müsse, angepaßt. Seine Aussichten schienen anfangs wenig günstig, da sich außer ihm fast ein Dutzend Bewerber gemeldet hatten: König Sigmund von Polen, den Ferdinand für seinen ernstesten Gegner hielt, Kurfürst Johann von Sachsen, beziehungsweise sein gleichnamiger Sohn, ferner Herzog Georg von Sachsen, Fürst Friedrich von Liegnitz, König Franz I. von Frankreich, der den Habsburgern überall, wo er konnte, entgegentrat, die beiden heimischen Barone Leo von Rosental und Adalbert von Pernstein, schließlich die Herzöge Ludwig und Wilhelm von Bayern. Am Sonnabend den 20. Oktober bestimmte der Landtag den engeren Wahlausschuß, je acht Mitglieder aus dem Herren- und Ritterstande, sowie aus den königlichen Städten: Prag Altstadt, Neustadt, Kleinseite, Kuttenberg, Saaz, Tabor, Pilsen, Kaurim. Montag ließ sich der Ausschuß unter Aufhebung früherer Beschlüsse das Recht erteilen, den König endgültig zu wählen und nur noch zwischen den beiden bayrischen Herzogen und Ferdinand die engere Wahl zu treffen; Dienstag erfolgte die geheime Wahl, Mittwoch den 24. Oktober wurde sie öffentlich kundgegeben. Einstimmig war von den vierundzwanzig Ständevertretern Erzherzog Ferdinand zum König von Böhmen erwählt worden. Die Entscheidung bedeutete eine Überraschung, denn allgemein hatte man geglaubt, daß einer der beiden bayrischen Brüder die Mehrzahl der Stimmen auf sich vereinigen würde.

Ferdinand, geboren am 10. März 1503 im spanischen Städtchen Alcala de Henarez, zählte damals erst dreiundzwanzig Jahre. Den Vater, Kaiser Maximilians I. Sohn Philipp den Schönen, Herzog von Burgund, hatte er 1506 durch den Tod verloren, die Mutter Johanna verfiel alsbald in Trübsinn. Die älteren Geschwister Eleonore, Karl, Isabella lebten in Flandern. Seine Erziehung übernahm der mütterliche Großvater, König Ferdinand von Spanien, nach dem er den Namen trug, mit dem er auch im ganzen Wesen viel Ähnlichkeit hatte. Eine gesunde körperliche und geistige Ausbildung wurde ihm zuteil. Nach dem Tode des Großvaters (8. Februar 1516) und nachdem der ältere Bruder Karl die Regierung in Spanien

angetreten hatte, ging Ferdinand im Frühjahr 1518 als dessen Stellvertreter in die Niederlande. Er war damit zufrieden: „mein Platz ist dort, wo es der Wille meines Herrn und Bruders ist", soll sein offenes Bekenntnis gelautet haben, mit dem er von vornherein jeden Gedanken an Nebenbuhlerschaft bei dem mißtrauisch veranlagten Karl zu beseitigen suchte. Der Tod des väterlichen Großvaters Maximilians I. am 12. Januar 1519 machte Karl und Ferdinand gemäß Maximilians letzten Bestimmungen zu gemeinsamen Erben der österreichischen Länder. Gegen eine solche Doppelherrschaft wehrten sich nicht nur die österreichischen Stände; sie war auch bei der außerordentlich großen Macht Karls, der durch die Wahl am 28. Juni 1519 in Frankfurt a. M. auch deutscher Kaiser geworden war, in Wirklichkeit schwer durchführbar. Dazu kam noch, daß Maximilian I. schon 1515 einen seiner beiden Enkel verpflichtet hatte, Anna von Ungarn und Böhmen zu ehelichen, um die habsburgischen Ansprüche auf diese beiden Länder sicherzustellen. Karl lag als spanischem König eine Verbindung mit der Tochter des Königs Manuel von Portugal näher; er mußte somit die Hand Annas seinem Bruder Ferdinand überlassen. Und damit ergaben sich bereits die Grundlinien für die Erbteilung zwischen den beiden Brüdern, wie sie dann auch durch zwei wichtige Familienverträge durchgeführt wurde. In Worms, woselbst Karl V. seinen ersten Reichstag als deutscher Kaiser abhielt, vereinbarte man am 28. April 1521, daß Ferdinand als Gemahl Annas, welche Ansprüche auf die beiden Königreiche Böhmen und Ungarn mitbrachte, mit den fünf Herzogtümern Österreich ob und unter der Enns, Steiermark, Kärnten und Krain ausgestattet werde. Als dann aber die Vermählung in Linz am 26. Mai desselben Jahres vollzogen worden war, schlossen Karl und Ferdinand auf einer persönlichen Zusammenkunft in Brüssel am 30. Januar und 7. Februar 1522 einen neuen Vertrag, wonach Ferdinand alle österreichischen und deutschen Länder des Hauses Habsburg zu ausschließlichem und vollem Erbrecht erhielt. Die Scheidung des habsburgischen Geschlechtes in eine spanisch-niederländische und eine österreichisch-deutsche Linie war hiemit

vollzogen. Durch die Ereignisse des Jahres 1526 vermehrte diese ihr Herrschaftsgebiet nun auch noch um Ungarn und Böhmen mit deren Nebenländern.

Ferdinand war nach der Schilderung des venezianischen Gesandten Contarini aus dem Jahre 1527 körperlich wenig ansehnlich: eher klein, hager, blaß, eher häßlich, dabei aber sehr beweglich, ein guter Reiter, anmutiger Fechter im Turnier, tüchtiger Jäger und ein Freund von schwerem und leichtem Geschütz, darin er sich beständig übe. Er sagt von ihm weiter, daß er weit mehr Erfahrung in den Angelegenheiten der Welt zeige, als man sie in seinem Alter von 24 Jahren zu besitzen pflege und daß er ein Mensch von vollendetem Verstande sei. Als Schattenseiten führt er an: seinen Stolz, Ehrgeiz, seine Gier nach großen Taten, seine feindliche Gesinnung gegen den Dogen und die venezianische Republik, so daß er ihn kurzweg als „einen ganz schlechten Menschen (miserissimo)“ bezeichnen zu müssen glaubt. Wenn er angibt, daß Ferdinand damals französisch, englisch, spanisch, ober- und niederdeutsch, italienisch und lateinisch „vollkommen“ gesprochen habe, so scheint er schlecht unterrichtet gewesen zu sein, denn noch 1547 erklärte Ferdinand selber, daß er nicht einmal in der lateinischen und deutschen Sprache „so perfect und volkumlich beredt“ sei, als in seiner „angeborenen Zungen“ (spanisch). Seine Teilnahme am geistigen Leben seiner Zeit beweist die Tatsache, daß er während seines Aufenthaltes in Brüssel (1518—1521) an dem persönlichen Verkehr mit Erasmus von Rotterdam Gefallen fand und dessen Schriften las.

Was aber aus Contarinis und anderer Schilderung nicht hervorgeht, ist Ferdinands Festigkeit und Klarheit im Wollen, Beständigkeit und Entschlossenheit im Handeln; seine unbedingte Treue gegenüber seinem Bruder, sein in der Fürstengeschichte jener Zeit wohl einzig dastehendes Verhältnis zu seiner Frau auch über ihren Tod hinaus — er hat sie um siebzehn Jahre überlebt — bis an sein eigenes Ende. Auch war er von einem tiefen Rechtsbewußtsein erfüllt: sein Wahlspruch lautete: „Fiat iustitia, pereat mundus, das Recht muß seinen Gang haben und sollt die Welt darüber zu Grund gehen“.

Es versteht sich fast von selbst, daß ein solcher Mensch nicht nur tief religiös war — das brachte schon seine Erziehung am spanischen Hofe, bei seinem Großvater, der den Titel eines „rex catholicus, katholischer König" führte, mit sich — er ließ sich auch von seinem Glauben nicht abbringen, in einer Zeit, da der Abfall bei hoch und niedrig fast allgemein war.

Mit einer solchen Persönlichkeit von fürstlichem Selbstbewußtsein und Herrscherkraft bekamen es nun die alten böhmischen Machthaber zu tun, die an das willenlose Regiment eines Wladislaw, des Königs „Gut, gut", und Ludwig, „des milden Lämmleins", gewöhnt waren. In einem Nürnberger Briefe unmittelbar nach Ferdinands Wahl zum König von Böhmen heißt es: „Oh, ich gan (gönne) es den stolzen pehamischen Herren wohl, daß der Herzog Ferdinandus ihr Kunig ist worden; ohne Zweifel wird er sie nit lassen also mit ihm umbgehn, wie sie wollen, als sie den zweien Kunig nach einander haben getan; sie haben wohl zu ihnen gesprochen: Du pist unser Kunig, wir sein deine Herren ... Ich hoff, es werd itz nit also sein; es künt ja kein pesser erwählt sein, da sie Forcht auf ihn müssen haben, denn er hat den Nachtruck ...".

Der hohe böhmische Adel, diese reichen und mächtigen Rosental, Pernstein, Rosenberg, Schellenberg, Duba, Neuhaus, Sternberg, Pflug, Wartemberg, Schwamberg — Ritterschaft und Bürger kamen kaum in Betracht — hatten Ferdinand von Österreich gewählt und ihn allen anderen Bewerbern vorgezogen, in der Erkenntnis, daß er nicht nur am ehesten die Gefahren, die Böhmen von außen her drohten, abwehren könne, sondern auch reich genug sei, um die vielen Schuldverschreibungen der letzten beiden Könige einzulösen; „das wahrlich ein große mächtige Summe machen wird; kein teutscher Fürst vermöcht es mit nichte nicht", schreibt ein Zeitgenosse. Dann aber handelte es sich ihnen um eine Reihe anderer Forderungen politischer und religiöser Art, die sie von einem Wahlkönig unschwer zu erlangen hofften. All das war während des Landtags vereinbart und in einer Anzahl von Artikeln zusammengestellt worden, die in die Landtafel eingetragen wurden, gleichsam als grundbücherliche Vormerkung vermeint-

licher Rechte. Um sie nun beim König geltend zu machen, begab sich eine große ständische Gesandtschaft nach Wien, die dort vom 1. bis 15. Dezember weilte und die Verhandlungen mit Ferdinand und dessen Räten führte. Allein der König, der die Erschienenen glänzend empfing und bewirtete, lehnte die ihm vorgelegte Wahlkapitulation — wie man einen ähnlichen Vorgang im deutschen Reich vor der Krönung des gewählten deutschen Königs nannte — in der von den Böhmen gewünschten Form ab. Er setzte sich nicht Punkt für Punkt mit ihnen auseinander, sondern gab nur eine allgemeine Zustimmung und verschob die Entscheidung auf die Zeit, da er zur Krönung in Prag sein werde. Es müßten, meinte er, auch einige Artikel, die ihm „etwas beschwerlich und daran dem Königreich nicht sonderlich gelegen, auch wider ihre Freiheiten nit wären, verbessert werden".

Schon am 21. Januar 1527 wurde die überaus prunkvolle Krönungsfahrt von Wien aus angetreten. Sie führte über Znaim nach Iglau, in dessen Nähe am 30. Januar die böhmisch-mährische Grenze überschritten wurde. Noch bis in unsere Tage zeigte ein steinernes Denkmal mit Inschrift die Stelle, an der die erste Begrüßung des neuen Königs durch die böhmischen Stände stattfand. Am 5. Februar langte der Riesenzug mit 3381 Rossen und zahlreichen Wagen in Prag an. Am 24. und 25. Februar erfolgte die feierliche Krönung zuerst des Königs, dann der Königin in der St. Veitskirche durch die drei katholischen Bischöfe Stanislaus von Olmütz, Jakob von Breslau und Bernhard von Trient, in Anwesenheit zahlreicher Fürsten aus dem Reich oder ihrer Gesandten, auch solcher des Papstes Klemens VII., Kaiser Karls V., König Heinrichs VIII. von England, vieler Großen aus Spanien, den Niederlanden, Burgund, Brabant, Österreich, Tirol, Würtemberg und den übrigen habsburgischen Ländern, aus Ungarn und vor allem aus Böhmen. Prag begann wieder die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken, da der Bruder des Kaisers dessen Fürst und Herr war. Festlichkeiten wurden veranstaltet, „dergleichen dieweil Prag gestanden nie gesehen worden". Ihnen parallel liefen die in Wien abgebrochenen

Verhandlungen zwischen den Ständen und dem König. Über die letzten strittigen Forderungen wurde endlich am 2. März eine Vereinbarung im Landtag in folgender Form beschlossen und in die Landtafel eingetragen: 1. Ein volljähriger Sohn kann auch schon bei Lebzeiten des regierenden Königs als dessen Nachfolger gekrönt werden; 2. bei der Absetzung untauglicher Beamten ist der König nur an den Rat, nicht an den Willen und die Entscheidung der übrigen Beamtenschaft gebunden.

Es war ein allererster leiser Versuch, in Böhmen die landesfürstliche Macht zu stärken und die der Stände ein wenig einzuschränken. In Mähren, wo Ferdinand auf Grund des Erbrechtes seiner Gemahlin ohne Wahl und lange Verhandlungen sofort als Markgraf anerkannt worden war, hatte er mit ähnlichen Plänen, ebenso wie in Schlesien und der Lausitz, noch weniger Erfolg,[7] besonders auch, da die Zeit nicht hinreichte, solche Fragen gründlicher in Angriff zu nehmen. Schrieb doch der König noch am 14. März aus Prag an seinen kaiserlichen Bruder: „Ich beeile mich so sehr als möglich die Angelegenheiten dieses Landes ins reine zu bringen; sie sind so übergroß und verworren, daß es kaum zu glauben ist." Noch im selben Monat, 29. März, mußte er aber Prag und Böhmen verlassen, um vorerst die Regierung in den übrigen Kronländern, Mähren, Schlesien, Lausitz, zu übernehmen. Dann kehrte er für kurze Zeit, vom 26. Mai bis 6. Juni, nach Prag zurück, weilte dort auch im Winter 1528 einige Wochen,[8] allein zu einer politisch wichtigeren Maßregel entschloß er sich nicht. Dazu waren auch die allgemeinen Verhältnisse nicht genug geklärt; er mußte das Adelsregiment mit Leo von Rosental an der Spitze vorläufig noch schalten lassen. Ferdinand war ein viel zu guter Politiker, um nicht zu wissen, daß die Entwicklung der Dinge in Böhmen weit mehr abhängig sei von der Gestaltung der Verhältnisse in der Welt, als daß umgekehrt eine hier gewaltsam herbeigeführte Wendung auf jene einen Einfluß haben könnte. Der bereits begonnene Wettkampf zwischen Spanien und Frankreich, der gerade im Jahre 1526 eine entscheidende Wendung genommen hatte, mußte in seiner weiteren Auswirkung abgewartet werden.

Am 24. Februar 1525 hatte der überwältigende Sieg der spanisch-deutschen Waffen bei Pavia das Geschick Frankreichs gleichsam in die Hände Kaiser Karls V. gelegt. Nicht nur, daß dieser den in seine Gefangenschaft geratenen König Franz I. zwang, auf alle französischen Ansprüche in Italien zu verzichten, auch Frankreich sollte so geschwächt werden, daß es für Spaniens weitere Pläne in Europa keine ernste Bedeutung mehr gehabt hätte. Aber gegen diese Gefahr einer spanischen Übermacht bildete sich schon am 22. Mai 1526 die „heilige Liga von Cognac", ein Bund Frankreichs, Englands, ganz Oberitaliens unter dem Schutze und der Mitwirkung des Papstes Klemens VII., der damit seine langjährige Freundschaft zu Spanien, auf die der Kaiser mit Bestimmtheit rechnete, brach. Und im Hintergrunde dieser gewaltigen Verbindung gegen das Haus Habsburg stand noch der türkische Sultan Soliman der Große, der im Frühjahr 1526, als er gegen Ungarn heranzog, dem jungen König Ludwig I., dem Schwager Karls V. und Ferdinands I., hatte melden lassen: er werde zuerst dessen Land erobern, dann aber die Deutschen heimsuchen, „gleich wie Dich und schwerer als Dich".

Allein die Habsburger blieben Sieger auf der ganzen Linie. Der verhängnisvolle, „Sacco di Roma" am 16. Mai 1527, eine furchtbare Plünderung der heiligen Stadt und des Kirchenstaates durch das Heer Karls V., brachte zuerst den Papst in die Gewalt des Kaisers; der Damenfriede von Cambrai am 5. August 1529 zwang den französischen König die Waffen niederzulegen; England und Oberitalien hatten sich schon früher mit dem Kaiser verständigt, und schließlich hatte Soliman die Belagerung Wiens nach dreiwöchiger Dauer (22. Sept. bis 15. Okt.) als erfolglos aufgeben und anstatt nach Deutschland weiterzuziehen, den Rückzug antreten müssen.

Solche Zeiten, da sich alle Aufmerksamkeit Karls und Ferdinands auf die Weltpolitik richtete, waren nicht geeignet, an die verworrene böhmische Frage heranzutreten. Allerdings mußte es sich Ferdinand gefallen lassen, daß sein Anhang in Böhmen, der ein kräftiges Eingreifen von seiten des neuen Königs erwartet hatte, von seiner Zurückhaltung einigermaßen

enttäuscht wurde: daß man ihn als böhmischen König nicht begriff, weil man die Rolle, die er als Habsburger zu spielen sich verpflichtet fühlte, nicht zu beurteilen vermochte. Wir erkennen diese feindselige Stimmung aus einem Schreiben, das einer der angesehensten böhmischen Adligen, Adam von Neuhaus, Oberstkanzler des Königreiches, Ende 1529 an Ferdinand richtete. Die Offenheit, mit der er spricht und die Vorwürfe, die er erhebt, überraschen. Er erinnert an die Ratschläge, die er Ferdinand gleich bei dessen „Annahme" als König gegeben habe. „Was die Ursache ist, daß Eure Majestät es sich nicht angelegen sein lassen, die königliche Macht auszuüben, verstehe ich nicht; umsoweniger, weil ich weiß, daß der allmächtige Gott E. M. mit besonderer Klugheit begabt hat, und nach dem Worte des Propheten dem Menschen die Vernunft gegeben ist, um sich ihrer zu seinem Nutzen zu bedienen". Er wisse wohl, daß Ferdinand wiederholt erklärt habe, den geeigneten Zeitpunkt abwarten zu wollen; aber nach seiner und seiner Freunde Ansicht habe Ferdinand die besten Gelegenheiten wiederholt ungenützt vorüber gehen lassen, zum Leid und Ärger aller, die ihm aus aufrichtigem Herzen alles Gute wünschen und noch immer hoffen, er werde ihnen aus ihren vielen Bedrängnissen zur gerechten Befreiung verhelfen, da doch nach allgemeiner Überzeugung Gerechtigkeit der Grundzug seines Wesens sei. Allerdings wären schon viele des überlangen Wartens müde, fühlten sich enttäuscht und verlassen... Und nun gibt er ihm eine genaue Schilderung der Stimmung, die gegen ihn im böhmischen Adel herrsche, wie es sich während des letzten Landtages klar gezeigt habe, und mahnt ihn so bald als möglich ins Land zu kommen. Denn, so schließt er, aus einem weiteren Zaudern und dieser gewissen Nachsicht Ferdinands müßte schließlich auch er für sich selber die notwendigen Folgerungen ziehen, müßte dem König alle seine Verbindlichkeiten aufsagen und sich, wenn auch ungern, gleich den andern, die es bereits getan, nur noch darum bekümmern, wie er sich selber am meisten nützen könne; Ferdinand dürfte aber daraus niemandem gerechterweise einen Vorwurf machen, sondern nur sich selber ...[9]

Wie begründet diese Mahnungen waren, erkennt man aus anderen Korrespondenzen, die auf Verhandlungen zwischen böhmischen Adligen und Johann Zapolya, dem Gegenkönig Ferdinands I. in Ungarn, dem Verbündeten Frankreichs und anderer Feinde des Hauses Habsburg, schließen lassen und wie es einmal heißt, den Zweck hatten, „dieses jüdisch Geschlecht zu vertreiben, welichs . . . albeg (immer) begierig und geflissen gewesen, das christlich Pluet zu vergießen". Von diesen Umtrieben wußte auch Ferdinand, denn am 28. Januar 1530 schrieb er dem Kaiser: „Neulich schrieb ich Ihnen, in welchem Zustand die Angelegenheiten dieses Königreiches sind, und über die üblen Praktiken, die einige der höchsten Beamten (principals) dieses Königreiches mit dem Woiwoden gegen mich haben . . . Ich hoffe Mittel zu finden, dem ein Ende zu machen und mich von diesen Leuten zu befreien; denn so lange sie die Herrschaft innehaben, werde ich mir keinen Gehorsam verschaffen und wird auch die Gerechtigkeit in diesem Lande nicht aufrecht erhalten werden können.[10]

Der Rücktritt Leos von Rosental von dem einflußreichen Amte eines Prager Obersten Burghauptmanns, das er mit der kurzen Unterbrechung von 1523—1525 seit dem Jahre 1507 inne gehabt hatte, am 11. März 1530, worauf es Johann von Wartemberg übernahm, dürfte wohl damit zusammenhängen; ebenso die Einziehung der Burg Grüneberg von Albrecht von Sternberg im Jahre 1529 und die schwere Anklage gegen den Prager Stadtprimator Paschek von Wrat auf Hochverrat, weil er sich „einen anderen Herren und König auswählte und als Herrn nahm", im April 1530. Selbst in der Fremde urteilte man, daß Ferdinand endlich mit Strenge vorzugehen entschlossen sei; schrieb doch Herzog Ludwig von Bayern damals an seinen Bruder Wilhelm: „In summa, Du wirst Wunder noch sehen, was der Kunig (Ferdinand) ihn (den Böhmen) taglich fur und fur ain Pangett (Bankett) auf das andere schenken wird. Es geschieht ihn eben recht. Jetzt wissen sie erst, daß sie ein Kunig haben."[11]

Eine ebenso wichtige Rolle wie die politischen spielten die religiösen Schwierigkeiten. Sie waren in Böhmen

insolange nicht zu lösen, als nicht im Reich die schicksalsschwere Frage, die sich an den Namen Luthers knüpfte, geklärt und entschieden war. Lutheraner gab es auch in Böhmen. Wir wissen, welche Ausbreitung sie schon unter König Ludwig gewonnen und welchen Einfluß sie auf Utraquisten und Brüdertum genommen hatten. Ferdinand hat im ersten Jahrzehnt seiner Regierung nichts getan und auch kaum etwas tun können, um die natürliche Entwicklung zu hemmen. Die Vorgänge auf den beiden Reichstagen zu Speier im Frühjahr 1529 und zu Augsburg im Juni 1530, auf welchem ersten sich eine kleine Zahl von Ständen als „Protestanten" erklärten, um dann auf dem zweiten mit ihrem von Melanchthon ausgearbeiteten „Bekenntnis", der sogenannten Augsburger Konfession, hervorzutreten, wirkten geradezu ermunternd auf die Gleichgesinnten in Böhmen. Ein hoher Beamter in der Kanzlei Ferdinands I., Kaspar Urticello, versicherte dem päpstlichen Nuntius Kardinal Aleander: gerade nach dem Augsburger Reichstag habe der Abfall vom Katholizismus in Böhmen großen Umfang angenommen, weil der Kaiser dort den Protestanten nur gedroht, den schroffen Worten aber keine Taten habe folgen lassen.

Es gibt in den Quellen keine genauen Berechnungen über die Ausbreitung des Luthertums in Böhmen oder Mähren in Ferdinands I. Regierungszeit, sondern nur ganz allgemeine Angaben. Auch nannten sich die Anhänger vielfach nicht Lutheraner oder Protestanten, sondern bekannten sich weiter zum Utraquismus, so daß man eigentlich nur von „lutherisierenden" Böhmen sprechen kann. Eine Ausnahme bildete der an Sachsen grenzende Nordwesten, vor allem die Herrschaften der Grafen Schlick mit den Hauptsitzen Falkenau, Elbogen, Schlackenwert und der 1516 gegründeten Bergstadt Joachimstal, die durch ihre neu erschlossenen Schätze an Gold, Silber und anderen Metallen binnen kurzer Zeit so überaus reich und mächtig geworden war. Sebastian Graf Schlick (1496—1527) hatte schon 1523 für seine Untertanen in Elbogen eine Kirchenordnung in lutherischem Geiste eingeführt, wofür ihm Luther selbst mit

dem Titel „der allerchristlichste Laie“ dankte, und lutherisch gesinnte Prediger eingesetzt. Dem Grafen Wolf von Schlick auf Falkenau widmete Luther seine Schrift „Wider die Sabbather und Mameluken“, und auch anderer Glieder des Hauses gedenkt er ehrenvoll in seinen Briefen und Schriften. Der streng katholische Herzog Georg von Sachsen, der mit den Grafen Schlick in geschäftlichen Beziehungen stand, hält ihnen in einem Schreiben vom 21. März 1524 vor, daß sie in ihren Herrschaften mit ihren Untertanen „der neuen lutterischen Sekt und Lehre festiglich anhangen“. Durch verwandtschaftliche Bande wurden dann Mitglieder anderer böhmischer Adelsfamilien, Schwamberg, Guttenstein, Pflug von Rabstein u. a., in diese Richtung hineingezogen. Aber auch in den Geschlechtern Waldstein, Wartemberg, Pernstein, Zlutitzky von Wrschesowitz, Malowetz von Chinow fanden sich vereinzelt Anhänger. Nicht minder entschieden wie die Schlicks traten für das Luthertum ein die aus Sachsen stammenden Saalhausen, die die großen Herrschaften Tetschen, Böhmisch-Kamnitz, Bensen, Sandau besaßen, dann die Biberstein in Friedland und Umgebung. Wohl der ganze Nordrand Böhmens von Eger bis Trautenau ist das Einbruchsgebiet, von wo dann die Fortpflanzung ins Innere des Landes ausging, in dem sich diesmal im Gegensatz zur Ausbreitung der hussitischen Lehre die Städte besonders empfänglich zeigten. In Trautenau wurden 1526 die ersten lutherischen Bücher eingeführt. In Kuttenberg und Kolin finden sich Anzeichen von Luthertum zu Beginn der dreißiger Jahre. Den utraquistischen Pfarrer Johann in Deutschbrod, das zur Herrschaft der Herren von Lippa gehörte, bezichtigte der Amtsgenosse Simon von Habern, daß ihm „jener unselige Luther“ mehr gelte als alle heiligen Doktoren, „was übrigens bei vielen weltlichen und geistlichen Personen in Böhmen bereits der Fall sei“. Die Aussiger Ratsherren vermahnte König Ferdinand 1535, „solche neue und früher nicht bestandene Sekten nicht zu dulden“. In Leitmeritz wich 1536 der katholische Dekan einem lutherischen Geistlichen Wenzel Schidlo, den allerdings zwei Jahre später der König verhaften und entfernen ließ. Über das Luthertum in Grau-

pen und Komotau beklagte sich in Briefen aus dem Jahre 1533 Leo von Rosental; in der königlichen Stadt Kaaden, dem Sitz des Malteserordens, bestand seit 1522 zwischen Katholiken, die hier stets vorgeherrscht hatten, und Lutheranern mit utraquistischer Maske Zwietracht und Kampf. Im Jahre 1538 sollen von den Ansässigen sich nur noch 50 zum Katholizismus bekannt haben. Ja selbst in Pilsen, dieser treuesten katholischen Stadt im ganzen Königreich, konnten von Zeit zu Zeit lutherische Prediger unter dem Zulauf und Beifall der Menge predigen und nur mit Mühe von dort entfernt werden. Über Prag heißt es in einem Berichte von 1540 an den König: es gebe dort genug Prediger, die die Kalixtiner zu Lutheranern machen wollen, und wenn nicht im nächsten Landtag etwas entscheidendes geschehe, sei ganz Böhmen dem Luthertum verfallen und das Land dem Könige verschlossen.

Schon 1531, in dem Jahre, da Ferdinand am 5. Januar zum deutschen Könige gewählt wurde, sollen die Katholiken sich vor ihm darüber beschwert haben, daß ihnen die „Protestanten" an die 150 Pfarreien entrissen hätten. Von den 34 königlichen Städten, die 1518 noch überwiegend katholisch waren, sollen bis in die dreißiger Jahre fünfzehn bereits zum Luthertum übergetreten, und in dem Jahrzehnt nach dem Augsburger Reichstag von 1530 nach dem Zeugnis des katholischen Administrators Ernst von Schleinitz hundert und mehr katholische Pfarren teils ihrer Geistlichen beraubt worden, teils zu den Kalixtinern abgefallen sein, allerdings nur dem Namen nach, um einen Gönner zu haben, in Wirklichkeit aber zu den Lutheranern.[12]

Dieser Entwicklung sah, wie wir aus allgemeinen Andeutungen erkennen, Ferdinand nicht müßig zu. Er strebte vor allem darnach, die Konkordie, die Wiedervereinigung von Katholiken und Utraquisten, durchzusetzen, ein Gedanke, der seit Jahrzehnten, fast seit dem Ausgang der Hussitenkriege je nach der Lage der Dinge mehr oder weniger ernst erwogen wurde. Ihm schien jetzt die Gefahr, die das stürmisch vordringende Luthertum für beide Religionsparteien, insbesondere aber für den Utraquismus bedeutete, neue Kraft zu

verleihen. Der 1536 neu ernannte päpstliche Nuntius am Hofe Ferdinands, Bischof Giovanni Morone,[18] erhielt als besondere Aufgabe die Durchführung dieses Werkes. Er hielt sich denn auch mit dem König, der vom 1. März bis Anfang September 1537 in Prag weilte, geraume Zeit dort auf, um die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen, kam aber zur Überzeugung, daß die Aussichten sehr gering seien. Was ihn am meisten überraschte, war die Wahrnehmung, daß die Utraquisten gespalten waren und diejenigen, die einer Aussöhnung und Verschmelzung mit der alten Kirche sich zuneigten, die Minderzahl bildeten. Die lutherisch gesinnten Utraquisten stellten aber Bedingungen, die von den Katholiken nicht angenommen werden konnten. Ferdinand erklärte damals diese Verhandlungen für aussichtslos, bevor nicht mit den Lutheranern im Reich eine Einigung erzielt wäre. Dem Beispiel jener würden die Böhmen leichter folgen, „denn man halte die Lutheraner für gelehrter als die Böhmen".

Bei dieser Entwicklung der religiösen Frage hatte man aber auch noch mit der Stellung der Böhmischen Brüder zu rechnen, deren Ausbreitung trotz Verfolgungen und Bedrängungen aller Art nicht zu verhindern war. Von Peter von Rosenberg, dem streng katholischen Baron, gestorben 1523, rührt der Ausspruch her: wenn die Herren, d. h. der Adel, es dem Volke (Bürgern und Bauern) nicht wehrten, würde alles zu den Brüdern übergehen. Nicht so sehr ihre Glaubenslehre, die zwischen Katholizismus und Utraquismus stand, als vielmehr die Sittenlehre, die werktätige Liebe, die Strenge und Einfachheit im ganzen Lebenswandel, übte Anziehungskraft aus. Mit Luther standen sie einige Jahre in schriftlichem Verkehr, schickten wohl auch Abgesandte zu ihm, die ihren Standpunkt erklären sollten, aber schon 1524 gewann man beiderseits die Überzeugung, daß der Berührungspunkte zu wenige waren, um eine Verständigung zu erzielen. Ihr langjähriger Bischof Lukas, der streng an den alten Grundsätzen hing, hatte selber in zwei Streitschriften „Katechismus für Kinder" und „Von der siegreichen Wahrheit" die bedeutendsten Gegensätze dargelegt. Nach seinem 1528 eingetretenen

Tode kam aber ein freierer weltlicherer Zug in das Brüdertum; eine Anzahl utraquistischer Herren und Ritter, die bisher nur Gönner der Brüder gewesen waren, traten offen über, darunter Konrad von Kreik, Herr auf Brandeis, der König Ferdinand persönlich bekannt war. Im Jahre 1532 wurde zum geistlichen Oberhaupte, zum Bischof der Unität, Johann Augusta gewählt, der, in Prag 1500 in einfachen bürgerlichen Verhältnissen geboren, bis zu seinem einundzwanzigsten Lebensjahre dem Utraquismus angehört hatte. Ihm schwebte vor, dem Brüdertum in Böhmen eine Stellung zu verschaffen, wie sie die Lutheraner im Reich einnahmen. Hatten diese schon 1530 dem Kaiser ihre berühmte Augsburgische Konfession vorgelegt, so wurde jetzt (1535) eine Brüderkonfession ausgearbeitet und durch eine Gesandtschaft König Ferdinand behufs Bestätigung feierlich überreicht. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sie nicht erfolgte. Umsomehr suchten die Brüder in den folgenden Jahren Anlehnung an Luther und die anderen Reformatoren. Wie früher öfter weilte Augusta 1540 und 1542 in Wittenberg, andere Brüder gingen nach Straßburg.

Ferdinand mußte um der politischen Verhältnisse willen diesen Entwicklungen ruhig ihren Lauf lassen, konnte nur abwehren, nicht angreifen. Vor allem bestand die Türkengefahr, der wundeste Punkt seiner Regierung, trotz der Befreiung Wiens unvermindert weiter. Im Verlaufe des Jahres 1532 erhielten die bayrischen Herzöge von ihrem ungarischen Vertrauensmann die Nachricht, daß der Sultan diesmal seinen Marsch unmittelbar gegen Mähren, Schlesien und Böhmen richten wolle. Dazu kam es zwar nicht, der Kampf blieb auf Ungarn beschränkt, ging aber nur durch kurze Waffenstillstände unterbrochen Jahre lang fort, bis endlich am 24. Februar 1538 in Großwardein mit Johann Zapolya ein Geheimfriede abgeschlossen wurde. Sein Tod am 21. Juli 1540 erzeugte neue Unklarheiten, da ihm wenige Tage zuvor, am 7. Juli, ein Sohn geboren worden war, den Ferdinands Gegner sofort als ungarischen König anerkannten, um in Ferdinand keine Hoffnungen auf Frieden aufkommen zu lassen. Gerade damals

geschah es, daß eine Gesandtschaft Ferdinands an den Sultan zur Antwort erhielt: Jetzt sei es noch Winter, aber es werde der Sommer kommen. Der König war somit gezwungen, weiter zu rüsten, von seinen Untertanen ohne Rücksicht auf Stand, Glauben und Nationalität zu diesem Zwecke Steuern und andere Abgaben zu fordern, jahraus, jahrein. Der böhmische Landtag von 1540 bewilligte aber nur sehr bescheidene Mittel, wie übrigens auch die anderen Länder Ferdinands und das Reich. Im Jahre 1541 ist Ofen türkisch geworden.

Solche Zustände, Verstimmung des Königs wegen unzureichender Unterstützung, Mißtrauen der Stände gegen den König wegen grundsätzlicher Verschiedenheit in den wichtigsten Fragen der inneren Politik, kriegerisches Mißgeschick, steigerten auch in Böhmen die allgemeine Unzufriedenheit mit der Regierung des Habsburgers. Diese Stimmung bezeugt ein Schreiben, das Johann von Pernstein, mit dem Beinamen der Reiche, am 2. Dezember 1539 an König Ferdinand richtete. Die besondere Veranlassung bot zwar eine schwere Maßregelung, die einem nahen Verwandten Johanns, dem im Hofdienst König Ferdinands stehenden königlichen Truchseß und Stabelmeister Andreas Ungnad wegen Übertrittes vom Katholizismus zum Luthertum widerfahren war. Aber darüber hinaus läßt der Brief die vielfach angefeindete Stellung des Königs in Böhmen klar erkennen. Schon der Satz beweist dies, in dem der Pernsteiner unverhohlen erklärt: „Ich sehe nicht, um die Wahrheit zu gestehen, daß die Untertanen in diesem Königreich . . Eurer kön. Majestät irgendwelche Liebe entgegenbringen, noch ein wenig Vertrauen schenken; sie haben nämlich die Meinung, daß E. M. sie nicht liebe, ihnen nicht im geringsten vertraue, auch nicht in Erinnerung habe, noch darauf Gewicht lege, daß sie E. M. aus reinem und freiem Willen zu ihrem Herrn gewählt haben". Er mißbilligt die ganze äußere und innere Politik, beschwert sich im Namen der Böhmen und Mährer über die furchtbaren Lasten und Abgaben, hält als zum Luthertum hinneigender Utraquist dem König seine Strenge in Glaubenssachen vor, durch die die

Menschen sehr bedrückt würden und erinnert ihn an das ungerecht vergossene Blut vieler Männer und Weiber, „das Gott zum Rächer“ anrufe, so daß eben deswegen „verschiedentliches Mißgeschick und Strafen“ ihn, den König, heimsuchen.

Des Königs Antwort,[14] bei aller Entschiedenheit höflich, wie es sich gegenüber einem mit fürstlichen Häusern verschwägerten mächtigen Adligen geziemte, gipfelt in dem offenen Hinweis, daß zwischen ihm und den Böhmen vornehmlich in vier Punkten ein vorläufig unüberbrückbarer Gegensatz bestehe. Er habe eine ernstere Lebensart als die böhmischen Herren, fände an ihren Spielen. Gelagen und anderen Vergnügungen kein Gefallen, umsoweniger als die Zeiten bisher gewiß nicht darnach waren, Feste zu feiern und die Tage mit nutzlosen Unterhaltungen zu vergeuden. Den Krieg gegen die Türken halte er für eine Notwendigkeit zum allgemeinen Nutzen. „Wenn“, schreibt er an einer Stelle, „die Böhmen, als sie zur Verteidigung Wiens gekommen waren, sich nicht geweigert hätten, uns zu helfen und mit uns nach Ungarn zu ziehen, so hätten wir nach Besiegung der Türken das ungarische Reich bis heute schon in unsern Händen zur großen Ehre, zum Ruhme und zum Wohle der ganzen Christenheit“. Sehr bezeichnend ist seine Erklärung, daß an dem Zwiespalt mit den Böhmen die „nicht sehr gute“ Regierungszeit der beiden letzten Könige viel Schuld trage. Unter ihnen hätten sich die „Untertanen“ gewöhnt, selber zu herrschen und die Fürsten mehr als gleichberechtigte Teilhaber (socii) an der Regierung, denn als ihre Herren zu betrachten. Man werde es ihm aber nicht verübeln dürfen, wenn er sich durchaus als Fürst fühle, der über die anderen zu gebieten habe und dem diese zu Gehorsam verpflichtet seien. Und ebenso wichtig erscheint ihm die verschiedene Auffassung über den Glauben. Er, der König, kenne in Böhmen nur zwei Bekenntnisse: Katholizismus und Utraquismus, in seinen übrigen Ländern aber nur den Katholizismus. Einen Übertritt vom Katholizismus zum Utraquismus, insbesondere bei seinen Hofleuten, dulde er nicht. Unter keiner Bedingung werde er aber das übrige Sektenwesen, also auch das Luthertum, gestatten und nie zu-

lassen, daß jeder nach seinem freien Ermessen glaube und lebe. Er spricht in diesem Zusammenhang das verhängnisvolle Wort aus, das sich dann bis zu gewissem Grade bewahrheiten sollte, daß er seine eigenen Kinder hassen würde, wenn sie vom rechten Glauben abfielen. Er leugnet gar nicht, daß viele des Glaubens wegen auf seinen Befehl umgekommen seien, aber nur die Häupter und Verführer anderer, die aus Schlechtigkeit nicht aus Einfalt irrten. Er widerspricht dem Pernsteiner, daß ihm daraus irgendwelches Ungemach widerfahren sei, im Gegenteil, er sieht und schildert seine Lage, zu Hause und in der Welt, vor allem vor Gott in rosigstem Lichte. Eigene Gesundheit, eine geliebte und zärtlich liebende Gattin, zahlreiche leiblich und seelisch aufblühende Kinder, einen Bruder, der der erste Fürst der Welt sei und ihm so zugetan wie ein Vater, eine umfangreiche und ehrenvolle Erbschaft, die er bisher, wenn auch unter schwierigen Verhältnissen, unversehrt behauptet habe; dazugekommen sei die römische Königswürde, Böhmen ohne Schweiß und Schwertschlag, Ungarn mit wenig Blutvergießen, alles bereits in friedlichem Besitz.

Es wäre für den Pernsteiner nicht leicht gewesen, diese „Rechtfertigung", wie Ferdinand selber seine Antwort nennt, zu widerlegen. Aus jedem Worte sprach ernstes, stolzes Selbstbewußtsein und Vertrauen in die Zukunft, unter Vermeidung jeder Drohung gegenüber seinen Widersachern. Hiezu war die Lage noch zu wenig geklärt. Er mußte sich streng an die von ihm beschworene Verfassung halten, insbesondere in der religiösen Frage, die in Böhmen doch im Vordergrund stand. Aber ebensowenig wollte er das leiseste Zugeständnis machen und nützte Schwächen und Fehler der Gegner aus, insbesondere der Utraquisten, die an die bestehenden kirchlichen Verhältnisse zu rühren wagten.

An der Spitze der Utraquisten stand, wenn auch nicht dem Rang nach, denn erster Administrator war der Pfarrer von St. Nikolaus Johann Mistopol, seit dem Jahre 1541 Wenzel Mitmanek, Prediger an der Prager Teinkirche. Er stammte aus Ungarisch-Brod in Mähren, einer damals angesehenen

großen Brüdergemeinde, war in diesem Glauben erzogen worden und aufgewachsen. Als er dann zu weiterem Studium nach Basel und in andere Städte Deutschlands kam und die reformatorischen Lehren kennen lernte, erfüllte er sich mit diesem fremden Geiste. Aber zum Luthertum überzutreten scheute er sich umsomehr, als er nicht im Reiche zu verbleiben gedachte. Er ging nach Prag und schloß sich hier dem Utraquismus an, in der Absicht, diesen im Sinne des evangelischen Glaubens in eine Art Reform-Utraquismus umzuwandeln durch unklare Vermischung utraquistischer, lutherischer und brüderlicher Ideen. Anfangs fand er viel Zustimmung, denn, wie schon Hassenstein und andere Beobachter der religiösen Bewegung in Böhmen gesagt hatten: jeder neue Gedanke finde in Böhmen auch sofort seine Anhänger. Aber die der Konkordie mit den Katholiken zugeneigten Utraquisten verfolgten seine Tätigkeit mit Mißtrauen und während der Landtagsverhandlungen in Prag vom April bis Juni 1543, die König Ferdinand selbst leitete, kamen die Gegensätze zum Ausbruch. Ferdinand griff persönlich ein, lud Mitmanek und Pfarrer Johann Mistopol vor sich, verurteilte in schärfsten Worten ihre Neuerungen. Da sie, gestützt auf ihre mächtigen Freunde, zu denen auch Johann von Pernstein gehörte, zunächst Widerstand zu leisten versuchten, ließ der König Mitmanek aus Prag verweisen, und als er nach kurzer Zeit zurückzukehren wagte, in Haft nehmen und zwang ihn schließlich unter Androhung der Todesstrafe, Böhmen für immer zu verlassen (Sommer 1544). Der Reform-Utraquismus, das böhmische Luthertum in neuer Form, war seines geistlichen Führers beraubt, der Utraquismus und das Brüdertum meinten die wahren Sieger zu sein. Nicht mit Unrecht hielt Mitmanek wenigstens den Brüdern ihren Irrtum vor Augen, indem er dem Vater schrieb: „Sagt ihnen, daß sie keinen Grund haben, sich zu freuen. Ich und der Herr Administrator sind mehr als dritthalb Jahre im Kampfe an der Spitze gestanden . . . . haben die wahre Lehre vor dem König verteidigt, sind vor ihn getreten und haben ihm unser Bekenntnis gewiß nicht nach seinem Wunsch dargelegt, bis ihm die Geduld riß.

Mögen die Brüder nur warten, bis über sie das Unheil hereinbricht. Für sie ist es leicht, im Winkel zu sitzen, mutig und standhaft zu scheinen, wenn kein Feind da ist. Sie werden noch erfahren, was es heißt, mit einem Löwen umzugehen, bis über sie das kommen wird, was auf uns so lange gelastet hat".[15]

Kirchlich war die Annäherung des böhmischen Utraquismus an die deutschen Protestanten, wie sie sich Mitmanek dachte, mißglückt; man mußte sich wiederum an die streng utraquistischen Formen halten, wenn man nicht offen den Gottesdienst der Brüder besuchte. Aber die persönlichen und politischen Bande, die zwischen den lutherisch gesinnten Utraquisten in Böhmen und Mähren und den Lutheranern im Reich bestanden, wurden dadurch nicht berührt. Wissen wir doch, daß im Jahre 1542 zwischen den beiden Häuptern des am 31. Dezember 1530 begründeten Schmalkaldner Bundes, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, und den Ständen von Böhmen, Mähren und Schlesien Verhandlungen geführt wurden behufs gegenseitigen Schutzes wider die Türken, aber auch gegen alle anderen, von denen man wegen der Religion oder aus irgend einem anderen Grunde angegriffen würde.[16] Dazu kam, daß zwischen Böhmen und dem Kurfürstentum Sachsen seit den unter König Georg von Podiebrad im April 1459 auf dem Egerer Fürstentag geschlossenen Verträgen eine Erbeinigung bestand, die eben auch im Jahre 1526 dem sächsischen Hause das Anrecht gegeben hatte, sich um die böhmische Königskrone zu bewerben. Ein großer Teil der Herrschaften und Städte in Nordböhmen stand aus religiösen, politischen und wirtschaftlichen Gründen in freundschaftlichsten Beziehungen zum lutherischen Sachsen und damit zu den Schmalkaldnern. Als daher im Sommer 1546 der lange vorausgesehene Krieg zwischen Kaiser Karl V. und den deutschen Protestanten ausbrach, konnten die Schmalkaldner hoffen, daß die böhmischen Stände König Ferdinand zum mindesten nicht unterstützen würden, wenn dieser seinem Bruder zu Hilfe zöge. In diesem Sinne lauteten auch die ersten Auskünfte, die ihre Unterhändler in Böhmen erhielten. Ein kurfürstlicher Beamter Könneritz d. A. erfuhr im Juli 1546

von „etlichen Gutherzigen in der Kron Beheim", daß sie, möge der König welche Forderung immer an sie stellen, gedächten, „sich nachbarlichen und vermöge der Erbeinung friedlichen zu erzeigen". Die Grafen Schlick, so erklärt er weiter, hätten die bestimmte Versicherung gegeben, „daß man sich auf ihren Teil keines Unguten von ihnen dürfe befahren". Von dem berühmten evangelischen Pfarrherrn Johannes Mathesius in der Bergstadt Joachimsthal berichtete man, daß er „mit großem Fleiß und ohne Scheue meniglich" die Sache der Verbündeten unterstütze. Es mag angesichts solcher Stimmungen nicht überraschen, daß man in Sachsen mit dem Gedanken spielte, Ferdinands Tage als König von Böhmen seien gezählt. Wenigstens schrieb damals, am 25. August 1546, die sächsische Herzogin Elisabeth von Rochlitz an Herzog Moritz von Sachsen, sie sei überzeugt, er werde „den Behmen wohl so annehmlichen sein und so lieb gehalten werden, als der itzige König (Ferdinand)".[17]

Solche Hoffnungen erwiesen sich sehr bald als völlig eitel. Der böhmische Landtag, den König Ferdinand im Hinblick auf den unmittelbar bevorstehenden Ausbruch des Krieges in Deutschland am 26. Juli 1546 in Prag eröffnete, zeigte bei weitem nicht jene Entschlossenheit, sich gegen die habsburgische Politik aufzulehnen, wie es die mannigfachen Beziehungen der böhmischen Stände zu den Schmalkaldnern voraussetzen ließen. Die beiden Häupter des Bundes, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, hatten wegen der vom Kaiser gegen sie gerichteten „Kriegsrüstung" auch bei den Böhmen Klage geführt. Darauf antwortete der Landtag in einem amtlichen Schreiben vom 9. August, man habe „nicht gern" von dem „Widerwillen und den Irrungen" zwischen ihnen und dem Kaiser vernommen; man sei vom König dahin unterrichtet worden, daß der Kaiser „nicht von wegen des Glaubens oder der Religion, sondern zu Erhaltung gebürlichs Gehorsambs, Friedes, Gerichts und Rechts im heiligen Reich" gegen sie vorgehe; ja sie forderten den Kurfürsten dringend auf, das zur böhmischen Krone gehörige und von ihm widerrechtlich besetzte Kloster Dobrilugk in der Lausitz „ane

Verzug" zurückzustellen. Die Wirkung der persönlichen Anwesenheit des Landesherrn bei diesen Landtagsverhandlungen ist nicht zu verkennen. Er hatte zum mindesten ein offenes Eintreten der Landtagsmehrheit für die Schmalkaldner hintangehalten. Und mochte nun auch der Kurfürst in einem neuerlichen Schreiben vom 23. August die Böhmen zu belehren suchen, daß es sich dem Kaiser doch nur um die Religion handle, mochte er sie warnen, daß nach der Niederwerfung der deutschen Protestanten sie an die Reihe kämen, mochte er mahnen und bitten, dem Kaiser die Heeresfolge zu verweigern, und einer der bedeutendsten deutschen Reformatoren, Doktor Pommer oder Bugenhagen, in einer eigens verfaßten Schrift „Christliche Vermahnung an die löbliche Nachbarschaft Behemen, Slesier und Lusatier"[18] des Kurfürsten Einschreiten kräftigst unterstützen, — der Landtag konnte sich den Forderungen des Königs nicht entziehen. Er hatte ihm bereits am 17. August ein Heer von 4000 Reitern. 20.000 Mann Fußvolk und eine Steuer für Sold und Lohn bewilligt, den 13. September als Tag der Musterung in allen vierzehn Kreisen des Landes festgesetzt und sich verpflichtet, das Heer bis zum 11. November im Felde zu belassen. Es scheint, daß nur Graf Moritz Schlick und Kaspar Pflug von Rabstein, Herr auf Petschau, Tachau und Schlaggenwald, sich diesen Beschlüssen offen widersetzten. Viele andere mögen allerdings in schweren Zweifeln gewesen sein, denn in Briefen nach auswärts meldete man unverhohlen: „Die Beheim wissen selbst nicht, wo sie drin seint, was sie endlich tun oder lassen wollen". Man begreift diese Unsicherheit. Die böhmischen Herren sahen sich plötzlich von den Wogen der großen Politik erfaßt und fanden nicht den Mut ihr bisheriges Schwanken zwischen beschworener Untertanenpflicht und wahrer Gesinnung aufzugeben; umsoweniger, als es Ferdinand an treuen Anhängern in den böhmischen Ländern nicht fehlte. Aus diesen Kreisen erhielt sogar das kaiserliche Heer, das sich um Regensburg gegen die Schmalkaldner sammelte, ansehnlichen Zuzug, Unterstützung mit Kriegsmaterial, Proviant und „anderer Notturft und Handreichung ohne Scheuch". In den ständischen Kreisen Böhmens herrschte

Zwiespalt. Wir sind gut unterrichtet, welche Schwierigkeiten die Musterungen und andere Kriegsvorbereitungen etwa in Joachimstal und dem benachbarten Gebiet, das man vor einem sächsischen Überfall sichern zu müssen meinte, verursachten. Die auf den 28. September verschobene Sammlung der ständischen Mannschaften im Lager von Kaaden vollzog sich äußerst langsam, unter starkem Ingrimm und offener Auflehnung. Ferdinand konnte mit diesem „ungehorsamen Volk" nichts weiter unternehmen als Streifzüge in das nahe feindliche Vogtland, nach Adorf, Ölsnitz, Plauen, eigentlich nur zur Unterstützung des Herzogs Moritz von Sachsen, dem die Besetzung dieses Gebietes besonders am Herzen lag.[19] Dieser mit den Schmalkaldnern so nah verwandte Fürst, der in ihren Kreisen als geeigneter Anwärter auf den böhmischen Thron angesehen wurde, falls Ferdinand sich nicht würde behaupten können, hatte das „verräterische Bösewichtsstücklein", von dem man schon geraume Zeit munkelte, tatsächlich durchgeführt, sich dem Kaiser angeschlossen und den Krieg gegen das Kurfürstentum Sachsen begonnen, wodurch der Kampf an der Donau eine für den Kaiser günstige Wendung nehmen konnte.

Da der böhmische Landtag die Verwendung des ständischen Heeres nur bis in die zweite Woche November bewilligt hatte, und Ferdinand eine wesentliche Verlängerung dieses Termins nicht zu erzielen vermochte, beendigte er seinen sächsischen Feldzug und war schon Ende November wieder in Prag, vor allem auch um Gericht zu halten über jene ständischen Mitglieder, Herren, Ritter und Städte, die ihn in Kaaden im Stich gelassen oder sich sonstwie seinen Anordnungen widersetzt hatten. Bezeichnenderweise setzte er den Gerichtshof fast nur aus Mährern zusammen, die sich unbekümmert um die religiösen Verhältnisse nur an ihre Untertanenpflicht gehalten hatten. Wir haben von diesen Vorgängen in Prag, die sich im Dezember 1546 abspielten, nur allgemeine Nachrichten; die besten noch über die Verhandlungen mit den Joachimstalern und deren Pfarrherrn Johannes Mathesius.[20] Der König begnügte sich mit ernsten Zurechtweisungen und milden Strafen. Die Zeit war noch nicht darnach, daß er den gestrengen Herrn

hätte hervorkehren können. Die Lage am Kriegsschauplatz hatte sich plötzlich zugunsten der Schmalkaldner gewendet, Herzog Moritz war in schwere Bedrängnis geraten und erklärte König Ferdinand in einem Schreiben vom 29. Dezember 1546: „Und da Eure Majestät neben der kais. Mt. mich nit . . . retten, hab ich nichts gewisseres zu gewarten, denn daß ich von Landen und Leuten verjagt muß werden". Ferdinand stand vor der Notwendigkeit, noch einmal ins Feld zu rücken, seine Länder von neuem um Unterstützung anzugehen. Die Frage, wie sich die Böhmen zu diesem neuen Kriegszug verhalten würden, erhob sich ernster als das erstemal.[21]

Der König vermied es wohl absichtlich einen Landtag, wie im Vorjahr, einzuberufen, und sich die ständische Hilfe ausdrücklich bewilligen zu lassen. Er begnügte sich am 12. Januar 1547 ein „Ausschreiben" (gedrucktes Mandat) zu versenden und die Stände darin aufzufordern, gemäß der letzten Schatzung zwischen 24. Januar und 2. Februar in Leitmeritz mit ihren Mannschaften zu erscheinen.

Dieses Aktenstück bezeichnete man in ständischen Kreisen als den „Anstoß zu allem Bösen", das sich in der Folge in Böhmen ereignete, als letzte Ursache der Erhebung der Stände gegen den König, denn es hätte im vollsten Widerspruch zu den Rechten und Freiheiten des Königreiches gestanden. Was schon auf dem letzten Landtag (1546) langsam begonnen habe, wäre nun zu Ende geführt und sozusagen zum Überfließen gebracht worden. Dieser Stimmung entsprachen dann die Verhandlungen in Leitmeritz, die der König erst am 6. Februar eröffnete, weil er durch den unerwarteten Tod seiner Gemahlin, die nach der Geburt ihres fünfzehnten Kindes am 27. Januar 1547 gestorben war, seine Abreise aus Prag um einige Tage hatte aufschieben müssen. In Leitmeritz war nur ein kleiner Teil der böhmischen Ständeschaft erschienen. Insbesondere fehlten die Vertreter der meisten königlichen Städte nach dem Vorbild der Hauptstadt Prag, von der Ferdinand schon vorher geklagt hatte: „Und sonderlich sein die Stadt Prag als die den fürnehmsten Namen und das meist Ansehen bei den anderen Städten haben, nit die wenigisten, die sich bisher ungehorsam-

lich erzeigt und andere zu gleichmessiger Ungehorsame gezogen haben."

Aber auch die Herren und Ritter, die den König in Leitmeritz erwartet hatten, erklärten entschieden, ohne vorangegangenen Landtagsbeschluß nicht ins Feld ziehen zu wollen. Es kam zu geradezu stürmischen Auseinandersetzungen, der König bat und schalt, versprach und drohte, aber nur einen ganz geringen Teil der Anwesenden konnte er für sich gewinnen, die Mehrzahl mußte er entlassen, wobei er ihnen allerdings zu bedenken gab, „was ihnen hieraus entstehen und waserlei Ehr und Lob sie darvon erhalten werden". Der päpstliche Nuntius im kaiserlichen Hauptquartier Verallo schrieb am 23. Februar aus Ulm nach Rom, daß alle Hoffnungen, die man auf die Unterstützung der Böhmen gesetzt habe, nach den letzten Verhandlungen in Leitmeritz geschwunden seien. Auf 5000 Mann Reiterei, vom Fußvolk nicht zu sprechen, habe man gerechnet, kaum 700 kämen nun in Betracht. Sie hätten religiöse Sicherheit für die Zukunft gefordert und angedeutet, im Gegenfalle mit 40- bis 50.000 Mann dem Kurfürsten zu Hilfe zu ziehen, den sie als „Bruder und Verbündeten in der Häresie" haben.

Die Vorgänge in Leitmeritz, diese volle Auflehnung gegen den Landesherrn, fanden aber ihre weit gefährlichere Fortsetzung unmittelbar darauf in Prag, woselbst bereits diejenigen Stände, die überhaupt nicht in Leitmeritz erschienen waren, berieten, was nun zu geschehen habe und denen sich die aus Leitmeritz Heimkehrenden nunmehr anschlossen. Verallo schrieb um den 7. März: in Prag herrsche „eine sehr gefährliche Bewegung, eine Rebellion gegen den König". In zahlreichen Versammlungen, die sowohl von Adligen als Städtevertretern stark besucht waren, wurden die wichtigsten Beratungen wegen Einrichtung einer neuen Landesverwaltung gepflogen und endlich am 23. März bei Anwesenheit von etwa 800 Herren und Edelleuten sowie aller königlichen Städte außer Pilsen und Budweis der Beschluß gefaßt, ein ständisches Heer aufzustellen, das bis zum 4. April unter dem Obersten Feldhauptmann Kaspar Pflug von Rabstein auf seiner Herrschaft um Schlaggenwald gesammelt sein sollte, um „in das Feld zu rücken und unseren Feinden unter Augen zu ziehen".

Aber die Durchführung dieses weittragenden Beschlusses ließ viel zu wünschen übrig. Der Eifer, mit dem in Prag unter dem Drucke der entschlosseneren Elemente Reden gehalten und Beschlüsse gefaßt wurden, hielt nicht an. Die Mannschaften und sonstigen Mittel, über die Pflug schließlich verfügte, reichten nicht nur zu keinem wirklichen Feldzug, sondern nicht einmal zu einem Schachzug aus, der dem ganzen Kriege leicht eine andere Wendung hätte geben können.

König Ferdinand hatte am 17. Februar Leitmeritz verlassen, war elbabwärts bis Dresden gezogen, um sich dort mit den Sachsen und Brandenburgern, seinen Bundesgenossen, zu vereinigen und die Schmalkaldner vom Osten her anzugreifen, während Karl V. sich zum Vorstoß vom Westen her anschickte. Wie zwischen den Gliedern einer Zange wären sie gefaßt worden. Allein am 2. März hatte Kurfürst Albrecht von Brandenburg in übereiltem Vormarsch bei der Feste Rochlitz nahe von Dresden eine Schlappe erlitten und war in Gefangenschaft geraten, was die weitere Durchführung des Planes unmöglich machte. Ferdinand und Moritz von Sachsen blieb nichts übrig, als auf anderem Wege zum kaiserlichen Heere im Westen zu gelangen, um von dort aus mit vereinter Macht den Kampf aufzunehmen. Als Treffpunkt wurde Eger bestimmt. Ferdinand mußte somit das ganze nordwestliche Böhmen durchqueren, ein Gebiet, das an und für sich zum großen Teil auf seiten der Schmalkaldner stand, von diesen besetzt und bedroht war, in dem überdies Kaspar Pflug die Sammlung des ständischen Heeres vorbereitete. Ein rechtzeitiger Zusammenschluß des kurfürstlichen mit dem ständischen Heer, das Vorziehen eines Riegels von der sächsischen Grenze über Joachimsthal, Schlaggenwald in das Innere Böhmens hätte dem König den Durchmarsch unmöglich gemacht, ihn von seinem Bruder abgeschnitten. Auf diese Handreichung warteten die Sachsen bereits. Allein die böhmischen Stände rafften sich zu einem solchen Entschluß nicht auf. Sie zögerten mit der Zusendung ihrer Mannschaften, so sehr auch Pflug drängte, denn sie hatten sich doch erst für den 4. April verpflichtet im Felde zu erscheinen. Pflug war zu schwach, um, wie Ferdinand

erklärte, „die Weg zu suchen, daß Ihre kais. Mt. und wir nit zusammenstoßen möchten". Wenn auch nicht ohne Mühen, Verluste und Erniedrigungen — die Stadt Saaz ließ den König nicht in ihren Mauern übernachten — schlug sich Ferdinand mit seinen Verbündeten durch und traf am 5. April bei seinem Bruder in Eger ein. Die Böhmen hatten eine günstige Gelegenheit, Ferdinand zum mindesten von der weiteren Teilnahme am Feldzug abzuhalten, versäumt. Kaum drei Wochen darnach, am 24. April, erlitten die Schmalkaldner bei Mühlberg die schwere und entscheidende Niederlage, durch die der Kurfürst Johann von Sachsen, das Haupt der Protestanten, der „auserwehlte gute Freund der Böhmen", dem Kaiser auf Tod und Leben in die Hände fiel.

Man kann es verstehen, daß diese jähe Wendung des „deutschen Krieges" die Verwirrung in Böhmen nur noch steigerte. Die Nachricht von der Mühlberger Schlacht erhielten die Stände am 27. April, als sie in Prag bei einem Landtag versammelt waren. Es ist eine feine Kennzeichnung der Lage, wenn ein zeitgenössischer Chronist die Bemerkung macht, daß man auf die Kunde vom Siege des Königs oben auf der Burg das Te Deum, unten in der Stadt das Requiem gesungen,[22] also oben seiner Freude, unten seinem Schmerz Ausdruck gegeben habe. Zum mindesten waren die Böhmen nach dem Ausspruch des päpstlichen Nuntius „abgekühlt".

Es folgten langwierige Verhandlungen mit dem König über eine friedliche Verständigung. Als aber die Zurücknahme aller in der Zwischenzeit ohne Wissen und Willen Ferdinands gefaßten ständischen Beschlüsse nicht durchzusetzen war und die Prager Städte an der Spitze der Opposition lieber zum äußersten Kampfe als zu einer bedingungslosen Unterwerfung sich entschlossen, blieb schließlich nichts anderes übrig, als, wie es Karl V. in einem Briefe an seinen Bruder aussprach, „jene große Wunde durch einen Einschnitt und nicht durch Aufweichen zu heilen".

In derselben Stadt Leitmeritz, in der ein großer Teil der böhmischen Adeligen in den Februartagen Ferdinand Treue und Gehorsam aufgekündigt hatte, fanden sich nun auf seinen

Befehl zwischen dem 3. und 13. Juni die Mehrzahl wieder ein, um ihm, dem siegreichen Fürsten, zu huldigen. Die Spaltung unter den Ständen war vollzogen; gegen Ferdinand lehnte sich eigentlich nur noch Prag auf, konnte aber nicht mehr auf die Unterstützung der adeligen Gegner rechnen, die bis auf einen kleinen Rest entweder mit dem König ihren Frieden gemacht hatten oder aus dem Lande geflohen waren. In den Tagen vom 2. bis 7. Juli wurde Prags Widerstand in ungleichem Kampfe gebrochen. Am 8. erschienen über fünfhundert Bürger vor dem König im Hradschiner Burghof, um nach unbedingter Ergebenheitserklärung „auf Gnade und Ungnade" unter Kniefall Verzeihung zu erbitten. Zu spät. Ferdinand verhängte gerade über Prag schwerste Strafen: Auslieferung der Bündnisbriefe, aller Privilegien der Stadt, der Ämter und Bruderschaften. aller Briefe und Schriften, die sich auf irgendwelche Abmachungen insbesondere mit den Schmalkaldnern bezogen, ferner aller Geschütze und Waffen, Einziehung aller städtischen Einkünfte, Besitzungen an Gütern, Schlössern, Untertanen, Zöllen, Verpflichtung zur Zahlung der Biersteuer an den König für immerwährende Zeiten. Und gleiches Schicksal wie die Hauptstadt traf Saaz, das durch den Befehl zur Niederreißung der Mauern, die sich dem König bekanntlich verschlossen hatten, noch besonders getroffen werden sollte, Leitmeritz, Tabor, Königgrätz, Klattau, Kaurim, Brod, Laun, Kaaden, Schlan, Taus, Mies, Beraun, Pisek, Wodnian, Kolin, Tschaslau, Nimburg, Schüttenhofen, Chrudim, Jaromierz, Melnik, Hohenmaut, Königinhof und Politschka. Nur Pilsen, Budweis und Aussig, die sich von jeder Stellungnahme gegen den König freigehalten hatten, blieben verschont. Aus dem Herren- und Ritterstand, darunter aus den bedeutenden und angesehenen Familien der Kreik, Krinetzky, Slawata, Dohna, Schlick, Lobkowitz, Wartemberg, Lippa, Waldstein, Pflug u. a. m. wurden fünfunddreißig Mitglieder angeklagt und zu schwereren oder leichteren Strafen verurteilt, vor allem traf die meisten Verlust eines Teiles ihrer Güter. Alle diese Beschlüsse faßte ein eigens eingesetzter unter dem Vorsitz des Königs vom 20. Juli bis 3. August tagender Gerichtshof, der

mit alleiniger Ausnahme des böhmischen Landmarschalls Bertold von Duba und Lippa nur aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern der Länder Mähren, Schlesien und Lausitz bestand, mit dem mährischen Landeshauptmann Wenzel von Ludanitz an der Spitze. Auch Todesurteile wurden verhängt über Wilhelm Krinetzky von Ronau, Kaspar Pflug, Albin Graf Schlick, Heinrich Widpach, Peter Welemitzky und Melchior Rohr von Rohrau, die sich aber alle durch Flucht gerettet hatten; über Wenzel Pětipetky von Schönhof, Bernard Barchanetz von Barchow, den Prag-Neustädter Bürger Wenzel von Jeleni und den greisen Altstädter Primas Jakob Fikar von Wrat, die nach schweren Folterqualen am 22. August auf dem Hradschin enthauptet wurden. Heinrich Krabitz von Weitmühl und der Prager Kanzler und Chronist Sixt von Ottersdorf wurden nach der Folterung freigelassen. Der päpstliche Nuntius schrieb damals, am 19. August, nach Florenz nicht ohne eine gewisse Schärfe, Ferdinand sei jetzt in Böhmen sehr in Anspruch genommen, „wo er nichts anderes tue, als Güter und Habe der Rebellen einziehen und Köpfe abhauen". In Böhmen aber jammerte ein städtischer Chronist: „Da sank der Ruhm des Königreiches dahin, besonders der der Prager Herren, — kläglich und unwiederbringlich".

Die königlichen Städte hatte der Hauptschlag getroffen; sie waren, trotzdem später die Strafen zum Teil nachgesehen wurden, in ihrer politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit schwer getroffen. Der Adel war gedemütigt. Und aus beider Verhängnis zog die königliche Macht in jeder Hinsicht, vor allem finanziell und moralisch, neue Kraft. Ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen, ließ Ferdinand durch Landtagsbeschluß vom 23. August das Thronfolgegesetz zu Gunsten seines Hauses abändern, ebenso wichtige Verwaltungsänderungen durchführen. Die in der Verfassung gar nicht vorgesehene Einrichtung einer Stellvertretung durch ein Mitglied des königlichen Hauses verfügte er aus eigenem und betraute damit unter dem Titel eines Statthalters seinen jugendlichen zweiten Sohn Ferdinand, geboren 1529, ohne darüber mit dem Landtag zu verhandeln. Er schuf mit einem Worte ganz

neue Verhältnisse, in dem sicheren Glauben, wie er selber erklärte, daß „dardurch verhoffentlich . . . künftige Ufruhr und Ungehorsam verhüt und uns gepürender Gehorsam geleistet werde“.

Die strittigste und gefährlichste Frage in Böhmen, die religiöse, wurde in den Prozeßverhandlungen des Sommers 1547 gar nicht berührt. Keinem der Angeklagten wurde, auch wenn er als Anhänger des Luthertums oder Brüdertums bekannt war, sein Glauben vorgehalten, in keiner der verurteilten Städte wurde in kirchlichen Dingen eine Änderung verfügt. Umso bedeutsamer war die tatsächliche Wirkung, die die veränderten Verhältnisse alsbald auf die religiösen Zustände ausübten. Das Luthertum verschwand, man rückte wieder als äußerster Flügel in die Reihen des Utraquismus ein. Gegen die „Brüder“ in Böhmen, nicht auch in Mähren,[23] wurden die alten Verbote aus der Zeit der Könige Wladislaw und Ludwig schon am 8. Oktober 1547 und 20. Januar 1548 in schärferer Form erneuert. Eine Verfolgung dieser Sekte setzte ein, durch die ihre tapfersten Vertreter, wie der Brüderbischof Johann Augusta in Leitomischl, in die Kerker kamen, viele hunderte ihrer Anhänger zur Auswanderung, insbesondere nach Posen und Preußen, gezwungen wurden, mancher uralte feste Sitz, wie Brandeis, verloren ging, weil die Gemeinde sich zum Übertritt zum Katholizismus entschloß. Aber alle diese Gewaltmaßregeln, die sich damals und in den folgenden Jahren auch gegen andere Sekten und ebenso gegen Juden richteten, bedeuteten nur eine Schwächung, keineswegs eine Ausrottung. Wirtschaftliche Rücksichten zwangen immer wieder zu Nachsicht und Umkehr in den für das Land geradezu verhängnisvollen Maßregeln.

Ein anderes Mittel zur Lösung der religiösen Frage sah man in der seit langem schon versuchten Konkordie zwischen Katholiken und Utraquisten, für die nach der „Züchtigung“ der Stände im Jahre 1547 eine günstigere Zeit angebrochen zu sein schien. Es war vorzüglich die Überzeugung des damals am Hofe Ferdinands I. wirkenden päpstlichen Gesandten Santa Croce, daß eine Einigung unter den beiden allein anerkannten

Hauptbekenntnissen der religiösen Zerfahrenheit in den böhmischen Ländern allmählich ein Ende bereiten müßte. Die Durchführung dieses „Friedens-Werkes" wurde schon auf dem Prager Landtag des Jahres 1549 versucht, scheiterte aber damals ebenso wie später, nicht zuletzt an dem Widerwillen des strengen Papstes Julius III. (seit 1550), den Utraquisten auch nur das kleinste Zugeständnis in dogmatischer Hinsicht zu bewilligen; nicht minder aber an dem entschlossenen Widerstand, den manche „häretische" Kreise an den Tag legten. Eine Szene aus den Landtagsverhandlungen in Brünn im April 1550 ist hiefür besonders bezeichnend.

König Ferdinand, der sie persönlich leitete, stellte an die mährischen Stände die Forderung, die religiösen Verhältnisse vorläufig wenigstens auf jenen Zustand zurückzuversetzen, auf dem sie sich bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1526 befunden hatten. Die Treue, die ihm die mährischen Adeligen gerade während des Schmalkaldischen Krieges in politischer Hinsicht bewiesen hatten, schien ihm ein Hoffnungsstrahl, daß sie ihm auch auf kirchlichem Gebiete eher Gefolgschaft leisten würden als die böhmischen. Allein gerade hier erfuhr er eine viel entschiedenere und offenere Ablehnung als je in Böhmen. Der Landeshauptmann Wenzel von Ludanitz, den wir vom Prager Prozeß her kennen, erhob sich im vollen Landtag und erklärte dem König in männlicher Rede, an der „wiedergereinigten evangelischen Lehre" — wir wissen nicht genau, zu welchem Glauben er sich bekannte — unbedingt festhalten zu wollen. Ähnlich wie einstmals der Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg auf dem Augsburger Reichstag vor Kaiser Karl V. erklärt hatte: „Herr, ehe ich von Gottes Wort abstünde, wollte ich lieber auf dieser Stelle niederknieen und mir den Kopf abhauen lassen", beteuerte jetzt Ludanitz vor Ferdinand I.: „Für uns alle steht es fest, nicht um Haares Breite von unserer Überzeugung abzugehen, vielmehr werden wir versuchen, sie zu verteidigen, wenn es nicht anders sein könnte, mit dem Einsatz des Lebens, der Würden und unserer ganzen Habe. . . . Blut und Gut und auch das Leben schulden wir dem Könige und werden es für sein und

seiner Kinder Heil gerne vergießen und hingeben. Die Seele aber haben wir vom Schöpfer empfangen; ihm müssen wir sie unbefleckt und unversehrt bewahren und zurückgeben. Über sie gebührt dem Könige durchaus keine Herrschaft."

Es war Ferdinands I. letzter Versuch mit Hilfe der Stände die religiösen Verhältnisse im Lande umzugestalten.

Auf ganz anderem Wege erfolgte in Böhmen die Rekatholisierung, die Ferdinand und seinem gleichnamigen Sohne, dem böhmischen Statthalter, als Ziel und Endpunkt vorschwebte. Der im Jahre 1540 von Ignaz von Loyola begründete Jesuitenorden, der seit Ende dieses Jahres schon auf deutschem Boden wirkte, war ausersehen, auch in Böhmen der kirchlichen Entwicklung eine ganz neue Richtung zu geben.[24] Nach mehr als zweijährigen Verhandlungen zwischen Ferdinand einer-, Papst Julius III. und Loyola anderseits gelang es für Prag eine kleine Kolonie von anfangs zwölf Jesuiten zu gewinnen. Am 21. April 1556 kamen sie unter Führung des Rektors Pater Ursman Goisson aus Beaumont in Belgien dort an, eine national zusammengewürfelte Schar, kein einziger der tschechischen, nur wenige der deutschen Sprache mächtig. Das einstmalige St. Klemenskloster der Dominikaner in der Altstadt an der Karlsbrücke wurde ihnen zugewiesen. Ihre erste Aufgabe bestand darin, eine Schule zu gründen, die als „königliches Institut" galt, darin Knaben und Jünglinge kostenlos nach bestimmtem von Loyola selbst ausgearbeitetem Lehrplan Unterricht genossen. Es fehlte in den ersten Jahren nicht an inneren und äußeren Bedrängnissen aller Art. Aber die aufopfernde Unterstützung, die dieser Gründung vor allem der „erste deutsche Jesuit" Peter Canisius, Ferdinands Beichtvater und Hofprediger,[25] zuteil werden ließ, der Schutz, den ihr der König, der Erzherzog, der „heros catholicorum" und „Säule des katholischen Glaubens", der katholische Adel und andere Kreise gewährten, ließ alle Schwierigkeiten überwinden, so daß nach einem etwa sechsjährigen provisorischen Bestande Ferdinand am 15. März 1562 durch einen eigentlichen Stiftsbrief in feierlicher Form das Jesuitenkloster in Prag fest begründete. Die wichtigste Verfügung bestand darin, daß die

Jesuitenschule zu einer Universität ausgestaltet wurde mit allen Rechten, wie sie die anderen Universitäten Deutschlands, Italiens, Spaniens, Frankreichs besaßen. Dem utraquistischen Carolinum, diesem „verrosteten Kleinod", der ältesten Hochschule des Reichs, die Karl IV. 1348 geschaffen hatte, stellte Ferdinand das Clementinum entgegen; dem Sitz des verfallenden Utraquismus eine neue Stätte des reformierten Katholizismus. Das ganze geistige und kirchliche Leben im Lande erhielt einen wichtigen Mittelpunkt, von dem ganz neue Anregungen ausgingen. Das Gefühl, das den utraquistischen Rektor Magister Johannes Hortensius bei der Nachricht vom Einzug der ersten zwölf Jesuitenpatres in Prag beschlichen hatte, als er in das Amtsbuch die denkwürdigen Worte eintrug: „eine dem Reich und dem öffentlichen Leben sehr verderbliche Sache, die nur wenige richtig empfinden", sollte sich bewahrheiten. Den Utraquisten war der schwerste Feind im Herzen des Landes erstanden, ohne daß sie es hätten verhindern können. Eine geistige Richtung von weltgeschichtlicher Bedeutung siegte über die verknöcherte Politik eines kleinen Landes.

Die Einführung der Jesuiten in Prag war ein Ereignis, das eigentlich ganz außerhalb aller Erwägungen der kirchlichen Kreise Böhmens gestanden hatte; ein wahres Gottesgeschenk für die katholische Partei, durch das sie unvermutet Kräftigung, Vertiefung, Ausbreitung und neues Ansehen erfuhr. Gleichzeitig gewann sie aber für ihre Aufrichtung noch eine neue Stütze, nach der sie sich schon lange gesehnt hatte.

Das Prager Erzbistum war gleich zu Beginn der Hussitenkriege im Jahre 1421 zusammengebrochen, das Domkapitel aus Prag geflohen, der Erzbischof Konrad zum Utraquismus übergetreten. Administratoren verwalteten fortan die katholische Kirche in Böhmen.[26] Unter König Ladislaus dachte man zum ersten Male ernster an die Wiedereinsetzung eines katholischen Erzbischofs, König Wladislaw hatte sogar diese Würde dem Krakauer Domherrn, seinem Erzieher, dem bekannten polnischen Geschichtschreiber Johannes Dlugosch, bereits verliehen, der aber darauf verzichtete. Auch später tauchten

solche Pläne wiederholt auf, blieben aber immer ohne Erfolg. Ferdinand I. hatte nach seiner Wahl der Prager Gesandtschaft, die bei ihm in Wien erschien, am 15. Dezember 1526 das Versprechen gegeben, sich in Rom beim Papste um die Wiedereinsetzung eines Erzbischofs in Prag zu bemühen, ohne es aber erfüllen zu können. Auch 1537, 1539 und abermals 1545 wurden in dieser Angelegenheit zwischen ihm und den Ständen Verhandlungen geführt, die nach den Unglücksjahren des Schmalkaldner Krieges 1549 wieder aufgenommen wurden. Aber noch am 3. Januar 1558 mußte Ferdinand dem Landtag erklären, daß er seit langer Zeit nicht weniger als die Stände für die Wahl eines Bischofs eintrete, der die Geistlichkeit unter einerlei und beiderlei Gestalt zu weihen vermöchte, daß aber darüber dermalen mit dem päpstlichen Stuhl nicht verhandelt werden könne, vielmehr ein geeigneter Augenblick abgewartet werden müsse. Schon zwei Jahre später — es war inzwischen Ende 1559 Pius IV. Papst geworden — im Mai 1560 wußte Canisius von Ferdinands festem Entschluß, die Bischofsfrage noch bei seinen Lebzeiten zur Entscheidung zu bringen. Am 5. September 1561 ernannte der neue Papst den ihm präsentierten damaligen Wiener Bischof Anton Brus von Müglitz zum Erzbischof von Prag.[27] Nach einer Unterbrechung von 140 Jahren hatte das Königreich Böhmen wieder ein kirchliches Oberhaupt. Allerdings währte es eine Zeitlang, bevor er sich seiner neuen Stellung vollauf widmen konnte. Denn abgesehen davon, daß er die Würde eines Großmeisters des Kreuzherrenordens innehatte, behielt er das Wiener Bistum noch bis ins Jahr 1563 und war außerdem Vertreter des Kaisers auf dem Trienter Konzil während dessen letzter Tagung vom 18. Januar 1562 bis 4. Dezember 1563, so daß er erst Anfang 1564 zu dauerndem Aufenthalt nach Prag kam.

In Trient fiel ihm unter anderem die mißliche Aufgabe zu, die Konzilsväter von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß ihm das Recht verliehen werde, in Böhmen für die utraquistische Bevölkerung auch utraquistische Geistliche zu weihen, d. h. solche, die das Sakrament der Eucharistie sub utraque spenden. Das Konzil kam trotz langwieriger Verhandlung über diese Frage

zu keinem Entschluß und überließ „das ganze Geschäft" schließlich dem Papste allein, der nach abermaliger Mahnung durch König Ferdinand am 15. April 1564 einer Reihe von Erzbischöfen und Bischöfen in Deutschland, darunter auch Prag, das Recht verlieh, Priester zu weihen, die unter bestimmten Bedingungen und Voraussetzungen beide Arten der Kommunion spenden dürften. Erzbischof Anton verkündete selber das päpstliche Zugeständnis in der Prager Domkirche am Sonntag den 23. Juli 1564.

Zwei Tage später, am 25. Juli starb Kaiser Ferdinand I. in Wien nach langem schwerem Krankenlager, in dem Bewußtsein, den katholischen Glauben auch in dem hussitischen Böhmen wieder gekräftigt zu haben. Freilich soll er auf dem Totenbette seinen Beichtvater ermahnt haben, auf seinen Sohn und Nachfolger Maximilian II. einzuwirken, daß er katholisch bleibe und daß „die katholische Religion, wie sie von unseren Vorfahren auf uns löblich kommen, in unseren Ländern gehalten werde." Wenn dies richtig ist, dann hat Ferdinand trotz seiner Bemühungen und Erfolge wohl kaum die Überzeugung ins Grab genommen, daß der Katholizismus in Böhmen für alle Zeit gesichert war, noch weniger geahnt, daß das Ende für Utraquismus, Luthertum und andere Lehren in diesem Lande nicht mehr fern sei.

Sechster Abschnitt.

Böhmen und Mähren zur Zeit der Gegenreformation bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. 1564—1620.

Wie man die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts als das Zeitalter der Reformation, der Umbildung der kirchlichen Verhältnisse bezeichnet, so die zweite Hälfte als das der Gegenreformation, in dem eine Rückbildung, eine Gegenströmung sich geltend machte.[1] Die Benennungen sind von der allgemeinen und deutschen Geschichte her genommen, für welche diese zweimalige religiöse Umwälzung größte Wichtigkeit hat, mag sie sich auch in den verschiedenen Ländern ganz verschieden vollzogen haben, in Italien und Spanien anders als in Frankreich, in England und den nordischen Staaten anders als in Deutschland.

Überall aber bedeutet diese Bewegung eine vollkommen neue Erscheinung. Nicht so in Böhmen und Mähren. Hier war der Bruch mit der alten Kirche, das Reformationszeitalter, schon um ein Jahrhundert früher eingetreten und die gegenreformatorischen Bestrebungen des Katholizismus hatten ihren sichtbaren Anfang schon mit dem Jahre 1433, mit dem Abschluß der Basler Kompaktaten, genommen. Allein diese böhmische Reformation und Gegenreformation des 15. Jahrhunderts war zu keinem Abschluß gekommen. Es gährte kirchlich in beiden Ländern gewaltig, als von Wittenberg her der neue Keil in die katholische Welt getrieben wurde. Und erst dieser von Deutschland ausgehende religiöse Kampf haucht dem böhmisch-mährischen Kirchenwesen, das nicht vorwärts, nicht rückwärts konnte, neue Kraft ein. Luthertum in der ersten, Jesuitentum in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts spielen hier eine nicht geringere Rolle als in manchem deutschen Fürstentum. Nur liegen die Dinge hier verwickelter. Die neue Lehre hat auf diesem Boden nicht mehr die Aufgabe, den

Katholizismus zu bekämpfen und zu besiegen, sondern sich mit den schon längst an dessen Stelle getretenen neuen Bekenntnissen des Utraquismus und des Brüdertums auseinander zu setzen. Und der Jesuitismus muß den Kampf aufnehmen mit einem schon durch mehrere Menschenalter eingelebten, mit dem Volksbewußtsein verwachsenen Glauben, der in furchtbaren Kriegen scheinbar feuerfest zusammengehämmert worden war. Daher wird auch der Kampf hier schwerer, nimmt viel härtere Formen an, wird ein Ringen auf Leben und Tod. Die eine Zeit lang gleichsam nur im Schlepptau der deutschen dahinziehende böhmische kirchliche Bewegung gerät auf einmal wie in einen Strudel, bäumt sich auf, versinkt und überläßt dem Hauptschiff den Entscheidungskampf mit den aufgepeitschten Wellen.

Ferdinand I. hatte Böhmen in einem religiös scheinbar beruhigten Zustand hinterlassen. Sein gleichnamiger Sohn hatte es in der Würde eines Statthalters glänzend verstanden, die durch die Ereignisse des Jahres 1547 getrübten Beziehungen zwischen Volk und Landesherrn wieder herzustellen und so freundlich als möglich zu gestalten.[3] Der König, der zugleich deutscher Kaiser war, hat in den letzten anderthalb Jahrzehnten seiner Regierung wiederholt längere Zeit in Prag geweilt, an großartigen Festlichkeiten teilgenommen, auch andere Städte des Landes besucht. Sein und seines Sohnes offenes und eifriges Eintreten für den Katholizismus erregte keinen Unwillen, besonders da sich die religiösen Verfolgungen der Jahre 1548 und 1549 nicht mehr wiederholten, wenigstens nicht mehr in so schroffer, das öffentliche Leben schädigender Form. Radikales Utraquistentum, gleichbedeutend mit böhmischem Luthertum, und Brüdertum mehrten sich im Lande trotz aller gegen sie gerichteten Mandate, trotz Begünstigung des Katholizismus. Der Prinz-Statthalter hatte einmal im Jahre 1555 vom Vater die Weisung erhalten, in religiösen Dingen nur soweit zu gehen, „auf daß . . . in unsrer Kron Beheim nicht weiterer Ungehorsam und Tumult daraus erfolge". Man streckte keineswegs vor den Sekten die Waffen oder gewährte ihnen freie Auswirkung; man führte aber den Kampf gegen

sie mehr durch Stärkung der katholischen Richtung in allen Belangen. Auf utraquistischer und Brüderseite schätzte man die Gefahr, die der langsam wachsende Katholizismus in sich barg, zunächst nicht hoch ein, umsoweniger, als man der Hoffnung lebte, auf Ferdinand werde ein dem neuen Evangelium zugeneigter Fürst folgen: Maximilian II., sein ältester 1527 in Wien geborener Sohn.

Die beiden Brüder Maximilian und Ferdinand — ein dritter, jüngerer, Karl in Steiermark (Innerösterreich), spielt für uns keine Rolle — im Alter nur um zwei Jahre unterschieden, haben, obwohl sie bis zu Maximilians sechzehntem Lebensjahr gemeinsam in Innsbruck erzogen worden waren, wenig gleichartiges. Im Gegensatz zu Ferdinands streng katholischer Gesinnung, um den Hauptunterschied zu betonen, neigte Maximilian, insbesondere seit seiner Rückkehr aus Spanien, wo er von 1548—1550 geweilt und seine Base, Kaiser Karls V. Tochter Maria geheiratet hatte, entschieden dem reformierten Glauben zu. Diese Gesinnung brachte ihn aber in einen schweren Kampf mit seinem glaubensstrengen Vater. Er war nahe daran enterbt, von seiner Gemahlin, trotzdem die Ehe überaus glücklich war, und von seinen Kindern getrennt zu werden. Die Verfolgungen und Zurücksetzungen schwächten allmählich seine Willenskraft, besonders als er sich in seinen Hoffnungen auf die protestantischen Fürsten im Reich getäuscht sah. Spätestens zu Beginn des Jahres 1562 unterwarf er sich dem Vater und gelobte, von anderen Zugeständnissen abgesehen, „daß er in der katholischen Religion leben und sterben wolle"; nur die Kommunion unter beiderlei Gestalt mußte man ihm zugestehen. Seinen zwiespältigen religiösen Standpunkt kennzeichnet seine Erklärung: als Mensch sei er nicht päpstlich und nicht evangelisch, sondern ein Christ; als Herrscher sei er katholisch.[3]

Diese Wandlung blieb aber für weitere Kreise Geheimnis. Man hielt dafür, daß Maximilian, zur Regierung gelangt, seine wahre Gesinnung nicht verleugnen werde. Insbesondere waren es die Böhmischen Brüder, die zu dem Thronfolger durch dessen lutherischen Prediger Joh. Seb. Pfauser frühzeitig Beziehun-

gen suchten. Maximilian war kurz nach seiner Abreise nach Spanien gemäß dem Wunsche seines kaiserlichen Schwiegervaters auf dem Landtage in Prag im Februar 1549 zum böhmischen König gewählt worden, ohne aber bei Lebzeiten des Vaters und während der Statthalterschaft des Bruders eben wegen seiner religiösen Haltung irgendwelchen Einfluß auf die Landesverwaltung nehmen zu dürfen. Dem gewählten böhmischen König war ein Jahrzehnt und länger das Betreten böhmischen Bodens vom Vater strengstens untersagt; nur gegen dessen Willen hat er sich das eine und andere Mal hineingewagt. Das hinderte die Böhmischen Brüder nicht, schon 1555 und dann noch dreimal bis Ende 1557 Gesandtschaften nach Wien zu schicken, um den jungen König für sich zu gewinnen. Daß ihnen nur ganz allgemeine Versprechungen gemacht wurden, ergibt sich aus der Lage. Als dann aber Maximilian II. nach des Vaters Tod 1564 wirklich die Regierung antrat, waren ihm in religiösen Dingen bereits die Hände gebunden, abgesehen davon, daß er den „Brüdern" keine Neigung entgegenbrachte und den böhmischen Verhältnissen an sich wenig Aufmerksamkeit schenkte. Die Statthalterschaft seines Bruders nahm erst Anfang 1567 auf dessen eigenes Drängen hin ein Ende, als er sich in sein ihm noch vom Vater zugewiesenes tirolisches Erbe zurückzog.

Unter Maximilian II. bildeten sich in Böhmen wieder Verhältnisse aus, wie sie unter Ferdinand I. vor 1547 geherrscht hatten: die Regierungsgewalt ging an jene Adelspartei über, die die hohen Landesämter in Händen hatte. Seit 1570 stand der reiche und mächtige Wilhelm von Rosenberg auf Krumau als Oberstburggraf an der Spitze der Verwaltung, ein eifriger Katholik. Der König selbst entfremdete sich den Ständen, da er nur zu den Landtagsverhandlungen in Prag erschien, um sich die Steuern bewilligen zu lassen. Die Landtage wurden wieder der Boden, auf dem der Kampf zwischen Stände- und Fürstentum ausgekämpft wurde. Auf dem Landtag des Jahres 1574, auf dem sich Maximilian durch seine Söhne Rudolf und Ernst vertreten ließ, klagte man: im Lande, besonders in den gebirgigen Gegenden, herrsche Hungersnot, daran viele

Menschen zugrunde gehen, während andere gezwungen seien, ihre Kinder umsonst wegzugeben, zu verschenken, ja bitten müßten, sie anzunehmen, „damit sie nit also elendiglich Hungers sterben müßten". Die Städte kämen so herunter, daß in vielen 30, 40, 50 und mehr Häuser öd und unbewohnt dastünden. Selbst Familien des Herren- und Ritterstandes „müssen samt Weib und Kindern große Armut und Not leiden". Wer hätte unter solchen Verhältnissen dem Könige noch höhere Steuern als früher bewilligen wollen? Man konnte sich über die Forderungen nicht einigen, der Landtag ging „also ohne Frucht" auseinander. In Wien aber deutete man die Ablehnung, wie der kaiserliche Reichshofrat Dr. Georg Eder an des Kaisers Schwager Herzog Albrecht V. von Bayern schrieb, dahin: „daß die Behamen gar ein kalt Herz zu uns haben", und der Kaiser selbst nach Prag fahren müsse, „um zur Wirtschaft zu sehen".

So kam es zum großen Prager Landtag des Jahres 1575.[4] Was ihm das Gepräge gab, war nicht etwa die Verhandlung über diese wirtschaftliche Not, noch auch über politisch-finanzielle Fragen; er war, wie es Wratislaw von Pernstein, der böhmische Oberstkanzler, in einem Schreiben an Wilhelm von Rosenberg schon am 9. Juli 1574 vorhergesagt hatte, „durchaus von der religiösen Frage beherrscht". Und ebenso äußerte sich der Prager Erzbischof in einem Briefe vom 1. Jänner 1575: man sehe betreffs der religiösen Angelegenheiten großen Kämpfen und Tragödien (concertationes et tragoedias) entgegen.

Die großen religiösen Tragödien, die sich eben damals in der christlichen Welt des Südens und Westens Europas abspielten, gaben zu solchen Befürchtungen allerdings genügenden Anlaß.

Seit der Mitte des Jahrhunderts, seitdem die strengen Päpste, mit dem greisen Paul III. Caraffa (1555—1559) beginnend, auf Petri Stuhl saßen, der glaubensharte Philipp II. (seit 1556) das spanische Weltreich regierte und das Trienter Konzil seine Sitzungen am 4. Dezember 1563 mit einem Fluch gegen alle Ketzer, die Protestanten nicht ausgenommen, feier-

lich geschlossen hatte, war der Kampf zwischen dem neu belebten Katholizismus und der Reformation in allen ihren Richtungen und Schattierungen unausweichlich. Auf italienischem und spanischem Boden wurde er mit Hilfe des grauenhaften Schreckensregimentes der Autodafes und der Inquisition rasch zu Gunsten der alten Lehre entschieden. In Frankreich führte er zu dem mehr als dreißig Jahre währenden hugenottischen Religionskrieg, der in der Pariser Bartholomäusnacht vom 23. zum 24. August 1572 seinen Höhepunkt erreichte. In den spanischen Niederlanden aber erwuchs ein politisch-religiöser Verzweiflungskampf, der schon während der tyrannischen Statthalterschaft des spanischen Herzogs Alba (1567—1573) zum Abfall der Niederlande von Spanien den Anstoß gab.

Diese Ereignisse, diese „Morde an dem Volke, das Leib und Blut unter beiderlei Gestalt empfängt", wie es in einer Flugschrift hieß,[5] wurden auch in Böhmen bekannt und erregten Entsetzen und Aufregung. Aber zu einem Aufflammen der verborgenen Glut führten sie nicht. Man war auf beiden Seiten noch bestrebt, die Gefahr durch Verhandlungen zu bannen: das gibt dem denkwürdigen Landtag von 1575 seine Bedeutung.

Die königlichen „Propositionen", d. h. die Anträge, die im Namen des Königs an die im Landtag versammelten Stände ergingen, berührten die religiöse Frage gar nicht. Sie handelten bloß von Steuersachen, Bergwerkwesen, Elbeschiffahrt und Wiederaufrichtung der Prager Universität. Ein Zeuge der Landtagseröffnung am 21. Februar schrieb zwei Tage später wörtlich: „Des Religionswesens wurde auch nicht mit einem Wörtchen Erwähnung getan, wiewohl viele darauf warteten, was darüber gesagt werden würde; allein das war alles um nichts."[6] Aber die utraquistischen Stände erklärten in einer der ersten Sitzungen (3. März) durch den Oberstlandrichter Bohuslaus Felix von Hassenstein-Lobkowitz, sie hätten beschlossen, im Landtag zu allererst in den kirchlichen Dingen eine Ordnung nach dem von den Ständen des Reiches dem Kaiser Karl V. seinerzeit in Augsburg im Jahre 1530 vorgelegten Bekenntnis fertig zu stellen, bevor an die Verhandlung

der anderen allgemeinen Artikel geschritten würde. Diese Forderung, übrigens in entgegenkommendster Form vorgebracht, ging jedoch nicht von der gesamten utraquistischen Partei aus, sondern nur von den lutherisch Gesinnten, die sich Utraquisten nennen mußten, um sich nicht „gleichsam außerhalb des Gesetzes" zu stellen. Die Altutraquisten unter der Führung des Oberstkämmerers Johann von Waldstein erwiderten sofort, man möge sich in keine Neuerungen einlassen, da „viele hunderttausend gute Christen" dem nicht zustimmen würden, „daß wir irgendein neues und deutsches Bekenntnis suchen". Eine für die „Utraquisten" gültige neue Kirchenordnung, die auch er wünschte, hielt er nur dann für möglich, wenn sie auf Grund „der alten Schriften und Landtagsbeschlüsse" zusammengestellt würde. Und sofort meldeten sich Stimmen, die an die bereits bestehende „Konfession der Böhmischen Brüder", oder wie man sie damals auch nannte, „Bunzlauer Brüder" erinnerten. Die wenn auch schwächere so doch in sich geeinigte katholische Partei stand somit im Landtag gegenüber den in drei Richtungen gespaltenen Utraquisten. Nicht die althergebrachte ständische Scheidung in Herren, Ritter und Bürger gab den Ausschlag, sondern die in vier religiöse Gruppen: Katholiken, Altutraquisten, Neu- oder lutherische Utraquisten und Brüder. Zunächst versuchte man ein Zusammengehen der letzten drei. Es wurde aus allen drei Ständen ein achtzehngliedriger Ausschuß gewählt, der aus der Augustana, der Brüderkonfession, den Landtagsschriften und anderen alten Quellen eine „neue" Bekenntnisschrift verfassen sollte, die man dem Kaiser als gemeinsame „utraquistische Kirchenordnung" zur Bestätigung vorlegen wollte.

Dieses Werk kam wohl, wenn auch unter größten Schwierigkeiten zustande. Am 17. Mai war es fertiggestellt, aber die Altutraquisten hatten an dessen Abfassung keinen Anteil; sie waren gleich zu Beginn der Verhandlungen aus dem Ausschuß ausgeschieden. Die neue böhmische Konfession in 25 Artikeln war das Werk der „Konfessionisten", wie man die lutherischen Utraquisten von nun an bezeichnete, und der Brüder. Sie gab bald ganze Artikel der Augustana in vollem

Wortlaut wieder, bald hatte sie Auffassungen, einzelne Ausdrücke und auch ganze Sätze aus der alten Brüderkonfession herübergenommen.[7] Im ganzen stellte sich die Böhmische Konfession dar als „das Werk und Bekenntnis der unter dem Eindruck der lutherisch-melanchthonischen, teilweise auch kalvinischen Reformation stehenden und durch dieselbe geförderten und befruchteten hussitischen Bewegung"; nach anderer Auffassung als „ein dunkles sich oft untereinander widersprechendes Gemisch der lutherischen Lehre und jener der Böhmischen Brüder". Dabei verzichteten aber die Brüder auf ihre eigene Konfession und Kirchenordnung keineswegs, sondern wollten — zwei Eisen — diese im Rahmen und unter dem Schutze der neuen gemeinsamen „Böhmischen Konfession" behalten, wie sie denn auch ihre Glaubensschriften dem Kaiser gelegentlich durch dessen Leibarzt Doktor Crato, ihren scheinbaren Gönner, überreichen ließen.

Die ganzen Landtagsverhandlungen hatten bis zur Fertigstellung des Bekenntnisses gestockt, und nunmehr, als bekannt wurde, daß der Kaiser die Schriften zur eigenen Durchsicht und Weiterberatung angenommen hatte, stellten sich wiederum die Katholiken auf den Standpunkt, die Erledigung des Religionsartikels abwarten zu müssen, bevor sie zu den anderen Artikeln Stellung nehmen könnten.

Der Kaiser ließ über die neue Konfession Gutachten einholen von Altutraquisten und Katholiken; die Kurie, der Nuntius, die Jesuiten mahnten ihn, solche Neuerungen nicht zuzulassen, von der Kanzel im St. Veitsdom wurde gegen die „pikardische und räuberische Konfession" gepredigt. Maximilian hielt die Konfessionisten und Brüder mit ungewissen Versprechungen hin, erst in einer Unterredung am 25. August ließ er sie klar erkennen, daß er ihrem Wunsche nach einer schriftlichen Anerkennung mit Rücksicht auf den Widerstand der Katholiken und Altutraquisten nicht willfahren, sondern ihnen nur zusichern könne, daß sie weiterhin, auch unter seinen Nachfolgern, von niemandem würden belästigt werden. Es schien, als ob daraufhin der Landtag gesprengt werden sollte. Nur den Bemühungen Hassensteins, des Führers der Konfessionisten,

gelang es, den Bruch hintanzuhalten. In einer Unterredung zwischen dem Kaiser und den zehn vornehmsten Mitgliedern dieser Partei am Morgen des 2. September gab er ihnen eine mündliche „Assekuration und Versicherung", daß sie sich für jetzt und späterhin keinerlei Besorgnissen bezüglich der freien Ausübung ihres Bekenntnisses hinzugeben brauchten und schloß mit den feierlichen Worten: „Gott weiß, daß ich in den Sachen mit euch treulich handle und soferns anders ist, so gebe Gott, daß das an meiner Seelen auch geht", wobei er sich auf die Brust schlug.

Der Sturm war beschworen. Binnen wenigen Tagen beschlossen nunmehr die Stände einmütig die kaiserlichen Propositionen, vor allem die angesprochenen Steuern, wenn auch nicht, wie Maximilian verlangt hatte, für fünf oder mehr, so doch für ein Jahr; ferner, woran dem Kaiser besonders gelegen war, die Krönung seines ältesten Sohnes Rudolf zum König von Böhmen, die am 22. September in Prag stattfand. Vier Tage später reiste Maximilian nach Regensburg ab, wo Rudolfs Wahl zum deutschen König vorgenommen wurde.

Es zeugt von der Unklarheit, die die Verhandlungen dieses Landtages hervorgerufen hatten, daß zunächst beide Parteien, einerseits Konfessionisten und Brüder, anderseits Katholiken und Altutraquisten, in dem Glauben lebten, den wahren Erfolg errungen zu haben. Aus einem Schreiben einiger Wittenberger Professoren an Hassenstein vom 3. November 1575 ersieht man, daß dieser ihnen gemeldet hatte, der Kaiser habe allen drei Ständen, Herren, Rittern, Städten, die neue Konfession bewilligt, so daß sie „offentlich verkündet und verbreitet werden könne". Hassenstein war nur darüber im Zweifel, ob sie mit der lutherischen Lehre in vollem Einklang stünde. Die Wittenberger beruhigten ihn hierüber und gaben ihr in ihrer Zuschrift den Namen: „Böhmische Konfession aller drei Stände, die sich nach der Augsburgischen Konfession richten". Auch hatten sich die Konfessionisten noch während des Landtages eine eigene Verwaltung gegeben; sie wählten am 13. September fünfzehn „Defensoren", je fünf aus

jedem Stand, denen die Leitung des evangelischen Klerus und des ganzen Kirchenwesens zustand.

In katholischen Kreisen schrieb man mit gutem Grunde, gestützt auf Äußerungen des Kaisers, seinen den Protestanten gegebenen mündlichen Zusagen vom 2. September keine allzu große Bedeutung zu und konnte sich denn auch sehr bald von der Richtigkeit dieser Anschauung überzeugen. Die Lutheraner und auch die Brüder suchten nämlich sofort dort, wo sie die Mehrheit besaßen, Geistliche ihrer Richtung in die Kirchen einzusetzen, Bethäuser zu eröffnen und neu einzurichten, wodurch in Prag und auf dem Lande Zwistigkeiten besonders mit den Altutraquisten entstanden. Als hierauf der Kaiser um seine Entscheidung angegangen wurde, langte am 5. Oktober aus Regensburg ein Mandat ein, durch das alle „Versamblungen und Zusammenkünfte" untersagt wurden, bei denen „in großer Anzahl nit allein das gemeine Bauernvolk, sondern auch aus den Herren-, Ritter- und Bürgerstand Mann- und Weibspersonen zusammenkomben und allda ihre Predigten und andere Religionen üben . . . in den Städtlein und Dörfern, auf den Schlössern und Sitzen derselben". Ebenso wurde den königlichen Städten verboten, in religiösen Dingen Änderungen vorzunehmen, vielmehr sollten sie alles so belassen, wie es „vor Zeiten und bis auf jetzo gehalten worden". Der Druck der Böhmischen Konfession mußte wieder eingestellt werden. Allerdings bemäntelte der Kaiser auf einen ernsten Schritt der Konfessionisten hin sein Vorgehen später damit, daß seine Versammlungsverbote doch nur „die pikardischen Zusammenkünfte", also die der Brüder, beträfen, daß er die Rechte der beiden oberen Stände in Bezug auf ihre Priesterschaft nicht beeinträchtigen wollte und die Vorfälle, über die Beschwerde geführt worden sei, strenge untersucht werden sollten.

Es war schwer gegen Lutheraner und Brüder angesichts ihrer Stärke mit Entschiedenheit vorzugehen. Wir wissen, daß im Landtag die Lutheraner allein über 69 und mit den sechs Mitgliedern der Unität über 75 von 90 Stimmen im Herren- und über 100, beziehungsweise 116 von 135 Stimmen im Ritterstand verfügten; in die restlichen teilten sich Altutra-

quisten und Katholiken. Zu den Lutheranern und Brüdern hielten auch die Vertreter der Städte Prag, Saaz, Kaaden, Kuttenberg, Nimburg, Chrudim, Leitmeritz, Beraun und viele andere, wiewohl die Bevölkerung in der Mehrzahl von ihnen religiös gemischt war. Im ganzen Land, dessen Einwohnerzahl man auf drei Millionen und einige hunderttausend berechnete, schätzte man die Katholiken höchstens auf ein Zehntel.[8]

Was aber der katholischen Partei im Landtag und im Lande an Zahl abging, ersetzte sie durch das Ansehen ihrer Mitglieder, durch den Rückhalt am Hof, die Unterstützung durch die päpstliche Kurie, den heimischen und fremden hohen Klerus, die werktätigen Jesuiten. Von den Landesämtern waren die höchsten, das des Oberstburggrafen (Wilhelm von Rosenberg), Obersthofmeisters (Ladislaus d. Ä. von Lobkowitz), Oberstkanzlers (Wratislaw von Pernstein), Obersthofrichters (Adam von Schwamberg), des Burggrafen von Karlstein (Johann Borita von Martinitz), des Oberstkammermeisters (Sbinek Berka von Duba), des Appellationsgerichtspräsidenten (Johann Popel d. Ä. von Lobkowitz) u. a. m. im Besitze von Katholiken. Allerdings schon ihre Stellvertreter und die Schar der niederen Beamten, Räte, Sekretäre und Schreiber, waren Nichtkatholiken, die auch Stellen wie das Oberstlandrichter- und das Hofmarschallamt bereits innehatten.

Faßt man alles zusammen, so hielten sich die beiden Lager das Gleichgewicht; hier fiel die äußere Macht, dort die Volkszahl ins Gewicht; hier glaubte man an den deutschen Protestanten, dort an den katholischen Höfen Unterstützung finden zu können. Im ganzen aber herrschte eine besorgte Stimmung und dumpfe Spannung. Als Kaiser Maximilian II., der schon am 12. Oktober 1576 in Regensburg gestorben war, am 22. März 1577 in Prag feierlich zu Grabe getragen wurde, ergab es sich, daß das Gedränge eine kleine Unordnung und Geschrei im Leichenzug hervorrief. Sofort flüchteten sich die katholischen Geistlichen, und Gerüchte verbreiteten sich, als ob gegen sie und die Jesuiten ein Anschlag

geplant gewesen sei, so unsicher fühlte man sich in der Hauptstadt, trotz der Anwesenheit des neuen jungen Königs.

Es ist bezeichnend, daß man von Anfang an ziemlich allgemein die Überzeugung hatte, in Rudolf einen bedeutungslosen, „unansehnlichen König" zu besitzen. Diesen Ausdruck gebrauchte schon im Jahre 1576 der braunschweigische Gesandte auf dem Reichstag in Regensburg. Der päpstliche Nuntius Delfino faßte sein Urteil in die Worte zusammen: Rudolf sei „unfähig, die so schwere Last der Regierung zu tragen". Und zu gleicher Zeit, am 18. Oktober 1576, schrieb der politische Agent des Kurfürsten August von Sachsen aus Regensburg: „Viele fangen an zu fürchten, daß große Änderungen in der Religion bevorstehen, nicht allein in Österreich, Ungarn und Böhmen, sondern auch im Reich".[9] Hiezu kam, daß man an Rudolf sehr bald, schon im Jahre 1577, die Wahrnehmung einer heranschleichenden geistigen Erkrankung machte, die sich später in Schwermut, Menschenscheu, Jähzorn, Verfolgungs- und Größenwahn äußerte, ohne aber je in wirkliche Geistesschwäche auszuarten.[10] Im Gegenteil: Rudolf war von Natur aus vorzüglich begabt, besaß ganz außerordentliche Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten, Sprachen, Wissenschaften, Künsten, Kunsthandwerk, war ein unermüdlicher Sammler von literarischen und künstlerischen Schätzen jeglicher Art, allerdings auch von Absonderlichkeiten. Er hielt an seinem Hofe, den er 1582 von Wien dauernd nach Prag verlegte, Künstler und Gelehrte, nennen wir etwa: die Maler Georg Hufnagel aus Antwerpen, Hans von Aachen aus Köln und Johann Breughel, den Kupferstecher Sadeler, die beiden Astronomen Tycho Brahe aus Schweden und Johannes Kepler aus Württemberg.

Ablenkungen solcher Art beeinträchtigten nebst der Krankheit Rudolfs Regententätigkeit in hohem Maße. Selbst hohe adlige Beamte, wie Karl von Zierotin aus Mähren, konnten, wie dieser selber klagt, „weder durch Bitten, noch durch Geld, noch durch eine andere Praktik" zu einer Audienz gelangen; und wer schließlich doch solcher Gnade teilhaftig wurde, mußte „in ein oder zwei Worten" sein Anliegen erledigen. Des Kaisers Ehrgeiz aber, alle politischen Fragen selber zu entscheiden,

nichts aus den Händen zu geben, bewirkte eine schädliche Verschleppung der wichtigsten Angelegenheiten, eine Zurücksetzung der hohen Beamten und ein Anwachsen des Einflusses und der Macht der niederen Dienerschaft aus des Kaisers persönlichen Umgebung, das mit dem Worte des „Kammerdienerregimentes" gekennzeichnet wird. Alle diese ungesunden Verhältnisse entwickelten sich aber sehr allmählich und machten sich nicht sofort fühlbar, am wenigsten in der Verwaltung der böhmischen Länder. Die Landtage wurden regelmäßig fast Jahr für Jahr einberufen und abgehalten, zumeist in Anwesenheit des Königs. Die Stände bewilligten die immer steigenden geldlichen Anforderungen und Steuern, die oft ganz ungewöhnlichen Kosten für Kriegsvolk, das man gegen die Türken benötigte, noch im Jahre 1590 „in einer so herzlichen Weise, daß daraus das innige Einvernehmen, das zwischen dem König und dem Lande herrschte, ersichtlich ist".[11]

Eine Reihe von Angelegenheiten beschäftigte einen Landtag wie den anderen, ohne daß man einen wesentlichen Fortschritt feststellen könnte. Dazu gehört in erster Linie das leidige Schuldenwesen der königlichen Kammer, das schon unter Ferdinand I. und Maximilian II. den Ständen Jahr um Jahr behufs endgültiger Abhilfe vorgetragen worden war; sodann die Schiffbarmachung der Elbe, nicht zuletzt, um die Ausfuhr von Getreide und Fischen, daran im Lande zeitweise Überfluß herrschte, zu erleichtern. Immer wieder wurde die Verbesserung des darniederliegenden Bergwesens, besonders in Kuttenberg, auch in Joachimstal, erörtert, wobei im Jahre 1587 die Gründung von Bergbaugesellschaften angeregt wurde. Ebenso wurde nach Abhilfe gegen die Teuerung gesucht durch Erlassung von Handwerker- und Polizeiordnungen. Der Ausgleich zwischen den Stadtrechten und der Landesordnung, Grenzsicherung, der bayrische Salzhandel im Zusammenhang mit Straßenbau, Judensachen, das vielfach zerrüttete Münzwesen beschäftigte viele der Landtage, neben den üblichen Standeserhöhungen, den immer zahlreicher auftretenden Inkolatsverleihungen an Fremde, Entschädigung bei Elementarereignissen in den königlichen Städten; gelegentlich

wird auch über den Mangel an Ärzten geklagt, der bei den so oft auftretenden Pest- und anderen Krankheiten schwer empfunden wurde und man sucht dem Spitalelend abzuhelfen. Aber auch außenpolitische Angelegenheiten werden zur Sprache gebracht; die allgemein wichtige Frage der Einführung des gregorianischen Kalenders, d. h. der von Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 festgesetzten neuen Zeitrechnung, beschäftigte wie die böhmischen so die mährischen Stände auf den Landtagen von 1583 und 1584.[12] Ihr anfängliches Sträuben gegen die Neuerung, in Mähren, weil ihnen die Einführung entgegen ihren Privilegien vom Kaiser „befohlen" worden war, in Böhmen, weil man nur im Einverständnis mit dem Reich vorgehen wollte, gaben die Stände auf einen neuerlichen Antrag des Kaisers im Landtag auf.

Die für die Zukunft bedeutsamste und folgenschwerste Frage blieb aber die religiöse.

Man möchte dem Urteil des zeitgenössischen Chronisten und Staatsmannes Wilhelm Slawata, daß unter Rudolf II. zunächst „viele Jahre hindurch die Inwohner in ihren mannigfaltigen abweichenden Religionsgebräuchen keine Behinderung erfuhren",[13] zustimmen; allein er scheint dabei nur die Zeit unmittelbar vor und nach 1600 im Auge zu haben. In Wirklichkeit waren die religiösen Verhältnisse in Böhmen auch nach dem Prager Landtag von 1575 nicht zur Ruhe gekommen. Die Lage der Nichtkatholiken war damals nicht gesetzlich geregelt worden, sondern beruhte auf mündlichen Zusagen Kaiser Maximilians II. Lutheraner und böhmische Brüder, der weitaus größte Teil der damaligen Bevölkerung Böhmens in allen Schichten, Bauern, Bürgern und Adligen, war nicht anerkannt, sondern geduldet; Katholiken, „ein kleines Häuflein", wie der Erzbischof dem Kaiser schrieb,[14] und die im Aussterben befindlichen Altutraquisten waren und blieben die allein im Lande berechtigten und anerkannten Konfessionen. Die Streitigkeiten, Verfolgungen, Verdächtigungen hörten nicht auf. Mahnungen an den Kaiser und bestimmte Vorschläge, wie das Religionswesen in Böhmen von Grund aus geändert werden könnte, sind aus dieser Zeit nicht wenige erhalten: 1577 von

dem Jesuiten Lanoy, dem Visitator der böhmischen Jesuitenprovinz, 1580 von dem Nuntius am kaiserlichen Hofe Placentinus, 1584 vom Nuntius Bonomi. Dieses „Memorial" hatte denn auch den Erfolg, daß noch im selben Jahr am 27. Juli ein kaiserliches Verbot gegen die Brüderunität erlassen wurde, das, anfangs sehr ernst gehandhabt, sich bald als schwer durchführbar erwies.[15]

Rudolf dachte sicherlich trotz seiner streng katholischen Überzeugungen und seiner tiefen Abneigung gegen alle Häresien nicht daran, einen Glaubenskrieg zu entfachen. Aber auch der alte Adel, die Rosenberge und Pernsteine und andere, sagten es dem päpstlichen Nuntius offen, daß sie eine weitgehende Verfolgung der Brüder nicht unterstützen würden. Es mußte erst ein in der Schule des kampfesmutigen Jesuitismus aufgewachsenes neues Geschlecht ans Ruder kommen, um solche Bahnen einzuschlagen, ein Geschlecht, von dem ein neuerer Geschichtsschreiber urteilt, daß, wenn zur Ausrottung der Ketzerei die Vernichtung Böhmens nötig gewesen wäre, es auch dies ohne Erbarmen und ohne Gewissensbisse getan hätte.[16]

Slawata schreibt der Ernennung Sdeneks von Lobkowitz zum Oberstkanzler am 4. Sept. 1599 für die Wandlung der kirchlichen Verhältnisse in Böhmen die größte Bedeutung zu. „Ein im katholischen Glauben sehr eifriger Herr", habe er sich auf mannigfache Weise bemüht, die alte Kirche im Lande zu fördern. Er war ein Neffe des damaligen Erzbischofs von Prag, Sbinek Berka von Duba (1593—1606), der gleich nach seiner Einsetzung dem Kaiser wichtige Vorschläge wegen Emporbringung des böhmischen Kirchenwesens unterbreitet hatte und sich als so eifriger Förderer des katholischen Glaubens betätigte, daß ihm schon im Jahre 1595 der päpstliche Dank für seine „Sorgfalt und Mühen" zuteil wurde. Ihm und dem neuen Nuntius am Prager Hofe, Erzbischof Philipp Spinelli, der seit März 1599 diese Stelle einnahm, ist es zuzuschreiben, daß der eben damals von seiner Krankheit schwer geplagte Kaiser am 2. September 1602 ein vom 22. Juli ausgestelltes Mandat gegen die Brüder verlautbaren ließ, das seine Vorläufer und Muster, das König Wladislaws vom

Jahre 1508, Maximilians von 1575 und Rudolfs von 1584, an Strenge bei weitem überbot.[17] Bezeichnend für den Wankelmut des Kaisers ist es, daß er kurz zuvor noch an eine Austreibung der erst 1599 in Prag eingeführten Kapuziner gedacht hatte, von der man ihn nur mit Mühe abbrachte.

Sperrung von Bethäusern und Schulen der Brüder in Jungbunzlau und anderen Städten, Entfernung von Brüdergeistlichen waren die unmittelbare Folge des Mandats. Allein die betroffenen Stände, insbesondere die Ritterschaft, trat während des Landtags im Jahre 1603 mit solcher Entschiedenheit gegen die neuen Verfolgungen auf, daß der zu früh angespannte Bogen wieder nachgelassen werden mußte. Als ihr Wortführer erhob sich damals Wenzel Budowetz von Budow, eine der Märtyrergestalten Böhmens, wie wir noch hören werden. Geboren um das Jahr 1547, ausgebildet an der Prager Universität, verbrachte er dann viele Jahre auf weiten Reisen in Europa und bis in die asiatische Türkei hinein. In die Heimat zurückgekehrt, beteiligte er sich seit 1584 am öffentlichen Leben. Sein Briefwechsel mit fremden Gelehrten und bedeutenden Menschen, insbesondere mit dem Genfer Kalvinisten Theodor Beza, bezeugt, daß ihm die theologischen Fragen am nächsten standen. Seine allgemeine Bildung, seine schriftstellerische Tätigkeit, die ihm neben dem Mährer Johann Blahoslaw (1523—71), dem Verfasser der berühmten Kralitzer Brüderbibel, dem Kuttenberger Nikolaus Datschitzky von Heslow (1555—1626), Daniel Adam von Weleslawin (1545—1599) u. a. einen Ehrenplatz unter den damaligen böhmischen Gelehrten sichert, eine besondere Rednergabe und seine unbedingte Anhänglichkeit an den Brüderglauben bestimmten ihn gleichsam von selbst zum Haupt dieser Partei im politischen Kampfe, der jetzt ausbrach.[18]

Nachdem er seinen und seiner Glaubensgenossen Standpunkt in einer längeren Rede im Landtag dargelegt hatte, wurde ihm der Auftrag zuteil, an den Kaiser eine Bittschrift im Namen der ganzen Brüderunität zu richten, die immerhin den Erfolg hatte, daß die obersten Landesbeamten dem Kaiser rieten, mit der Durchführung des gegen die „Pik-

harten" erlassenen Mandats innezuhalten; nur Budowetz selber hatte infolge seines entschlossenen Auftretens verschiedene Unannehmlichkeiten zu erleiden.

Es ist begreiflich, daß nach solchen Erfahrungen die Nichtkatholiken und insbesondere die Böhmischen Brüder die erste Gelegenheit zu ergreifen strebten, um endlich eine gesetzliche Regelung der religiösen Verhältnisse im Lande zu erreichen, durch die sie gegen Vorstöße solcher Art von seiten der Katholiken einigermaßen gesichert würden, um so mehr als die Rekatholisierung im kleinen auf den herrschaftlichen Gütern keinen Stillstand erlitt.[19] Und diese Gelegenheit bot sich eben damals im Zusammenhang mit der seit Jahr und Tag in Verhandlung stehenden Erbfolgefrage nach Rudolf II.[20]

Der Kaiser war nicht verheiratet, obwohl seine Vermählung mit König Philipps II. Tochter Isabella fast zwei Jahrzehnte in Schwebe stand, hatte keine rechtmäßigen Kinder. Seine schwache Gesundheit legte es nahe, bei Lebzeiten die Nachfolge im Reich und in den Erbländern zu regeln, besonders da verschiedene Umtriebe und Machenschaften gegen das Haus Habsburg die Gefahr, die eine Hinausschiebung dieser Angelegenheit in sich barg, deutlich genug erkennen ließen. Scheute sich doch selbst ein römischer Kardinal, der nachmalige Papst Klemens VIII., nicht, bei einem Besuche in Prag im Jahre 1588 den Oberstlandhofmeister Georg Popel von Lobkowitz in einem Trinkspruch als „künftigen König von Böhmen" hochleben zu lassen und ihn in einem Briefe an König Sigmund von Polen „wegen seines Glaubenseifers als tauglicher für das böhmische Königtum zu bezeichnen als Rudolf II." Der Gedanke, ihn oder den ebenso mächtigen und reichen Wilhelm von Rosenberg oder Adam von Neuhaus an Stelle der Habsburger zu einem „katholischen Georg von Podiebrad" in Böhmen zu machen, schien bei der verzweifelten Lage des Königreichs nicht ganz ausgeschlossen. Allerdings soviel Macht besaß Rudolf noch, um sich eines solchen Rivalen zu entledigen und ihm ein jammervolles abschreckendes Ende zu bereiten.[21]

Aber weder dieser Zwischenfall noch andere viel wichtigere Anzeichen einer allgemeinen Mißstimmung gegen die Habs-

burger[22] konnten den kranken Kaiser veranlassen, sein Haus zu bestellen, so oft er es auch auf das bestimmteste zugesagt hatte. Sein Bruder Mathias mußte „den Weg der Revolution" einschlagen, der „Bruderkrieg im Hause Habsburg" mußte ausbrechen, um die Entscheidung herbeizuführen.

Das unglückliche Regiment Rudolfs mit seinen sichtbaren Schwächen und den gewaltsamen Rekatholisierungsmaßregeln hatte einen siebenbürgischen Großen, Stephan Boczkay, veranlaßt, einen Aufruhr zu erregen, der um so gefährlicher wurde, als Boczkay mit den Türken im Bunde stand. Das habsburgische Ungarn ging verloren, Mähren wurde von den schrecklichen Heiducken 1605 in grauenhafter Weise heimgesucht,[23] Wien und Steiermark waren aufs äußerste gefährdet. „Die ganze Machtstellung des Hauses Habsburg stand auf dem Spiele".

Rasche, ungünstige Friedensschlüsse mit Boczkay und den Türken (1605 und 1606) bannten zwar die augenblickliche Gefahr, aber die Unmöglichkeit, Rudolf zu einer zielklaren Politik zu bringen, bestimmte nun seine Brüder und Vettern sich im Wiener Vertrag vom 25. April 1606 gegen ihn zusammenzuschließen. Sie erklärten, da Rudolf zur Regierung infolge seiner Krankheit „weniger hinreichend und geeignet sei", Mathias zu ihrem Haupt erwählt zu haben, und faßten Rudolfs Absetzung ernst ins Auge. Sie sollte mit Hilfe der Stände aller Rudolf zugehörigen Länder, also Ungarns, Österreichs, Böhmens, Mährens und Schlesiens durchgeführt werden. Allein wie so oft schon in der Geschichte, zuletzt noch während des Schmalkaldner Krieges, schieden sich wiederum die Wege der beiden Hauptländer der böhmischen Krone, Böhmens und Mährens.

Das war vornehmlich das Werk Karls von Zierotin, des Sohnes eines der angesehensten und reichsten mährischen Barone, Johanns von Zierotin auf Namiest und Eibenschitz, mit dessen Unterstützung Blahoslaw die Kralitzer Bibel gearbeitet und gedruckt hatte, und dessen Frau Marianne aus dem nicht minder berühmten Hause der Boskowitze.[24] Geboren 1564, im Todesjahr Kaiser Ferdinands I., war er auf-

gewachsen im Glauben der Brüderunität, wurde wahrscheinlich zuerst an einer ihrer besten Schulen in Eibenschitz erzogen, studierte dann in Straßburg, der deutschen, in Basel und Genf, den schweizerischen Kalvinistenstädten, machte viele Reisen in Deutschland, England, Frankreich, Italien, bewahrte zeitlebens Verbindung mit fremden Gelehrten, war selber in hervorragendem Maße schriftstellerisch tätig, unterhielt reichen Briefwechsel; „der letzte Ring an jener Kette von bedeutenden Männern der Feder und der Tribüne (im mährischen Brüdertum), welche wissenschaftlichen Ruhm und den Ruf tiefer politischer Einsicht diesem Lande erworben hatten". Frühzeitig und mit großem Eifer beteiligte er sich am öffentlichen Leben, wozu ihn seine Abstammung und seine Begabung besonders befähigten Mit seiner Berufung ins mährische Landrecht, die oberste Gerichts- und politische Behörde, im Jahre 1594 begann seine Laufbahn in einer Zeit, da auch in Mähren die katholischen Wiederherstellungversuche an Boden gewannen. Sie hatten hier ihren mutvollen Vorkämpfer in dem in Madrid geborenen, in Spanien und Rom herangebildeten Olmützer Bischof Franz Dietrichstein (1599—1636), dem schon sein Vorgänger Stanislaus Pawlowsky (seit 1579) in dieser Richtung glänzend vorgearbeitet hatte. Sie fanden aber auch tatkräftigste Unterstützung an den hohen katholischen Landesbeamten, dem Landeshauptmann Joachim von Haugwitz, dem Oberstkämmerer und seit 1602 Landeshauptmann Ladislaus Berka von Duba, dem besonders eifrigen Unterkämmerer Siegmund von Dietrichstein auf Nikolsburg, sowie dem jungen Adel, der bereits streng katholisch erzogen, zum Teil in der Schule des spanisch-römischen Jesuitentums aufgewachsen war. Noch 1594 waren alle hohen Landesämter Mährens von Nichtkatholiken besetzt, zehn Jahre später waren sie aus ihnen verdrängt. Der Kampf zwischen alter und neuer Richtung begann, in dem Zierotin, dem „capo degli eretici" eine wichtige Rolle zufiel, wie ja der ganze Gegensatz sich am schärfsten im Adel kundgab. Die Städte waren zu schwach und abhängig, um tätig eingreifen zu können. Schon 1565 wurden in Olmütz, 1572 in Brünn die Jesuiten eingeführt. Die Bauernschaften aber machten

noch im Jahre 1620 auf einen venezianischen Gesandten den Eindruck „von Sklaven, welche von ihren Herren getötet werden können, ohne daß diese darüber irgend jemandem Rechenschaft zu geben schuldig wären". Die Entscheidung über den weiteren Bestand des Hussitismus lag beim obersten Stand, der es versäumt hatte, sich freie, treue Anhänger in den anderen Bevölkerungskreisen zu schaffen. Aber gerade der hussitische Adel bröckelte immer mehr ab, als Hof und Kirche mit Nachdruck auf seiner Rekatholisierung bestanden. Schon fanden auffallende Übertritte hochangesehener Adeliger, so des Oberstlandrichters Karl von Liechtenstein in Mähren, wie drüben in Böhmen Wilhelms von Slawata, statt. Zierotin erkannte schon damals die Schwäche seiner Partei und zog sich angesichts der langen und heftigen Verfolgungen, die er zu erdulden hatte, im Jahre 1602 vom öffentlichen Leben zurück. „Mähren ist verödet, die Städte verbrannt, vor unseren Augen sehen wir nur Fremde", klagte er damals. Die Jahre 1603 bis 1605 sah er für so gefährlich an, „daß die menschliche Erinnerung keine gefährlicheren kennt". Seine berühmte „Apologie" oder Verteidigungsschrift wegen seiner Nichtteilnahme am öffentlichen Leben aus dem Jahre 1606 ist eine schwere Anklage gegen die herrschenden politischen Zustände. Allein mit dem offenen Ausbruch des Bruderkrieges zwischen Rudolf und Mathias kehrte Zierotin auf den Kampfplatz zurück. Er trat mit den Führern der gegen Rudolf gerichteten aufrührerischen Bewegung, Tschernembl in Österreich und Illyezhazi in Ungarn, in Verbindung, die bereits am 1. Februar 1608 in Preßburg im Namen der österreichischen und ungarischen Stände eine „Konföderation" mit Erzherzog Mathias abgeschlossen hatten und nun auch Böhmen und Mähren zum Beitritt aufforderten.

Ein gegen den Willen des Kaisers am 13. April in Eibenschitz von den protestantischen Ständen abgehaltener Landtag bedeutete nichts geringeres als den Anschluß Mährens — denn die anfängliche Weigerung der wenigen (sechs) königlichen Städte hatte nicht viel zu bedeuten — an Ungarn, Österreich und den Erzherzog Mathias, unbekümmert, welche Entschlüsse

Böhmen fassen würde, allerdings in dem sicheren Glauben, daß auch dort die große Mehrzahl der Stände Rudolfs Sache preisgeben werde. Allein gerade hierin täuschte sich Zierotin. Die neue Landesregierung, die die Mährer selber einsetzten, mit Karl von Liechtenstein als Direktor und Zierotin als leitendem Geist der ganzen revolutionären Bewegung, bald aber, seit Juli 1608 als Landeshauptmann, gab sich Mühe, die protestantischen Stände Böhmens, vor allem Budowetz, von der Notwendigkeit gemeinsamen Handelns zu überzeugen. Zierotin warnt ihn noch am 15. Mai vor dem Nachruf, der ihnen zuteil werden könnte, daß sie „Menschen seien zur Sklaverei geboren", — alles war vergebens. Die böhmischen Protestanten harrten bei Rudolf aus, und diese Spaltung der Erblande zwangen zu einem Vergleich, der den Keim weiterer Zwietracht in sich trug. Im Liebener Vertrag vom 25. Juni 1608 erhielt Mathias nur Österreich, Ungarn und Mähren, Rudolf blieb die Kaiserkrone und Böhmen, Schlesien, Lausitz. Für diese Rettung vor völligem Untergang glaubten nun die böhmischen Lutheraner und Brüder mit Recht, vom Kaiser Zugeständnisse in religiöser Hinsicht fordern zu dürfen. Aber erst nach langwierigen schweren Verhandlungen und ernsten Drohungen entschloß er sich, ihnen den vorgelegten von Budowetz abgefaßten berühmten Majestätsbrief am 9. Juli 1609 zu bestätigen. Nicht mit Unrecht hielt Karl von Zierotin Budowetz vor: „Abgerungen habt ihr ihm das Diplom, in welchem er genehmigt hat, was ihr, nicht aber er gewollt hat".[25]

Diese wichtige Urkunde, die dem Gang der auswärtigen Politik ihre Entstehung verdankt, erlassen genau zweihundert Jahre nach dem Kuttenberger Dekret von 1409, das den Anstoß zu den Hussitenkriegen gegeben hat, sollte endlich dem Lande den religiösen Frieden wiederbringen — und wurde der Zündstoff für den furchtbaren Dreißigjährigen Krieg.

Sie setzte in ihren Hauptpunkten fest: Alle drei utraquistischen Stände, Herren, Ritter, Städte, mit ihren Untertanen und allen, die sich zur Böhmischen Konfession vom Jahre 1575 bekennen, können frei und nach Gefallen bei ihrem Glauben

und ihrer Religion, ihrer Geistlichkeit und Kirchenordnung verbleiben, ohne sich an die ohnehin 1567 aufgehobenen Basler Kompaktaten halten zu müssen; diese Stände erhalten das untere Konsistorium, das ihnen 1562 genommen worden war, und die Universität zu ihrer eigenen Verwaltung, können sie mit ihrer Priesterschaft besetzen, tschechische und deutsche Prediger ordinieren und bereits ordinierte ohne Behinderung durch den Prager Erzbischof oder sonst jemanden annehmen. Zu diesem Behufe erhalten sie auch das Recht, aus ihrer Mitte dreißig „Defensoren" zu wählen, unabhängig vom König. Den Ständen wurde ferner gestattet, außer den Kirchen und Gotteshäusern, die sie bereits besitzen, auf ihren Gütern neue Kirchen und Schulen zur Bildung der Jugend nach Bedarf zu bauen. In den königlichen Städten, in denen Bekenner beider Konfessionen, sub una und sub utraque, leben, sollten beide ihre Religion frei ausüben können und ihnen Begräbnis in Kirchen und auf Friedhöfen nebst Glockengeläute nicht verwehrt werden. Schließlich wird erklärt, daß in Zukunft niemand, weder von den oberen Ständen, noch die Bewohner der Städte und Märkte, aber auch nicht die Bauern durch ihre Grundobrigkeit oder irgend eine geistliche oder weltliche Person von ihrem Glauben abgedrängt und zum anderen gezwungen werden dürfen.

Von größter Bedeutung schien es, daß gleichzeitig zwischen den Ständen sub una und sub utraque ein besonderer Vergleich abgeschlossen wurde, der den Majestätsbrief in einer Reihe von Einzelnheiten ergänzte, in dem sie sich auch vor allem ihren Besitzstand an Kirchen, Begabungen, Privilegien, Einkünften gegenseitig verbürgten

Wie eine ernste Mahnung aber, allen diesen Abmachungen nicht allzusehr zu vertrauen, mußte es angesehen werden, daß der Majestätsbrief nicht, wie es die Rechtsgewohnheit erfordert hätte, vom Oberstkanzler Sdenek von Lobkowitz und dem ersten Sekretär Johann Menzel mitgezeichnet war, da sie sich entschiedenst geweigert hatten, ihre Unterschriften unter einen Akt zu setzen, der ihr Gewissen beschwerte. Statt ihrer mußten der Oberstburggraf Adam von Sternberg und der

zweite Sekretär Paul Michna fertigen. Und ebenso fehlten die Namen Martinitz und Slawata in dem Vergleichsinstrument der beiden Stände, als Beweis, daß sie den vermeintlichen Frieden nicht anerkannten, selbst wenn er die königliche Unterschrift trug.

Sie und ihr Anhang, unterstützt vom päpstlichen Nuntius am Prager Hofe Gaetani, vom spanischen Gesandten Zuniga und dem Prager Erzbischof Grafen Karl von Lamberg, bildeten die Unversöhnlichen, jetzt und später, die die kirchlichen Interessen unter keiner Bedingung den politischen opferten. Und der kranke Kaiser förderte ihre Pläne durch unberechenbare Entschließungen.

Fünf Tage nach der Unterfertigung des Majestätsbriefes, am 14. Juli, hatte er eine geheime Unterredung mit seinem Vetter Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, dem „propagator fidei (Erweiterer des Glaubens)", der sich ihm in der Hoffnung auf die Nachfolge gegen alle seine Feinde zur Verfügung gestellt hatte. Ein auf seine Veranlassung gesammeltes, aus allen Ständen, Nationen und Konfessionen zusammengewürfeltes Heer, das „Passauer Volk", sollte zunächst in den für die katholische Sache so wichtigen Jülich-Cleve'schen Erbfolgekrieg eingreifen. Als diese Aufgabe mißlang, wälzte sich diese wilde Masse von etwa 10.000 Mann, auch die „Leopoldiner" geheißen, zu Beginn des Jahres 1611 über Oberösterreich gegen Böhmen und besetzte unter maßlosen Drangsalierungen die Stadt Budweis. Am 15. Februar erreichten sie bereits Prag-Kleinseite, wo sie furchtbar hausten und alles aufboten, um die Burg, sowie Prag Alt- und Neustadt, die sich verzweifelt wehrten, einzunehmen. Bauernunruhen brachen aus, es herrschte im ganzen Lande Aufruhr, Unsicherheit, alles befand sich in höchster Verwirrung (in summa confusione).[26] Rudolf selbst wußte nicht mehr, ob er für oder gegen die Passauer auftreten sollte. An einem Tage (8. Februar) befahl er, sie an die böhmische Grenze zurückzuführen, und schon am nächsten verfügte er, „das Passauer Kriegsvolk zum Schutze aller Getreuen und zur

Dämpfung und Bezwingung aller Widerwärtigkeiten zu gebrauchen".

In solcher verzweifelten Lage entschlossen sich trotz ihres tiefen Mißtrauens gegen Mathias und seinen allmächtigen Ratgeber den Wiener Bischof Klesl auch die Böhmen zum Anschluß an die österreichisch-ungarisch-mährische Konföderation. Mathias kam mit einem Heere nach Böhmen, vor dem die Passauer fluchtartig zurückwichen, hielt am 24. März feierlichen Einzug in Prag, wurde am 23. Mai zum König von Böhmen gewählt und Rudolf gezwungen, am 11. August abzudanken. Am 20. Januar 1612 erlöste ihn der Tod von einem Leben, das, nach dem Ausspruche Karls von Zierotin, „nur Allen zum Nachteil gedient hatte". Am 13. Juni wurde sein Bruder, der ihm bei Lebzeiten alle Herrschaften abgenommen hatte, auch zum deutschen Kaiser gewählt.

Es ist im höchsten Maße bezeichnend, wie der neue König die Lage in seinen Erbländern von Anfang an beurteilte. Am 10. November 1613 schrieb Mathias seinem Vetter Erzherzog Ferdinand von Steiermark u. a.: So lange er lebe, werde der Bau noch zusammenhalten, aber nach seinem Tode werde wohl alles aus den Fugen gehen und was die Ahnen erworben, auf die Nachkommenschaft nicht vererbt werden.[27] In der Begründung dieses Ausspruches durch eine Klarlegung der Zustände in den einzelnen Ländern heißt es bezüglich Böhmens: „Was Böhmen betrifft, so wissen Euer Liebden, wie es damit steht; ich kann daselbst keinen Landtag berufen, wenn ich nicht die ständischen Confoderationen zugeben (d. h. die im Jahre 1611 anläßlich der Wahl den Protestanten gemachten Versprechungen einlösen) will, und berufe ich keinen Landtag, so habe ich auf keine Steuern aus diesem Lande zu rechnen". Weiter· „Mit Mähren steht es wie mit Ungarn", d. h. er sei daselbst völlig machtlos. „Der Landeshauptmann Karl von Zierotin regiert im Lande, als ob er der Herrscher wäre und knüpft mit dem Auslande Verbindungen an, wo und wie es ihm gefällt. Kein Befehl von mir langt in Mähren an, ohne daß er seine Ausführung an Bedingungen knüpfen würde." Es möchte damit übereinstimmen, wenn wenige Monate zuvor

ein bayrischer Agent nach Hause schrieb, daß es in Böhmen „wie bei einem herannahenden Sturme aussehe und man daselbst überzeugt sei, daß der Kaiser seinen Zusagen in betreff der Religion nicht nachkommen wolle".

Mathias unterschätzte aber bei seiner eigenen Unentschlossenheit und geistigen Müdigkeit die Tatkraft und Rührigkeit der katholischen Partei, wie in Österreich, so in Böhmen und Mähren. Er ahnte nicht, welche Bedeutung es hatte, daß im Jahre 1612 an Stelle Lambergs der Egerer Bürgersohn Johannes Lohelius, ein Deutscher, der nicht einmal der tschechischen Sprache mächtig war, zum Erzbischof von Prag ernannt wurde, nachdem er schon unter seinem Vorgänger als Koadjutor die Hauptarbeit geleistet hatte. In Mähren wirkte in gleichem Geiste der Olmützer Bischof Franz von Dietrichstein, dem es insbesondere gelang, die königlichen Städte zu rekatholisieren, was umso leichter war, als die Willkürherrschaft des alten Adels seit langem die Feindschaft der anderen Stände hervorgerufen hatte. „Brünn ist uns feindlich (civitas nobis infesta)", hatte Zierotin schon am 31. März 1608 an Tschernembl geschrieben, als er im Kampf gegen den Kaiser um Bundesgenossen warb.

Vor allem wichtig erschien es diesen Vorkämpfern des Katholizismus, den Majestätsbrief von 1609 in seiner Wirkung einzudämmen. In vielen Orten wurde es mit mehr oder weniger Erfolg versucht.[28] Die größte Aufregung verursachten die Vorfälle in Klostergrab und Braunau, wobei es sich um die Frage handelte, ob die durch den Majestätsbrief den drei Ständen (Herren, Rittern und königlichen Städten) erteilte Bewilligung zum Bau protestantischer Kirchen auch den Untertanen geistlicher Obrigkeiten gebühre. Der Wortlaut der Urkunde sprach dagegen, der Sinn dafür. Eine Einigung war nicht zu erzielen, denn, wie ein Zeitgenosse treffend sagte: „Die Ruhe wollte nicht in Böhmen einziehen; Zwietracht, Hader, Krieg standen bereit, wie drei Brüder".[29]

Die Lage verschärfte sich noch um ein erhebliches, als es, nicht zuletzt durch Einschüchterungen, gelungen war, Ferdinand von Steiermark, dessen katholische Überzeugung und gegen-

reformatorische Arbeit in Innerösterreich allgemein bekannt war, die Nachfolge in Böhmen nach Mathias zu sichern und ihn am 29. Juni 1617 feierlichst zum König zu krönen. Den wenigen Ständemitgliedern, die es gewagt hatten, sich seiner Anerkennung zu widersetzen, wurde offen bedeutet, daß sie leicht das Schicksal Georgs von Lobkowitz treffen könne. Welche Erwartungen man auf diesen Fürsten in katholischen Kreisen Böhmens setzte, beweist der Ausspruch eines höheren königlichen Beamten: „Sitzt nur einmal der neue König auf dem Thron, dann müssen alle einen Glauben annehmen und Petrus wird viele Nachfolger finden", oder eines anderen: „Novus rex, nova lex (Ein neuer König, ein neues Gesetz)".[30] Dem Einwande, daß Ferdinand in Böhmen durch den Eid, den er bei seiner Erhebung gegeben hatte, gehindert sei, Veränderungen vorzunehmen, wurde kurzweg entgegengehalten: „Hat Ferdinand seinen Erbländern den Eid nicht gehalten, so wird er es den Böhmen gegenüber auch nicht tun."

Noch vor Ferdinands Regierungsantritt hielt sich eigentlich niemand an den Majestätsbrief gebunden und die geistlichen und weltlichen Gerichte, die mit Beschwerden angegangen wurden, schoben die Erledigungen hinaus. Hier wurde Bauern verboten, benachbarte protestantische Kirchen zu besuchen, dort wieder auf Inwohner königlicher Güter Einfluß genommen, entweder katholisch zu werden oder auszuwandern. Man nahm Protestanten nicht als Beamte auf Herrschaften katholischer Adeliger oder des Königs auf und ebensowenig als Bürger in katholischen königlichen Städten (z. B. Krummau, Budweis, Pilsen). Dagegen sorgte man dafür, daß in überwiegend protestantischen Städten Katholiken das Bürgerrecht erteilt und die Aufnahme in den Rat nicht verwehrt wurde (Leitmeritz, Kuttenberg, Brüx, Prag). Die katholischen Feiertage mußten auch hier gefeiert, bei katholischen Festlichkeiten und Prozessionen die Glocken der protestantischen Kirchen geläutet werden. In Prag wurde Anfang November 1617 die Gemeindeordnung sehr zu Gunsten der Katholiken umgeändert, kraft welcher dem Königsrichter, also dem vom König eingesetzten Beamten, besondere Rechte eingeräumt wurden.

Der Braunauer Streitfall wurde Ende 1617 vom Kaiser selbst dahin entschieden, daß der Rat die Schlüssel der neu erbauten protestantischen Kirche dem Abte auszuliefern habe, was aber infolge bedrohlicher Zusammenrottungen des Volkes verhindert wurde. Mehr Erfolg hatte der Erzbischof Lohelius in Klostergrab, indem er das seit 1614 versiegelte Gotteshaus im Dezember 1617 binnen drei Tagen völlig niederreißen ließ, ohne daß die verängstigten Bürger, die in der jahrelangen Verfolgung Schritt um Schritt zurückgewichen waren, Widerstand zu leisten wagten. Umso stärker war der Widerhall, den diese Tat, die der 1609 zugeschworenen Glaubensfreiheit offen entgegenstand, bei den übrigen Protestanten im Lande hervorrief. Die durch den Majestätsbrief den Protestanten bewilligten „Defensoren" wurden gedrängt, Vertreter aller Kreise nach Prag zu einer Beratung am 6. März zu berufen, in der dann die Beschwerden wegen Verletzung des Majestätsbriefes zusammengestellt wurden, um dem Kaiser mit der Bitte um Abhilfe übergeben zu werden. Zugleich wurde beschlossen, am 21. Mai eine neue große Versammlung abzuhalten. Das Verbot dieses Protestantentages erregte einige Führer in solchem Maße, daß sie sich zu einem Gewaltschritt gegen die vermutlichen Urheber und Lenker der ihnen feindseligen kaiserlichen Politik entschlossen. Am 23. Mai wurden zwei von den zehn Statthaltern, Slawata und Martinitz, als „Verletzer des Majestätsbriefes, Feinde der Stände und des Gemeinwohles", auf der Prager Burg aus dem Fenster gestürzt, kamen aber mit dem Leben davon, ebenso wie der Sekretär Philipp Fabricius, der mit Recht fragen durfte: „Was habe ich ihnen denn getan, daß sie mich hinausgeworfen haben?" An der Spitze dieser Verschwörung standen Heinrich Mathias Graf Thurn, der Oberlehnsrichter, Albrecht Smiritzky und Wenzel Budowetz, zu ihnen gesellten sich Graf Andreas Schlick, Wilhelm von Lobkowitz, Wenzel von Ruppa, Colonna von Fels, Paul und Litwan von Ritschan und Graf Ulrich von Kinsky.

„Anfang und Ursache alles folgenden Wehs", war schon nach dem Urteil der Zeitgenossen diese unsinnige und zwecklose Tat.[31] Und doch schien es anfangs, als ob die aufrührerischen Stände

die Oberhand behalten sollten. Nicht nur der Großteil der protestantischen Herren und Ritter, auch die königlichen Städte außer Pilsen und Budweis, vor allem Prag, das sich in der letzten Zeit — angeblich unter dem Druck des Königsrichters — zurückhaltend gezeigt hatte, schlossen sich nunmehr der Bewegung an und katholische, kaisertreue hohe Beamte mahnten in Wien, Ausgleich und Frieden zu suchen. Der Erzbischof Lohelius, der Abt von Braunau und andere geistliche Herren, die sich zufolge ihrer früheren Tätigkeit gefährdet fühlten, flohen aus dem Lande. Es wurde eine ständische Verwaltung von dreißig Direktoren, je zehn aus dem Herren-, Ritter- und Bürgerstand, eingerichtet, ein ständisches Heer aufgestellt, anfangs etwa 3000 Mann zu Fuß, 1000 zu Pferd, und Thurn als Generalleutnant an dessen Spitze gestellt. Man trat in Verbindung mit der pfälzischen Regierung in Heidelberg, dem Haupte der deutschen „Union", bedeutete dem Kurfürsten Friedrich V., daß man dessen Wahl zum Könige von Böhmen ins Auge fasse, forderte die Nebenländer Mähren, Schlesien, Lausitz, aber auch Ungarn und Österreich zum Anschluß auf, stand auch mit Frankreich in Verhandlung, eröffnete also eine großzügige Politik, die auf die Absetzung des habsburgischen Hauses hinarbeitete. Allein die Verwirklichung aller dieser Pläne stieß auf immer größere Schwierigkeiten. Selbst Karl von Zierotin, der 1615 das Amt eines Landeshauptmanns niedergelegt, später aber die politische Führung der protestantischen Partei wieder übernommen hatte, dachte nicht daran mit den aufrührerischen Böhmen gemeinsame Sache zu machen, sondern höchstens die Vermittlung in dem Kampf mit dem Kaiser zu versuchen. Hatten sich die Böhmen von Rudolf nicht abspenstig machen lassen, so jetzt wieder nicht die Mährer von Mathias und Ferdinand.

Am Wiener Hofe rangen eine Zeitlang zwei Richtungen miteinander. Kaiser Mathias zeigte sich unter dem Einfluß Klesls, der den Irrgang seiner Politik zu spät erkannte, einem Frieden mit den Böhmen und der Anerkennung ihrer religiösen Rechte im Sinne des Majestätsbriefes nicht abgeneigt. Der böhmische König Ferdinand aber, unterstützt von Mathias Bruder, dem

Erzherzog Maximilian, dem spanischen Gesandten Oñate u. a., verlangte von Anfang an die gewaltsame Niederwerfung des Aufstandes. Dem Erzherzog Maximilian gelang es ohne Wissen des Kaisers Klesl gefangen zu nehmen und insgeheim nach Schloß Ambras in Tirol zu bringen (Juli 1618); Mathias nahm auch diese Eigenmächtigkeit hin. Nun entschloß man sich, unter Buquoy ein kleines kaiserliches Heer von zunächst 6000 Mann nach Böhmen zu schicken, das den ständischen Truppen entgegenzutreten hatte. Die kleinen Zusammenstöße hatten keine Bedeutung, umsoweniger als Thurn jedem Entscheidungskampfe grundsätzlich auswich, aber die Verwüstungen, die die heimischen und kaiserlichen Soldaten im Lande anrichteten — im Prachatitzer Kreis in Südböhmen sollen allein bis März 1619 über 200 Dörfer vernichtet worden sein — gaben insbesondere der bäuerlichen Bevölkerung einen Vorgeschmack von den Leiden, die ihrer harrten. Den Ständen war überdies unter Graf Ernst von Mansfeld eine kleine Mannschaft zugezogen, die am 21. November das kaisertreue Pilsen nach harter Belagerung einnahm, wobei die Stadt stark verwüstet wurde und die Bevölkerung durch Flucht, Auswanderung, Tod so weit herabsank, daß sie nur noch 150 Bürger zählte.

Inmitten dieses Kleinkrieges, der bald auf Österreich übergriff, starb Kaiser Mathias am 20. März 1619.

Ferdinand von Steiermark war nun König von Ungarn und Böhmen und da Mathias' jüngster Bruder Albert schon früher auf die Nachfolge in Ober- und Niederösterreich verzichtet hatte, auch Erzherzog und Herr in diesen Ländern. Er wird wohl zutreffend gekennzeichnet als „ein Fürst von schwachem Urteil, mäßiger Arbeitsamkeit und ohne wahre Herrscherkraft, ein vollgültiger Vertreter jener Mittelmäßigkeit, welche die deutschen Fürsten und Staatsmänner zu bloßen Werkzeugen der großen geistigen Gegensätze machte, die die Welt in den Krieg hineintrieben."[32]

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Ferdinand eine Anzahl guter Eigenschaften besaß, wohlwollend, liebenswürdig, dankbar, nachsichtig, herablassend war. Allein all das trat

völlig in den Hintergrund, wenn es sich um die Religion handelte. Ausrottung der „Ketzerei“ hatte er sich als treuester Jesuitenzögling zur Hauptaufgabe seiner Herrschaft gemacht. In Innerösterreich hat er sie binnen wenigen Jahren durchgeführt. Mit Bangen mußten daher die Protestanten der ihm zugefallenen neuen Länder seiner Regierung entgegensehen. Ein zielbewußter Zusammenschluß, ein mutiges Zusammenstehen, die „Konföderation“, konnte für sie einzig und allein noch Rettung bedeuten. Dahin zielte die Politik, die die böhmischen Stände nunmehr mit Eifer einschlugen, vor allem ihr militärischer Berater Graf Mathias Thurn.

Ein kühner Einmarsch in Mähren im April 1619 mit kaum 10.000 Mann verhalf der revolutionären Partei unter den Ständen zum Siege; des Kardinals Dietrichstein streng katholische, Zierotins vermittelnde, beider aber ausgesprochen habsburgische Richtung brach zusammen, ein Direktorialregiment ganz nach böhmischem Vorbild wurde durchgeführt, der Anschluß der Mährer an die Böhmen war erfolgt. Die gleiche Stimmung herrschte auch in Ober- und Niederösterreich, allein ein Vorstoß Thurns bis nach Wien im Juni mißglückte in verhängnisvoller Weise. Ferdinand konnte unbehindert am 11. Juni, während Thurn noch vor den Mauern lag, Wien verlassen und sich ins Reich begeben, um die deutsche Kaiserkrone zu erwerben. Am 28. August 1619 wurde er mit sechs von den sieben kurfürstlichen Stimmen zum deutschen Kaiser gewählt, zwei Tage zuvor, am 26. war in Prag der einzige Kurfürst, der ihm seine Stimme verweigert hatte, Friedrich V. von der Pfalz, zum böhmischen König erhoben worden, nachdem am 22. Ferdinand als „Feind der religiösen und ständischen Freiheiten“ abgesetzt worden war. Von den beiden anderen Kandidaten, die in Betracht kamen, hatte der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, ein strenger Lutheraner, trotz allen Drängens seines böhmischen Anhangs, an dessen Spitze Graf Andreas Schlick stand, abgelehnt und sich bald darauf auf die Seite des Kaisers geschlagen; der ehrgeizige Herzog Karl Emanuel von Savoyen, der auch die Absendung des Grafen Ernst von Mansfeld nach Böhmen veranlaßt hatte, war wiederum als

eifriger Katholik den Böhmen nicht genehm. Es blieb nur die Wahl des unbedeutenden Pfälzers übrig. Allein Böhmen mit seinem neuen kalvinistischen König, der tatsächlich in Prag am 8. November samt seiner Gemahlin Elisabeth, der jugendlich schönen englischen Königstochter, gekrönt wurde, stand vereinsamt da. Man hoffte an der „Union", diesem protestantischen Fürstenbund in Deutschland, der sich 1608 gebildet hatte und an dessen Spitze die Kurpfalz stand, Unterstützung zu finden, da aber Böhmen dem Bunde nicht angehörte, sah sich diese zunächst nicht veranlaßt, für das fremde Land Opfer zu bringen und sich in Gefahren zu stürzen, die ihr für diesen Fall von der katholischen Fürstenvereinigung der „Liga" drohten. Der Schwiegervater Friedrichs, König Jakob I. von England, war nur zur Vermittlung bereit. Die Geldunterstützung der Generalstaaten von monatlich 50.000 Gulden war nicht ausschlaggebend. Lediglich mit dem Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen kam ein Bündnis zustande, das eine militärische Unterstützung von einigen tausend Mann erwarten ließ.

Ferdinand II. dagegen hatte nicht nur die spanische Macht hinter sich, es war ihm auch gelungen, am 8. Oktober 1619 mit Herzog Maximilian von Bayern, dem Haupt der Liga, ein festes Bündnis zu schließen, das ihm die Hilfe dieses hervorragenden Fürsten sicherte, allerdings um den hohen Preis, daß diesem das pfälzische Land und die pfälzische Kur im Falle eines Sieges über die Böhmen und ihren neuen König zufallen sollte. Kriegerische Unterstützung bot auch der König Sigmund von Polen, Geld der päpstliche Stuhl unter Paul V. und die italienischen Kleinstaaten. Des Anschlusses Kursachsens an die kaiserliche Sache wurde schon gedacht.

Als daher der Entscheidungskampf begann, war die äußere Lage für die Böhmen bereits so ungünstig als möglich, ganz abgesehen von der inneren Zersplitterung, dem gegenseitigen Mißtrauen, den verzweifelten finanziellen und militärischen Zuständen und eigenartigen nationalen Verhältnissen. Das böhmische Heer wurde dem mit Friedrich V. nach Prag gekommenen Fürsten Christian von Anhalt, seinem einstmaligen

Statthalter in der Oberpfalz, unterstellt, unter dem nun Thurn und die anderen ständischen Feldherren dienten.

Maximilians von Bayern erste Aufgabe war die Niederwerfung der Oberösterreicher, die mit den Böhmen „konföderiert" waren; sie war um so leichter, als von Böhmen keine Hilfe kam. Am 24. Juli war der Herzog in Oberösterreich eingerückt, am 23. August konnte er es schon wieder verlassen, um sich nach Böhmen zu wenden. Fast unbehindert gelangte er über Freistadt nach Kaplitz und nahm am 30. September die Stadt Pisek, fast auf halbem Wege zwischen der oberösterreichisch-böhmischen Grenze und Prag gelegen, ein, nachdem er sich vorher mit dem kaiserlichen Heer unter Graf Buquoy vereinigt hatte. Von Pisek zog man westwärts gegen Pilsen, das sich noch immer in den Händen Ernsts von Mansfeld befand, der zwar in Diensten der Stände war, aber sich mit ihnen überworfen hatte. Es kostete daher keine besondere Mühe, ihn für einen Waffenstillstand zu gewinnen, d. h. von jeder Unterstützung der Böhmen abzuhalten.

Das kaiserlich-bayrische Heer, von einer etwaigen Bedrohung im Rücken befreit, hätte den Kampf mit den Böhmen unter Christian von Anhalt, der eilends bis in die Nähe von Pilsen gezogen war, nunmehr aufnehmen können. Allein Buquoy wollte einen Zusammenstoß so lange als möglich vermieden wissen. Zweimal, vor Pilsen und dann auf dem Weitermarsch nach Prag bei Rakonitz, setzte er seinen Willen gegen Maximilian und dessen obersten Feldherrn, Freiherrn Johann Tserklaes von Tilly, einen Brabanter, durch. Als man aber am 8. November ganz nahe an Prag, bis etwa auf eine Wegstunde, herangekommen war, und das böhmische Heer, dem Feinde zum Schutz der Stadt voraneilend, an dem ihr westlich vorgelagerten Weißen Berg sich in Schlachtordnung aufgestellt hatte, ließ sich der Kampf nicht länger vermeiden. Die Streitkräfte des Kaisers und der Bayern waren jenen der Böhmen nur um ein geringes überlegen, etwa 25.000 gegen 21.000 Mann.

Binnen etwas mehr als einer Stunde war das „große Scharmützel", wie es Buquoy bezeichnet wissen wollte, vorüber.

Furcht und Schrecken bei jenem Teil des böhmischen Heeres, der den Kaiserlichen gegenüberstand, erzeugte Verwirrung und Flucht, Auflösung der Massen und Ratlosigkeit bei den Führern und entschied die Schlacht. Es waren allein die Mährer unter Graf Heinrich Schlick, die ausharrten „bis zum Tod oder zur Gefangennahme". Und mit dem Verluste der einen Schlacht war alles verloren. Die Hauptstadt konnte keinen Widerstand leisten; der „Winterkönig" floh allsogleich mit seinen Räten, Generalen und einigen böhmischen Adeligen, wie Ruppa und Thurn, den bisherigen ständischen Führern; die Lausitz, Schlesien, Mähren wurden binnen kurzem überwunden.[33] Fast zweieinhalb Jahre waren die aufrührerischen Stände am Ruder gewesen, mehr als ein Jahr hatten sie einen neuen König, und so wenig war in der ganzen Zeit zur Sicherung der neuen Herrschaft geschehen, daß ein einziger Stoß hinreichte, um das ganze Gebäude zum völligen Zusammenbruch zu bringen.

Eine von den zahlreichen Schilderungen der Schlacht schließt mit den Worten: „Diejenigen, die dieses Übels, durch das das böhmische Königreich bedrückt wurde, Grund und Ursache waren, wurden alle, soweit sie nicht in der Schlacht erschlagen wurden oder in die Fremde entflohen, gerecht nach ihrem Verdienst bestraft. Die übrigen Bewohner aber, dieses tapfere Volk, das wegen seiner kriegerischen Taten den fremden Völkern einstmals genug schrecklich war, ging, in einer Stunde auf dem Weißen Berge überwunden, seines ganzen Heldenmutes, überdies seiner Freiheiten und mannigfachen kaiserlichen und königlichen Begabungen unwiederbringlich verlustig."

Ein Zeitabschnitt von zweihundert Jahren ging zu Ende, der von Anfang an auf der unmöglichen Voraussetzung aufgebaut war, als ob das Kernland Mitteleuropas, Böhmen mit Mähren, seine geschichtliche Entwicklung verleugnen, geistig, wirtschaftlich, politisch, national sich absondern könnte.

In allen diesen Belangen war Hussitentum und utraquistischer Adel seit langem schon auf abschüssiger Bahn; ihre Herrschaft war jetzt für immer zu Ende.

Anmerkungen.

Erster Abschnitt.

1. (S. 2). Für Sigmund vgl. J. Aschbach, Gesch. Kaiser Sigmunds, 4 Bde., 1838—45; W. Altmann, Regesta imperii XI. Die Urkunden K. Sigmunds 1410—37. 2 Bde., 1896—1900; Deutsche Reichstagsakten unter K. Sigmund (der ganzen Sammlung Bd. 7—12), hrg. v. D. Kerler, H. Herre, G. Beckmann, 1878—87; Eberhard Windecke, Denkwürdigkeiten z. Gesch. des Zeitalters K. Sigmunds, hrg. von W. Altmann, 1893.
2. (S. 3). F. Palacký, Documenta magistri Johannis Hus vitam.. a 1403—18 illustrantia, 1869, S. 553.
3. (S. 4). Ebenda S. 686.
4. (S. 4). Andreas v. Regensburg, hrg. von G. Leidinger in: Quellen u. Erörterungen z. bayr. u. deutsch. Gesch., N. F. I (1903), 368: Moravia in qua hucusque pauci fuerant infideles.
5. (S. 5). A. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands V (1920), 1076.
6. (S. 6). Ebenda S. 1053 ff.
7. (S. 8). Die Geschichtswerke aus der Hussitenzeit sind zum großen Teil gesammelt von C. v. Höfler, Geschichtschreiber der huss. Bewegung in Böhmen, T. I—III, in: Fontes rerum Austriacarum, Abt. I (Scriptores), Bd. 2 (1856), 6 (1865), 7 (1866); dann in den Font. rer. Bohemic. V (1893); andere sind selbständig herausgegeben. — Die Urkunden bei F. Palacký, Urkundl Beiträge z. Gesch. d. Hussitenkrieges 1419—36, 2 Bde., 1873. — Von besonderen Darstellungen erwähne ich: E. Denis, Huss et la guerre des Hussites, 1878; F. v. Bezold, K. Sigmund u. die Reichskriege gegen die Hussiten bis zum Ausgang des 3. Kreuzzuges, 3 Abt., 1872—77; P. S. Binder, Die Hegemonie der Prager im Hussitenkrieg, Heft 8 u. 9 der Prager Studien a. d. Gebiete der Geschichtswiss., hrg. von A. Bachmann, 1901—03. — Die überreiche Einzelliteratur s. bei Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutsch. Gesch., 8. Aufl., 1912, S. 453, 459, Č. Zibrt, Bibliografie české historie III (1906), 1—114, Nr. 1—2760; vgl. auch V. Novotný, Neue Veröffentlichungen über die huss. Zeit (tschech.) in: Český časopis historický V (1899), 12 ff.
8. (S. 10). Archiv Český III (1844), 206.
9. (S. 10). Neben den Reichstagsakten VII, 385 ff. s. R. Holtzmann, Der Breslauer Reichstag von 1420, in: Schles. Geschichtsblätter, Breslau 1920, Nr. 1, S. 1.

10. (S. 11). Reichstagsakten VII, 408.
11. (S. 11). v. d. Hardt, Rerum magni concilii Constantiensis tom. IV (1699), Sp. 1518.
12. (S. 11). Palacký, Urkundl. Beiträge I, 17, 21, 22.
13. (S. 12). Neben der bei Zibert verzeichneten älteren Literatur vgl. H. Toman, Über Z., seinen Geburtsort u. das spät. Geschlecht der Trotznow (tschech.), in: Sitzungsber. der kön. böhm. Gesellschaft der Wiss. 1890, Nr. XIII; auch die Abhandlung Nr. XIV ebenda von J. Kalousek.
14. (S. 14). Wo in dem Winkel zwischen Moldau und Luschnitz, westl. von Bechin das älteste Tabor zu suchen ist, ist strittig; s. Časopis musea král. českého, odd. duch. XCV (1921), 162. Nach der Taboritenchronik bei Höfler, Geschichtschreiber I, 528 wechselte man mit den Hügeln ab, so daß mehrere den Namen führten.
15. (S. 17). Beide tschechisch im Archiv čes. III (1844), 210 ff., Nr. 16, 17.
16. (S. 19). Nach Berichten des Engelbrecht Wusterwitz aus Brandenburg in: Deutsche Städtechroniken VII (1869), 352; auch später wiederholt benützt. Andere Angabe s. Palacký, Gesch. Böhmens III, 2 (1851), 123.
17. (S. 20). C. v. Höfler, Die Schlacht am Ziskaberg, in: Sitzungsber. der Wien. Akad. der Wiss. LXXXXV (1880), 899.
18. (S. 21). Sigmund hatte K. Ludwigs v. Ungarn ältere Tochter Maria, die aber schon 1392 gestorben war, zur Gemahlin, Wladislaus von Polen die jüngere, Hedwig.
19. (S. 24). Reichstagsakten VIII, 25; über die Beziehungen der Hussiten zu den Venetianern vgl. Palacký, Urkundl. Beiträge I, 39, Nr. 37.
20. (S. 26). Ebenda S. 90/1, Nr. 89/90, auch Archiv čes. VI, 398, Nr. 5. Die Angabe Binders, Hegemonie S. 146, als ob „Zwittau und auch einige Burgen in der Nähe, auch Hradek bei Gewitsch und andere Ortschaften" eingenommen worden wären, scheint nicht begründet. Auch C. Lick, Zur Gesch. d. Stadt Zwittau u. ihrer Umgebung (1910), 324 bietet keine genügenden Anhaltspunkte.
21. (S. 27). Archiv čes. III, 226, Nr. 24—26; Palacký, Urkundl. Beiträge I, 96, Nr. 98.
22. (S. 28). Aus einem Schreiben der Stadt Tachau vom 23. Apr. 1420, s. Bezold, Reichskriege S. 49, dazu Reichstagsakten VIII, 43, wo der Tachauer Brief mit dem Datum des 21. Apr. erwähnt wird und zwei ähnliche Schreiben von Eger vom 17. u. 24. April.
23. (S. 28). Reichstagsakten VIII, 13.
24. (S. 29). Ebenda S. 77.

25. (S. 29). Über Mähren zu Beginn der Hussitenkriege s. B. Bretholz, Die Übergabe Mährens an H. Albrecht V. von Österreich i. J. 1423, in: Archiv für österr. Gesch. LXXX (1893), 249 ff.
26. (S. 30). v. Höfler, Geschichtschreiber I, 416 ff.; Quellen und Erörterungen S. 379.
27. (S. 35). Im J. 1444 soll Kursachsen 64 böhmische Städte und Schlösser besessen haben, die es in den Hussitenkriegen erworben hatte, s. Markgraf in der Allg. deutsch. Biographie (Georg v. Podiebrad) VIII, 603.
28. (S. 37). G. Juritsch, Der dritte Kreuzzug gegen die Hussiten, 1427 (1900).
29. (S. 38). W. Altmann a. a. O. S. 276; ich gebe den stellenweise nicht leicht verständlichen Wortlaut ohne Änderung des Sinnes freier wieder.
30. (S. 39). Th. Sickel in der Bibliothèque de l'école des chartes, Ser. V, Heft 2, S. 79 hat das Schreiben für echt, Palacký, Urkundl. Beiträge II, 132, Nr. 669 für apokryph erklärt.
31. (S. 40). Reichstagsakten VIII, 290; auch für das folgende s. diesen Band unter dem jeweiligen Datum.
32. (S. 46). Eine nicht beachtete Schilderung der Schlacht, die auch den Ort genau bezeichnet, s. in dem Bericht des Mathias Husinek in: Abhandl. d. kön. böhm. Gesellschaft der Wiss., Folge 5, Bd. 13 (1865), 50.

Zweiter Abschnitt.

1. (S. 49). F. v. Bezold, Reichskriege (s. oben S. 245, Anm. 7), Abt. 1, S. 11, in der quellenkritischen Einl., die eine gute Übersicht über die Quellen der Hussitenzeit gibt. Laurenz' Chronik in Höfler, Geschichtschreiber I, 321 oder Font. rer. Bohem. V, 327.
2. (S. 50). Andreas von Regensburg (s. oben S. 245, Anm. 4), S. 668: hii qui Hussiste nominantur, diversas quidem habent facies, caudas vero colligatas; Höfler, Geschichtschreiber I, 574.
3. (S. 52). Archiv čes. I, 205.
4. (S. 52). Ebenda I, 44, Nr. 54; dazu A. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands V, 1133.
5. (S. 52). Monum. concil. general. saec. XV., I (1857), 141.
6. (S. 53). Hauck a. a. O. 1125.
7. (S. 53). Script. rer. Bohem. III (1829), Annales patrio sermone scripti, S. 99—100.
8. (S. 54). Palacký, Urkundl. Beiträge II, 481, Nr. 987.
9. (S. 55). Dieser Gegensatz wird in der deutschen Literatur hauptsächlich vertreten durch C. v. Höfler (im Bd. 3 seiner Geschichtschreiber der huss. Bewegung u. anderen seiner Schriften) und F. v. Bezold, Zur Gesch. des Hussitentums 1874.

10. (S. 55). Palacký, Urkundl. Beiträge I, 26, Nr. 20. Sie weisen hier im einzelnen hin auf die Verpflichtungen, die sie Sigmund gegenüber eingegangen, daß sie „irer gnoden gehorsam gelobt" und „gesworen" haben, und deshalb „von unserem angeboren erbherrn" nicht mehr zurücktreten können.

11. (S. 56). Ähnlich urteilt Z. Winter, Gesch. der Handwerke u. des Handels im 14. u. 15. Jahrh. [tschech.], 1906, S. 393: „Die Deutschen waren Gegner der tschech. Reformbewegung und dadurch führten sie das Ende ihrer bisherigen Herrschaft herbei...".

12. (S. 56). Archiv čes. IV, 382, Nr. 39: Eine andere Bestimmung betrifft Bürger, die trotz ihres Eides die Stadt verlassen haben und setzt fest, daß sie nicht wieder aufgenommen werden dürfen; vgl. auch Binder, Hegemonie I, 139; W. Tomek, Gesch. Prags [tschech.] IV, 168.

13. (S. 56). Vgl. insbesondere den Brief der Prager an die Kaadener vom 7. Nov. 1420 bei Windecke a. a. O. (s. oben S. 245, Anm. 1), S. 136; Höfler, Geschichtschreiber I, 426.

14. (S. 59). Geschichtschreiber S. 409, 424/5.

15. (S. 60). Ebenda S. 453, 529.

16. (S. 61). Bezold, Reichskriege S. 49, Anm.; Reichstagsakten VIII, 43, Anm. 6.

17. (S. 62). Höfler, Geschichtschreiber S. 456.

18. (S. 62). „Dadurch tschechisierten sich die Deutschen" (tím se Němci zčeštovali) sagt Z. Winter a. a. O. S. 405 mit Hinweis auf W. Tomek und S. 394: „In den Landstädten verschwanden die Deutschen leichter als in Prag, wo sie sehr mächtig und angesehen waren." — Eingehend, aber in vielen Punkten unrichtig behandelt den Gegenstand J. Lippert, Die Čechisierung der böhm. Städte im 15. Jahrh., in: Mitteil. des Vereines f. Gesch. der Deutschen i. Böhmen V (1867), 174 ff.

19. (S. 63). J. Čelakovský, Privilegia civitatum Pragensium (Codex iuris municipalis regni Bohemiae I, 1886), S. 208, Nr. 131.

20. (S. 63). Scriptores rer. Bohem. III, 26; Laurentius a. a. O. S. 348.

21. (S. 63). So Binder, Die Hegemonie a. a. O. S. 10; ähnlich früher Lippert a. a. O. S. 178. — Wenn man in deutschen Schriften (vgl. Mitteil. d. Vereines f. Gesch. der Deutschen i. Böhmen XXIII, 1885, S. 52 und darnach in tschechischen (vgl. Z. Winter, Kulturbild der böhm. Städte [tschech.] I, 1890. S. 140 K. Sigmunds Urkunde vom 20. Juli 1436 (Archiv čes. III, 446) als das „Todesurteil der Deutschen (ortel smrti Němcům)" bezeichnet findet, so ist dies eine der furchtbaren Übertreibungen, die in die deutschböhmische Geschichtschreibung vielfach hineingetragen wurde. Die Urkunde besagt im § 12 nur: „Wir

wollen, daß in Böhmen kein Fremder ein Amt verwalte, sondern ein Böhme ..."; nicht der Gegensatz zwischen deutsch und tschechisch, sondern zwischen fremd und einheimisch kommt zum Ausdruck.

22. (S. 63). Archiv čes. III, 207.
23. (S. 64). Laurentius a. a. O. S. 354.
24. (S. 64). Ebenda S. 370.
25. (S. 65). Höfler, Geschichtschreiber I, 42.
26. (S. 65). Palacký, Urkundl. Beiträge I, 44, Nr. 39; Archiv čes. III, 217.
27. (S. 65). Laurentius a. a. O. S. 396.
28. (S. 66). J. Strnad, Urkundenbuch d. kön. Stadt Pilsen [tschech.] I (1891), 302, Nr. 268, 321, Nr. 299; vgl. auch 303, Nr. 270.
29. (S. 67). Archiv čes. III, 446, Nr. 21; 449, Nr. 22.
30. (S. 68). Monum. conc. gener. I, 851; besonders aber die kaiserliche Urkunde vom 19. März 1437 bei K. v. Sternberg, Umrisse einer Gesch. der böhm. Bergwerke I, 2 (1837), 112, Nr. 79; auch die folgende Nr. 80 vom J. 1454.
31. (S. 69). Palacký in: Čas. česk. musea XX (1846), 80.
32. (S. 70). J. Loserth, Beiträge z. Gesch. der huss. Bewegung II. Der Magister Adalbertus Ranconis de Ericinio, in: Archiv f. österr. Gesch. LVII (1878), 204; dazu Mitteil. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen XVII (1879), 198 und in: Hus und Wiclif (1884), S. 53 ff.
33. (S. 71). A. Bachmann, Der älteste Streit zwischen Deutschen und Tschechen an der Prager Universität, in: Histor. Vierteljahrschrift, herausgeg. v. G. Seeliger VII (1904), 39.
34. (S. 72). Höfler, Geschichtschreiber II, 155.
35. (S. 73). Z. Winter, Gesch. der hohen Schulen in Prag. 1409 bis 1622 [tschech.]. 1897, S. 10 ff.
36. (S. 73). W. W. Tomek, Gesch. der Prager Universität (1849), S 127.
37. (S. 74). Bezold, Z. Gesch. d. Hussitentums, S. 48/9.
38. (S. 74). Höfler, Geschichtschreiber III, 159, Anm.; die zweite Nachricht bei Žibek s. unten Anm. 41, dann noch Geschichtschreiber I, 435.
39. (S. 74). Winter, Gesch. des Handwerks a. a. O. S. 892.
40. (S. 75). Andreas v. Regensburg bei Leibinger S. 419, vgl. auch 314.
41. (S. 75). Žibek, Spravovna, herausgeg. von Zd. V. Tobolka, in: Hist. Archiv Nr. 33 (1908), 56.
42. (S. 75). Bezold, Z. Gesch. d. Hussitentums, S. 62.
43. (S. 76). Höfler, Geschichtschreiber I, 628.
44. (S. 77). Vgl. die Ausführungen bei Johannes de Ragusio, Tractatus de reductione Bohemorum, in: Monum. conc. gener. I, 157.

45. (S. 77). Rede eines Taboritenführers im Liber de legationibus des Aegidius Carlerii, ebenda I, 530.
46. (S. 77). Nach Andreas von Brod, s. Geschichtschreiber II, 344; vgl. Bezold, Z. Gesch. d. Hussitismus, S. 64.
47. (S. 77). Geschichtschreiber II, 484.
48 (S. 78). Ebenda II, 347 ff.
49. (S. 79). A. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands V, 1051, nach der Professio fidei antiquae, abgedruckt bei J. Cochlaeus Historiae Hussitarum libri XII (1549), S. 545: Domini Bohemi ne sint nimis attenti ad res etc.
50. (S. 79). Geschichtschreiber I, 493; vgl. Hauck a. a. O. S. 1099.
51. (S. 79). W. Altmann, Windeckes Denkwürdigkeiten S. 134.
52. (S. 79). W. Altmann, Die Urkunden K. Sigmunds. I, Nr. 4191; Windecke Denkwürd. S. 132. 111 (für das folgende).

Dritter Abschnitt.

1. (S. 82). So lautet die Erklärung in der Wahlanzeige an den Markgrafen Johann v. Brandenburg, s. W. Wostry, K. Albrecht II. 1437—39, in: Prager Studien aus dem Gebiet der Geschichtswiss., hrg. von A. Bachmann, Heft 13, 14 (1906, 07), T. 2, S. 157, Nr. VI.
2. (S. 84). Script. rer. Bohem. III (1829), 112*.
3. (S. 85). Wostry, I. T., S. 78.
4. (S. 86). Script. rer. Bohem. III, 116.
5. (S. 86). Font. rer. Bohem. V, 623: cuius anima requiescat in sancta pace, quia fuit bonus, licet Theutunicus, audax et misericors.
6. (S. 86). Archiv čes. I, 254, Nr. 3.
7. (S. 88). Die Nachricht stützt sich auf die Angabe des Chronisten Bartossek von Drahonitz, daß am Kampfe auch ein Herant de Kunstadt iuvenis, residens in Podiebrad teilgenommen habe. Palacký, Gesch. Böhmens III, 3 (1854), 162, Anm. 148, zweifelt nicht daran, daß damit nur Georg, der Sohn Viktorins, gemeint sei: „Ein anderer Herr von Podiebrad lebte damals gar nicht und die Namen Boček und Heralt, in seiner Familie vor anderen üblich, wurden auch ihm... beigelegt, bevor noch der Name pan Jiřík populär wurde". Allein davon, daß Georg je Herant genannt wurde, findet sich nirgends eine Spur. Dagegen wissen wir, daß Georg unter der Vormundschaft eines Heralt v. Erhard v. K. stand, der urkundlich 1430 und 1433 (Arch čes. VI, 422, Nr. 26, III, 416) vorkommt. Das dürfte der Teilnehmer an der Lipaner Schlacht gewesen sein; III, 416 wird auch noch ein zweiter Erhard v. K. genannt (vgl. auch Slovník naučný, Art. Kunstadt), weshalb Bartossek den Teilnehmer an der Schlacht als junior bezeichnet. Wichtig ist ferner, daß Eneas-Silvius von Georgs Anwesenheit bei Lipan

nicht nur nichts weiß, sondern anläßlich dessen Waffentat im J. 1438 ausdrücklich sagt: hinc primum homini nomen datum. — Vgl. dazu Zd. V. Tobolka im Čas. Mat. Mor. XX (1896), 260, gegen Tenora im Čas. česk. mus. 1895, S. 190, der bereits an der Richtigkeit der Palackýschen Behauptung gezweifelt hat.

8. (S. 88). Die Nachricht, deren Wortlaut in der vor. Anm. angegeben ist, bringt Eneas Silvius, Historia Bohemiae cap. LV (ed. Freher, 1602, S. 177). Ausgeschmückt erzählt sie Dubravius lib. XXVIII (Freher S. 229).
9. (S. 92). Vgl. R. Urbánek, České dějiny III, 2 (1918), 354 ff. in den Noten.
10. (S. 93). Über ihn, den Verfasser einer Gesch. Böhmens (vgl. Bd. I, S. 7), vgl. G. Voigt, Enea Silvio de'Piccolomini als Papst Pius II. u. sein Zeitalter, 3 Bde. 1856—63; R. Wolkan, Der Briefwechsel des E. S. P., in: Fontes rer. Austriac. Abt. II., Bd. 61, 62, 67, 1909 ff.
11. (S. 93). Der Bericht über diese Unterredung in einem Schreiben des Eneas an den Kardinal Carvajal nach Rom vom 21. Aug. 1451, gedruckt in der Nürnberger Ausgabe der Briefe Eneas' von 1481, Nr. 130, und in der Gesamtausgabe seiner Werke von 1551 und 1571; vgl. G. Voigt, Die Briefe des Aen. Sylvius vor seiner Erhebung auf den päpstl. Stuhl, in: Archiv f. österr. Gesch. XVI (1856), 400, Nr. 190; ein Stück des Briefes übersetzt bei Palacký, Gesch. Böhmens IV, 1, S. 269 ff.
12. (S. 95). Archiv čes. II, 304 ff., Nr. 53—55.
13. (S. 96). Diese Zahl nennt Eneas in seiner „Gesch. K. Friedrichs III.", deutsche Übersetzung in den Geschichtschreibern d. deutschen Vorzeit, XV. Jahrh., Bd. 88, 89 (1890), 209.
14. (S. 97). Ebenda Bd. 89, 144/5.
15. (S. 98). Fontes rer. Austriac. II, 20, S. 55.
16. (S. 98). Archiv. čes. XV, 212, Nr. 104.
17. (S. 99). Einen etwas anderen Wortlaut, der aber auch auf Eneas zurückgeht, gibt Palacký, Gesch. Böhmens IV, 1, S. 332, Anm.; vgl. auch Urbánek a. a. O. III, 2, S. 723.
18. (S. 100). Sitzungsber. d. kön. böhm. Gesellschaft d. Wiss., Jg. 1899, S. 21.
19. (S. 101). J. Loserth, Ein Gesandtschaftsbericht aus Prag v. J. 1454, in: Mitteil. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. B. XVII (1880), 299.
20. (S. 103). F. Palacký, Zeugenverhör über den Tod K. Ladislaws, in: Abh. der kön. böhm. Gesellschaft d. Wiss., 5. Folge, 9. Bd. (1856) und nach einem Versuch von E. W. Kanter, Die Ermordung K. Ladislaws (1906), Georg v. Podiebrad die Schuld zuzuschreiben, V. Novotný, Über den Tod des K. Ladislaw Posth., in: Sitzungsber. der kön. böhm. Gesellschaft d. Wiss., Jg. 1906 (Prag 1907), Abh. X.

— Zu den vielen Nachrichten über Ladislaus' Tod kommen noch hinzu: 1. im Dialogus Rabenstein (Arch. für österr. Gesch. LIV, 359): cuius mortem multi naturalem, multi veneno obtigisse dicunt, quam illis constare credimus, in quorum scola et regimine adolescens versabatur; 2. Bohuslaus von Hassenstein in einem Briefe von 1489 an Christian Pedik: Neque Ladislaus Alberti filius orthodoxae fidei defuturus credebatur, nisi in ipso aetatis flore veneno, ut perhibent, extinctus esset. Vgl. J. Truhlar in: Sbírka pram., Abt. II, Nr. 1 (1893), S. 25.

21. (S. 104). J. Loserth, Die Denkschrift des Breslauer Domherrn Nik. Tempelfeld v. Brieg über die Wahl Georgs v. Podiebrad, in: Archiv f. österr. Gesch. LXI (1880), 89 ff.; A. Bachmann, Neues über die Wahl K. Georgs v. Böhmen, in: Mitteil. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen. XXXIII (1895), 1 ff. — Der Bericht des Rosenbergischen Sekretärs in: Font. rer. Austriac. II, Bd. 46, S. 1 ff.

22. (S. 106). A. Bachmann, Ein Jahr böhm. Geschichte. Georgs von Podiebrad Wahl, Krönung und Anerkennung, in: Archiv f. österr. Gesch. LIV (1876), 134. Wegen der Abschwörung das Schreiben des Kard. Carvajal an den Papst vom 9. Aug. 1458, in: Script. rer. Silesiac. VIII (1873), 7, Nr. 10: Abiuracio erroris non est scripta in iuramento usw.

23. (S. 107). H. Markgraf, Politische Korrespondenz Breslaus im Zeitalter Georgs v. Podiebrad, in: Script. rer. Silesiac. VIII und Eschenloer, Historia Wratislaviensis ebenda VII; deutsch u. d. T.: Peter Eschenloers ... Geschichten der Stadt Breslau o. Denkwürdigkeiten seiner Zeit von 1440—1479, hg. von T. G. Kunisch, 2 Bde. (1827).

24. (S. 107). Palacký, Urkundliche Beiträge zur Gesch. Böhmens im Zeitalter Georgs von Podiebrad. 1450—1471, in: Font. rer. Austr., 2. Abt., Bd. XX (1860), Nr. 138, 139, 182, 184.

25. (S. 108). Als solcher gewann besondere Bedeutung Jobst von Einsiedel, ein Egerer; vgl. über ihn F. Kürschner in: Archiv f. österr. Gesch. XXXIX (1868), 245 ff.

26. (S. 110). Kunisch a. a. O. II, 77.

27. (S. 111). Script. rer. Siles. VIII, 47, Nr. 45.

28. (S. 112). Abgedruckt in der Abhandl. der kön. böhm. Gesellsch. der Wiss., V. Folge, 13. Bd. (1865), 53 ff., dazu Höfler in: Sitzungsber. der kön. böhm. Gesellsch. der Wiss., Jhg. 1862, S. 47 ff., und G. v. Stockheim, Herzog Albrecht IV. u. seine Zeit, 2 Bde., Leipz. 1865.

29. (S. 115). Monumenta hist. univ. Prag, III, 56, 57; A. Bachmann, Böhmen u. seine Nachbarländer unter Georg v. Podiebrad 1458—1461 (1878), S. 301.

30. (S. 115). A. Bachmann, Deutsche Reichsgesch. im Zeitalter K. Friedrichs III., Bd. I (1884), 92.
31. (S. 115). Script. rer Bohem. III, 176.
32. (S. 116). Palacký, Gesch. v. Böhmen IV, 2, S. 187, Anm. 131; Bachmann, Deutsche Reichsgesch. I, 93, Anm. 4. — Die entscheidende Stelle im Original (im böhm. Kron- o. St. Wenzelsarchiv Nr. 1 : 474, Rep. 255, böhm. Rep. XII. A. Nr. 1381) lautet (nach gütiger Mitt. des Prag. Landesarchivs): My Jiří.. oznamujem.., jakož.. jednostejným všie české země svolením za krále.. voleni, vyzdvizeni i štastně korunováni sme, při kterémžto našem korunování od pánuv, rytieřstva, měst i obce královstvie českého žádáni a prošeni sme, abychom je v jich práviech, řadiech a obyčejích zachovali a jim na to.. list náš, též jakož předkové naši.. Sigmund, Albrecht a Ladislav.. dali... My jich žadosti chtiec dosti učiniti, řekli sme a chcem je při těch věcech, což se těch čtyř artikuluov i také volenie k arcibiskupství pražskému mistra Jana z Rokycan i zachovánie compactat, poslánie o potvrzenie jich k otci svatému dotyče, tak jakožto též předkové naši je řekli jsú, zachovati i o jiné kusy totižto, že my již jmenované královstvie české, markrabstvie moravské, kniežata slezská, města i jiné země a krajiny k témuž královstvie přislušejície i každý stav při jich rádiech, práviech, svobodách a spravednostech zachovati a ochraniovati chcem s jich radú a pomocí, jakož to dobré, hodné a slušné jest. Item že všecky peněžite dluhy...
33. (S. 116). So schreibt noch am 21. Sept. 1461 Markgraf Albrecht Achilles dem Kaiser: „...so ist dem Schimpf der Boden auf und der Kunig von Behem wirdet Romischer Konig, es sei E. Gn. und uns allen lieb oder leide," s. Font. rer. Austr., Abt. 2, Bd. XX, S. 249, Nr. 248; vgl. auch Bachmann, Deutsche Reichsgesch. I, 95, Anm. 4.
34. (S. 116). Script. rer. Siles. VIII, 67, Nr. 66.
35. (S. 117). Von Koranda stammt der Hauptbericht, s. Výbor z literatury české II (1868), 663, besser Archiv čes. VIII (1888), 321 ff.; die anderen Quellen verzeichnet Bachmann, D. Reichsgesch. I. 197, Anm. 3; dazu Script. rer. Siles. VIII, 82.
36. (S. 117). Vgl. L. Pastor, Gesch. d. Päpste II (1889), 157: il re de Boemia... e mezo heretico et e cativo de nido et non se ne puo pigliare fede; vgl. dazu Eneas, Gesch. K. Friedrichs III., in: Geschichtschreiber d. deutsch. Vorzeit a. a. O. I, 225.
37 (S. 118). H. Markgraf, Über Georgs v. P. Projekt eines christl. Fürstenbundes zur Vertreibung der Türken aus Europa u. Herstellung des allg. Friedens innerhalb der Christenheit, in: Sybels Hist. Zeitschrift XXI (1869), 257.
38. (S. 119). Script. rer. Siles. VIII, 123, Nr. 105.

39. (S. 120). Zum Dank für diese Hilfe, an der im Gefolge K. Georgs auch die mährischen Stände teilnahmen, verlieh der Kaiser ihnen 7. Dez. 1462 eine Verbesserung des Landeswappens vgl. B. Bretholz, Das mähr. Landesarchiv, 1908, S. 124, Nr. 9; vgl. die sonstigen Gnadenbeweise bei Bachmann, Gesch. Böhmens II, 550.
40. (S. 121). Die darauf bezüglichen Aktenstücke in Script. rer. Siles. IX (1874), 77 ff.
41. (S. 121). L. Pastor a. a. O. II, 356, nach Palacký IV, 2, S. 325.
42. (S. 122). Script. rer. Siles. IX, 147, Nr. 311.
43. (S. 123). Kraus-Kaser, Deutsche Gesch. im Ausgange d. Mittelalters I (1905), 438.
44. (S. 125). A. Bachmann, Johannis Rabensteinensis dialogus, in: Archiv f. österr. Gesch. LIV (1876), 364; s. auch Palacký IV, 1, S. 435, 2, S. 670.
45. (S. 126). Vgl. einerseits Palacký IV, 2, S. 665 ff. und Denis, Fin de l'indépendance Bohême. I. Georges de Podiebrad. Les Jagellons (1890), 163, der aber in der Beurteilung Georgs von Palacký abweicht, andererseits Kaser, Das späte Mittelalter, in: Weltgesch. in gemeinverständl. Darstellung, herausgeg. von L. M. Hartmann V (1921), 192 ff.
46. (S. 126). A. Bachmann, D. Reichsgesch. I, 91.

Vierter Abschnitt.

1. (S. 127). S. die Stammtafel und meine Neuere Gesch. Böhmens I (1920), 23.
2. (S. 128). J. Chmel, Aktenstücke u. Briefe z. Gesch. des Hauses Habsburg im Zeitalter Maximilians, in: Monumenta Habsburgica, I. Abt., 3. Bd. (1858), 252 ff.; Archiv čes. IV, 488.
3. (S. 131). A. Gindely, Böhmen u. Mähren im Zeitalter der Reformation, Bd. I: Gesch. der böhm. Brüder, 1450—1564 (1857); J. Goll, Quellen u. Untersuchungen z. Gesch. der böhm. Brüder, Prag 1882, Bd. II: Peter Chelčický u. seine Lehre.
4. (S. 131). Herausgegeben von E. Smetánka, Sít víry, in: Comenium Nr. XXII (1912).
5. (S. 136). Gindely a. a. O. I, 49. — Noch 1508 schreibt Bohuslaus v. Hassenstein, daß die Brüder unter K. Georg nicht zu „mucksen (hiscere)" wagten; Listář (s. unten Anm. 10) S. 184.
6. (S. 137). A. Bachmann, Urkunden u. Aktenstücke z. österr. Gesch. im Zeitalter K. Friedrichs III., in: Font. rer. Austr., 2. Abt., Bd. XLII (1879), 411.
7. (S. 138). A. Bachmann, Zur Gesch. des Aufstandes der Prager im Sept. 1482, in: Mitteil. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XIX (1881), 24, mit weiteren Quellenangaben.

8. (S. 139). A. Theiner, Vetera monumenta Poloniae II (1861), 228, Nr. 254; dsl., Monum. Hungariae II, 488 ff.; vgl. Palacký, Gesch. Böhmens V, 1, S. 260, Anm. 199.
9. (S. 140). Archiv čes. V, 418/9.
10. (S. 141). J. Truhlař, Listář Bohuslawa Hasištejnského z Lobkovic, in: Sbírka pramenův der kön. böhm. Akad. d. Wiss., Abt. 2, Nr. 1 (1893), 26.
11. (S. 141). B. Gruber, Die Hauptperioden der m. a. Kunstentwicklung in Böhmen und den Nachbarländern, in: Mitt. d. Vereines f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen IX (1871), 264 ff.
12. (S. 142). J. Truhlař, Magister Václav Písecký, in: Čas. česk. mus. L (1876), 84, und dsl. Počátky humanismu v Čechách in: Rozpravy der kön. böhm. Akademie d. Wiss., Kl. III, Jhg. 1, Nr. 3 (1892), 45/6; vgl. auch Höfler, Geschichtschreiber III, 172.
13. (S. 143). Ebenda S. 40.
14. (S. 144). J. Truhlař, Listář a. a. O. S. 175: Ego certe me germanum esse et profiteor et glorior; vgl. dazu Truhlař, Humanismus a humanisté v Čechách, in: Rozpravy a. a. O., Jhg. 3, Nr. 4 (1894), 144; R. Wolkan, Gesch. d. deutschen Literatur in Böhmen (1894), 110 ff.
15 (S. 145). Daß er Bischof von Burgos gewesen sei, wie Bohuslaus angibt, läßt sich nicht erweisen; vgl. Listář S. 23 in der Beschreibung Prags.
16. (S. 145). Wolkan a. a. O. S. 114.
17. (S. 146). Listář a. a. O. S. 213: Quale monstrum si Boemia nostra ferret, bimembrem puerum natum et pisces sub aratro inventos putarem.
18. (S. 146). Herausgeg. von Z. V. Tobolka in: Hist. Archiv der kön. böhm. Akademie Nr. 33 (1908), S. 16, 20.
19. (S. 147). Z. Winter in seinem oben, S. 248, Anm. 11 genannten Werk, S. 892 u. f.
20. (S. 148). J. Truhlař, Počátky a. a. O. S. 44/5; dazu Centralblatt f. Bibliothekswesen, Jhg. 1890, S. 248.
21 (S. 148). Vgl. u. a. J. Klik, Die nationalen Verhältnisse Böhmens von den Hussitenkriegen bis zur Schlacht am Weißen Berge [tschech.], in: Český čas. hist. XXVII (1921), 13 ff., 18.
22. (S. 148). Gesch. Böhmens IV, 1, S. 335, dazu Klik, S. 21.
23. (S. 149). Archiv čes. III, 457, I, 380.
24. (S. 149). Listář a. a. O. S. 147, 203.
25. (S. 149). Wolkan a. a. O. S. 110.
26. (S. 150). Klik a. a. O. S. 23/4, 30.
27. (S. 150). O. Kämmel, Zur Beleuchtung der Cechisierung Böhmens im 15. Jahrh., in: Mitteil. d. Vereines f. Gesch. d. D. in Böhmen XV (1877), 85 ff.; Archiv čes. XII, 261.
28. (S. 151). Tobolka a. a. O. S. 42.

29. (S. 151). C. J. Demuth, Gesch. der Landtafel d. Markgrafenthumes Mähren, 1856, pag. XXXVIII.

30. (S. 151). J. Jireček, Codex iuris bohemici, III, 3 (1874), 453.

31. (S. 151). J. Truhlář, Humanismus a. a. O. S. 29 ff., 55 ff.; J. Vlček, Dějiny literatury české I, 1 (1897), 314 ff.

32. (S. 152). Vgl. Wolkan a. a. O. S. 112, 114.

33. (S. 155). Gesch. Böhmens V, 1, S. 293, 296. — Seine Annahme, daß diese „Veränderungen" auf Einwirkungen von Deutschland zurückgehen, weist die Österreich. Reichsgesch. von Huber-Dopsch (1901), 108, Anm. 4, zurück.

34. (S. 156). A. Luschin v. Ebengreuth, Handbuch der österr. Rechtsgesch. I (1914), 420.

35. (S. 156). In der eigenartigen Schrift „Streit der Wahrheit mit der Lüge um die Güter und die Regierung der Priester", gedruckt 1539. Die Auszüge im Výbor z literatury české II (1868), 794 sind ungenügend. Der Satz fol. XXXV v. lautet: „A zvláště ten stav dělný, jako osel, ješto by proto nebylo, že zemi těží, nebylby hoden pro svú sprostnost na světě trpěn býti." Bei E. Denis, Fin de l'indépendance Bohême I, 263 zum mindesten sehr frei wiedergegeben. Für das weitere vgl. fol. XI v. ff. — Vgl. noch Th. Lindner, Weltgesch. IV (1905), 177: „Nirgends standen die Bauern so schlecht, wie in Böhmen…"; Denis S. 248—280.

36. (S. 157). Herausgegeben von V. Brandl, 1868. — Eine noch ungedruckte alte deutsche Übersetzung im mähr. Landesarchiv (Becksche Handschriftensammlung) u. d. T.: „Lanndts-Ordtnung und Recht des Marggrafthumb Märherrn auß behembischer Sprach in Deutsch dransferiert". — Vgl. P. R. v. Chlumecky, Das Tobitschauer Buch. 1858.

37. (S. 157). Herausgegeben von F. Palacký im Arch. čes. V (1862), 1 ff. — Mit lateinischer Übersetzung in der Ausgabe von 1527 von Mag. Roderich Dubravus v. Dubrava.

38. (S. 158). H. Jireček, Právnický život v Čechách a na Moravě (1903), S. 304.

39. (S. 160.) X. Liske, Der Congreß zu Wien i. J. 1515, in: Forsch. z. deutschen Gesch. VII (1867), 463 ff.

40. (S. 161). Archiv čes. VII, 175.

41. (S. 162). Kraus-Kaser, Deutsche Gesch. im Ausgang d. Mittelalters. 1438—1519. II, 505.

42. (S. 163). R. Fronius, Luthers Beziehungen zu Böhmen, in: Jahrbuch d. Protestantismus XVI (1895), 1 ff.

43. (S. 165). A. Gindely, Gesch. der böhm. Brüder I (1857), 163 und Anm. 70 auf S. 502; B. Czerwenka, Gesch. der evangel. Kirche in Böhmen II (1870), 156.

44. (S. 165). Seine Briefe in tschechischer Sprache s. Archiv čes. I, 69 ff.
45. (S. 167). Palacký, Gesch. Böhmens V, 2, S. 440.
46. (S. 167). Bartholomäus von St. Aegid in seiner Chronica de seditione et tumultu Pragensi 1524—31, lateinisch herausgeg. von C. v. Höfler, Prag 1859, tschechisch von J. F. Šimák in: Font. rer. Bohem V (1907), 1 ff.
47. (S. 168). Bericht des Gesandten K. Ludwigs an K. Siegmund von Polen, in: Acta Tomiciana VI (1857) 279.
48. (S. 170). Chronik des Georg Pisensis, 1518—26, in: Font. rer. Bohem. V, 359.
49. (S. 171). Palacký, Gesch. Böhmens V, 2, S. 518, Anm. 380.
50. (S. 174). A. Rezek, Francouzská politika v Čechách, 1519—34, in: Sborník hist. I (1883), 53.

Fünfter Abschnitt.

1. (S. 176). Archiv čes. IV (1846), 108.
2. (S. 176). J. Kalousek, České státní právo (2. Aufl. 1892), 183, nimmt an, daß von den mindestens drei damals ausgestellten Urkunden K. Friedrichs III. alle, bis auf eine, noch vor 1547 müssen entfernt worden sein; vgl. auch A. Bachmann, Deutsche Reichsgesch. I, 569, Anm. 1, Palacký, Gesch. Böhmens IV, 2, S. 355, auch 266; wegen dessen Annahme von einer Rückstellung der Urkunden von 1364, A. Huber, Gesch. Österreichs III (1888), 171, Anm. 1.
3. (S. 177). J. Kalousek a. a. O. S. 513.
4. (S. 177). A. Rezek in: Čas. česk. mus. LV (1881), 394, 401. — Der Prager Chronist (Script. rer. Bohem. III, 386) sagt ausdrücklich, daß die Wiener Ehebesprechungen von 1515 dem Prager Landtag bekanntgegeben wurden, „worauf unsere Getreuen das Te Deum laudamus sangen, am Pfingsmontag".
5. (S. 177). Das Hauptwerk fortan ist „Die böhm. Landtagsverhandlungen u. Landtagsbeschlüsse von 1526 an..., hrg. vom k. böhm. Landesarchiv" I (1877) — XI, 1 (1910) bis 1605, XI, 2—XIV fehlen, XV (1917) behandelt das Jahr 1611. — Ausführlich habe ich den Zeitabschnitt 1526—1576 behandelt in meiner „Neueren Gesch. Böhmens", I (1920), erschienen in der Perthesschen „Allgemeinen Staatengeschichte", hrg. von H. Oncken.
6. (S. 177). Vgl. Band I, S. 75.
7. (S. 183). A. Fischel, K. Ferdinands I. Versuch zur Einführung einer rein landesfürstl. Verwaltung in Mähren (1528), in: Zeitschr. des deutschen Vereines f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens, XVII (1913), 259.
8. (S. 183). Chr. F. Stälin, Aufenthaltsorte K. Ferdinands I. 1521—64, in: Forsch. z. deutsch. Gesch. I (1862), 384.

9. (S. 185). Archiv čes. XI (1892), 492.
10. (S. 186). A. v. Gévay, Urkunden u. Aktenstücke zwischen Österreich, Ungarn u. der Pforte im 16. u. 17. Jhd. I (1840), Lief. 4, S. 59, Nr. 1.
11. (S. 186). München, Reichsarchiv, Fürstensachen, Bd. XXIV, Fol. 318, s. meine N. Gesch. Böhm. 89.
12. (S. 189). Die Nachweise in meiner N. Gesch. Böhm. 93 ff.
13. (S. 190). Eine wichtige Quelle für diese Zeit bilden die „Nuntiaturberichte aus Deutschland", 1533—1590. 1603 ff., hrg. teils vom k. preuß. Institut in Rom, teils von der Wiener Akad. d. Wiss., teils von der Görres-Gesellschaft in München, vgl. Dahlmann-Waitz, Quellenkunde d. deutschen Geschichte, 1912.
14. (S. 193). Archiv čes. XX (1902), 82.
15. (S. 196). Zu der in meiner N. Gesch. Böhmens S. 115 ff. angeführten Lit. vgl. noch K. Krofta in Čas. česk. mus. XCI (1917), 2 ff.
16. (S. 196). G. Egelhaaf, Deutsche Gesch. im 16. Jahrh. II (1892), 415.
17. (S. 197). E. Brandenburg, Polit. Korrespondenz des Herzogs u. Kurfürsten Moritz v. Sachsen II (1904), 784; s. auch sein Buch: Moritz von Sachsen I (1898).
18. (S. 198). C. v. Kügelgen, Zeitgemäße Traktate aus der Reformationszeit. Heft 2 (1903).
19. (S. 199). E. Brandenburg a. a. O. S.
20. (S. 199). G. Loesche, J. Mathesius. 2 Bde. (1895); der Briefwechsel des Mathesius, in: Jahrb. f. Gesch. d. Protestantismus XI (1890).
21. (S. 200). Die Vorgänge im einzelnen sind behandelt in: „Acta aller Handlungen, so sich zwischen ... Ferdinanden ... und etlichen Personen aus dem Herrn-, Ritter- und Bürgerstand der Cron Beheim des vergangen 1547 Jars verloffen ... Aus behemischer in deutsche Sprach transferiert und gedruckt 1548". Im Auszug in: Landtagsverh. II, 69. — Die zweite Hauptquelle ist: Sixt von Ottersdorf, Knihy pamatné o nepokojných letech 1546 a 1547 (Gedenkbücher über die unruhigen Jahre 1546 u. 47), hrg. von J. Teige in: Světová knihovna Nr. 1363—79, Prag (1919). Dazu K. Tieftrunk, Der Widerstand der böhm. Stände gegen Ferdinand I. i. J. 1547 (tschech.), 1872.
22. (S. 203). W. Březan, Život Viléma z Rosenberka (Das Leben W. v. R.), hrg. in: Bibliotéka Staročeská. 1847.
23. (S. 206). Beachtenswert ist, daß in den Landtagsverhandlungen des J. 1590 davon die Rede war, daß 1547 in Mähren die Pikarden (d. h. die Brüder) einige tausend Mann gesammelt hatten, um gegen Ferdinand zu ziehen. Landtagsverh. VII, 455.
24. (S. 208). J. Schmidt, Historia soc. Jesu provinciae Bohemiae I—III (1747—54); A. Kroeß, Gesch. der böhm. Provinz der

Gesellschaft Jesu I (1910); Z. Winter, Život cirkevní v Čechách (Das kirchl. Leben in Böhmen). 1895.
25. (S. 208). O. Braunsberger, B. Petri Canisii S. J. epistulae et acta I—V (1896—1910).
26. (S. 209). A. Frind, Die Kirchengesch. Böhmens III (1872), IV (1878).
27. (S. 210). K. Borový, Anton Brus v. Müglitz, in: Österr. Vierteljahrsschrift f. kath. Theologie, XIII, 1874.

Sechster Abschnitt.

1. (S. 212). Vgl. „Staat und Gesellschaft der neueren Zeit", in: „Die Kultur der Gegenwart", Teil II, Abt. V, 1, 1908.
2. (S. 213). Vgl. meine Neuere Gesch. Böhmens S. 223 ff.
3. (S. 214). R. Holtzmann, K. Maximilian II. bis zu seiner Thronbesteigung 1527—1564 (1903).
4. (S. 216). Über die Quellen zu diesem Landtag und ihn selbst, vgl. E. Reimann, Der böhm. Landtag d. J. 1575, in: Forschungen z. deutschen Gesch. III (1863), 257 ff.
5. (S. 217). Über Böhmen und die Bartholomäusnacht verzeichnet Literatur Č. Zíbrt, Bibliografie III, 456, Nr. 9564.
6. (S. 217). Die böhm. Landtagsverhandlungen IV, 433; die „Propositionen" S. 156 ff.
7. (S. 219). Vgl. F. Hrejsa, Die böhm. Konfession, ihre Entstehung, ihr Wesen und ihre Geschichte, im: Jahrbuch f. Gesch. des Protestantismus in Österreich, Jhg. XXXV—XXXVII (1914 ff.), ein Auszug aus seiner gleichnamigen tschech. Abhandlung in: Rozpravy der kön. böhm. Akademie in Prag, Kl. I, Nr. 46 (1912); vgl. Böhm. Landtagsverhandlungen XI, 1 (1910), 49, Anm. 178.
8. (S. 222). A. Theiner, Annales ecclesiastici I (1856), 452, nach einem Bericht des Gesandten Giovanni Vescovo di Torcelli an den Kardinal di Como, ddo. Prag, 1575, Febr. 25.
9. (S. 223). Vgl. J. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes IV (1896), 496.
10. (S. 223). Neben dem Hauptwerk A. Gindely, Rudolf II. und seine Zeit, 2 Bde. (2. Aufl. 1868) vgl. F. Stieve, Rudolf II., deutscher Kaiser, in: Abhandlungen, Vorträge u. Reden (1900), S. 93 ff. (auch: Allgem. deutsche Biographie). Über Rudolfs Krankheit s. noch: Böhm. Landtagsverhandlungen X (1900), 242, und die unter Anm. 20 genannte Arbeit Stieves, S. 33 ff.
11. (S. 224). Landtagsverhandlungen VII (1891), 447.
12. (S. 225). Bezüglich Mährens vgl. F. Kameníček, Mähr. Landtagsverhandlungen und Zusammenkünfte (tschech.) II (1902), 330; III (1905), 677. Das dreibändige Werk ist als einzige Bearbeitung der mähr. Landtagsakten wichtig, wenn auch K. Krofta, Böhm. Landtagsverh. XI (1910), 2, auf „die ernsten Mängel und vielen

Ungenauigkeiten" hingewiesen hat. — Zusammenfassend F. Stieve, Der Kalenderstreit des 16. Jhdts. in Deutschland, in: Abhandl. der III. (hist.) Klasse der kön. bayr. Akademie d. Wiss. XV, 3 (= Denkschriften LIV), 1880.

13. (S. 225). J. Jireček, Denkwürdigkeiten des Wilhelm Grafen Slawata (tschech.) I (1866), 36; im Auszug H. Opočenský, in: Světova knihovna Nr. 1044/6 (1912), S. 45.

14 (S. 225). Böhm. Landtagsverh. IX (1897), 9.

15. (S. 226). Vgl. außer den einzelnen Bänden der Böhm. Landtagsverhandl. auch die Einleitung von K. Krofta zu Bd. XI (1910), 47.

16. (S. 226). E. Denis, Fin de l'indépendance Bohême II (1890), 335: „s'il était nécessaire, pour ruiner l'hérésie, de ruiner la Bohême, ils n'éprouveraient ni pitié ni remords".

17 (S. 227). Böhm. Landtagsverhandlungen X (1900), 336, Nr. 270; vgl. dazu J. Glücklich, Das Mandat gegen die Brüder vom 2. Sept. 1602 und dessen Durchführung in den J. 1602—04 (tschech.), in: Sitzungsber. d. kön. böhm. Gesellschaft d. Wiss., Jhg. 1904 (1905), Nr. X.

18 (S. 227). Briefe hat herausgegeben J. Glücklich im: Historický Archiv der kön. böhm. Akad. d. Wiss., Nr. XXX (1908), XXXVIII (1912).

19. (S. 228). Beispiele bei Z. Winter, Kirchl. Leben in Böhmen (tschech.), 1895, S. 248 ff.

20. (S. 228). F. Stieve, Die Verhandlungen über die Nachfolge K. Rudolfs II., in: Abhandl. der III. (hist.) Klasse der kön. bayr. Akad. d. Wiss., XV, 1 (= Denkschriften LIV), 1880, S. 1 ff.

21. (S. 228). Über den „Prozeß Lobkowitz" vgl. jetzt die früheren Darstellungen ergänzend und verbessernd: Landtagsverh. VIII (1895). 141 ff.

22 (S. 229). F. Stieve, Briefe u. Akten z. Gesch. des 30jährigen Krieges V (1883), 943 unter „Böhmen" u. f. in diesem Werke.

23. (S. 229). Vgl. dazu F. Kameníček, Quellen zu den Einfällen Boczkais in Mähren (tschech.), in: Historický Archiv der kön. böhm. Akad. d. Wiss. Nr. IV (1894).

24. (S. 229). Über ihn die stark verherrlichende Schrift von P. v. Chlumecky, Carl von Zierotin und seine Zeit. 1564—1615 (1862), nebst Beilagenband (Briefe) 1879; V. Brandl, Schriften des K. v. Z. (tschech.) 5 Bde. (1866—72). Die Briefe K. v. Z. im Archiv. čes. XXVII (1904).

25. (S. 232). Neben der älteren umfassenden Arbeit von A. Gindely, Gesch. der Erteilung des Böhm. Majestätsbriefes von 1609 (1858), vgl. K. Krofta, Der Majestätsbrief Rudolfs II. (tschech.), 1909. — Zierotins Brief an Budowetz im Archiv čes. XXVII (1904), 462.

26. (S. 234). Vgl. Böhm. Landtagsverh. XV, 1 (1917), S. XXXIV.

27. (S. 235). A. Gindely, Gesch. des 30jährigen Krieges I (1869), 79, 78.
28. (S. 236). J. Winter a. a. O. S. 249 ff.; 254 ff.
29. (S. 236). A. Rezek, Denkwürdigkeiten des Nikolaus Dačický von Heslau [tschech.], I (1878), 244.
30. (S. 237). Diese und andere Zeitbilder enthält die wichtige sogen. zweite Apologie der Stände des Königreiches Böhmen in tschech. Sprache, hrg. von V. Šubert, Prag 1862 (s. Gindely, Gesch. d. 30jähr. Krieges I, 235 ff.), dann die Böhm. Gesch. des Paul Skala von Zhoř [tschech.], hrg. von K. Tieftrunk, 2 Bde., 1865.
31. (S. 238). G. Mentz, Deutsche Gesch. (1913), S. 330: „Vom Prager Fenstersturz datiert man bald nach dem westphälischen Frieden die Kriegszeit und nennt ihn daher Dreißigjähriger Krieg."
32. (S. 240). M. Ritter, Deutsche Gesch. im Zeitalter d. Gegenreformation u. des 30jähr. Krieges (1555—1648), III (1908), 25.
33. (S. 244). Die reiche Literatur über die Schlacht am Weißen Berge verzeichnet Zíbrt, Bibliografie IV, 398 ff., Nr. 6544—7022. Die wichtigsten Darstellungen bei A. Gindely, Gesch. d. 30jähr. Krieges III, 329; M. Ritter, Deutsche Gesch. III, 105; J. Krebs, Die Schlacht am Weißen Berge, 1879 u. andere Schriften dieses Verfassers. Die folgende Anführung aus J. Beckovský, Poselkyně starých příběhův českých, herausgeg. von A. Rezek II (1879), 303.

